


TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA



Kaiser Joseph der Zweite

und

sein Hof.

Von

L. Mühlbach.

Zweite Abtheilung:

Kaiser Joseph und Marie Antoinette.

Erster Band.

Sechste Auflage.

Berlin, 1860.

Druck und Verlag von Otto Janke.

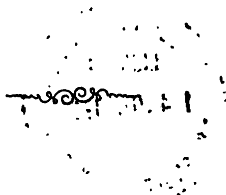
Kaiser Joseph

und

Marie Antoinette.

Von

L. Mühlbach.



Erster Band.

Sechste Auflage.

Berlin, 1860.
Druck und Verlag von Otto Janke.

Erstes Buch.

Kaiser Joseph
und
König Friedrich in Neustadt.

I.

Die Zusammenkunft.

Ganz Neustadt war in einer fieberhaften Aufregung, alle Arbeit ruhte, alle Läden waren geschlossen, und obwohl es kein Sonntag war, hatte das Volk, welches sich auf den Straßen drängte, doch seine Sonntagskleider angelegt, und schien alle Noth und Plage der Wochentage aus seinem Herzen und aus den freudestrahlenden Angesichtern verbannt zu haben.

Allerdings, es war kein Sonntag; aber es war ein Festtag. Ein Festtag für Neustadt, welches heute den Geburtstag seines Ruhmes und seiner Bedeutung feierte. Wer hatte bis jetzt dieses Mährischen Städtchens gedacht, wer hatte seinen Namen genannt! Vergessen und unbekannt hatte die kleine Stadt ihre stillen und friedlichen Tage ein Jahrhundert lang durchträumt, stille Leute hatten gewohnt in den stillen mürrischen alten Häusern, und nur wie ein fernes Echo hatte das Geräusch der Welt mit irgend einem ungewohnten Klang die Leute zuweilen auf eine Minute aus ihrem geistigen Schlummer aufgeweckt. Allmälig aber war dieses Geräusch näher und näher gekommen, und die Fanfaren des siebenjährigen Krieges hatten die Stille und Ruhe der Stadt Neustadt, wie die von ganz Europa unterbrochen. Die friedlichen Bürger hatten sich in Soldaten verwandelt, die Söhne und Brüder, die Gatten und Liebhaber waren ausgezogen, um unter den Fahnen ihrer Kaiserin zu kämpfen gegen den gefürchteten großen Preußenkönig, sie waren heimgekehrt als Invaliden oder Krüppel, oder sie ruhten den Todesschlaf auf den blutgetränkten Schlachtfeldern. — Und wieder war es still und öde geworden in der jetzt in Trauer gehüllten Stadt, und wieder hatten die Bewohner von Neustadt ihre vergessene und unscheinbare Existenz weiter geträumt.

Aber heute, heute am dritten September des Jahres 1770, sollte Neustadt den Geburtstag seines Ruhmes feiern! Von heute an sollte es hervortreten aus dem Dunkel seiner Existenz, von heute an sollte es einen Namen haben in den Büchern der Weltgeschichte, sollte es für alle Zeiten hinaus eine wichtige historische Bedeutung gewinnen!

Denn ein wichtiges historisches Ereigniß sollte sich heute in den Mauern von Neustadt begeben. Die beiden größten Monarchen Deutschlands, vor wenigen Jahren noch die erbittertsten Feinde, wollten hierher kommen, um sich einander in Freundschaft die Hand zu reichen.

Friedrich der Große und Joseph der Zweite, das waren die beiden Männer, welche heute Neustadt einen historischen Namen geben und es aus der Taufe seines Ruhmes heben sollten!

Ganz Neustadt wollte Zeuge der feierlichen Handlung sein, Jeder war in seinem Festanzug gekommen, um Zeuge zu sein des erhabenen Momentes, wenn der Kaiser und der König dieser Stadt das Pathengeschenk der Unsterblichkeit verliehen.

Deshalb waren die Straßen gedrängt voll fröhlicher, geputzter Menschen, deshalb läuteten von allen Thürmen der Stadt die Glocken mit hellem Festesklang, deshalb hatten alle Häuser und alle Straßen sich geschmückt mit Blumenguirlanden, Inschriften und Kränzen, deshalb hatten die hohen Vorsteher der Stadt und der Collegien sich im Festesornat an dem Wiener Thor aufgestellt, denn von dort mußte der Kaiser seinen Einzug halten. Deshalb wogten und drängten sich die Menschen in ganzen Schaaren die Schönwalderstraße hinunter, denn dorther mußte der König von Preußen kommen, deshalb war der Platz vor dem Kaiserschloß am Ende der Schönwalderstraße dicht angefüllt mit Generälen, Offizieren und Soldaten in ihren funkelnden Galla-Uniformen, denn in Liebe und Freundschaft sollte heute die österreichische Armee vor dem König von Preußen die Front machen.

Die Zeiten der Feindschaft waren vorüber, und als Freunde und Brüder wollten die Oesterreicher und die Preußen jetzt zu einander stehen.

Die Glocken läuteten, an den geöffneten Fenstern der blumenbekränzten Häuser standen schöne Frauen und Mädchen in strahlendem Putz mit glänzenden Augen und gerötheten Wangen, dem glücklichen Moment entgegenharrend, wo sie mit dem wehenden Taschentuch ihren Kaiser begrüßen, wo sie mit den großen Blumensträußen, die sie zu seinen Füßen wollten niederfallen lassen, dem Kaiser ihre Huldigung darbringen könnten.

Und endlich war dieser glückliche Moment gekommen, endlich verkündete das Donnern der Kanonen, das laute Jubeln des Volkes, das

sich wie eine einzige ungeheure Meereswoge die Schloßstraße heraufwälzte, endlich verkündeten die schmetternden Fanfaren der Militairmusik das Annähern des so sehnlich erwarteten Kaisers!

Da kam er die Straße herauf, da, dieser junge Mann auf dem schwarzen schäumenden Pferde, dieser junge Krieger, der Allen voransritt, das war Er, der Kaiser Joseph, die Hoffnung und die Liebe Oesterreichs!

Tausendstimmiger Jubel erfüllte die Lüfte, dankend neigte sich der Kaiser links und rechts seinem grüßenden Volke entgegen, dankend hob er die Augen empor zu den Fenstern, von welchen ein duftender Blumenregen zu seinen Füßen niederfiel.

Wie er eben wieder sich neigte, sein jauchzendes Volk zu begrüßen, fiel ein Strauß von Orangen und Purpurrosen gerade vor ihm auf den Sattelknopf nieder. Der Kaiser lächelte, und indem er das Bouquet aufhob, richtete er seine Augen empor zu dem Hause, an welchem er eben vorüberritt, um der schönen Geberin zu danken für den schönen, so meisterhaft gezielten Strauß. Auf einmal nahmen seine gleichgültig lächelnden Blicke einen lebhaftern Ausdruck an, und unwillkührlich hielt er sein Pferd an, um hinauf zu schauen zu der Frau, die da oben auf dem Balcon lehnte. Es war eine stolze imposante Gestalt, umflossen von einem schwarzen Sammetgewand, das einem Reitkleid ähnlich bis zum Halse hinauf reichte und vorn mit großen Brillantknöpfen, die in der Morgensonne wie Sterne funkelten, geschlossen war. Ihr regelmäßig schönes und jugendliches Antlitz war farblos und blaß, aber von jener schönen durchsichtigen Bläße, wie sie die Venetianerinnen haben, die dem Antlitz nichts Krankhaftes und Todtes, sondern etwas von der erhabenen Schönheit der Statuen verleiht. Ihr schwarzes, glänzendes Haar fiel zu beiden Seiten ihres Antlitzes in schweren Locken nieder, die das schöne Oval desselben wie mit einem dunklen Rahmen einfaßten. Ein Diadem von Brillanten erhob sich über ihrer hohen Stirn, und von dieser hernieder floß ein langer schwarzer Spitzenschleier, der wie eine dunkle Wolke diese ganze so ernste und zugleich so schöne Erscheinung umflatterte. — Ein Zug unaussprechlicher Trauer, lächelnder Wehmuth war über ihr ganzes Antlitz ergossen, und ihre großen Augen waren mit einem stolzen Ernst auf den Kaiser geheftet.

Joseph neigte sich tiefer, wie er es bisher gethan, um diese so schöne

und ernste Frau zu begrüßen, sie aber erwiderte kaum seinen Gruß, und ihr Antlitz blieb schweigend und traurig wie zuvor.

Das Bouquet ist nicht von ihr, sagte der Kaiser leise in sich hinein, aber wie er noch einmal das Auge erhob, fiel sein Blick auf den Strauß, den die Dame am Busen trug. Es war ein Strauß ganz ähnlich dem, welchen der Kaiser in der Hand hielt. Dieselben weißen und dunkelrothen Blüthen, dasselbe weiße und dunkelrothe Band, das die Blumen zusammenhielt und in langen Enden niederflatterte.

Der Kaiser lächelte, den Strauß in seiner Hand hoch empor hebend, winkte er der Dame einen letzten Gruß zu und ritt weiter. Aber sein Antlitz hatte jetzt einen ernsten, sinnenden Ausdruck angenommen, und nur zerstreut und langsam erwiderte er die Grüße des jauchzenden Volkes. Die Damen an den Fenstern bemühten sich vergeblich mit ihren wehenden Taschentüchern und ihren Blumenbouquets die Aufmerksamkeit des jungen Kaisers auf sich hinzulenken. Er gedachte immer noch der seltsamen, schönen Frauenerscheinung, und fragte sich selber, wo er dieselbe schon gesehen habe, und weshalb sie ihm so bekannt vorkomme.

Endlich war das Ende dieses langen Triumphzuges erreicht, endlich war der Kaiser bis zum Schlosse gelangt, und sich rasch vom Pferde schwingend, trat er, gefolgt von dem Feldmarschall Lacy und dem Grafen Rosenberg, in das Schloß ein.

Das zu vielen Tausenden auf dem großen Platze versammelte Volk rief dem Kaiser ein letztes Vivat nach, und heftete dann seine Augen auf das glänzende Gefolge des Kaisers, auf die Generäle, Stabsofficiere und Soldaten, die jetzt in buntem Gemisch und unter klingendem Spiel die Straße heraufzogen, und sich dann in feierlicher Haltung auf dem Platz aufstellten. Und von diesen stolzen und glänzenden Soldaten richteten sich dann die Blicke der Zuschauer auf jene Kutsche, die da, den Generälen voran, und gleichsam von denselben escortirt, ebenfalls den Weg nach dem Schlosse einschlug. Die Fenster dieser Kutsche waren innerhalb dicht verhangen, und auch nicht ein einziges Mal bewegten sich die grünen Vorhänge, um das Gesicht der Person sehen zu lassen, welche sich in dem Innern des Wagens befand.

Wer war diese Person? In welcher Beziehung stand sie zu dem Kaiser? Gewiß war es eine Dame, denn welcher Mann wohl würde

es wagen, in einer Kutsche zu fahren, wenn doch Se. Majestät der Kaiser selber zu Pferde in die Stadt einzog. Das wäre ein Verstoß gegen die Etiquette gewesen, dessen keiner der Herren aus dem Gefolge des Kaisers fähig war. Gewiß also war es eine Dame, welche die geheimnißvolle Kutsche verbarg, vielleicht die Kaiserin Maria Theresia selber; vielleicht kam die regierende Kaiserin, um ihren einstigen großen Widersacher von Angesicht zu Angesicht zu schauen, und ihm die Hand zu reichen zu dem Frieden der Zukunft.

Während die Zuschauer sich diese Vermuthungen und Hoffnungen zuflüsterten, hatte der von vier herrlichen Rappen gezogene Wagen das Schloß erreicht, und hielt jetzt vor demselben an.

Die reich gallonirten Bedienten sprangen von ihrem Sitz hinter der Kutsche herab und stellten sich kerzengerade neben der noch immer geschlossenen Thür des Wagens auf. Die beiden andern Livréebedienten, welche vorn auf dem hohen Kutschbock gesessen, schwangen sich gleichfalls herab, und nahmen dann unter dem Leder ihres Sitzes hervor eine Rolle Zeug, mit der sie eilfertig die zu der Schloßpforte hinaufführenden Stufen der Treppe hinaufschritten. Hier legten sie dieselbe nieder, und die Enden der Rolle festhaltend, ließen sie den Stoff über die Stufen niederrollen.

Es ist ein Teppich, ein wundervoller Teppich, den sie da ausbreiten, murmelten die Zuschauer untereinander, gewiß also ist es die Kaiserin, welche da in der Kutsche ist, und deren Fuß nicht das harte und feuchte Steinpflaster berühren soll.

Und sie drängten sich näher heran, um die große erhabene Monarchin, wenn sie jetzt aussteigen würde, von Angesicht zu Angesicht zu schauen.

Der Teppich war jetzt geordnet und geglättet und dicht bis an die Räder der Kutsche herangelegt. Mit einem schnellen Griff riß der eine der Diener den Kutschenschlag auf, eben so schnell schlug der zweite den Tritt des Wagens nieder.

Jetzt kommt sie, jetzt kommt die Kaiserin! murmelten die Zuschauer in athemloser Erwartung, indem sie sich so dicht als möglich an die Kutsche herandrängten.

Aber nein, diese Gestalt, welche sich jetzt langsam und schwerfällig aus dem Wagen hervorrollte, war nicht die Kaiserin. Dieser Fuß, der jetzt den Wagenschlag betrat, gehörte nicht einer Dame an, und

nicht ein leichter zierlicher Atlasschuh, sondern ein glänzender schwarzer Lederschuh, geziert mit funkelnder Brillantschnalle und mit rothen Hacken versehen, bekleidete denselben.

Es ist ein Mann! flüsterte das Publikum erstaunt, ein Mann, welcher mit so vielem Pomp vor dem Kaiserschloß aussteigt.

Man hatte sich nicht getäuscht. Aus dem Wagen kam jetzt die hohe Gestalt eines Mannes hervor, eingehüllt in einen lang bis auf die Füße herniederwallenden schweren Bärenpelz, der sich gar wunderlich ausnahm zu der hellen strahlenden Sonne des heißen Spätsommertages. Aber dem Besitzer des Pelzes schien diese warme Umhüllung noch nicht genügt zu haben, denn er hatte seine Hände außerdem noch in einem ungeheuren Pelzmuff verborgen, und diesen dicht vor seinen Mund gedrückt, als fürchte er, die Luft, welche er einathmete, könnte ihm Erkältung und Krankheit bringen. Eine von dem Pelz ausgehende Kapuze bedeckte sein Haupt und seine Wangen und machte sein Haupt unsichtbar und unkenntlich für Jedermann. Nichts von demselben war sichtbar als zwei große hellblaue Augen, die mit einem kalten und verächtlichen Blick sich auf das gaffende Publikum hefteten; langsam und ernst schritt diese seltsame, ungewöhnliche Gestalt über den Teppich dahin und die Stufen der Schloßtreppe hinauf, in ehrerbietiger Entfernung gefolgt von den Dienern, von denen zwei, sobald er in das Schloß eingetreten war, den kostbaren Teppich wieder aufrollten, um ihn wieder in den Wagen zu legen.

Das Publikum, welches wie gelähmt von Erstaunen dem so seltsam verhüllten Manne zugeschaut hatte, schien jetzt, da derselbe verschwunden war, wie aus einer Erstarrung zu erwachen. Man flüsterte, man lachte untereinander, man theilte sich boshafte und witzige Bemerkungen mit über diesen Nordpolkaiser, der ohne Zweifel vermeine, daß Neustadt in Sibirien liege und sich deshalb selbst in einen Eisbären verwandelt habe. Wer war denn dieser Eisbär? fragte endlich einer aus der Menge mit lauter Stentorstimme, und sofort riefen zwanzig Stimmen es ihm nach: wer war dieser Eisbär? Und Aller Blicke richteten sich ungeduldig auf die beiden Bedienten hin, welche eben mit dem Aufrollen des Teppichs fertig geworden waren.

Wer war dieser Herr? Sagt uns, wie dieser Herr, der mitten im heißen Sommer einen Pelz und einen Muff trägt, sich nennt?

Die Bedienten schritten mit einer gewissen Feierlichkeit die Treppe hinauf, auf der obersten Stufe derselben blieben sie stehen, und indem sie sich tief verneigten, sagten sie Beide zu gleicher Zeit mit der durchdringenden Stimme eines Ausrufers: dieser Herr war Se. Durchlaucht der Fürst Kaunitz, erster Staatsminister Ihrer Majestäten der Kaiserin und des Kaisers von Oesterreich!

II.

Kaunitz.

Abominable Idee! murrte Se. Durchlaucht der Fürst Kaunitz, indem er sich ganz erschöpft von den Anstrengungen der Reise in einen Fauteuil niedergleiten ließ. Abominable Idee, eine solche Reise zu machen! Diese deutschen Landstraßen sind ganz so holpricht und unbequem, als der deutsche Geist überhaupt. Man kann diesen fetten Lehmboden durchaus nicht in bequeme und regelrechte Landstraßen verwandeln, und ist immer in Gefahr sich die Rippen und den Kopf zu zerbrechen!

Es wäre allerdings besser gewesen, Durchlaucht, erwiederte der Baron von Binder mit einem sanften Lächeln, besser für uns Alle, wenn Se. Majestät der König von Preußen lieber dem Kaiser in Wien seinen Gegenbesuch gemacht hätte.

Kaunitz wandte seine großen blauen Augen langsam auf seinen Freund hin. Ich glaube gar, es beliebt Ihnen zu spotten, Baron? sagte er fast verächtlich. Was hätten wir mit dem König von Preußen in Wien anfangen sollen? Man darf seinen natürlichen Feind nicht als Freund in sein Haus einladen wollen. Wenn man den Fuchs in den Hühnerstall einläßt, darf man sich nicht wundern, wenn man anderen Tages die Hühner erwürgt findet.

Ew. Durchlaucht glauben also nicht an die mit so vieler Emphase und so oft wiederholten Freundschaftsversicherungen des Königs von Preußen für Oesterreich?

Der Fürst anwortete nicht, er ging mit langsamen majestätischen Schritten mehrmals im Zimmer auf und ab, indem er jedes Mal, wenn er an dem Spiegel vorüberkam, vor demselben stehen blieb, und seiner Toilette, welche er so eben erst mit Hülfe seiner vier Bedienten

und des Haarkünstlers Hippolyt beendet hatte, einen prüfenden ernsten Blick gönnte.

Sie sind ein großes Kind, Binder, sagte der Fürst dann nach einer langen Pause. Ihre Frage ist so göttlich naiv und dumm, daß ich ganz stumm vor Erstaunen geworden bin. Meinen Sie großes Kind denn wirklich, daß eine Freundschaft zwischen Oesterreich und Preußen möglich ist, und daß nur ein Wort von den Liebesversicherungen, welche der König uns sandte, Glauben verdient? In der Politik, mein Kind, giebt es weder Liebe noch Freundschaft, sondern nur Vortheil und Interesse; der König von Preußen versichert uns heute seiner Freundschaft, und würde uns morgen mit Vergnügen ein zweites Schlesien abnehmen. Wir, ja ich glaube, wir haben dem König von Preußen auch einige Liebesversicherungen geschrieben, und würden doch heute lieber wie morgen ihm das eroberte Schlesien wieder abnehmen und den sogenannten König wieder zu dem Marquis machen, welcher er wirklich ist! Liebe und Freundschaft zwischen Oesterreich und Preußen, alberne Idee! Unsere Einigkeit von heute erinnert mich an eine Curiosität, die ich einmal in Paris gesehen! Ein wunderbares Naturspiel sollte es da zu schauen geben, wilde Thiere in Einem Käfig miteinander, Thiere, welchen die Natur das Gesetz gegeben sich zu hassen, und die jetzt in Frieden und Freundschaft miteinander lebten. Ich ging auch hin, das Wunder zu schauen, und allerdings, es hatte seine Richtigkeit! Ich sah da in Einem Raum einen Hund und eine Katze und sie fraßen in gemüthlichster Seelenruhe zusammen aus Einer Schüssel ihr Mittagsmahl! In einem andern Raum sah ich einen Fuchs und bei ihm einen großen kalekutischen Hahn, der sich in aller Gemüthlichkeit auf dem Rücken des Fuchses schaukelte, und lustig seine Weisheit auskrähte. Nur hatte es mit diesen Freundschaften eine eigene Bewandniß! Für einen Louisd'or verrieth mir der kluge Mann, der die Thiere gezähmt, das Geheimniß dieser Freundschaft. Er hatte dem Hund die Zähne ausgebrochen, und der Katze die Krallen verschnitten, sie liebten sich also, weil sie keine Macht hatten, sich ihren Haß zu bezeigen, und was das andere Liebespaar anbetrifft, so hatte der kluge Mann die Füße des Hahns mit feinen Drathbändern umwickelt, und ihn mit diesen um den Leib des Fuchses festgebunden, so fest und geschickt, daß es dem Fuchs unmöglich war,

sich den Hahn zu erschnappen, sondern daß dieser in vollkommenster Sicherheit auf seinem Rücken thronte.

Ah, das ist die geheime Geschichte sehr vieler Freundschaften und Bündnisse, welche Ew. Durchlaucht da erzählen, rief der Baron lachend. Es giebt auch unter den Menschen gar viele Füchse, welche, von einem Klügern überlistet, ihren Hahn auf dem Rücken tragen, und ihn nicht auffressen können, weil sie gezwungen sind, ihn leben zu lassen, und anscheinend zu lieben.

Meine Geschichte ist noch nicht zu Ende, Sie Schwätzer Sie, sagte Kaunitz ernst. Hören Sie, wie es mit der Freundschaft der Naturfeinde endete! Eines Morgens lagen der Hund und die Katze todt in ihrem Raum, und in dem Käfig des Fuchses war von dem Hahn nichts weiter übrig geblieben, als einige Federn, aber der Fuchs lag auch blutend und wimmernd in seinem Käfig; die Zeit, die allmächtige Zeit, die Herrin und Meisterin unserer Aller, die Zeit hatte die unnatürliche Freundschaft wieder in den natürlichen Haß umgewandelt, und die Weisheit des Thierbändigers überlistet. Dem Hunde waren die Zähne, der Katze die Krallen wieder gewachsen, und eines Tages waren sie sich ihrer wiedererwachten Kraft bewußt geworden, und mit der Gluth ihrer natürlichen Feindschaft hatten sie einander erwürgt. Der Fuchs aber hatte endlich das Hinderniß entdeckt, welches seinen Feind auf seinem Rücken fesselte, und er hatte so lange an dem Drath mit seinen Füßen und seinen Zähnen gezerrt und gerissen, bis der Drath sich lockerte und endlich nachgab. So hatte der kluge Fuchs endlich seinen aufgedrungenen Freund als willkommene Beute verschlingen können, nur hatte er in der Leidenschaft seines Hasses so sehr an dem Drath gezerrt, daß der Drath ihm tief in sein eigenes Fleisch eingedrungen war, und ihm eine schlimme Wunde beigebracht hatte, an der er endlich auch sterben mußte. Das war das Ende dieser erzwungenen Freundschaften!

Und also, meinen Ew. Durchlaucht, wird auch das Ende dieser neuen Freundschaft zwischen Oesterreich und Preußen sein? fragte Baron Binder. Wollen Sie diese allerliebste Geschichte von dem Hunde und der Katze auf uns anwenden?

Ich dächte, sagte der Fürst langsam, ich dächte, Oesterreich und Preußen hätten sich einander genug Zähne ausgebrochen, und die Krallen

kurz genug geschnitten, um sich für eine Zeitlang einander unschädlich gemacht zu haben. Für diese Zeit ist also die Freundschaft ganz gut, warten wir nur mit der Feindschaft, bis uns die Zähne wieder gewachsen sind!

Oh, Ew. Durchlaucht geben Oesterreich also die Rolle des Hundes in dieser Geschichte, rief Binder lachend.

Weil ich Preußen die Rolle der Katze belassen will! Ja, ja, dieser König von Preußen hat uns oft genug gekratzt, und selbst jetzt, wo er schmeicheln will, fühle ich doch schon ganz leise wieder die Spur der wieder wachsenden Krallen! Deshalb bin ich gekommen, ihn zu sehen und zu beobachten. Bin in der That neugierig zu sehen, welche Künste und Mittel er anwendet, um unsern jungen Kaiser so für sich einzunehmen, und zu bezaubern, wie er es in Neisse gethan hat!

Es soll in der That ein wunderbarer Zauber über sein ganzes Wesen ausgegossen sein, und Niemand soll ihm widerstehen können! rief Herr von Binder.

Nun, ich werde ihm widerstehen können! sagte der Fürst mit einem stolzen Lächeln, auf mich wird sein Zauber keine Kraft ausüben, denn ich bin dagegen geschützt mit dem Talisman meines und seines Hasses!

Ew. Durchlaucht gehen zu weit, sagte Herr von Binder lebhaft, der König von Preußen mag Sie fürchten, aber er kann Sie nicht hassen, denn wider seinen Willen muß er sich doch gezwungen fühlen, Sie zu bewundern. Und hat nicht der König von Preußen ausdrücklich darum gebeten, daß Ew. Durchlaucht den Kaiser hierher begleiten möchten?

Er hat dies gethan, und wie sehr ich auch anfangs geneigt war, diese Einladung abzulehnen, so gab ich doch der Ueberlegung nach und entschloß mich, hierher zu kommen, denn der hochmüthige König von Preußen hätte am Ende gar vermeinen können, ich fürchte mich vor ihm und seinen Adleraugen.*) Ich ihn fürchten, ich vor ihm zurückweichen! Es ist gut und nothwendig, daß Oesterreich und Preußen, ohne indessen eine Allianz mit einander zu haben, doch in einer Art von Eintracht mit einander leben, die für den Moment jede Möglichkeit sich einander zu schaden, beseitigt und auf diese Weise den Frieden von Europa verfestigt. Aber mein System, welches die Kaiserin zu dem

*) Ferrand: Histoire des trois demembrements de la Pologne. Vol. I. pag. 103.

ihrigen gemacht hat, verbietet mir, jemals mit einem Fürsten ein Bündniß einzugehen, der keine festen Prinzipien hat, der mit seiner Politik von der Hand in den Mund lebt, und der niemals von einem großen erhabenen Plan erleuchtet ist.*) — Nein, ich fürchte ihn nicht, denn ich durchschaue ihn, und trotz seines Königstitels und seiner usurpirten Krone dünke ich mich nicht blos Seinesgleichen, sondern mehr zu sein als Er es ist. Wenn Er auf dem Schlachtfeld dreizehn Siege erfochten hat, so habe ich deren mehr noch erfochten im Cabinet und auf dem Schlachtfeld der Diplomatie, und da muß jeder seinen eigenen Mann stehen, und hat keine Soldaten, die er für sich kämpfen lassen kann, da entscheiden nicht die Kanonen, sondern der Geist allein, und ich denke nicht, daß der König sich einbildet, auf diesem Schlachtfeld mich besiegen zu können!

Er würde wenigstens zu seinem Schaden hoffentlich belehrt werden, daß er in einer Täuschung befangen gewesen, rief Herr von Binder.

Hoffentlich! wiederholte Kaunitz mit einer scharfen Betonung. Ich weiß das ganz gewiß! Ich hab's schon oftmals bewiesen, daß ich Meister bin in der Kunst, die feindlichsten und widerstrebendsten Mächte so zu führen, daß sie meinen Absichten dienen müssen, und ich denke, daß ich das auch jetzt dem König von Preußen beweisen will! Er wird ebenso gut ein Instrument der Oesterreichischen Politik werden, wie alle unsere Alliirten, Dank unserer Geschicklichkeit, es immer gewesen sind. Er soll und muß zurückkehren zu der Unterwerfung, welche er als Vasall des deutschen Kaisers uns schuldet! Es ist eine Thorheit anzunehmen, daß diese kleinen Fürsten lange ihren hochfahrenden Ton behaupten und lange die große Rolle weiter spielen können, welche vorübergehende Umstände ihnen zuweilen verleihen mögen. Auch der König von Preußen wird zu seiner Pflicht zurückkehren, er wird sich Oesterreichs Größe beugen und unterwerfen müssen! Und ihn dahin zu bringen, ihn so zu demüthigen, das soll meine Rache sein für seinen Uebermuth, den er selbst mich hat empfinden lassen, denn dieser König von Preußen ist der einzige Mensch, der es gewagt hat, mir die Achtung zu versagen, die er mir schuldig ist!**)

*) Des Fürsten Kaunitz eigene Worte. Siehe: Ferrand I. 69.

**) Des Fürsten eigene Worte. Ferrand I. p. 104.

Während er so sprach, flammten seine Augen auf in den Blitzen des Hasses, und seine sonst so kalten und marmorfesten Züge nahmen einen erregten, leidenschaftlichen Ausdruck an.

Nun, rief Herr von Binder, bemüht durch eine Schmeichelei die Leidenschaftlichkeit seines Freundes zu besänftigen, nun, Ew. Durchlaucht wissen wohl, daß man Sie aller Orten den Kutscher der europäischen Politik nennt, und ich denke, Sie halten die Zügel so sicher und fest, daß Niemand es versuchen wird, Sie aus dem Sattel zu heben!

Möchte gern dieses Preußen als Lakai hinten auf meiner Kutsche haben! sagte der Fürst hastig. Möchte seine Pläne durchkreuzen, seine innersten Gedanken durchschauen! Oh, ich durchschaue ihn schon jetzt, ich weiß, was er beabsichtigt, ich kenne das Motiv dieser seiner Allianz mit Rußland; ich weiß, was den geizigen König plötzlich so verschwenderisch macht, daß er seiner Bundesgenossin, der Kaiserin Katharina, alljährlich eine Million Thaler Subsidien zahlt, auf daß sie mit diesem Gelde ihren Krieg mit der Türkei und mit Polen desto wirksamer fortführen kann!*) Weiß wohl, wo und wie er gedenkt, sich sein Capital sammt Interessen zu vergüten, und wohin sein beutegieriger Blick sich gewendet hat. Aber wir werden wachsam sein, und wenn er seine Hand ausstreckt, um zu nehmen, wird er auch unsere Hand da finden, welche ihn zwingen wird, mit uns zu theilen!

Ew. Durchlaucht sprechen da für mich in Räthseln, sagte Herr von Binder achselzuckend. Ich bin es gewohnt, wie Sie wissen, in Dingen der Politik nur mit Ihren Augen zu sehen, und ich bitte Sie daher mir dieses Räthsel zu lösen, und mich Ihre geheimnißvollen Worte verstehen zu lehren, denn ich bin vollkommen blind, wenn es Ihnen nicht beliebt, mir die Augen zu öffnen!

Das Antlitz des Fürsten hatte indeß schon wieder seinen kalten und ehernen Ausdruck angenommun, und das Feuer in seinen Augen war schon wieder erloschen. Mit einer hoheitsvollen Bewegung warf er das Haupt zurück und heftete seine strengen kalten Blicke auf den Baron.

Wissen Sie nicht, Baron, sagte er, was einst der große Schweiger, Wilhelm von Oranien, gesagt hat? „Wenn ich wüßte, daß meine Nachtmütze mein Geheimniß wüßte, so würde ich meine Nachtmütze ver-

*) Ferrand I. 83. — Dohm Denkwürdigkeiten.

brennen!" Nun, Sie großes Kind, hüten Sie Sich wohl, meine Nachtmütze sein zu wollen, denn ich würde es machen wie Wilhelm von Oranien, ich würde sie verbrennen, wenn Sie mein Geheimniß wüßten! — Aber genug jetzt des Geredes und der Worte, mein Freund! Es scheint, daß unser junger Kaiser es abwarten will, daß ich ihm meinen ersten Besuch mache. Wir wollen ihm also den Willen thun! Man kann sich äußerlich wohl zu unterwerfen scheinen, wenn man sich innerlich den Herrn und Meister fühlt. Ich will also zum Kaiser gehen!

Er griff nach der Handklingel, die auf dem Tisch stand und schellte heftig. Sofort eilte sein Kammerdiener herein.

Ist Se. Majestät im Schlosse? fragte der Fürst.

Der Kaiser ist eben dahin zurückgekehrt, Durchlaucht. Er war auf dem Platz unten und musterte die Soldaten.

Und weiter? Hast Du keine Augen und Ohren mehr, Schlingel?

Auch war Se. Majestät schon selbst im Theater, wo Sie den Balletmeister Noverre rufen ließen und ihn befragten, ob er mit allen Vorbereitungen fertig, und ob das Ballet heute Abend gut gehen würde? Auch unterhielten sich Se. Majestät dort mit dem Kaiserlichen Opernkapellmeister Große und fragten ihn, ob die Sängerinnen gut bei Stimme und ob er hoffe, mit seiner Oper vor den strengen Ohren Sr. preußischen Majestät Ehre einzulegen?

Und wo ist Se. Majestät jetzt?

Er ist mit den Herren seiner Suite in dem großen Balconsaal, welche die Aussicht auf den Platz darbietet.

Ist das weit von hier?

Nein, Durchlaucht, nur zehn Schritte über den Corridor.

Dann also nur einen Mantel und den Muff! So! Jetzt mache mir die Thüre auf, und wehe über Dich, wenn irgendwo ein Fenster oder eine Thür offen ist, und ein Zugwind mich trifft!

III.

Souvenir à Eperies.

Der Kaiser stand in der Mitte des Saals und war eben in einer lebhaften Unterhaltung begriffen, als die Thür sich öffnete und Fürst

Kaunitz eintrat. Sofort unterbrach der Kaiser sein Gespräch, und schritt dem Fürsten entgegen, ihn mit herzlichen und verbindlichen Worten empfangend.

Kaunitz erwiderte dieselben nur mit einer stummen Verbeugung, und begrüßte dann mit einem leichten Kopfneigen den General Lacy und den Fürsten von Ligne, welche sich tief vor ihm neigten.

Ew. Durchlaucht kommen gerade zu rechter Zeit, rief der Kaiser lachend. Es handelt sich darum, diesen beiden Herren Muth einzusprechen, denn sie haben Herzklopfen und zittern, wie junge Debütantinnen, die zum ersten Mal auf der Bühne erscheinen sollen.

Und wovor zittern denn diese Herren so sehr? fragte Kaunitz.

Sie zittern vor Sr. Majestät dem König von Preußen, rief der Kaiser, sie fürchten, daß sie vor seinen großen Augen wie Wachs an der Sonne zerschmelzen werden, und Ligne, der, wie Sie wissen, der geistreichste Mann an unserm Hofe ist, natürlich Ew. Durchlaucht ausgenommen, Ligne gerade zittert am meisten, und ist, ich wiederhole mein Gleichniß, die schüchternste aller Debütantinnen, welche jemals die Bühne betreten hat.

Oh Schauspieler, welche sich vor einem Schauspieldirektor fürchten! rief Kaunitz achselzuckend. Beruhigen Sie Sich doch, meine Herren, dieser König von Preußen hat zu viel mit seiner eigenen Rolle zu thun, als daß er noch auf die Ausführung der Rollen Anderer achten könnte!

Recht so, rief der Kaiser heiter, sprechen Sie ihnen Muth ein, Durchlaucht.

Ich glaube nicht, daß Sr. Durchlaucht gelingen wird, was Ew. Majestät vergeblich versuchten, sagte General von Lacy mit einem schnellen, stolzen Blick auf Kaunitz.

Und wahrscheinlich wird Se. Durchlaucht auch nicht Zeit haben, Sich mit uns zu beschäftigen, rief der Fürst von Ligne, denn ohne Zweifel hat der Fürst auch noch an seiner Rolle zu lernen, die er heut vor dem König von Preußen spielen muß.

Der Kaiser schien sichtlich ergötzt von diesem Gespräch der drei Herren, deren Antipathie gegeneinander ihm genugsam bekannt war. Doch er zwang sich eine ernste Miene anzunehmen, und heftete seine Blicke auf Kaunitz, dessen Antwort erwartend.

Aber der Fürst ließ nur seine Augen mit einem kalten verächt-

lichen Blick langsam von einem der Herren zu dem andern wandern, und zuckte leicht mit den Achseln.

Ich bitte den Herrn Fürsten von Ligne, sagte er dann ganz ruhig, Sich gefälligst einprägen zu wollen, daß der Fürst Kaunitz sehr wohl gewohnt ist, das Wort „Müssen“ für Andere zu conjugiren, daß er aber noch niemals Andern das Recht gegeben, dies für ihn zu thun!

Ja, ja, ich selber habe zuweilen von solchem grammatikalischen Unterricht Eurer Durchlaucht zu profitiren, rief der Kaiser lachend, und das Wort, welches Ew. Durchlaucht niemals conjugirt haben, ist mir in allen seinen Tempi bekannt. Aber ich habe Sie allzeit gern als meinen Lehrmeister anerkannt, und gedenke auch in Zukunft immer Ihr Schüler zu bleiben.

Die Wolke, welche von des Fürsten Kaunitz Stirn verschwand, senkte sich mit einem düstern Schatten auf die Stirn der beiden andern Herren nieder.

Ich werde Ew. Majestät nichts mehr zu lehren haben, sagte Kaunitz, und der Schimmer eines Lächelns bewegte sein steinernes Gesicht, aber ich werde stets sehr glücklich sein, wenn Sie den Rath Ihres getreuesten Dieners annehmen wollen. In diesem Moment jedoch möchte ich meinerseits mir erlauben, Ew. Majestät um eine Belehrung zu bitten. Wollen Sie dem König von Preußen mit diesem Blumenstrauß da entgegen gehen, um ihm denselben als ein zärtliches Symbol der Freundschaft zwischen Oesterreich und Preußen zu überreichen?

Nicht doch, rief der Kaiser lachend, indem er das Bouquet von weißen und rothen Blumen, welches er in der Hand hielt, höher emporhob. Ich will dieses Bouquet ganz allein für mich behalten, und wär's auch nur um der schönen Geberin willen. Ah, Durchlaucht, Sie, vor deren Adlerblicken nichts verborgen ist, Sie, welche Alles wissen, Sie sollten Sich doch meiner Unwissenheit erbarmen, und mir sagen, wer die Dame war, welche mir das Bouquet mit der Gewandtheit eines sichern Schützen gerade in die Hand geworfen?

Haben Ew. Majestät die Dame gesehen?

Ich habe sie gesehen, und ich gestehe ihnen, meine Herren, ich sah nie eine edlere und imposantere Schönheit. Wie die Königin der Nacht stand sie da in ihrem schwarzen Gewande, umwallt von ihrem schwarzen

Schleier, und Sternen gleich funkelten die Brillanten an ihrer Brust. Sie sehen, welch einen tiefen Eindruck diese Schöne auf mich gemacht hat, denn meine gewohnte Prosa sogar nimmt einen erhöheten Aufschwung!

Die Dame war in Trauer? fragte Kaunitz sinnend.

Ganz eingehüllt in Schwarz, nur an ihrem Busen prangte ein Bouquet, ganz diesem gleich. Ah, Durchlaucht, mit welchen Inquisitor-Augen Sie meine armen Blumen betrachten, als wollten Sie gleich ein Verbrechen an ihnen entdecken.

Es ist ein sehr schönes Bouquet, sagte Kaunitz ruhig, eine sehr eigenthümliche Auswahl der Farben. Wollen Ew. Majestät die Gnade haben, mich das Bouquet einmal in der Nähe betrachten zu lassen?

Der Kaiser reichte ihm lächelnd dasselbe dar. Da, nehmen Sie, Durchlaucht, sagte er, aber seien Sie meinen schönen Delinquentinnen ein milder Richter!

Kaunitz heftete indessen seine Blicke mit einem kalten und prüfenden Ausdruck auf die Blumen hin, und ließ die Enden der daran befestigten Schleife durch seine langen weißen Finger gleiten.

Die Dame, welche dies Bouquet Ew. Majestät zugeworfen, ist eine Polin gewesen, sagte er dann kurz und bestimmt.

Eine Polin? rief der Kaiser. Und weshalb vermuthen Ew. Durchlaucht das?

Es ist gewiß nicht ohne Absicht geschehen, daß dieses Bouquet nur aus weißen und rothen Blumen besteht, sagte Kaunitz, und nicht ohne Absicht hat man an demselben eine Schleife von rothem und weißem Band befestigt. Weiß und roth, das sind die Nationalfarben der sogenannten polnischen Republik!

Sie haben Recht, rief der Kaiser lebhaft, es sind die Farben Polens, und die Dame war ohne Zweifel eine Polin, sie war schwarz gekleidet, denn gewiß trauert jede edle Polin jetzt um ihr unglückliches, von so vielen Wunden zerrissenes Vaterland!

Sehen Sie da, rief Kaunitz, der indessen das Bouquet noch immer forschend und prüfend in seinen Händen gedreht hatte. Unter dieser Schleife befindet sich ein Papier! Darf ich es hervorziehen, Majestät?

Thun Sie's! Ich habe Ihnen einmal die Blumen zur Untersuchung übergeben, und ich darf Ihnen kein Beweisstück entziehen!

Kaunitz neigte leise, wie zum Dank, sein Haupt, und begann dann das um die Stengel der Blumen geheftete Band aufzulösen. Der Kaiser und die beiden Cavaliere schauten ihm mit Blicken lebhafter Theilnahme zu.

Jetzt zog Kaunitz unter dem geöffneten Bande einen zusammengefalteten Streifen Papier hervor, und reichte ihn mit seiner gewohnten kalten Ruhe dem Kaiser dar.

Haben Ew. Majestät die Gnade Selbst zu lesen, sagte er, denn ohne Zweifel ist es ein Liebesgedicht, und meine profanen Augen sind nicht werth, es zu lesen!

Ueber des Kaisers Antlitz zuckte es wie ein schmerzlicher Seufzer. Ich bin ein armer, einsamer Mann, sagte er, und habe leider gar keine Liebesgedichte zu empfangen! Lesen Sie also immerhin, Durchlaucht, aber lesen Sie laut, denn Sie begreifen, daß wir neugierig sind!

Kaunitz entfaltete das Papier, und las: „Souvenir à Eperies."

Nun, und weiter? fragte der Kaiser.

Weiter steht nichts darauf, sagte Kaunitz, Joseph das Papier darreichend.

Seltsam, sagte der Kaiser, nichts als diese lakonischen Worte, deren Sinn ich indessen nicht zu fassen vermag.

Die Worte bestätigen meine Vermuthung, rief Kaunitz, und er erlaubte sich, die Lieblinge des Kaisers mit einem triumphirenden und stolzen Blicke zu messen. Die Dame ist eine Polin, und zwar eine von den Conföderirten.

Ew. Durchlaucht glauben? fragte der Kaiser hastig.

Ich bin davon überzeugt. Haben Ew. Majestät nicht auf Ihrer letzten Reise nach Ungarn in Eperies einen Tag zugebracht, und haben Sie dort nicht geruht den Conföderirten Sich sehr gnädig zu bezeigen, ja sogar sie in öffentlichen und Privataudienzen zu empfangen?

Ich habe das gethan, sagte der Kaiser ernst, und es hat meinem Herzen wohlgethan, diesen edlen und unglücklichen Kriegern, welche mit so viel Heldenmuth und so wenig Aussicht auf Erfolg für eine gute und gerechte Sache kämpfen, die Versicherung meines innigsten Antheils und meiner lebhaften Sympathieen zu geben.

Sind Ew. Majestät in Ihrer Großmuth nicht so weit gegangen, den

Conföderirten Ihre guten Dienste anzubieten, und zu versprechen Sich bei Preußen und Rußland für sie zu verwenden? *)

Ich that auch das, sagte der Kaiser, ein wenig erröthend.

Nun denn, die Heroine der Conföderirten hat Ew. Majestät an dies Versprechen mahnen wollen, da Sie heute mit dem König von Preußen zusammentreffen, sagte Kaunitz, indem er, gleichsam in der Zerstreuung, das Bouquet aus seinen Händen und zur Erde gleiten ließ.

Ah, sehen Sie nur, Majestät, sagte er dann, da liegt dieses schöne coquette Polen zu Ihren Füßen und fleht um Ihre Gnade! Es kommt ganz auf Ew. Majestät an, ob Sie es aufheben und erretten, oder ob Sie es unter Ihre Füße treten wollen!

Oh gewiß will ich es aufheben, sagte der Kaiser, damit es nicht eine Beute der ländergierigen Kaiserin von Rußland werde. Sie würde sich sehr gern mit diesen schönen weiß und rothen Polenblumen schmücken, und sie möchten ihrer moskowitischen Herrlichkeit sehr prächtig zu Gesicht stehen, aber wir werden's nicht leiden!

Und indem der Kaiser so sprach, bückte er sich rasch nieder, und hob, bevor seine Cavaliere es hindern konnten, das Bouquet vom Boden auf.

Hüten Sich Ew. Majestät doch gnädigst vor diesen polnischen Blumen, sagte Kaunitz. Aus Polen ist allzeit alles Unheil und aller Zank gekommen, und was polnische Hände berührt haben, das geht zu Grunde und verdorrt und vergeht. Ich meinestheils traue den Polen nicht, sie lieben den Zank und Unfrieden, und können nicht Ruhe und Ordnung halten in ihrem eigenen Reich; sie haben keine Treue und Glauben; sie wissen nur als Männer zu sterben, aber nicht als Männer zu leben! Hüten Sie Sich vor den polnischen Bouquets, Majestät, schon der Duft derselben betäubt die Nerven!

Von der Straße tönte in diesem Moment ein lautes Schreien und Jauchzen, das wie ein Donner die Luft durchhallte.

Der Kaiser eilte an's Fenster und schaute mit scharfen Blicken hinunter.

Der König von Preußen! rief er dann hastig, und vom Fenster zurücktretend eilte er der Thür zu.

---

*) Ferrand I. p. 79.

Fürst Kaunitz indessen wagte es, ihm entgegen zu treten, und mit seiner hohen Gestalt ihm den Ausweg zu versperren.

Majestät, fragte er fast vorwurfsvoll, was gedenken Sie zu thun?

Dem König von Preußen, welcher, wie ich sehe, eben am Ende der Straße aus seinem Wagen steigt, entgegen gehen! rief der Kaiser eilfertig.

Aber wollen Ew. Majestät Sich nicht gnädigst daran erinnern, daß der König von Preußen Ihnen in Neiße keineswegs bis auf die Straße, sondern nur bis auf die Treppe entgegen kam? Es ist wohl nicht angemessen, daß das große Oesterreich dem kleinen Preußen mehr Zuvorkommenheit beweise, als dieses ihm bezeigt hat!

Lieber Fürst, Ihre Sache ist es, diese politischen Dinge zu vertreten, sagte der Kaiser mit einem eigenthümlichen Lächeln. Ich bin vor der Hand nur der kleine Kaiser von Oesterreich, welcher eilen muß, dem großen König von Preußen seine Huldigung darzubringen.

Und Kaunitz sanft bei Seite drängend, eilte der Kaiser hinaus, gefolgt von seinen Cavalieren.

Fürst Kaunitz schaute ihm kopfschüttelnd und mit finstern Blicken nach.

Unverbesserlicher Brausekopf, sagte er leise vor sich hin. Wird noch oft mit dem Kopf gegen die Wand rennen, und soll doch, so lange ich lebe, die Wand nicht umstoßen! Mag der kleine Kaiser den großen König empfangen. Das große Oesterreich steht hier in meiner Person, und es wird mit aller Ruhe das kleine Preußen erwarten.

Er ließ seine kalten Blicke langsam in dem Saal umherschweifen, und wie sie dann auf dem Bouquet hafteten, welches der Kaiser dort neben seinem Hut auf den Tisch gelegt hatte, flog ein seltsames, höhnisches Lächeln über seine Züge hin. Er schritt langsam durch den Saal zu dem Tisch hin, und hob das Bouquet empor, um es noch einmal mit spöttischen Blicken zu betrachten. Er deutete mit dem Finger auf die weißen Blüthen, die schon welk und gelblich geworden waren, und zupfte leicht einige Blätter der dunklen Rosen ab.

Wie leicht das abfällt, sagte er. Wird's der guten und glorwürdigen polnischen Republik nicht auch so gehen können, wie ihren duftenden Nationalfarben hier? Nun, es wird meine Sorge sein, dieses Souvenir à Eperies welken zu lassen, und ich denke wohl, daß es mir gelingen wird! —

Er legte das Bouquet wieder nieder, und indem er dann den Saal verließ, murmelte er leise in sich hinein: Ich will wissen, wer die Polin ist! Sie kann uns vielleicht ein sehr nützliches Werkzeug werden, um nach beiden Seiten hin zu operiren.

IV.

Friedrich der Große.

In jugendlicher Hast, gar nicht daran gedenkend, daß er unbedeckten Hauptes sei, war der Kaiser die Treppe hinunter und auf die Straße geeilt. Nicht rechts, nicht links schauend, immer nur die Blicke dorthin gewandt, nach dem Ende der Straße, von wo er den König daher kommen sah, eilte der Kaiser vorwärts, zum ersten Male des Volkes nicht achtend, das ihm seine Grüße entgegenjubelte, und mit zärtlichen, liebestrahlenden Blicken der schönen, kräftigen Gestalt seines jungen Kaisers folgte.

Gleich ihm eilte auch der König von Preußen mit seiner Suite schneller vorwärts und trat jetzt aus der Schönwalderstraße hinaus auf den Platz.

Eine athemlose, feierliche Stille herrschte in diesem Moment. Das Militair hatte sich in der Mitte des Platzes in regelrechten Linien aufgestellt, und wie tausend Sterne blitzten die Gold- und Silberverzierungen seiner Galla-Uniformen in der Sonne. Hinter dem Militair füllte das Volk, welches von nah und fern herbeigeströmt war, zu vielen Tausenden den großen Platz, und aus den geöffneten Fenstern der rings um den Platz befindlichen Häuser sah man reichgeschmückte Frauen und schöne Mädchen gleich einem herrlichen Kranz von Blüthen sich herunterneigen. —

Eine athemlose, feierliche Stille, wie gesagt, herrschte in diesem Moment. Jedermann war es sich bewußt, daß es ein großer, weltgeschichtlicher Moment sei, welcher sich da begab. Jedermann blickte gespannt und erwartungsvoll hin auf den Kaiser, der mit freudestrahlendem, sanft geröthetem Antlitz, mit einem köstlichen, jugendfrischen Lächeln vorwärts eilte, auf den König, dessen edles gefurchtes Antlitz wie von einem Schimmer der Abendsonne durchleuchtet war, und dessen große feurige Augen dem Kaiser grüßend entgegen blitzten.

Jetzt hatten sie einander erreicht, jetzt breiteten sie sich die Arme entgegen, und mit der ganzen Gluth seines jugendlichen Enthusiasmus warf sich der Kaiser an die Brust des Königs und küßte ihn mit der Ehrfurcht und Liebe eines Sohnes. Der König drückte ihn fester an sich und erwiderte seinen Kuß mit Innigkeit.

Das Volk hatte schweigend dem Annähern der beiden Monarchen entgegen gesehen, und diesem so ruhig, so sicher und erhaben einherschreitenden König von Preußen gegenüber hatte es sich der jahrelangen Kriege, der Ströme Blutes erinnert, welche dieser König Deutschland und Oesterreich gekostet. Aber jetzt, wie die beiden Monarchen einander umschlungen hielten, jetzt vergaß die Menge alle Leiden und allen Jammer der vergangenen Zeiten, jetzt strahlte ihr nur die Gegenwart wie eine Sonne des Friedens entgegen und schien ihre glänzenden Streiflichter auch auf die Zukunft zu werfen.

Es war Friede, Friede! Das war es, was ein Jeder mit froher Lust empfand, das war es, was die Augen mit Thränen füllte, das war es, was die Menschen demüthig und fromm machte, welches bewirkte, daß sie, kaum wissend, was sie thaten, ihre Kniee beugten, welches sie ihre Hände und ihre thränengefüllten Augen zum Himmel erheben ließ, als wollten sie zu Gott beten um Erhaltung dieses seines schönsten und segensreichsten Geschenkes.*)

Und aus der Mitte des knieenden Volkes rief jetzt eine tiefe, feierliche Stimme, es lebe der Friede!

Tausend und aber tausend Stimmen riefen ihm nach: Es lebe der Friede!

Es lebe der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen! rief dieselbe Stimme, und mit einem unaussprechlichen Jubelruf hallte und donnerte es von der Gasse, von dem Platz und aus den Häusern zum Himmel empor: es lebe der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen!

Der König richtete sich aus den Armen des Kaisers empor und grüßte die Menge mit jenem unaussprechlichen sanften und innigen Blick, jenem milden, schönen Lächeln, die beide ihm allein eigen waren und ihm stets alle Herzen gewannen.

---

*) Hübner. Lebensgeschichte Joseph II. Th. I. S. 40.

Dann wandte er sich an den Kaiser, und indem er ihm den jungen Prinzen von Preußen und die beiden Prinzen von Braunschweig vorstellte, deutete der König auf sein eigenes weißes Gewand und das aller Herren seines Gefolges hin: Sire, sagte er, ich führe Ihnen, wie Sie sehen, neue Rekruten zu. Wir glühen alle vor Verlangen, unter Ihnen zu dienen!*) Und das, fuhr der König fort, indem er seine Flammenblicke auf die in Parade aufgestellten österreichischen Soldaten heftete, das wird für uns eine große Auszeichnung sein, denn jeder Ihrer Soldaten scheint ein Sohn des Mars zu sein!

Wie glücklich müssen sie alsdann Alle gleich mir sein, rief der Kaiser, daß sie in diesem Moment sich ihrem Vater gegenüber befinden!

Der König nahm lächelnd seinen Arm, und ließ sich von dem Kaiser in die für ihn bereiteten Zimmer des Schlosses führen. Aber nach kurzem Verweilen dort begab er sich wieder zum Kaiser, um mit diesem vereint durch den großen Empfangssaal in den Speisesaal zur Tafel zu gehen.

Das ganze glänzende Gefolge des Kaisers hatte sich in dem großen Saal aufgestellt und wie das fürstliche Paar, gefolgt von der Suite des Königs, jetzt in den Saal eintrat, neigten sich ehrfurchtsvoll alle Häupter, und Aller Blicke wandten sich zu Boden. Nur Einer neigte sein Haupt ganz leise und richtete es dann wieder stolz empor, nur Einer schlug das Auge nicht zu Boden, sondern heftete es ernst und prüfend auf das Antlitz Friedrichs hin.

Des Königs Adlerblick gewahrte ihn sogleich, und mit einem freundlichen Lächeln auf den feingeschnittenen Lippen näherte er sich dem stolzen Manne.

Ich freue mich, den Fürsten Kaunitz endlich von Angesicht zu Angesicht begrüßen zu können, sagte der König mit seiner weichen, melodischen Stimme. Es ist wahrlich nicht nöthig, daß wir einander vorgestellt werden; ganz Europa kennt Sie, und Sie werden mich hoffentlich

*) Der König trug die weiße österreichische Uniform mit Silberstickerei, statt der Epaulettes Silberlitzen auf den Achseln, wie die österreichischen Rekruten sie tragen. Eben so gekleidet waren die Prinzen und die übrigen Herren seines Gefolges. Die Soldaten waren in weißer Uniform ohne Stickerei, und die Dienerschaft in hellgrauen Anzügen mit gelbem Futter.

nicht für einen solchen Barbaren halten, daß mir allein Derjenige unbekannt sein sollte, den alle Welt bewundert.

Dem Fürsten Kaunitz geschah, was ihm seit manchem Jahr nicht geschehen war, er erröthete; wider seinen Willen durchleuchtete ein Lächeln sein Antlitz, er neigte sich tiefer und ehrerbietiger, wie er es jemals gethan hatte, aber er fand keinen Ausdruck, die schmeichelhafte Anrede des Königs zu erwidern, und murmelte nur einige leise, unverständliche Worte.

Oh Sire, sagte die helle, klangvolle Stimme des Kaisers neben ihm, Sie machen mir alle meine großen Geister sprachlos vor Entzücken. Selbst der Fürst Kaunitz, welcher sonst der ganzen Welt seine gewichtigen Antworten zu geben weiß, hat Ihnen gegenüber keine Worte gefunden, und sehen Sie nur gnädigst meinen armen Fürsten Ligne hier an. Ich versichere Ew. Majestät, er sieht sonst ganz anders aus. Ich habe ihn noch niemals so blöde gesehen. Das macht, die Sonne hat ihn geblendet, aber er wird sich allmälig an ihre Strahlen gewöhnen, und dann wird er sich zu seinem Vortheil zeigen.*)

Ich kenne ihn sehr wohl, sagte der König lächelnd, ich habe Ihren Brief an Jean Jacques Rousseau gelesen, mein Herr Fürst, und mich desselben gefreut. Weil er schön und geistvoll ist, glaube ich gern, daß er von Ihnen geschrieben ist, und daß sich nicht ein Anderer erlaubt hat, sich Ihres Namens zu bedienen.

Ach Sire, rief der Fürst lächelnd, ich bin nicht berühmt genug, daß irgend ein Schriftsteller auf den Gedanken kommen sollte, sich meines Namens zu bedienen.**)

Der König neigte ein wenig sein Haupt und wandte sich dann an den Feldmarschall von Lacy.

Diesen da, sagte der König, ihm die Hand auf die Schulter legend, diesen da haben Ew. Majestät auch nicht nöthig mir vorzustellen. Er hat mir Jahre lang zu viel zu schaffen gemacht, und er ist mir oft

---

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe: Conversations avec Frédéric le Grand par le Prince de Ligne. p. 11.

**) Diese Antwort bezog sich darauf, daß kurz zuvor ein anderer Brief an Rousseau erschienen war, unterzeichnet mit dem Namen des Königs von Preußen. Dieser Brief war indeß von Horace Walpole.

zu nah gekommen, als daß ich mir seine Züge nicht sollte gemerkt und sie auf immer meinem Gedächtniß eingeprägt haben. Ein Glück für mich, mein Herr Feldmarschall, daß Sie nicht hier heute Quartiermeister sind, sondern daß der Kaiser selber mir Quartier giebt. Ich habe Gelegenheit gehabt, den Generalquartiermeister Lacy zu bewundern und seine Macht zu empfinden.

Aber wo ist Loudon? fragte der Kaiser laut. Sehen Ew. Majestät nur, der Loudon ist nicht da, er hat sich verspätet!

Das pflegte sonst seine Art nicht zu sein, sagte der König lächelnd, er war sonst sehr häufig vor mir auf dem Platze,*) und vraiment, Sire, Sie haben Loudon Unrecht gethan, denn sehen Sie nur, da ist der Feldmarschall!

Und mit fast zärtlichen Blicken auf Loudon zuschreitend, und seines steifen, ungelenken und verlegenen Wesens nicht achtend, reichte er ihm seine Hand dar und begrüßte ihn mit herzlichen und ehrenden Worten.

Wenn es Ihro Majestät genehm ist, begeben wir uns zur Tafel, sagte jetzt der Kaiser, seinem Gast den Arm darreichend.

Der König nahm den Arm des Kaisers, aber seine großen wunderbaren Augen hafteten noch immer auf dem harten gefurchten Antlitz Loudons.

Sire, sagte er, wenn ich das Glück haben soll, auf der einen Seite neben Ihnen zu sitzen, so bitte ich, lassen Sie mich auf der andern Seite Loudon zu meinem Nachbar haben. Ich sehe ihn lieber an meiner Seite, als mir gegenüber.**)

Er nickte dem verlegenen, sprachlosen General freundlich lächelnd zu, und folgte dem Kaiser in den Speisesaal.

Und wenn er sie alle bezaubert mit seinen Schmeicheleien und schönen Phrasen, murmelte Kaunitz in sich hinein, als er dem hohen Fürstenpaar in den Speisesaal folgte, mich zu bethören, soll ihm doch nicht gelingen! Wie viel schöne Worte und Phrasen er an diese Herren Generäle verwendete. Wer Allen schmeichelt, giebt jeder Schmeichelei einen bittern Beigeschmack. Will den Loudon zu seinem Tischnachbar haben! Als ob sich mit diesem unwissenden, tölpelhaften und linkischen Gesellen jemals eine leidliche Conversation führen ließe!

*) Des Königs eigene Worte.
**) Des Königs eigene Worte.

Und der Fürst, innerlich ergrimmt darüber, daß der König nicht ihn, sondern Loudon zu seinem Tischnachbar gewählt, ließ sich von dem Hofmarschall zu seinem, ihm vom Kaiser selbst angewiesenen Platze führen. Dieser Platz war an der Tafel des Kaisers und beiden Majestäten grade gegenüber.

Oh, nun bin ich zufrieden, sagte der König, dem Fürsten lächelnd zunickend. Wenn ich den großen Feldmarschall Oesterreichs lieber an meiner Seite als mir gegenüber habe, so mag ich den größten Diplomaten Oesterreichs und Europas lieber mir gegenüber als an meiner Seite haben, denn nur so lange ich Sie sehen kann, glaube ich vor Ihnen sicher zu sein, und Ihren Angriff nicht fürchten zu müssen. Durchlaucht, ich begebe mich unter den Schutz Ihrer Augen. Haben Sie Nachsicht mit einem alten Krieger, der wenig von den Künsten der Diplomatie versteht und dessen scharfes Schwert sich gar oftmals vor Ihrer spitzen Feder hat beugen müssen.

Oh, Ew. Majestät haben wohl Recht von Ihrem scharfen Schwert zu sprechen, sagte Kaunitz, dieses Schwert war so scharf, daß Sie sogar mit demselben die Feder schneiden konnten, die jene fliegenden Blätter schrieb, welche die Fama zugleich mit Ihrem Ruhm in alle Welt ausstreute. Ew. Majestät haben oft genug Ihre Feder als Schwert, und Ihr Schwert als Feder gebraucht, um Sich als Schriftsteller, Diplomat und Krieger gleich sehr gefürchtet und geehrt zu sehen!

Der Kaiser neigte sich näher zu Friedrich hin. Sire, sagte er, eine Schmeichelei von Kaunitz ist wie die Blume des Riesencactus, sie blüht nur Einmal alle Jahrhundert!

V.

Die unbekannte Sängerin.

Ein großes und glänzendes mehractiges Ballet, in den Zwischenacten unterbrochen von Gesangsaufführungen, sollte die Festlichkeiten des ersten Tages in Neustadt beschließen. Man hatte zu all diesen Festlichkeiten die großartigsten Anstalten getroffen, das ganze Corps de Ballet mit seinem berühmten Balletmeister Noverre war dazu nach Neustadt

beordert, auch das Opernpersonal mit seinem Capellmeister Florian Gaßmann und seinen berühmten Sängern und Sängerinnen hatte sich dahin begeben müssen, und mehr denn zwanzig große Wagen voll Coulissen, Flugmaschinen, Decorationen und Costümen hatten das Gefolge der Prinzen und Prinzessinnen der Bühne ausgemacht. Man wollte dem König von Preußen, dessen Hof man als den Sitz der Künste und Wissenschaften in ganz Deutschland pries, doch beweisen, daß auch in Wien die Künste ihre Heimath gefunden, und daß die Oper und das Ballet wagen durften, sich den prüfenden und strengen Blicken des Königs darzustellen.

Ew. Majestät werden indeß Nachsicht haben müssen, sagte der Kaiser, als er Friedrich in das Theater und zu den unmittelbar hinter dem Orchester aufgestellten Fauteuils führte. Ew. Majestät haben nicht bloß die Menschen, sondern auch die Musen besiegt und sie für immer zu Ihren Gefangenen gemacht. Diese können daher selten einen flüchtigen Moment zu uns nach Wien kommen und kopfschüttelnd beschauen, was wir da gemacht haben, während sie in Berlin zu den Füßen ihres Meisters sitzen, und von ihm Lehre und Begeisterung empfangen!

Ach, Sire, Sie reden von vergangenen Tagen, rief der König. Früher waren die Musen uns wohl ein wenig hold und ließen es sich bei uns gefallen! Aber jetzt, da ich ein armer mürrischer alter Mann geworden bin, machen es die Musen, wie es die Mehrzahl meiner Freunde gemacht hat, sie haben mich treulos verlassen und dem Abt von Sanssouci den Rücken gewandt. Die Musen, Sire, sind nur der Jugend hold, und ich finde es daher ganz begreiflich, daß sie sich zu Ihnen nach Wien gewandt haben! Ein Einsiedler, wie ich, ist so köstlicher Gesellschaft gar nicht würdig; ich danke es aber Eurer Majestät doppelt, daß Sie die schönen Göttinnen überlistet haben, und sie nöthigen, unter Ihrem Schutz meine Nähe zu ertragen! Sehen wir also, welche Wunder Sie uns offenbaren wollen!

Aber indem der König jetzt im Begriff war, sich neben dem Kaiser niederzulassen, gewahrte er Kaunitz, welcher mit seiner gewohnten gravitätischen Ruhe daher geschritten kam, und eben im Begriff war, sich auf einem Sessel unfern von dem Kaiser niederzulassen.

Oh Sire, rief der König lebhaft, wir beide, welche hier die Jugend und das Alter repräsentiren, thäten wohl sehr klug, wenn wir die

Weisheit in unsere Mitte nähmen, und ich bitte daher Ew. Majestät, daß der Fürst Kaunitz diesen Fauteuil hier zwischen uns einnehme!

Der Kaiser verneigte sich lächelnd und winkte den Fürsten herbei. Kaunitz, welcher sehr wohl die Worte des Königs vernommen hatte, konnte es nicht verhindern, daß sein Angesicht und seine Augen ein wenig von der seligen Zufriedenheit und dem geschmeichelten Stolz verriethen, die in diesem Moment seine Seele erfüllten und ihn ganz und gar seines Hasses und seiner so oft derb genug ausgesprochenen Abneigung gegen den König vergessen ließen. Indem er jetzt auf Befehl des Kaisers den Sitz zwischen den beiden Majestäten einnahm, verneigte er sich so tief und ehrfurchtsvoll vor dem König, wie er es nie vor irgend einer Größe der Welt, außer innerlich vor seiner eigenen, gethan hatte, und als der König sodann mit irgend einer seiner feinen und scherzhaften Bemerkungen sich an ihn wandte, sahen die Höflinge und Verehrer des Fürsten mit staunender Verwunderung, was sie noch nie an ihm gesehen hatten, — Kaunitz lachte, und zwar so herzlich und wirklich, daß sogar einige Minuten vergingen, bevor sein Gesicht wieder die ungewohnten Linien verloren und sich zu dem gewohnten Ernst verfestigt hatte.

Das Ballet begann; Götter und Göttinnen, von Genien umflattert, schwebten auf die Bühne, um in sinnigen Allegorien und vieldeutigen Pantomimen die Begebenheiten dieses großen Tages zu feiern, und die Freude der Götter und Menschen darzustellen. Noverre, der Schöpfer und Erfinder des neuen Ballets, Noverre, welcher den Tanz gleich der Musik zu einer Sprache der Empfindung und der Seele erheben wollte, hatte alle Kraft und alle Poesie seines Talentes aufgeboten, um vor dem großen König in glänzender Weise die ganze Schönheit seiner neuen Kunst zu entfalten, und mit stolzer Siegesmiene blickte er von seinem Platz zwischen der ersten und zweiten Coulisse zuweilen während des pantomimischen Tanzes seiner Göttinnen hinüber nach dem König, um in dessen Augen seine Freude und seine Bewunderung zu lesen.

Aber zu des stolzen Balletmeisters wahrem Entsetzen drückten die großen leuchtenden Augen des Königs nichts von dem Staunen und Entzücken aus, das derselbe doch nothwendig empfinden mußte. Ja, zu seiner tiefsten Indignation mußte Noverre gewahren, daß der König seine Aufmerksamkeit nicht einmal ausschließlich dem Ballet zuwandte,

sondern mehr als einmal den Blick von der Bühne weg und auf Kaunitz heftete, mit dem er mehrmals sich lächelnd und freundlich unterhielt.

Oh, ich durchschaue ihn, murmelte Noverre, er will seinen Aerger verbergen, er will sich das Ansehn geben, von meinen Ballets gar nicht erstaunt zu sein! Aber diese affectirte Gleichgültigkeit, grade diese verräth mir seinen innern Zorn und Neid! Oh, ich weiß, er denkt mit Beschämung daran, daß ich einst in Berlin war, und daß es in seiner Macht gestanden hätte, mich für immer zu gewinnen, daß er aber mein Genie nicht zu erkennen vermochte, und so das Glück verpaßte, das sich ihm darbot. Ja, ja, mein Herr König von Preußen, jetzt ist es zu spät! Ihr werdet Euern Thron weder mit Loudon noch auch mit Noverre schmücken können. Der größte Tanzkünstler und der größte Feldherr boten sich Euch an, aber Ihr ließet den Genius entflattern, und nun wendet er Euch für immer den Rücken!

Eben hatten die beiden ersten Tänzerinnen ihren freudigen Triumphtanz zur Verherrlichung des Friedens vollendet. Genien hüpften und schwebten von allen Seiten herbei und umwallten die Göttinnen, liebliche und reizende Gruppen bildeten sich wie von selbst, und mit einem kunstvollen und sinnigen Tableau schloß der erste Akt.

Mit der Miene eines Triumphators trat Noverre zwischen den Coulissen hervor und gab sich das Ansehn, mit einem der Mitglieder des Orchesters eine gewichtige geschäftliche Besprechung zu haben.

Ohne Zweifel wird der König mich jetzt bemerken, dachte der stolze Balletmeister, alsdann wird er mich zu sich rufen, um mir seine Freude auszudrücken.

In der That, eben näherte sich ihm einer der kaiserlichen Kammerherrn, und forderte ihn auf, sofort zum Kaiser zu kommen. Noverre folgte dem Kammerherrn mit hochgehobenem Haupt und machte alsdann, vor dem hohen Fürstenpaar angelangt, sein zierlichstes, graziösestes und regelrechtestes Compliment, wie er es jüngst noch dem Gott Mars eingeübt, als dieser sich vor dem Olympischen Zeus zu neigen hat.

Ah Majestät, rief der Kaiser lächelnd, sehen Sie da unsern Balletmeister Noverre. Er ist, wenn ich nicht irre, auch in Berlin gewesen!

Ja, sagte der König, leicht mit dem Haupt nickend, ich kenne ihn

ganz gut. Wir haben ihn in Berlin gesehen, und ich versichere Ew. Majestät, er war damals recht possierlich.

Noverre zuckte zusammen, als habe der Biß einer Natter ihn getroffen.

Possierlich? wiederholte der Kaiser mit einem fragenden Ton.

Ja, Sire, fuhr der König fort, Noverre verstand es nämlich, Jedermann, besonders aber unsere Tänzerinnen auf das Täuschendste zu imitiren. Oh ich versichere Ew. Majestät, es war zum Todtlachen!

Der König, welcher bis jetzt nur zu dem Kaiser gesprochen hatte, wandte sich jetzt zu Noverre. Ihr Ballet war schön, mein Herr, sagte er, Ihre Tänzerinnen haben Grazie, aber es ist keine Grazie im leichten Flügelkleide. Sie ist gezwungen und steif; dabei tragen sie die Arme und Schultern zu hoch. Erinnern Sie Sich noch an unsere erste Tänzerin von damals?

Ew. Majestät meinen die Barbarina?

Ja, die Barbarina, sagte der König mit einem sanften Lächeln, und es flog wie ein heller Sonnenstrahl über sein edles Antlitz hin.

Sie war eine sehr schöne Person, bemerkte Noverre.

Und eine große Tänzerin, sagte der König, dessen Augen mit einem wunderbaren Leuchten einen Moment in die Höhe starrten, als sehe er da vor sich in der Luft die liebreizende Erscheinung eines Wesens, das er einst mit den letzten Flammen seines erlöschenden Herzens geliebt hatte. Dann senkte er langsam den Blick wieder herab und richtete ihn auf Noverre, der immer noch auf die Gelegenheit wartete, seinem Groll Luft zu machen und Rache zu nehmen für die leichte und wenig schmeichelhafte Art, mit welcher der König sich seiner erinnert hatte.

Ja, wiederholte der König, Barbarina war eine sehr schöne Person, und eine sehr große Tänzerin. Die machte es aber nicht so wie Seine Tänzerinnen.

Eben darum, Sire, sagte Noverre, das Haupt stolz zurückwerfend, eben darum war sie auch in Berlin!*)

Sire, sagte in diesem Moment der Kaiser, wenn es Ew. Majestät beliebt, werden jetzt unsere Opernsänger uns ein kleines Concert vortragen.

Der König verneigte sich und ließ sich dann wieder in den Fauteuil

*) Frédéric le Grand, Conversations avec le Prince de Ligne.

niedergleiten, ohne den Balletmeister Noverre, der ihm eben eine tiefe künstlerische Abschiedsverbeugung machte, nur eines Blickes weiter zu würdigen.

Ich habe mich gerächt, murmelte Noverre leise in sich hinein, und mit einem stolzen Lächeln zog er sich auf seinen Platz hinter der Coulisse zurück.

Das dramatische Concert begann. Dem Programm gemäß sollte es die berühmte Sängerin Bernasconi mit einer Arie im Costüm aus Gluck's Oper Alceste eröffnen, dem dann der Sänger Tibaldi mit einer Scene aus Gluck's neuester Schöpfung: Paris und Helena folgen sollte. Schon begann das Orchester die Eingangstakte der Arie zu spielen, aber die Sängerin war noch nicht aus der Coulisse hervorgetreten. Der dirigirende Capellmeister richtete seine unruhigen Blicke nach dem Ort, von woher sie auftreten mußte, aber vergeblich, Signora Bernasconi war nicht da, und doch war die Introduction schon zu Ende, und der Gesang mußte beginnen. Eine allgemeine Bewegung entstand, das Orchester verstummte, der Vorhang rollte langsam wieder herab, und fragend und erwartungsvoll blickte Jedermann auf den Oberhofmarschall, der eben, von der Bühne kommend, sich dem Kaiser genähert hatte und leise zu ihm sprach.

Sire, wandte sich der Kaiser jetzt an den König, Sire, ich habe Ew. Majestät um Entschuldigung zu bitten. Ein unangenehmer Zufall ist eingetreten. Signora Bernasconi ist, wie man mir berichtet, plötzlich heftig erkrankt und außer Stande, zu singen.

Ah, rief der König lächelnd, ich kenne diese plötzlichen Erkrankungen der Sängerinnen; die meinigen haben mich oft damit zu chicaniren versucht. Es giebt indessen ein sehr wirksames Mittel gegen solche plötzliche Krankheiten der eigensinnigen Primadonnen, und seit ich dies anwende, seit ich jeder Sängerin, die plötzlich erkrankt, eine halbe Monatsgage abziehen lasse, seitdem sind alle meine Sängerinnen gesund und von allen Anfällen frei.

Ich vermuthe, die Signora ist vor Angst und Beklemmung krank geworden, sagte der Kaiser lächelnd. Das Bewußtsein, vor dem großen König, der zugleich ein großer Künstler ist, singen zu sollen, hat sie schüchtern und muthlos gemacht.

Ach, Sire, wie wenig kennen Sie die Theaterprinzessinnen, rief der König achselzuckend. Sie sind noch schlimmer und eigensinniger, wie die

wirklichen Prinzessinnen, glauben Sie es mir! Und die italienischen Theaterprinzessinnen sind die schlimmsten von allen!

Signora Bernasconi ist eigentlich eine Polin, sagte Kaunitz, sie stammt aus einer berühmten polnischen Adelsfamilie.

Desto schlimmer, rief der König, das polnische Blut revoltirt und extravagirt immer, und kann sich niemals in die ruhigen Bahnen fügen. Es wundert mich, daß die Weisheit Eurer Durchlaucht sich nicht dagegen aufgelehnt hat, einer Polin eine so wichtige Stellung zu geben, wie die einer ersten Sängerin für ein Operninstitut ist. Die Polen bringen überall Unruhe und Verwirrung.

Aber sie sind gute Schauspieler, Sire, und wissen Heldenrollen zu spielen, als ob es Wirklichkeit wäre, sagte Kaunitz, indem er seine goldene Tabatière hervorzog, und den Deckel, auf welchem sich das mit Brillanten eingefaßte Bildniß der Kaiserin befand, langsam öffnete.

Aber unter dem Theaterharnisch und dem Küraß schauet doch immer unerwarteter Weise wieder der Fripon hervor, rief der König, und im Augenblick, wo man glaubt, es mit wirklichen Helden zu thun zu haben, sieht man an dem gekünstelten Pathos und dem stumpfen blechernen Schwert, daß es doch nur elende Schauspieler sind, welche man da vor sich hat!

Vielleicht, sagte Kaunitz, indem er seine schlanken weißen Finger tief in den Inhalt seiner Dose versenkte, vielleicht erleben wir's noch, daß ihre Bühne unter ihnen zusammenbricht, denn, wie mich dünkt, fahren sie wie Rasende und Besessene darauf umher, und da werden sie zuletzt den Boden unter ihren Füßen verlieren.

König Friedrichs Augen blitzten höher auf, und richteten sich einen Moment mit einem scharfen, forschenden Ausdruck auf das ernste, kalte Antlitz des Fürsten hin, der seine Blicke immer noch auf seine geöffnete Dose niedergeschlagen hatte.

Durchlaucht, sagte der König lächelnd, wir sind so lange Gegner gewesen, daß wir bei unserem ersten Begegnen uns feierlichst unsere freundschaftlichen Gesinnungen bezeugen sollten. Die Indianer pflegen bei solcher Gelegenheit eine Friedenspfeife mit einander zu rauchen, für unsere cultivirten Zustände mag es genügen, den Tabak des Friedens nicht in unsere Pfeife, sondern in unsere Nase zu stecken. Wollen Sie mir also erlauben eine Prise aus Ihrer Dose zu nehmen?

Das war ein Zeichen von Huld und Herablassung, welches sogar das stolze Herz des Fürsten Kaunitz zu rühren vermochte, und ein sanftes Erröthen des Vergnügens über seine Wangen hauchte. Mit ungewohnter Hast beeiferte er sich, dem Wunsch des Königs zu genügen und ihm seine geöffnete Dose darzureichen.

Der König nahm aus derselben eine ziemliche Quantität Spaniol, und indem er das that, sagte er: ich kann Ew. Durchlaucht die Versicherung geben, daß dies das erste Mal ist, daß ich mir aus anderer Leute Dosen eine Prise nehme!

Nun, Sire, rief Kaunitz heiter, mir scheint, Ew. Majestät haben uns ganz Schlesien doch als gute Prise weggenommen!

Das ist wahr, sagte der König lächelnd, aber es war ein gar scharfer Tabak, und Sie haben mich viel darnach niesen machen, ohne mir ein einziges Mal den üblichen Gruß: zur Genesung! zuzurufen.

Der König hatte gar nicht darauf geachtet, daß während seiner Unterhaltung mit dem Fürsten der Signor Tibaldi längst schon seine große Scene aus Gluck's Helena und Paris begonnen hatte, und er setzte sein Gespräch mit Kaunitz fort, bis die Musik verstummte, und die allgemeine Stille ihn darauf aufmerksam machte.

Ew. Majestät haben dies Mal einer Primadonna Unrecht gethan, sagte der Kaiser jetzt. Die Signora ist, wie man mir eben berichtet, wirklich krank, und ganz in Verzweiflung darüber, nicht vor Eurer Majestät singen zu können. Sie hat uns, wie ich höre, indessen einen Ersatz verschafft und eine Remplaçantin gestellt.

Eine zweite Primadonna? fragte der König. Die zweiten Primadonnen sind immer gesund, wenn ihre Rivalinnen erkranken, denn sie hoffen alsdann sie von ihrem Platz zu verdrängen.

Nein, Ew. Majestät. Keine zweite Primadonna, glaube ich. Man kennt sie nicht, die Bernasconi hat sie als ihre genaueste Freundin empfohlen, und steht dafür ein, daß sie würdig ist, ihre Stelle einzunehmen.

Ach, dann muß sie ein wahres Wunder von Gesangskunst sein, rief der König, denn daß eine Sängerin eine andere anerkenne, ist wirklich ein ganz merkwürdiger Fall! Hören wir aber doch diese Sängerin, welche sogar von ihres Gleichen gepriesen wird.

Der König richtete seine blitzenden Augen der Bühne zu, und sein

edles, bewegliches Antlitz nahm jetzt den Ausdruck der lebhaftesten Erregung und Aufmerksamkeit an.

Auf's Neue begannen die Eingangstakte der Gluck'schen Arie, und jetzt trat hinter der Coulisse hervor 'eine hohe stolze Gestalt, strahlend von Jugend, Schönheit und Majestät, prachtvoll anzuschauen in diesem langwallenden griechischen Gewande der Alceste, den goldgestickten Purpurmantel mit unnachahmlicher Grazie über die vollen schönen Schultern geworfen, das volle dunkle Lockenhaar zusammengehalten von dem goldenen Diadem, in dessen Mitte ein großer Solitair von seltener Schönheit blitzte, das weiße kurze Oberkleid um die schlanke Taille befestigt mit einem goldenen, von Brillanten funkelnden Gürtel, und eben solche Spangen um die weißen, edelgeformten Arme.

Es war eine Erscheinung von so edler Schönheit, so imponirender Würde, daß selbst König Friedrich sich davon ergriffen fühlte, und ganz unwillkürlich einstimmte in das Gemurmel des Beifalls, das sich in dem Saal erhob.

Die unbekannte Sängerin schien dieses Gemurmel gar nicht zu vernehmen, ihre großen dunklen Augen waren ernst und unverwandt nur dahin gerichtet, wo die beiden hohen Fürsten saßen, und wie sie jetzt die Arme erhob, um als Alceste die Hülfe der Götter anzurufen, schienen ihre Blicke diese hülfreichen Götter nicht dort oben im Himmel, sondern nur da drüben auf den Sesseln des Königs und des Kaisers zu suchen. — Und edel und erhaben, wie ihre ganze Erscheinung, war auch ihr Gesang, war ihre Stimme, voll von unendlichem Wohllaut und von edelster, kernigster Fülle. Selbst der gestrenge und schwer zu befriedigende Meister Gluck würde mit dem Gesang und dem Vortrag dieser Alceste zufrieden gewesen sein, und selbst Friedrich der Große, sonst ein Gegner der Gluck'schen Opern, fühlte sich von diesem Gesang bezaubert und hingerissen, und hörte ihm zu mit strahlenden Augen und einem sanften Lächeln um die schmalen Lippen.

Kaiser Joseph allein achtete gar nicht auf den Gesang, und der erhabene Rhythmus der Musik ging dies Mal unverstanden an seinem Ohr vorüber. Seine ganze Aufmerksamkeit war nur der Person der Sängerin zugewandt, und schien jeden ihrer Blicke, jede ihrer Bewegungen prüfen zu wollen!

Sie ist es, ich erkenne sie wieder, sie ist es, murmelte der Kaiser halblaut, und als Fürst Kaunitz, dessen scharfes Ohr vielleicht die Worte des Kaisers vernommen hatte, seine kalten Blicke mit einem fragenden Ausdruck dem Kaiser zuwandte, neigte Joseph sich rasch zu ihm hin.

Erinnern Sie Sich noch, was ich Ihnen heute Morgen von der Dame erzählte, welche mir das Bouquet zugeworfen? fragte der Kaiser.

Ich vergesse nichts, was Ew. Majestät geruhen mir zu sagen! erwiderte Kaunitz mit seiner gewohnten Ruhe.

Nun denn, diese Sängerin ist die Dame, welche mir das Bouquet gab!

Ach, das Souvenir à Eperies! Jetzt begreife ich auch die Krankheit der Bernasconi, Sire! Sie ist aus patriotischem Edelmuth krank geworden, weil eine Landsmännin vor Ihren Majestäten singen wollte, um von Ihnen bemerkt zu werden! Es sollte mich gar nicht wundern, wenn sie es versuchen sollte, noch auf irgend eine eclatantere Weise die Aufmerksamkeit Eurer Majestät zu fesseln. Diese Polinnen sind so enragirte Patriotinnen.

Der Kaiser erwiderte nichts. Er blickte hinüber nach der Sängerin, deren wunderbare, stolze Schönheit, deren räthselhafte Erscheinung seine Augen und seine Neugierde fesselte.

Jetzt war ihre Scene beendet, und der Vorhang rauschte nieder. Eine augenblickliche athemlose Stille trat ein, Aller Augen richteten sich nach dem Fürstenpaar hin, gleichsam die Erlaubniß erflehend, der allgemeinen Bewunderung, dem glühenden Enthusiasmus Ausdruck zu geben.

Vielleicht verstand der König diesen geheimen Wunsch der Versammlung, vielleicht folgte er nur seiner eigenen Bewunderung; er erhob die Hände und applaudirte. Und jetzt brausete und donnerte ein enthusiastischer Beifallssturm durch den Saal, und das Brava! Brava! des Kaisers übertönte noch das enthusiastische Rufen der Uebrigen.

Der Vorhang erhob sich wieder, und aus der Couliße hervor trat die Sängerin, unter dem lauten Bravarufen und Applaudiren schritt sie vor bis dicht an die Lampen, und verneigte sich dann tief und ehrfurchtsvoll. Ein neuer Beifallssturm brauste durch den Saal, lauter noch als zuvor hörte man die helle Stimme des Kaisers Brava! Brava! rufen.

Die Sängerin blickte mit langen glühenden Blicken zu ihm hinüber, ihr Antlitz schien aufzuflammen in Begeisterung, eine dunkle Purpurgluth überzog auf einmal ihre bleichen Wangen, und, gleichsam Ruhe gebietend, hob sie ihre schönen Arme einen Moment empor.

Eine tiefe Stille trat ein, von Staunen und Neugierde gefesselt starrte Jeder hinüber nach dieser stolzen räthselhaften Erscheinung, welche es wagte, dem Enthusiasmus eines Kaisers und eines Königs Schweigen aufzuerlegen.

Und aus dieser Stille erhob sich jetzt die edle klangvolle und sonore Stimme der Sängerin. Ihre ganze Seele, ihr ganzes Empfinden bebte und glühte aus den Tönen, den Worten des Liedes, das sie jetzt sang und das also lautete:

Es liegt in Todesschmerzen
Die schönste Königin.
Das Blut aus ihrem Herzen
Fließt heiß zur Erde hin.

Nicht freventlich geschlagen
Hat sie die Wunden sich,
Im Sterben darf sie sagen:
„Für Dich verblut' ich mich!

„Für Dich, Du gold'ne Freiheit,
Für Dich, Gesetz und Recht!
Für diese große Dreiheit
Ist mir das Sterben recht!

„Denn besser frei zu sterben
Als leben, Sclaven gleich,
Und lassen seinen Erben
Nichts als die Schande bleich.

„Und besser sich verbluten
In ehrenvoller Schlacht,
Als unter Feindes Ruthen
Ein Leben hingebracht!"

Die Königliche Klage
Erweicht sie nicht Eu'r Ohr
Und öffnet ihre Plage
Nicht Eures Mitleids Thor?

Ihr könnt, Ihr könnt sie heilen,
Ihr großen Aerzte hier,
Oh thut es ohn' Verweilen,
Erbarmen habt mit ihr!

Oh, helft dem kranken Polen,
Der kranken Königin!
Oh, eilt von ihr zu holen
Des Dankes Hochgewinn!

Unter dem athemlosen Schweigen der Versammlung hatte die Sängerin ihr Lied beendet, und auch jetzt, als sie sich verneigte, als ihre flehenden Blicke sich hinüber richteten zu dem Fürstenpaar, auch jetzt ward die Stille nicht durch das kleinste Zeichen des Beifalls unterbrochen. Aller Augen richteten sich wieder dem Kaiser und dem König zu, um in ihren Mienen den Eindruck dieser seltsamen und ungewöhnlichen Scene zu entdecken, und Niemand schien es zu bemerken, daß die Sängerin wieder langsam in die Coulissen zurückgetreten, und der Vorhang wieder herniedergerauscht war.

Der Kaiser erhob sich mit jugendlicher Hast von seinem Fauteuil und winkte den Oberhofmarschall zu sich. Gehen Sie, Graf, sagte er, gehen Sie und fragen Sie die Sängerin um ihren Namen. Sagen Sie ihr, ich sei es, welcher ihn zu wissen wünschte!

Sie heißt Polen, Sire, sagte Kaunitz mit einem wegwerfenden Ton, während der Hofmarschall von dannen eilte. Sagte ich es Ew. Majestät nicht zuvor, daß es diese Polin nicht bei dem Bouquet würde bewenden lassen? Ich kenne diese Polinnen, sie coquettiren mit Allem, am liebsten aber mit ihrem Vaterlandsschmerz!

Der Kaiser antwortete ihm nur mit einem Achselzucken und einem Lächeln, und wandte seine Blicke wieder dem Oberhofmarschall zu, der eben wieder durch die hinter die Bühne führende Thür hervortrat.

Nun, Graf, wie heißt die Dame? rief er dem sich Nähernden entgegen.

Der Oberhofmarschall zuckte die Achseln. Sire, ich habe den Namen nicht erfahren können. Die Dame hat sofort das Haus verlassen, und Niemand, selbst nicht der Capellmeister wußte mir ihren Namen zu sagen!

Seltsam! murmelte der Kaiser. So soll man die Bernasconi fra-

gen, befahl er dann laut. Sie mindestens wird doch Auskunft zu geben vermögen über die Sängerin.

Majestät halten zu Gnaden, ich habe die Bernasconi selber gefragt; sie ist im Hause, und in ihrem Garderobenzimmer damit beschäftigt, sich ihr Costüm anzulegen, denn es scheint, daß sich ihr Brustkrampf plötzlich verloren hat und sie kräftig genug ist, die zweite Arie selber zu singen!

Nun, und was sagte die Bernasconi?

Sire, sie behauptet den Namen der Sängerin auch nicht zu wissen! Sie zeigte mir einen Brief von dem bei der polnischen Republik accreditirten französischen Militairbevollmächtigten Obristen Dumouriez. Die Bernasconi kennt diesen Herrn von Paris her, und er hat dieser Dame Empfehlungsbriefe an die Signora mitgegeben. Es scheint, dieselbe wollte nach Wien gehen, und da sie erfuhr, daß die Bernasconi hier in Neustadt war, hat sie schon hier ganz zufällig ihren Brief abgegeben. Der Obrist Dumouriez bezeichnet in seinem Briefe die Fremde nur als eine polnische Dame von vornehmer Geburt, welche zugleich die eminenteste Sängerin sei, und deren Gesang sogar im Stande sein würde, das kunstsinnige Ohr Eurer Majestät zu erfreuen.

Ah, haben Sie gehört, Durchlaucht? fragte der König von Preußen, während der Kaiser sein Gespräch mit dem Oberhofmarschall fortsetzte. Haben Sie gehört, Durchlaucht? Der französische Bevollmächtigte hat diese Donna hierher gesandt? Vraiment, dieses Frankreich wird, da es der Kriege überdrüssig ist, jetzt empfindsam, wie es scheint. Die Cotillons haben so lange über Frankreich regiert, daß man jetzt auch die Cotillons in der auswärtigen Politik beschäftigen will. Es sind wirklich ein paar recht galante Damen, La France und La Pologne!

Ja, Sire, aber die Eine von ihnen ist alt geworden, sagte Kaunitz, alt und kraftlos. Diese Madame La Pologne ist wirklich eine alte Coquette, welche vergeblich versucht ihre Hinfälligkeit und Schwäche unter ihrer Schminke zu verbergen und trotz ihres Greisenalters die Alluren der Jugend und Schönheit annimmt.

Ew. Durchlaucht glauben wohl gar, daß die Coquette keine Jugend und keine Lebenskraft mehr besitze? fragte der König mit einem durchbohrenden Blick auf das Antlitz des Fürsten.

Sire, wenn man seine Jugendkraft und sein Jugendblut auf Tanzböden und bei Raufereien verschwenderisch vergeudet hat, so wird man am Tage einer wirklichen Schlacht keine Kraft und kein Lebensblut mehr zuzusetzen haben.

Und es scheint wirklich, als ob die Kaiserin von Rußland der armen alten Coquette Polen eine Schlacht zu liefern beabsichtigt, sagte der König, indem er, zum zweiten Mal an diesem Abend, eine Prise aus der Dose des Fürsten nahm. —

Das Concert nahm seinen Fortgang, und Signora Bernasconi entwickelte in der großen Arie aus Orpheus und Euridice alle Schönheit und Volubilität ihrer Stimme, der man gar nichts mehr von dem Brustkrampf anhörte, welcher sie noch eine Stunde vorher zum Singen unfähig gemacht hatte.

Der König applaudirte ihr, wie er es zuvor der unbekannten Sängerin gethan. Aber der Kaiser saß theilnahmlos und sichtlich zerstreut da. Gegen seinen Willen wandten sich seine Gedanken wieder und immer wieder der geheimnißvollen Spenderin des Bouquets, der räthselhaften Sängerin zu, welche, indem sie in ihrem Liede so ergreifend ihm das Unglück und Leid Polens geschildert, ihn zugleich daran erinnert hatte, daß er in Eperies den Conföderirten Schutz und Hülfe versprochen hatte.

Sie ist eine Polin, und sie ist begeistert für ihr Vaterland, sagte der Kaiser zu sich selber. Sie wird sich ohne Zweifel mir noch öfter zeigen, denn sie fühlt, daß ihr Vaterland meines Schutzes bedarf. Bei ihrem nächsten Erscheinen aber werde ich es machen, wie der Prinz im Mährchen. Ich werde Pech auf die Schwelle der Thür gießen lassen, damit ihr Fuß daran haften bleibt, und sie mir nicht wieder entschwinden kann!

Auch Fürst Kaunitz schien von der Erscheinung der Fremden lebhaft angeregt zu sein, nur vertröstete er sich nicht, wie der Kaiser, auf das willkürliche Wiedererscheinen der Gräfin.

In seine Gemächer zurückkehrend, ließ er sogleich seinen Geheimschreiber, welcher zugleich einer der gewandtesten Mitglieder der geheimen Polizei und der Keuschheits-Commission war, vor sich kommen.

Sie werden Sich sogleich nach der Sängerin, die heute Abend vor

mir und den Majestäten gesungen hat, erkundigen, sagte der Fürst. Morgen früh um neun Uhr will ich wissen, wie die Dame heißt, wo sie logirt, und was sie will.

VI.

Friedrich der Große und Fürst Kaunitz.

Das glänzende militairische Schauspiel, welches der Kaiser zu Ehren seines königlichen Gastes veranstaltet hatte, war beendet, und die Fürsten waren von dem großen Manoeuvre, welches in der Umgebung von Neustadt abgehalten worden, wieder in ihre Quartiere zurückgekehrt. Dieses Manoeuvre hatte Friedrich dem Großen die Stärke und Schönheit der österreichischen Armee bewiesen, es hatte ihm gezeigt, daß die österreichische Cavallerie der preußischen bei Weitem überlegen sei, und endlich hatte es ihm an der Spitze einer großen kriegskundigen Armee einen jungen, thatendurstigen, muthigen Fürsten gezeigt, der mit seiner Kühnheit und seinem Ungestüm das größte militairische Wissen, mit seiner Tapferkeit die größte Ueberlegung vereinte, und ganz dazu geschaffen schien, als siegreicher Feldherr seinem Heere voranzuschreiten.

Der König hatte dem jungen Kaiser und seinen Soldaten indessen das größte Lob gespendet, er hatte sich ganz begeistert über die Feldherrentalente des Kaisers, über die Gewandtheit und die sichern Bewegungen der Truppen geäußert, und vor der Fronte der Armee den Kaiser herzlich umarmt.

Nach dieser militärischen Feierlichkeit hatte der König sich in seine Gemächer zurückgezogen, und ein Bote von ihm war zu dem Fürsten Kaunitz geeilt, um zu melden, daß Se. Majestät sehr erfreut sein würde, den Besuch Sr. Durchlaucht empfangen zu können.

Fürst Kaunitz hatte sich sofort bereit erklärt, der Einladung des Königs zu folgen, und zum Erstaunen seiner Kammerdiener hatte er sogar seine Toilettenstunde verkürzt, und mindere Sorgfalt auf den Bau seiner Perrücke verwandt, wie dies jemals sonst geschehen. Selbst sein Gang war ungewöhnlich schnell und hastig gewesen, als er den Corridor hinabeilte, um sich zum König zu begeben, und sogar seine Mienen und

seine lebhaften Blicke hatten die große Ungeduld verrathen, mit welcher er dieser Zusammenkunft mit dem König entgegen ging.

Aber auch der Fürst selber schien diese seine ungewöhnliche Aufregung bemerkt zu haben, und sich zur Ruhe zwingen zu wollen. Je mehr er sich den Gemächern des Königs näherte, desto langsamer ward sein Schritt, desto mehr nahmen seine Züge wieder ihre gewohnte steinerne Ruhe an, erstarb der feurige Glanz seiner Augen.

Vor der Thür des Vorzimmers angelangt blieb der Fürst stehen, und als er, langsam und gravitätisch umherblickend, sich überzeugt hatte, daß Niemand sich in seiner Nähe befände, zog er aus seiner Busentasche den kleinen Handspiegel hervor, den er immer bei sich zu tragen pflegte. Sorgfältig und lange prüfte der Fürst jetzt sein Angesicht, das, während seines eigenen Anschauens, immer starrer und ernster ward, und sich gewissermaßen als ein immer dichterer Schleier über die Empfindungen seiner Seele legte.

Es verlohnte sich auch wahrlich der Mühe, murmelte Kaunitz vor sich hin, in Emotion zu gerathen über diese Zusammenkunft mit der kleinen preußischen Majestät. Er wäre in ihrer Eitelkeit im Stande zu vermeinen, daß seine Nähe und seine weltberühmten, unwiderstehlichen Adlerblicke auf mich auch die überwältigende Macht ausüben, die sie auf seine Soldaten, Höflinge und Schmeichler ausüben mögen. Nein, nein, was mich ein wenig erregte, das war nicht der König von Preußen, sondern der Gedanke, daß ich eben im Begriff bin ein Stückchen Welthistorie zu machen, und daß von diesem Gang, den ich jetzt thue, noch nach Jahrhunderten in den Büchern der Geschichte als von einer großen und denkwürdigen Begebenheit wird gesprochen werden. Es sind die Geschicke Europa's, welche ich heute in meinen Händen wiege und denen ich nach meinem Gefallen ihre Lenkung geben will. Und dieser König von Preußen ahnt nichts davon! Bildet sich wohl gar ein, daß er mich lenkt, und daß seine kleinen Minauderien und Schmeicheleien mich umnebelt und mein Urtheil umsponnen haben! Ahnt nicht, daß auch Er nur ein Werkzeug sein wird in meinen Händen, daß auch Er mir dienen wird und soll, die Politik, die ich für Oesterreich als die richtige erkannt, durchzusetzen!

Der Fürst blickte noch einmal prüfend in seinen Handspiegel, und

da er sich überzeugte, daß sein Antlitz jetzt wieder seine stolze Ruhe und Undurchdringlichkeit angenommen, steckte er das Glas wieder ein, und öffnete die Thür des Vorzimmers.

Weiche, melodische Töne einer Flöte trafen jetzt sein Ohr und der im Vorzimmer befindliche Adjutant des Königs erzählte dem Fürsten mit flüsternder Stimme, daß Se. Majestät gewohnt sei, um diese Stunde die Flöte zu blasen, und daß der König dieser Gewohnheit selbst im Feldlager, und selbst während der größten Bedrängnisse treu geblieben.

Fürst Kaunitz antwortete nur mit einem leichten Achselzucken, und mit erhobenem Arm auf die Thür deutend, sagte er: „melden Sie mich Sr. Majestät.“

Der Adjutant eilte ihm voran, und die Thür öffnend rief er mit lauter Stimme: Se. Durchlaucht der Fürst Kaunitz.

Sofort verstummte die Flöte, und die zugleich so sanfte und gebieterische Stimme des Königs sagte: soll eintreten!

Fürst Kaunitz fand in seinem Herzen dieses „Soll“ ein wenig sehr dictatorisch und ganz und gar nicht seiner eigenen Würde angemessen, aber er mußte sich dennoch demselben fügen, und schritt langsam und gelassen an dem Adjutanten, welcher ihm die Thür offen hielt, vorüber in das Gemach des Königs.

Schließe Er die Thür und geh Er in das zweite Vorzimmer, befahl der König dem Adjutanten, Niemand soll eintreten, so lange Se. Durchlaucht hier ist! — Dann wandte er sich an Kaunitz, und auf die Flöte hindeutend, welche er noch immer in der Hand hielt, sagte er: Sie werden gewiß in Ihrem Herzen den alten Knaben belachen, der es immer noch nicht lernen kann ein Greis zu sein, und mit den Künsten koquettirt, als wären sie so gefällige Schönen, daß sie meines Alters und meiner Hinfälligkeit gar nicht achteten. Lachen Sie immerhin, Durchlaucht, aber ich sage Ihnen, meine Flöte hier ist die treueste, verschwiegenste und verständnißvollste Geliebte meines ganzen Lebens gewesen. Treuer als alle meine Freunde, hat sie mich niemals verrathen und betrogen, hat sie niemals meine Geheimnisse ausgeplaudert. Deshalb bin ich ihr aber auch treu geblieben! Ich habe mit ihr ein Bündniß für alle Zeiten geschlossen, und ich, Durchlaucht, pflege meinen Bündnissen immer treu zu bleiben. Fragen Ew. Durchlaucht nur diese melodische

Dame hier, sie wird Ihnen sagen, daß ich ihr allezeit Wort gehalten habe und ihr unveränderlicher Ritter geblieben bin!

Da ich leider nicht die Sprache dieser melodischen Dame verstehe, sagte Kaunitz langsam, so müssen mir Ew. Majestät schon erlauben mich an eine andere Dame zu wenden, wenn ich mich überhaupt unterstehen sollte, Zweifel in die Treue und Ritterlichkeit zu setzen, mit welcher Ew. Majestät geschlossene Bündnisse heilig halten.

Und an welche Dame würden Sie Sich dann wenden? fragte der König rasch.

An Ihre Majestät die Kaiserin Katharina von Rußland! erwiderte Kaunitz, indem er sich leicht verneigte.

Ah, Sie steuern gerade auf das Ziel los, rief der König lächelnd, und ohne alle weitere Präliminarien befinden wir uns da auf einmal mitten auf dem Schlachtfelde der Politik! Nehmen wir also Platz, Durchlaucht! Der Sessel, den Sie da einnehmen, kann sich rühmen das Streitroß zu sein, welches den größten Feldherrn der Diplomatie heute in die Schlacht und zu neuen Siegen führt!

Fürst Kaunitz beeilte sich, zu gleicher Zeit mit dem König Platz zu nehmen, und ließ sich in dem großen hochlehnigen Fauteuil nieder, der, dem des Königs ganz gleich, sich an der andern Seite dieses schmalen, mit Papieren und Büchern belasteten Tisches befand, vor welchem der König saß.

Eine kleine Pause trat ein, Beide schienen sich zu sammeln und vorzubereiten zu der ernsten und gewichtigen Stunde, welcher sie entgegen gingen. Die Augen des Königs ruhten mit einem scharfen, durchdringenden Ausdruck auf dem kalten steinernen Antlitz des Fürsten, der sich den Anschein gab, das Anschauen des Königs gar nicht zu bemerken, sondern kalten und ruhigen Blickes gerade vor sich hinsah.

Also an die Kaiserin von Rußland würden Sie Sich wenden, wenn es darauf ankäme, zu erfahren, ob ich ein treuer Bundesgenosse bin? fragte der König endlich.

Ja, Sire, denn leider ist es die Kaiserin von Rußland, welche darüber Auskunft geben kann!

Warum sagen Sie leider? fragte der König rasch.

Weil ich es beklage, daß ein deutscher Fürst, der König eines mäch-

tigen Landes, der Bundesgenosse Derjenigen ist, welche nur darauf wartet, ganz Europa zu unterjochen und alle Fürsten zu ihren Vasallen zu erniedrigen. Rußland ist für ganz Europa eine mit jedem Tage wachsende Gefahr, es dehnt seine langen Arme immer weiter über Europa aus, und sucht überall Händel und Zwistigkeiten anzuschüren, weil es sehr wohl weiß, daß es bei den Zwistigkeiten der Andern immer etwas für sich gewinnen und einen Schritt vorwärts thun kann, seinem Ziel entgegen.

Und welches, fragte der König lächelnd, welches halten Ew. Durchlaucht für Rußlands Ziel?

Die Unterjochung von ganz Europa, Sire! rief Kaunitz mit ungewohnter Wärme. Rußlands Politik ist die Politik des Ehrgeizes, der Ländergier, der Weltherrschaft, und wenn es sich jetzt noch so weit vom Ziel entfernt sieht, so darf ich mich wohl rühmen, Sire, daß es Oesterreich allein ist, welches es immer wieder zurückgedrängt hat, daß es meine Politik allein ist, welche dem Vordringen Rußlands in dem Bündnisse mit Frankreich, Spanien, und fast allen Mächten Europa's einen Damm entgegen gesetzt hat! Mir ist es gelungen, das Gleichgewicht Europa's wiederherzustellen, indem ich die alten Antipathieen besiegend, Frankreich zu einem Bundesgenossen Oesterreichs machte, das übermüthige England isolirte, und dem eroberungssüchtigen Rußland ganz Europa zum Kampf gerüstet und in Waffen gegenüber stellte. Aber Rußland verliert niemals seine Zwecke aus den Augen, es tritt niemals zurück von der Bahn, welche Peter der Große seinen Nachfolgern vorgezeichnet hat, und da ich es verhindert habe sich mehr nach Westen auszubreiten, so hat es sich dem Süden und dem Orient zugewandt, und möchte seine Weltherrschaft in der Türkei und in Polen beginnen. Gegen alles Gesetz und Recht haben russische Armeen Polen überschwemmt, und werden die arme Republik zu Tode hetzen, um eine russische Provinz daraus zu machen. Wenn wir es nicht hindern, mögen bald die russischen Schiffe vor Constantinopel landen und auch die Türkei zu einer russischen Provinz machen! Rußland bedarf solcher Eroberungen, denn es ist in seinem innersten Dasein erschöpft und krank, die Kriege haben ihm das Mark ausgesogen und es der Geldmittel beraubt, es überbietet seine Kräfte und will und muß Außerordentliches

leisten, um dem Ruine zuvorzukommen, der es bedroht, wenn es nicht seinem Lande neue Kräfte erobern, ihm neue Pforten des Verkehrs eröffnen kann!

Ah, da sind Sie in einem Irrthum befangen, rief der König lebhaft; Rußland ist eine Macht, die wohl im Stande ist, die immensesten Ausgaben und Unternehmungen zu machen, und die großen Maßregeln, welche es jetzt genommen, haben seine Ausgaben nur um fünfmal hunderttausend Rubel vermehrt.

Die es dann wahrscheinlich von der Million Subsidien zahlt, welche Ew. Majestät sich verpflichtet haben, alljährlich an Rußland zu zahlen,*) sagte Kaunitz sich leicht verneigend, und welche Ew. Majestät ihm schon einige Jahre ausgezahlt haben, wie ich denke. Freilich, mit solchen königlichen Subsidien wird Rußland wohl im Stande sein, seine großartigen Unternehmungen weiter fortzuführen, aber es wird damit eine neue Brandfackel für Europa entzünden. Wenn Rußland noch furchtbar ist, so müssen Ew. Majestät es aufzuhalten und zurückzudrängen suchen; wenn es erschöpft ist, so ist seine Allianz Ihnen gefährlich und kann sogar schädlich werden!**)

Ew. Durchlaucht sind sehr beeifert, mich von der Allianz mit Rußland zurückzubringen, sagte der König ernst, und eine Wolke lagerte sich auf seiner Stirn. Sie möchten mir beweisen, daß Rußland eine Macht ist, welche man gar nicht beachten soll, deren Feindschaft man nicht zu fürchten, deren Freundschaft man nicht zu suchen hat, und doch ist es mir gar wohl bekannt, wie viele Mühe der österreichische Gesandte in Petersburg sich noch vor einiger Zeit gegeben, um Rußland zu bewegen, die Allianz mit mir aufzuheben, und statt dessen ein Freundschaftsbündniß mit Oesterreich zu schließen. Ew. Durchlaucht sehen, ich verstehe mich wenig auf die zweischneidige Kunst der Politik, ich bin ein alter Soldat und liebe es, ohne Umschweife die Wahrheit gerade heraus zu sagen!

Und wenn mir Ew. Majestät erlauben, werde auch ich die Wahr-

---

*) Ferrand: Histoire des trois démembremens de la Pologne. Vol. I. p. 84.

**) Des Fürsten eigene Worte. Siehe Ferrand I. S. 108.

heit sagen, rief Kaunitz, dessen Augen jetzt in einem ungewohnten Feuer aufflammten. Ew. Majestät belieben, mich der Doppelzüngigkeit zu zeihen, Sie beschuldigen mich, eine Allianz mit Rußland gesucht zu haben, während ich jetzt doch Ew. Majestät von eben dieser Allianz abmahnen möchte. Ew. Majestät vermeinen, ich sei eifersüchtig auf die Allianz, welche Preußen mit Rußland geschlossen, ich bestrebte mich, dieselbe zu brechen, um dann eine Allianz Oesterreichs mit Rußland zu Stande zu bringen? Darauf erlaube ich mir Ew. Majestät Folgendes zu erwidern, und ich bitte Ew. Majestät die Gnade haben zu wollen, mich ohne Unterbrechung ausreden zu lassen!

Sprechen Sie, sagte der König, leicht mit dem Kopf nickend. Ich werde Sie anhören, ohne Sie zu unterbrechen.

VII.

Rußland, eine Gefahr für Europa.

Fürst Kaunitz blickte einen Moment schweigend vor sich hin, als überlege er, was er dem König zu sagen habe. Dann hob er langsam das Haupt wieder empor, und den scharfen, beobachtenden Augen des Königs mit klarem ruhigem Blick begegnend, sagte er: Am Ende dieses unseligen Krieges, der die österreichischen und die preußischen Lande gleich sehr verwüstete, hatte ich zu überlegen, welches die Bahn sein sollte, die Oesterreich fortan zu wandeln hätte. Ich entwarf mehrere Pläne und unterbreitete sie der Billigung der kaiserlichen Majestäten. Derjenige Plan, welcher von mir befürwortet, und also auch von den Majestäten adoptirt ward, bezweckte nichts weiter, als den Frieden Europa's aufrecht zu erhalten, und die Unordnungen im Innern Oesterreichs, die unvermeidlichen Folgen eines langjährigen Krieges, zu verbessern. Während einer langen Zeit beobachtete ich mit der größten Aufmerksamkeit, um zu sehen, ob Ihre Preußische Majestät nicht versuchen sollte, sich Frankreich zu nähern, und seine früheren Verbindungen wieder anzuknüpfen. Die Schritte aber, welche Ew. Majestät in Petersburg thaten, benahmen mir jeden Zweifel, und überzeugten den Hof von Wien, daß der von Berlin nur vorzugsweise daran denke,

sich seinen Rücken zu decken und seine östlichen Provinzen zu sichern. Dies einmal erkannt, hatte der Hof von Wien nicht mehr nöthig, so viele Egards auf das Ministerium in Petersburg zu nehmen, sondern durfte daran denken, seine Union mit Frankreich zu befestigen, eine Union, welche Oesterreich dieselben Vortheile darbot, die Preußen in seiner Verbindung mit Rußland fand. Zudem dachte Oesterreich, daß Preußen mit Rußland zu eng verbündet sei, um sich von demselben loszulösen und ihm Frankreich vorzuziehen. Unsere Allianz mit Frankreich schien also ganz geeignet das Gleichgewicht Europa's zu befestigen, und das allgemeine System solide genug zu machen, daß die dem Frieden wahrhaft geneigten Mächte Vertrauen zu demselben fassen könnten. Demzufolge ist der Hof von Wien ganz zufrieden mit seiner Allianz mit Frankreich, und erklärt Sr. Preußischen Majestät auf die unzweideutigste und offenste Weise, daß er sich niemals damit beschäftigen wird ihm Rußland abwendig zu machen, daß er niemals und bei keiner Gelegenheit das Entgegenkommen Rußlands annehmen wird, und daß Ew. Majestät dies Arrangement als feststehend und unerschütterlich betrachten könne! — Das war es, was ich zu sagen hatte, und ich danke Ihnen, Sir, daß Sie mich ruhig angehört haben!*)

Die Stirn des Königs, welcher anfangs finster und mit mißtrauischen Blicken zugehört hatte, war jetzt wieder heiter und klar, und ein wunderbares Feuer leuchtete aus seinen großen blauen Augen. Er erhob sich rasch von seinem Sessel und Kaunitz seine Hand darreichend rief er mit einem köstlichen Lächeln: Das heißt auf eine edle und freimüthige Weise Politik machen! Sie haben zu mir gesprochen nicht als Diplomat, sondern als ein Staatsmann, welcher sich stark genug fühlt, die Wahrheit ohne Rückhalt sagen zu können. Und so will auch ich Ihnen jetzt antworten, freimüthig und rückhaltslos! Setzen wir uns wieder und hören Sie jetzt meine Antwort: Sie fürchten Rußland, Sie meinen, ein zu großes Uebergewicht desselben müsse für das Staatensystem Europa's gerechte Besorgnisse erwecken, und auch mir werde

*) Diese Rede des Fürsten Kaunitz ist ihrem ganzen Wortlaut nach historisch treu und findet sich bei Ferrand: histoire des trois démembremens de la Pologne. T. I. p. 112.

ein solches Uebergewicht Rußlands dereinst sehr nachtheilig werden! Ich gebe Ihnen Recht, ich fühle das Unbequeme meiner Lage, und schon beim Beginn dieses Türkenkrieges dachte ich auf Mittel, den Eroberungen Rußlands, seinen weitgehenden Plänen, ja — auch seiner despotischen Beherrschung Polens Grenzen zu setzen. Aber ich befand mich in einer gar schwierigen Lage. Ihr, welche mich als einen Popanz der Ländergier und des Ehrgeizes vor ganz Europa dargestellt, Ihr hattet bewirkt, daß ganz Europa immer noch mit Mißtrauen und Besorgniß auf mich hinschauete. Ich hatte sieben Jahre hindurch keine andern Bundesgenossen gehabt, als mein gutes Recht und meinen Degen, und als ich diesen in die Scheide steckte, stand ich allein, ohne engere Verbindungen mit irgend einer Macht. Die einzige Allianz, welche sich mir darbot, war die mit Rußland; es war damals ein Glück für mich, sie eingehen zu können, und die Politik erfordert jetzt, daß ich sie fest erhalte. Es ist meiner Ehre und meinen politischen Interessen gemäß, die Verbindlichkeiten meines Bundes mit Rußland treu zu erfüllen, und nichts Schwankendes und Unschlüssiges in meine Politik zu bringen. Die Erfüllung meiner Allianz mit Rußland ist für Preußen recht und nützlich, also zahle ich traktatenmäßige Subsidien, gebe meine Rathschläge zur Führung des Krieges, erlaube meinen Offizieren als Freiwillige im russischen Heere zu dienen, und habe der Kaiserin, meiner Alliirten, versprochen, daß, wenn Oesterreich zum Vortheil der Türken sich einmischen sollte, ich ihr meinen kräftigen Beistand leihen wolle, um die Differenzen wieder herzustellen.*)

Das heißt, in einem möglichen Kriege zwischen Oesterreich und Rußland wird Preußen auf Seiten Rußlands stehen? fragte Kaunitz.

Das heißt, all mein Bestreben soll darauf gerichtet sein, einen Krieg Oesterreichs und Rußlands zu hintertreiben. Sollte es aber aller meiner Bestrebungen unerachtet doch eines Tages dahin kommen, so würde es Preußen in diesem Falle nicht wohl anstehen, neutral zu bleiben, denn das würde mich um Achtung und Vertrauen von Freund und Feind bringen und für Preußen selber das Allergefährlichste sein! Ist ein Krieg unvermeidlich, so muß ich die Pflichten meiner Allianz

*) v. Dohm: Denkwürdigkeiten meiner Zeit. Bd. I. S. 457.

erfüllen, um dadurch deren Dauer zu sichern. Aber ich hege die Hoffnung, daß es mir gelingen wird, diese beiden Mächte in Frieden sich einigen zu sehen.

Dann muß zuvor Rußland seine ehrgeizigen Pläne auf die Türkei aufgeben und die Ruhe in Polen auf eine befriedigende Weise schleunigst wieder herstellen, rief Kaunitz eifrig.

Der König lächelte, und nahm von dem Tisch, welcher vor ihm stand, ein versiegeltes Schreiben, das er mit einem leichten Kopfneigen dem Fürsten darreichte.

Ein Brief an mich? fragte Kaunitz erstaunt.

Ja, an Sie, Durchlaucht, sagte Friedrich ernst. Wenige Minuten bevor Ew. Durchlaucht hier eintraten, war ein Courier aus Constantinopel angelangt und hat für mich und für Sie Depeschen gebracht. Briefe vom Kaimakan, Durchlaucht!

Und Ew. Majestät erlauben, daß ich diesen Brief des türkischen Ministers sogleich lese?

Ich bitte Sie, es zu thun, denn auch ich möchte meine Depesche hier lesen, die, wie Ew. Durchlaucht sehen, noch uneröffnet ist. Ich habe bis jetzt nur den Bericht meines Gesandten in Constantinopel durchgesehen. Lesen wir also!

Und indem der König sich lächelnd gegen Kaunitz neigte, eröffnete er das Papier und las.

Eine große Pause trat ein. Beide schienen sie damit beschäftigt, die Briefe des türkischen Ministers zu lesen, aber Beide hoben zuweilen mit einem raschen Blitz das Auge empor und wandten es hastig und mit einem prüfenden Blick hinüber nach ihrem vis-à-vis. Aber sowie der Eine das Anschauen des Andern bemerkte, hob auch er den Blick empor und sofort senkte das Auge des Andern sich auf das Papier nieder.

Schlimme Nachrichten für die Türkei! sagte der König endlich, indem er das Papier wieder auf den Tisch legte.

Die Pforte hat Unglück gehabt, sagte Kaunitz achselzuckend und mit vollkommener Gleichgültigkeit. Rußland hat ihm einen großen Sieg zu Lande abgewonnen und hat die türkische Flotte bei Tschesmé verbrannt.

Und deshalb wendet sich die Türkei jetzt an die Höfe von Wien und Berlin, und bittet um unsere Vermittelung, der Pforte einen billigen

und ehrenvollen Frieden zu verschaffen, rief der König. Von uns also hängt jetzt die Ruhe und der Friede Europa's ab, und ich meine, es ist eine sehr schöne und sehr wichtige Mission, welche wir da zu erfüllen haben.

Ew. Majestät sind also entschlossen, sie anzunehmen? fragte Kaunitz gleichgültig.

Ich bin entschlossen, Alles zu thun, was diesem Krieg ein Ziel zu setzen und das gute Einvernehmen aller Großmächte wieder herbeizuführen im Stande ist, sagte der König feierlich. Der Krieg ist ein gar verderbliches Uebel, wir haben das Beide genugsam erfahren, um uns eine heilige Pflicht daraus zu machen, dem Frieden das Wort zu reden! Die Türkei bittet Oesterreich und Preußen, ihm seinen Frieden mit Rußland wiederzugeben. Sollten Ew. Durchlaucht dieser Bitte nicht geneigt sein?

Oesterreich kann seine Vermittelung in dieser Sache nur dann gewähren, wenn auch Rußland dieselbe beansprucht, sagte Kaunitz langsam. Unter dieser Bedingung allein kann sich Oesterreich dem Vermittelungsgeschäft unterziehen. Aber der Hof von Wien wird sich wohl hüten, dem russischen Hofe diese Vorschläge zu machen, und es hängt von Ew. Majestät ab, ob Sie die Kaiserin Katharina bewegen wollen, gleich der Türkei die Vermittelung Oesterreichs zu erbitten.

Ich werde der Kaiserin meine Vorschläge machen, und ich weiß, sie wird auf dieselben eingehen, rief der König hastig.

Kaunitz neigte langsam und hoheitsvoll sein Haupt. Alsdann wird Oesterreich gern bereit sein, zu den Unterhandlungen des Friedens zwischen der Türkei und Rußland seine Hand zu bieten, sagte er, nur muß dieser Friede auch für die Türkei ein ehrenvoller sein, und er muß zugleich das weitere Vordringen und die ehrgeizigen Pläne Rußlands hindern.

Der König schwieg einen Moment, und seine Augen richteten sich mit einem scharfen, durchbohrenden Blick auf das eherne Antlitz des Fürsten.

Die Pforte wird indessen einige Zugeständnisse machen müssen, da sie im Nachtheil ist, sagte er. Aber sie kann immer noch eine imposante Macht bleiben, und ich denke, der Friede wird keine Schwierigkeiten

haben, denn Rußland scheint sich damit begnügen zu wollen, das Asow'sche Meer und die Krim zu gewinnen und in der Moldau und Wallachei unabhängige Fürsten einzusetzen.

Unabhängige Fürsten, welche von Rußland eingesetzt sind! rief Kaunitz. Meine erhabene Kaiserin wird unter keinen Umständen darein willigen, daß die Russen sich unmittelbar in der Nachbarschaft ihrer Staaten etabliren. Wenn in der Moldau und Wallachei auch immerhin Hospodare und Despoten an die Spitze gestellt werden, so werden sie dennoch unter der Botmäßigkeit Rußlands stehen, und ihre vermeintliche Unabhängkeit wird bald ihre gänzliche Abhängigkeit zur Folge haben! Und noch als ein größeres Unglück würde Oesterreich es ansehen, wenn Rußland wirklich in den Besitz der Krim und des schwarzen Meeres gelangte, denn Rußland, welchem nichts fehlt als Geld, wird einen für ganz Europa entsetzensvollen Aufschwung nehmen, wenn es ihm gelingt, sich den Schlüssel aller großen Unternehmungen nach Außen hin zu gewinnen; es wird alsdann reich und mächtig werden, und es wird seinen Reichthum dazu benutzen, den ganzen Norden und endlich das ganze Europa in Ketten zu legen; eine Gebietsvergrößerung selbst ist nicht so gefährlich, als die Herrschaft Rußlands auf dem schwarzen Meer!*)

Ew. Durchlaucht mögen Recht haben, sagte der König, und Oesterreich hat allerdings von dieser Herrschaft mehr zu fürchten, als Preußen. Denn die Donau ist ein Finger des schwarzen Meeres, mit welchem es in ganz Oesterreich hinein greift. Wir werden in unsern Friedensverhandlungen das wohl im Auge behalten müssen.

Aber bevor wir diese Friedensverhandlungen überhaupt beginnen, müssen wir vor allen Dingen fordern, daß Rußland zuerst auf eine befriedigende Weise die Ruhe in Polen wiederherstelle!

Ah, Ew. Durchlaucht wollen auch Polen in den Kreis unserer Verhandlungen hinein ziehen, rief der König lächelnd.

Der Hof von Wien wird es nicht länger schweigend ansehen können, daß Rußland über dieses unglückliche Polen sich eine despotische Gewalt anmaßt, seiner Rechte spottet, seinen Freiheiten Hohn spricht. Nicht genug, daß Rußland der polnischen Republik mit Gewalt den

*) Des Fürsten eigene Worte. Siehe Ferrand I. S. 112.

König Stanislaus Augustus aufgedrungen, hat es Polen auf gewaltsame und blutige Weise zur Aenderung seiner alten freien Verfassung gezwungen, und wider alles Gesetz und Recht ein Heer nach Polen entsendet, das mit blutgieriger Wuth gleich sehr die Dissidenten und die Königlichen bedroht.

Ah, Ew. Durchlaucht wollen von Polen sprechen, wiederholte der König, indem er langsam seine goldene Tabatière öffnete, und eine mächtige Quantität Spaniol in seine Nase beförderte. Indessen schien die Dosis zu groß gewesen, denn eine kleine dunkelbraune Wolke säuselte von dem Antlitz des Königs nieder, und bestäubte und färbte den Aermel seiner österreichischen Uniform.

Der König spritzte mit den zusammengepreßten Fingerspitzen seiner Rechten diesen braunen Staub sorgsam von dem weißen Zeuge fort, und sagte kopfschüttelnd: ah ich sehe wohl, daß ich nicht elegant genug für Sie bin. Ich bin es nicht werth, die österreichische Livrée zu tragen!*) Sie wollen von Polen sprechen, und sogar seiner Freiheiten sich annehmen. Ich glaubte, diese Freiheiten wären unter den beständigen Raufereien der zanksüchtigen, polnischen Freiheitshelden zu Staub zermürbelt und in alle Winde zerstreut. Ich glaubte ferner, es ginge Ew. Durchlaucht auch so, wie es der Kaiserin von Rußland zu gehen scheint, und Sie wüßten nicht genau, wo Polen anfängt, und wo es aufhört. Die Grenzen Polens scheinen mir auf den Landkarten nicht gut vermerkt zu sein, denn ich sehe, daß in Warschau, welches ich für eine polnische Hauptstadt hielt, eine russische Armee als wie in ihrem Eigenthum waltet, ich sehe ferner, daß im Süden von Polen einige österreichische Regimenter auf polnischem Gebiet sich aufgestellt haben, und kühn behaupten, sie befänden sich auf österreichischem Gebiete.

Ew. Majestät geruhen, von der Grafschaft Zips zu sprechen. Die Zips ist ein altungarisches Gebiet, welches einst Kaiser Sigismund von Ungarn an seinen Schwager Wladislav Jagello für eine Summe Geldes verpfändet hatte.**) Ungarn hat aber seine Rechte an dies

---

*) Des Königs eigene Worte. Siehe Prince de Ligne.

**) Adam Wolf: Oesterreich und Maria Theresia. S. 523.

uralte Gebiet nie aufgegeben, und da wir jetzt, um Oesterreich vor den Einfällen der russischen Soldaten zu sichern, österreichische Regimenter an unsern Grenzen aufmarschiren ließen, so kam es darauf an, unsere Rechte auf die Grafschaft Zips bei dieser Gelegenheit zu wahren, und Polen zu beweisen, daß Oesterreich eine verpfändete Provinz niemals als eine verschenkte oder verkaufte Provinz betrachten kann. Die Zips gehört zu Oesterreich, und ist sein Eigenthum, wir werden dem König von Polen die entliehene Summe wieder zu zahlen haben, das ist Alles!

Nur daß nicht blos Polen, sondern ganz Europa sich seit über drei Jahrhunderten gewöhnt hat, die Zips als polnisches Gebiet zu betrachten, rief der König, und daß es uns Allen sehr schwer werden wird, die neuen von Ew. Durchlaucht bestimmten Grenzen Polens in unserm Gedächtniß zu behalten. Ich meinestheils habe sie noch nicht ganz begriffen, und ich bitte daher Ew. Durchlaucht, mir zu bezeichnen, wo nach Ihrer neuen Anordnung Ungarn, oder vielmehr Oesterreich aufhören und Polen anfangen soll!

Da, wo das ungarische Gebiet, wo die Grafschaft Zips aufhört, wird, wie es von uralten Zeiten her gewesen, die Grenze zwischen Polen und Ungarn sein!

Ach, gewesen! Durchlaucht, was ist nicht von uralten Zeiten her gewesen, seufzte der König. Was ist, und sein soll, das müssen wir jetzt ermitteln und feststellen! Sehen Sie, da habe ich zufällig hier auf meinem Tisch eine Karte von Polen, das heißt von dem Polen, wie es bis jetzt gewesen! Haben doch Ew. Durchlaucht die Güte, mir auf dieser Karte das Polen zu bezeichnen, wie es jetzt ist, oder nach Ihren neuesten Forschungen sein soll!

Der König stand auf und nahm unter seinen Papieren eine Karte hervor, die er sorgsam auf dem Tisch ausbreitete.

Kaunitz hatte sich gleichfalls erhoben, und trat jetzt auf den Wink des Königs zu ihm auf die andere Seite des Tisches.

Nun, sagte der König, zeigen Ew. Durchlaucht mir doch ein wenig die Grafschaft Zips.

VIII.

Die Karte von Polen.

Hier, Majestät, hier ist die Zips, sagte Kaunitz, indem er, gerade aufrecht stehen bleibend, mit dem schlanken Finger seiner weißen Hand eine Stelle auf dem untern Theil der Karte bezeichnete.

Der König beugte sich bis dicht zu der Karte nieder und betrachtete lange die von des Fürsten Finger bezeichnete Stelle. Eine Pause trat ein, dann hob der König, immer noch das Haupt auf die Karte gebeugt, den Blick zu dem Fürsten empor.

Ein gar schönes Stück Land, welches Oesterreich sich da von seinem polnischen Nachbar nimmt, sagte der König, dessen Augen mit einem durchbohrenden Ausdruck auf dem Antlitz des Fürsten ruhten.

Oesterreich nimmt nichts von seinem polnischen Nachbar, Sire, nichts als was ihm gehört, sagte Kaunitz langsam.

Wie gut sich das fügt, daß dies wichtige Stück Land hier gerade Oesterreich gehört, rief der König mit einem scharfen spöttischen Ton. Sehen Sie doch, Durchlaucht, Polen, welches sich so lange als den rechtmäßigen Besitzer der Zips betrachtete, ragte dadurch bis über die Karpathen hinaus, und schob sich mit einem spitzen Winkel gerade in Ungarn hinein. Solch ein Keil, den ein Volk in das Gebiet des andern hinein schiebt, ist immer sehr gefährlich, und es ist daher ein ungeheuer glücklicher Zufall, daß Oesterreich das Gebiet der Zips als sein Eigenthum betrachten kann. Es drängt Polen dadurch bis hinter die Karpathen zurück und arrondirt seine eigenen Grenzen auf eine sehr weise und vortheilhafte Art. — Es kommt nur noch darauf an, daß Oesterreich dem ganzen Europa, welches ein wenig erstaunt dieser Besitzergreifung der Zips zugeschaut hat, nun auch beweise, daß seine Ansprüche unzweifelhaft und rechtskräftig sind.

In der Hofkanzlei zu Wien liegen die Verpfändungsurkunden, aus denen hervorgeht, daß der Kaiser von Oesterreich und König von Ungarn Sigismund seinem Schwager, dem Polenkönig Wladislav, im Jahre 1412 die Zips für die Summe von siebenunddreißigtausend Schock böhmischer Groschen verpfändet hat.

Seit 1412! rief der König. Und das österreichische Eigenthumsrecht ist also in dreihundertundachtundfunfzig Jahren nicht erloschen? Meine rechtmäßigen und, wie ich denke, unwiderleglich dargethanen Ansprüche an Schlesien waren nicht von so altem Datum, und Oesterreich wollte sie doch als verjährt betrachten.

Ew. Majestät haben uns aber gar gründlich bewiesen, daß sie es nicht waren, sagte Kaunitz mit einem leichten Neigen des Hauptes.

Wird Oesterreich das in diesem Fall auch dem König von Polen auf meine Art beweisen wollen? fragte der König rasch.

König Stanislaus wird es auf solchen Beweis nicht ankommen lassen, erwiderte der Fürst. Er hat sich freilich im Anfang beschwert und an die Kaiserin Königin selbst deshalb geschrieben, um, wie er sagte, Gerechtigkeit zu fordern.

Und wollen Ew. Durchlaucht die Güte haben, mir mitzutheilen, was die Kaiserin Königin dem König von Polen auf seine Gerechtigkeitsforderung geantwortet hat?

Sie hat dem König von Polen geantwortet, daß sie es für nothwendig erachtet habe, die bis dahin immer noch ungewissen und zweifelhaften Grenzen zwischen Ungarn und Polen endlich festzustellen, daß sie diese Demarcation bestimmt habe nach ihrem guten und unzweifelhaften Recht, und nicht in verwerflichem Eroberungsgelüste. Die Kaiserin hat dem König von Polen ferner gesagt, daß sie ihre Grenzen unverletzlich erhalten und sie gegen jeden Angriff, woher er immer kommen möge, beschützen werde, daß sie aber gerade in diesem Moment ihre Grenzen habe fixiren müssen, weil Polen jetzt von Unruhen und Kriegen zerrissen sei, und man nicht wissen könne, auf welche Art dieselben endigen könnten. *)

Das ist eine Redeform, die, wenn ich der König von Polen wäre, mich veranlassen würde, sehr auf meiner Huth zu sein!

Ah, Sire, wenn Sie der König von Polen wären, so würde man Ihnen gegenüber auch nicht solche Redeformen anwenden! rief Kaunitz mit einem halben Lächeln.

Es ist wahr, sagte der König kopfschüttelnd, der König von Polen

---

*) Ferrand I. S. 94.

ist ein gar schwacher gutmüthiger Mann. Er kann es noch immer nicht vergessen, daß er der Liebhaber der Kaiserin von Rußland gewesen, und ich glaube, er wäre im Stande, zum Zeichen, daß er sie noch liebt, nicht blos sich selber, sondern auch sein Königreich zu ihren Füßen als ihr Eigenthum niederzulegen.

Oesterreich würde es nicht zugeben, daß Katharina diese Liebesgabe ihres königlichen Liebhabers aufhebe! rief Kaunitz.

Der König zuckte die Achseln. Die Kaiserin scheint es indessen doch zuzugeben, daß Oesterreich sich die Herrschaft Zips, welche zu dessen Füßen lag, aufgehoben hat, sagte er. Aber es scheinen ihr doch allerlei seltsame Gedanken dabei gekommen zu sein. Mein Bruder Heinrich, welcher jetzt eben in Petersburg anwesend ist, hat mit der Czarin von der österreichischen Besitzergreifung der Zips gesprochen. Da die Kaiserin eben so wenig wie ich das Glück gehabt, die Documente zu prüfen, welche in der Oberhofburg-Kanzlei zu Wien liegen und Oesterreichs gutes Recht auf die Zips beweisen, so scheint die Czarin auch von diesem guten Rechte nicht überzeugt zu sein. Es scheint, sagte sie zu dem Prinzen Heinrich, es scheint, als ob man in Polen nur nöthig hat, sich zu bücken, um sich etwas zu nehmen.*) Nun denn, Durchlaucht, wenn sogar das stolze Oesterreich, wenn der weise Staatsmann Fürst Kaunitz sich herabläßt sich zu bücken, warum sollten es nicht auch Andere Ihnen nachthun? Ich werde mich bald genöthigt sehen, meine Truppen auch gen Polen marschiren zu lassen, denn dieses unglückliche Land wird von allen möglichen Uebeln heimgesucht. Dem Kriege hat sich nun noch die Pest zugesellt, und es wird nöthig sein, daß ich gegen diese beiden Uebel nun auch meine Grenzen absperre. Wer weiß, ob ich nicht in meinen Archiven auch noch einige vergessene Documente finde, welche mir gestatten, meine Grenzen ein wenig weiter in Polen vorzuschieben.

Während der König so sprach, hefteten sich seine Augen, die wie Schwerterspitzen flammten und blitzten, auf das Antlitz des Fürsten Kaunitz, als wollten sie sich in das Innerste seiner Seele hineinbohren. Kaunitz schien das gar nicht zu bemerken, seine Züge waren so steinern und ruhig wie immer, und ganz unbefangen neigte er sich wieder über die Landkarte hin.

---

*) Rulhière: Histoire de la Pologne. T. IV. p. 210.

Es wäre allerdings ein sehr grosses Glück, wenn Ew. Majestät in Ihren Archiven solche Documente fänden, sagte er. Bis jetzt haben Ew. Majestät, wie man mir gesagt hat, deren nur in den Archiven in Warschau gesucht, und da haben sich unglücklicher Weise dem Gesandten Ew. Majestät keine Documente entdecken wollen, durch welche ein preussisches Anrecht auf Samogitien sich nachweisen ließe. *)

Der König konnte eine leise Bewegung des Erschreckens nicht unterdrücken, Kaunitz indessen schien dieselbe gar nicht zu gewahren, obwohl er jetzt den Blick erhoben hatte, und den König mit seinen ruhigen blauen Augen gerade anschauete.

Es wäre für Ew. Majestät ein Glück, sage ich, fuhr Kaunitz fort, wenn Sie Rechtsansprüche an die Ihnen zunächst liegenden Theile Polens zu machen hätten und Oesterreich würde Ihnen dabei nicht hinderlich sein.

Freilich, sagte der König, indem er auf die Karte deutete, die Grafschaft Pommerellen hier und der Netzdistrict scheinen mir eine bessere Grenzlinie abzugeben, als meine bisherige Grenzlinie gegen Polen hin. Der Netzdistrict wäre meine Herrschaft Zips, Durchlaucht, und als solche mir sehr gelegen. Würde Ihnen mein Wort genügen, wenn ich Ihnen sagte, daß die Documente, welche Pommerellen und den Netzdistrict als eigentlich zu Preußen gehörig bezeichnen, in meinen Hausarchiven zu Berlin sich befänden?

Das Wort Eurer Majestät gilt in diesem Falle mehr als alle Documente, sagte Kaunitz ruhig.

Aber was würde die Kaiserin von Rußland dazu sagen? fragte der König. Sie, welche Polen schon einigermaßen als ihr Eigenthum betrachtet.

Es ist also demnächst die höchste Zeit ihr zu beweisen, daß es nicht so ist, sagte Kaunitz rasch. Man beweist ihr das am Besten, indem man Das für sich beansprucht, was sie sich angeeignet hat. Auch haben Ew. Majestät, als Sie vorhin mir gnädigst von der Unterredung der Kaiserin mit dem Prinzen Heinrich erzählten, den Nachsatz der Kaiserin vergessen. Die Kaiserin sagte allerdings: „es scheint, als

*) Wolf: Oesterreich unter Maria Theresia. S. 523.

ob man in Polen nur nöthig hat, sich zu bücken, um sich etwas zu nehmen." Aber sie fügte hinzu: „wenn der Hof von Wien das Königreich Polen zerstückeln will, so haben die andern Nachbarn Polens das Recht, es ebenso zu machen." *)

Vraiment, Ew. Durchlaucht haben einen sehr guten Berichterstatter und werden von Ihren Agenten gar trefflich bedient, rief der König.

Der Fürst machte eine steife Verbeugung. Ew. Majestät haben uns schon im ersten schlesischen Kriege gelehrt, daß das nothwendig ist, sagte er, und das Beispiel, welches Sie uns in Dresden gegeben, haben wir zu beherzigen gesucht. **) — Ich habe also von dieser merkwürdigen Unterredung zwischen dem Prinzen Heinrich und der Kaiserin Katharina erfahren und sie hat mir viel zu denken gegeben. Ich fürchte, die Kaiserin von Rußland wird auch ohne die rechtlichen Ansprüche, welche Oesterreich zur Seite stehen, ihre Grenzen gar weit in Polen hinein verlegen. Sehen Ew. Majestät nur, die russischen Truppen haben sich schon bis über Warschau hinaus aufgestellt, und ziehen einen Cordon bis hinunter an die türkische Grenze.

Und wenn ich nun meinen Grenzcordon hier jenseits des Netzdistrictes ziehe, rief der König, indem er mit raschem Finger über die Karte hinfuhr, als sei sein Finger das Schwert, welches ein Stück von Polen abhaue, wenn Oesterreich hier unten die Zips und ein Stück Galizien cernirt, so ist freilich die Republik Polen in ihren Grenzen ziemlich eingeengt.

Ach Sire, das wird ein Glück für Polen sein, denn je kleiner es ist, desto weniger Unglückliche wird es geben, desto weniger Unfriede, Zank und Streit wird in der Welt sein. Die Wiege der Polen ist der Apfel gewesen, welchen einst Eris auf die Tafel der Götter geworfen; aus den Kernen dieses Apfels sind die Polen geboren worden, und

---

*) La Roche Aymon: Vie du Prince Henri. P. 171.

**) König Friedrich hatte bekanntlich durch seinen Gesandten in Dresden den Secretair des sächsischen Archivs durch Gold und Versprechungen bestochen und empfing durch denselben Abschriften des Vertrags zwischen Sachsen und Oesterreich. Ebenso ward später der Attaché bei der österreichischen Gesandtschaft in Berlin, Weingarten, vom König bestochen, und machte demselben Abschriften von allen Depeschen. Siehe: Friedrich der Große und sein Hof. Von L. Mühlbach.

darum ist der Zank ihr eigentliches Element und ihre Heimathsluft. So lange noch ein Pole in der Welt ist, wird da, wo er lebt, auch Unfriede und Hader sein.

Ach, sagte der König, indem er seine Tabatière öffnete und eine Prise nahm, und doch waren Ew. Durchlaucht vorhin so gewaltig erzürnt auf die Kaiserin von Rußland, weil sie die Polen zwingen will, Frieden zu machen nach Außen und nach Innen. Die Kaiserin scheint indessen ganz Ihrer Meinung zu sein. Sie scheint Polen für den Apfel der Eris zu halten und sie findet, daß er so überreif ist, daß er nächstens vom Baume fallen wird. Deshalb hat sie einen Gärtner unter den Baum gestellt, daß er den Apfel bewache und behüte. Lassen wir diesen Gärtner, den guten König Stanislaus, die Frucht also bewachen. Ihm gehört sie, und es ist seine Schuld, wenn sie verfault und zu Grunde geht. Wir indeß wollen auch wachsam sein und zu rechter Zeit die rechten Mittel ergreifen, damit die faulen Früchte uns keinen Schaden thun! Zunächst liegt es uns ob, den Frieden zwischen Rußland und der Türkei zu vermitteln, und alsdann, hoffe ich, wird eine freundschaftliche Verständigung zwischen Oesterreich und Rußland sich leicht anbahnen lassen. Ich werde mit Freuden die Hand dazu bieten, denn Europa bedarf des Friedens und der Ruhe, es ist krank von jahrelangen Aufregungen und Erschütterungen, und da es die heilige Pflicht der Fürsten ist, ihren Völkern als Arzt beizustehen, ihrer Schwachheit den Puls zu fühlen, und ihrer Krankheit das möglichst beste Heilmittel zu verschreiben, so müssen wir jetzt dem armen Europa, welches noch immer am Wundfieber leidet, vor allen Dingen Ruhe und Frieden anempfehlen.

Oesterreich ist ganz geneigt, Europa den Frieden zu erhalten, sagte Kaunitz, indem er, dem Beispiel des Königs folgend, sich von seinem Sessel erhob. Wir werden, wenn auch die Kaiserin von Rußland uns diesen Wunsch zu erkennen giebt, gern im Verein mit Ew. Majestät den Frieden zwischen der Türkei und Rußland vermitteln, oder Ew. Majestät müssen Rußland bewegen, solche mäßige Friedensbedingungen zu stellen, welche geeignet sind, die Befürchtungen, welche Rußland den andern Mächten einflößt, zu zerstören, und die Rußland nicht ein allzugroßes Uebergewicht über die Pforte geben. Sollte die Kaiserin Katharina den Hof von Wien aber zu einem Bruch nöthigen, um seinem Ehrgeize

Schranken zu setzen, so würde man nicht eher Gewalt anwenden, um Rußland zu größerer Bescheidenheit zu zwingen, als bis wir geeignete Maßregeln getroffen hätten, um Rußland eines so gefährlichen Alliirten, wie Ew. Majestät es ist, zu berauben.

Ah, Ew. Durchlaucht belieben mir zu drohen, mich meinem nordischen Verbündeten abwendig machen zu wollen, rief der König lächelnd. Darauf erwiedere ich Ihnen nur, daß ich die Politik des Wiener Hofes, Rußland im Fall eines Krieges mit Oesterreich seines Alliirten zu berauben, oder wenigstens Mittel anzuwenden, um ihn unschädlich zu machen, ganz gerecht und weise finde, aber daß ich doch sehr begierig wäre, zu wissen, welche Mittel Oesterreich anwenden könnte, um Preußen zu verhindern, sein gegebenes Wort zu erfüllen, und die Verpflichtungen seiner Allianz mit Rußland heilig zu halten! Indeß bin ich es mehr noch zufrieden, wenn ich diese Mittel gar nicht zu prüfen brauche, sondern wenn wir Alle in guter Eintracht uns verständigen. Ich werde mich beeilen, heute noch der Kaiserin Katharina ein Resumé unserer heutigen Conferenz aufzusetzen, und ihr meine guten Dienste anzubieten, um auch zwischen Rußland und Oesterreich ein besseres Einvernehmen zu Stande zu bringen. Noch heute werde ich einen Courier an die Kaiserin absenden.

Und Ew. Majestät werden die Gnade haben, mir seiner Zeit die Antwort der Kaiserin mitzutheilen?

Ich werde sie Ihnen mittheilen, denn ich sagte Ihnen schon, ich bin ein alter Soldat, welcher gerade aus auf sein Ziel losgeht, sehr wenig von den Schleichwegen der Diplomatie versteht, und die Wahrheit so sehr liebt, daß er ihr die letzten Funken seines sterbenden Herzens widmen will.

Ah, Sire, man muß indessen ein Held sein, wie Ew. Majestät, um den Muth einer solchen Liebe zu besitzen. Die Wahrheit ist eine gar dornige Rose, man verwundet sich leicht selbst, indem man sie berührt, und verwundet allezeit Diejenigen, deren Haupt man mit dieser Rose schmücken will.

Nun, wir Beide haben unser Haupt schon zu oft den Stürmen und Wettern der Politik ausgesetzt, um noch eine leichte empfindliche und verletzliche Haut haben zu können. Wir dürfen es daher schon immer wagen, unsere verhärteten Stirnen mit solchen Rosenkränzen zu

schmücken, rief der König heiter, indem er Kaunitz zum Abschied seine Hand darreichte. —

Als Fürst Kaunitz das Zimmer verlassen hatte, blieb der König noch einige Minuten lauschend stehen, bis er die Thür des äußern Vorzimmers sich hatte verschließen hören.

Jetzt, Herzberg, komm Er hervor, sagte er dann, das Feld ist rein.

Sofort bewegte sich der riesenhafte Bettschirm, welcher das Gemach fast bis zur Hälfte durchtheilte, und hinter demselben hervor trat die hohe würdige Gestalt des Ministers Grafen Hertzberg.

Nun, Hertzberg, hat Er Alles gut gehört? fragte der König lächelnd.

Zu Befehl, Majestät!

Und hat Er gleich in kurzen Zügen die ganze Conferenz niedergeschrieben, so daß ich Sein Resumé sogleich an die Kaiserin Katharina absenden kann?

Ja, Majestät, ich habe, soviel es möglich war, die ganze Conferenz wortgetreu niedergeschrieben, sagte Herzberg mit einem trüben und schwermüthigen Ausdruck, welcher dem König auffiel.

Er heftete seine glänzenden Augen mit einem langen forschenden Blick auf das ernste ehrwürdige Antlitz seines vertrauten Ministers.

Er ist nicht zufrieden, Hertzberg? fragte er. Nein, nein, schüttle Er nicht Sein Haupt, und leugne Er nicht! Ich kenne Sein Gesicht! Es ist wie ein Barometer, und wenn Ihm die Mundwinkel so hängen, und die drei Falten da auf Seiner Stirn erscheinen, so bedeutet das eben so viel, als wenn das Quecksilber im Barometer auf Einmal fällt, es ist dann schlechtes Wetter, Sturm und Regen im Anzug! Nun heraus damit, ich will's wissen! Warum läßt er die Mundwinkel hängen? Was hat Er an der Conferenz auszusetzen?

Zweierlei, wenn es Ew. Majestät denn doch durchaus wissen wollen, sagte Hertzberg unwirsch. Erstens, daß Ew. Majestät den alten Fuchs haben ahnen lassen, daß Sie Sich auch Ihre Grenzen nach Polen hin erweitern möchten, und ihn dadurch gewissermaßen über den Raub der Zipser Gespannschaft gerechtfertigt haben, und Zweitens, daß Ew. Majestät es übernommen haben, Rußland zu veranlassen, daß es sich gleich der Türkei um die Mitwirkung Oesterreichs bei dem Friedenswerk bewerbe.

Das ist Alles, was Er zu tadeln hat? fragte der König achselzuckend.

Ja, Majestät, Alles!

Na, so hör' Er mal! Was Sein Erstens anbetrifft, so habe ich den alten Fuchs, wie Er den Kaunitz zu nennen beliebt, ganz mit Willen mein Gelüste auf eine Grenzarrondirung ahnen lassen, weil ich sehen wollte, wie weit man sich in dieser Sache mit ihm einlassen könnte.

Nun, Oesterreich wird sich recht gern noch einmal bücken, um zu nehmen, rief der Minister unwirsch. Hat sich um die Zips gebückt und kann damit zufrieden sein! Was muß es noch an den Plänen Eurer Majestät weitern Antheil haben?

Laß Er Oesterreich immer dies Mal daran Antheil haben, rief der König lächelnd. Es wird dann auch später seinen Antheil an dem Tadel der Welt haben!*) — Was Sein Zweitens aber anbetrifft, so ist es, wie mir scheint, für uns Alle nothwendig, Frieden zu haben, und ich werde deshalb allerdings Rußland auffordern, auch die guten Dienste Oesterreichs in Anspruch zu nehmen, denn das wird auch Oesterreich und Rußland einander annähern. Es scheint mir ein würdigeres Geschäft, ganz Europa den Frieden zu sichern, als es auf's Neue wieder in Flammen zu setzen. Aber es ist nicht so leicht, diesen allgemeinen Frieden herbeizuführen, und man muß ihm schon einige Zugeständnisse machen. Er bildet sich wohl ein, es sei eben so leicht Frieden zwischen feindlichen Mächten zu machen, als schlechte Verse zu machen? Ich versichere Ihn aber, daß ich es lieber unternehmen will, die ganze Geschichte der Juden in Madrigale zu bringen, als drei Souveraine, unter denen sich noch dazu zwei Frauenzimmer befinden, zu denselben Ansichten und Gefühlen zu vereinigen. Aber ich werde mein Möglichstes thun, und es soll nicht an mir liegen, wenn nicht der allgemeine Friede so rasch als möglich geschlossen wird. Wenn das Haus unsers Nachbars brennt, müssen wir uns bemühen, das Feuer zu löschen, damit es nicht auch noch unser Haus ergreife!**)

---

*) Des Königs eigene Worte. Siehe: Coxe: history of Austria. Vol. V. p. 20.

**) Des Königs eigene Worte. Siehe: Oeuvres posthumus. Vol. XI. p. 137.

IX.

Die Gräfin Wielopolska.

Du glaubst also wirklich, Matuschka, daß er kommen wird? fragte die Gräfin Wielopolska ihre Kammerfrau, welche, hinter dem Sessel der jungen Dame stehend, damit beschäftigt war, eine Perlenschnur in dem dunklen Haar ihrer Gebieterin zu befestigen.

Ich bin davon überzeugt, Herrin, sagte Matuschka lächelnd.

Und Du hast den Kaiser wirklich selbst gesehen und gesprochen? fragte die Gräfin, ihre weißen, schlanken Hände an ihr Herz drückend, als wollte sie dessen stürmisches Klopfen beschwichtigen.

Ich habe es Euch Alles erzählt, Herrin, ich habe wirklich den Kaiser gesehen!

Oh, erzähle es mir noch einmal, Matuschka, erzähle es mir, damit ich lerne, daran zu glauben! rief die Gräfin ungestüm.

Nun denn, Gebieterin! Ew. Gnaden gaben mir das Billet, in welchem Sie den Kaiser um eine Audienz bitten wollten; ich ging damit nach der Wohnung des Kaisers, der hier auf seinen ausdrücklichen Befehl Jedermann vor sich läßt, und alle Briefe und Bittschriften selbst in Empfang nimmt. Die Wache vor der Thür ließ mich also ein, und ich war im Vorzimmer des Kaisers. Es war, wie Ew. Gnaden wissen, noch sehr früh am Tage, und daher kam es, daß noch keine weitern Bittsteller im Vorzimmer waren. Ein Kammerdiener des Kaisers allein war da, und auf sein Befragen sagte ich ihm, daß ich einen Brief von Ihro Gnaden der Gräfin Wielopolska an den Kaiser habe, daß ich ihn aber selber dem Kaiser übergeben müsse. Der Kammerdiener sagte mir, ich solle nur warten, der Kaiser käme alle Viertelstunde in's Vorzimmer, um zu sehen, ob Leute da wären, und die Bittschriften in Empfang zu nehmen. Es dauerte auch nicht lange, so öffnete sich die Thür da drüben, und ein schöner junger Herr mit wundervollen blauen Augen trat heraus. Ich hätt' nimmer gewußt, daß das der Kaiser sei, denn er trug ganz einfache Uniform, und kein Stern und kein Orden war da zu sehen, aber ich sah's an dem ehrerbietigen Wesen des Kammerdieners, der sich kerzengrade an die Wand stellte, und so sank ich denn nieder auf meine Knie und hielt Euren

Brief flehend empor. Der Kaiser kam gerade auf mich zugeschritten, und wie er den Brief nahm, sagte ich: „Majestät, die Frau Gräfin Wielopolska läßt Ew. Majestät um gnädigen Bescheid anflehen." — Der Kaiser, welcher schon im Begriff war, in sein Zimmer zurückzukehren, blieb stehen und sah sich nach mir um. „Ihr kommt nicht für Euch selber, gute Frau?" sagte er. „Nein, Majestät, meine gnädigste Herrin, die Gräfin Wielopolska hat mich hergesandt, und sie wartet in Aengsten und Schmerzen auf meine Antwort!" — Sofort öffnete der Kaiser den Brief und las ihn. Dann wandte er sich wieder an mich. „Sagt der Frau Gräfin, ich sei hier nicht so eingerichtet, um edle Damen würdig empfangen zu können, sagte er. Aber da die Gräfin mich zu sprechen wünscht, werde ich zu ihr kommen. Sagt mir, wo sie wohnt!" — Ich sagte es ihm, und er nickte freundlich mit dem Kopf und sprach: „wenn die Frau Gräfin heut' gegen Abend zu Hause sein will, so werde ich wohl eine Viertelstunde finden, um zu ihr zu kommen. Sagt ihr das!"

Ja, Du hast Recht, rief die Gräfin, welche ihrer alten Kammerfrau in athemloser Spannung zugehört hatte, ja, der Kaiser wird kommen. Er wird hieher kommen, ich werde ihn sehen, ihn sprechen, ihm endlich alles das sagen können, was mein Herz bewegt! Oh Matuschka, dem Ziel jetzt so nahe, ergreift ein ungeheures Bangen mein Herz, und es ist mir, als sollte ich mich verbergen im Grabe der Weichsel, wo mein Gemahl ruht, oder in dem Hügel des Schlachtfeldes, wo meine drei Brüder ruhen!

Denkt jetzt nicht an alle diese traurigen Dinge, Herrin, sagte Matuschka mit mühsam zurückgehaltenen Thränen, es beginnt schon zu dunkeln, der Abend ist da, und der Kaiser wird bald kommen. Seid also heiter, Gräfin, denn Ihr seid so schön, wenn Ihr lacht, und Eure Augen leuchten, und sicher gewährt Euch der Kaiser Alles, was Ihr bitten mögt weit leichter, wenn Ihr sein Herz erfreut durch den Anblick Eurer wundervollen Schönheit.

Ja, Du hast recht, Matuschka, ich will heiter sein, rief die Gräfin, aus ihrem Sinnen emporschreckend. Die Großen der Erde hassen die Thränen, denn es sind die brennenden Bittschriften des Unglücks, und

das Unglück ist ihnen so unbequem. Nein, ich will nicht weinen, ich will heiter sein, damit ich dem Kaiser gefallen kann.

Sie trat hastig zu der großen Psyche, die da neben dem Toilettentisch stand, und betrachtete lange und aufmerksam ihre eigene Erscheinung, nicht wie eine eitle Frau, welche entzückt ist über ihre eigenen Reize, sondern mit dem scharfen, prüfenden Auge eines Kritikers, der ein schönes Gemälde anschaut, um die Mängel desselben zu entdecken. Aber allmälig sänftigte sich ihr Blick, und in der That, sie durfte zufrieden sein mit dem Bilde, welches der Spiegel ihr zeigte. Nichts Tadelnswürdiges war an dieser hohen Gestalt zu entdecken. Wie eine trauernde Juno stand sie da in dem schwarzen Sammetgewande, das in langen schweren Falten bis zur Erde hernieder fiel, ihre volle schöne Büste eng umschließend, bis zu ihrem Halse emporreichte, wo es von einer Agraffe von Perlen zusammengehalten ward. Junonisch schön und stolz war auch ihr Antlitz, dessen wundervolles, tadelloses und zugleich liebreizendes und strenges Oval ganz dem Kopf der Ludovisischen Juno nachgebildet schien. Bleich und farblos, aber auch durchsichtig klar und weich wie Marmor waren ihre Wangen und ihre breite edle Stirn, welche von zwei feinen, schlanken schwarzen Bogen abgeschlossen ward. Ihre leicht aufgeworfenen purpurnen Lippen zeigten die schönen, keuschen und kräftigen Linien, die nur die Antike kennt, und der Antike gleich schloß sich die Stirn mit breiter grader Linie des Nasenbeins an die schlanke feine Nase an. Nur die Augen, diese großen schwarzen Augen, hatten nicht die Ruhe, die hoheitsvolle Kälte einer Juno, sie waren bewegt und traurig, ihre Blicke flammten zuweilen auf in einem glühenden Feuer, und schienen dann wieder wie von Wolken beschattet zu werden.

Ja, ich bin schön, flüsterte die Gräfin, und um ihre Lippen zitterte ein trauriges Lächeln. Meine Schönheit ist die letzte Waffe, welche mir geblieben, um damit für mein Vaterland zu kämpfen. Es ist meine Pflicht, sie zu benutzen! Alles für das Vaterland, Gut und Blut, Leben und Ehre!

Sie wandte das Haupt nach ihrer Dienerin hin, wie eine Königin es gethan haben würde, wenn sie ihre knieenden Vasallen entläßt.

Geh jetzt, Matuschka, und ruhe Dich, sagte sie. Du bist für mich

den ganzen Tag thätig gewesen, und Du sollst bedenken, daß Du die einzige Freundin, der einzige Trost bist, den mir das Schicksal noch übrig gelassen. Wenn ich Dich anschaue, so ist es mir zuweilen, als ob in Deinen Augen der Blick meiner Mutter ruhe, und ich träume mich glücklich, und denke an die Tage, wo ich zu den Füßen meiner Mutter saß und zu ihrem schönen und glanzvollen Gesichte aufschauend, mir von ihr die Geschichte meines Vaterlandes erzählen ließ. Ich meine sie zu sehen, wie sie mir beim Abendsegen ihre Hand auf mein Haupt legte, und ihre großen Augen, in denen die Thränen längst erloschen waren, zum Himmel erhebend, zu mir sprach: „bete zu Gott! Bete, daß er Dich zu einer großen und würdigen Tochter Deines Vaterlandes mache, bete, daß Du immer eingedenk bist der heiligen Pflichten, welche das Vaterland von allen seinen Söhnen und Töchtern zu fordern hat."

Matuschka war auf ihre Knie niedergesunken, und faßte das Kleid ihrer Herrin, um es an ihre zitternden Lippen zu drücken.

Erweicht Euch nicht, Herrin, bat sie leise, macht Euer Herz nicht trübe und schwer.

Die Gräfin hörte nicht auf Matuschka. Sie hatte ihr Haupt langsam zurückgelehnt und starrte mit großen flammenden Blicken zur Decke empor. Ich bin eingedenk gewesen meiner heiligen Pflichten, murmelte sie leise, ich habe den Schwur nicht vergessen, welchen ich an jedem Abend meiner Mutter geleistet, welchen ich ihr auch mit dem letzten Kuß als Siegel meines Gelübdes auf die sterbenden Lippen gepreßt. Ich bin mein ganzes Leben lang eine getreue Tochter meines Vaterlandes gewesen! Ich habe ihm Alles was mein war dargebracht, jetzt besitze ich nichts mehr als mich selber und meine eigene Person, und auch mit dieser bin ich bereit, mich meinem Vaterlande zu weihen. Aber es wird Alles vergeblich sein und umsonst, Gott hat sein Haupt von Polen abgewendet und sein Auge sieht uns nicht mehr!

Lästert nicht, Herrin, lästert nicht Gott, wimmerte Matuschka. Vertraut auf ihn, und verliert nicht den Muth.

Es ist wahr, sagte die Gräfin in sich erschauernd, es ist Gotteslästerung, muthlos zu sein! Wenn die Polen nichts für sich selber thun, was soll alsdann Gott thun? Erst wenn wir unsere letzten Blutstropfen

hingegeben, erst wenn das letzte Polenherz unter den Rosseshufen unserer Feinde zerstampft ist, dann ist es Zeit zu Gott emporzuschreien. Aber nein, nein! Auch das ist Lästerung! Ruhig, ruhig, mein Herz! Stehe auf, Matuschka, weine nicht mehr. Es kann ja noch Alles schön und glücklich werden, und wir müssen das Unsere dazu thun, daß es so wird!

Sie neigte sich nieder, ihre schluchzende Dienerin aufzuheben, und indem sie sich zwang, eine heitere, lächelnde Miene anzunehmen, fuhr sie fort: Siehst Du, Matuschka, die Wolke ist schon wieder vorübergerauscht, und die Sonne scheint wieder auf meinem Angesicht. Sei also sorglos und vertrauensvoll, meine Vielgetreue! Gott wird uns sein Haupt wieder zuwenden, und wenn er unsern Jammer sieht, wird er sich unserer erbarmen! Geh jetzt in Deine Kammer und ruhe Dein armes altes Haupt, es bedarf der Ruhe und Erquickung!

Nein, Herrin, es ist jetzt nicht Zeit zu ruhen, wer sollte denn dem Kaiser die Thür öffnen, und ihn einlassen?

Es ist wahr, seufzte die Gräfin, ich vergaß, daß ich keine Diener und keine Lakayen mehr habe! Ich vergaß, daß Du nicht allein meine einzige Freundin, sondern auch meine einzige Dienerin in diesem Augenblick bist. Geh also und erwarte den Kaiser! Möge er kommen!

Sie reichte Matuschka ihre Hand dar, welche diese innig an ihre Lippen preßte. Dann durchschritt sie das kleine Toilettenzimmer, und trat in das andere Gemach ein. Dies war ein ziemlich glänzend ausgestattetes Zimmer, wie sich deren in den Gasthöfen für vornehmere Gäste finden; aber die sammtenen Bezüge der alterthümlichen Meubles waren verblaßt, und hier und da hatte eine ungeschickte Hand mit wenig verschwiegener Nadel die Risse ausgebessert, welche der Zahn der Zeit in die Vorhänge und Draperieen der Fenster und Thüren, und in den großen Teppich des Fußbodens gebohrt hatte. Aber Matuschka hatte dafür gesorgt, dieser verwitterten Gasthofseleganz einen mehr heimischen, gemüthlichen Charakter zu geben. Auf dem großen alterthümlichen Tisch von geschnitztem Eichenholz standen große Glasvasen mit herrlich duftenden Blumen, und von Gewächsen und Blumen umrankt waren die Fenster; und damit ihre arme vereinsamte Herrin doch mindestens Etwas habe, woran sie sich freuen und trösten könnte, hatte Matuschka gleich am ersten Tage ihrer Ankunft in Neustadt Sorge getragen, daß in dieses Zimmer

ihrer Herrin ein Piano gebracht wurde, damit ihr wenigstens der Trost bliebe, ihrer Lieblingskunst die Klagen und Schmerzen ihrer Seele anzuvertrauen.

Das Piano war geöffnet, und auf dem Pult stand ein aufgeschlagenes Notenheft; wie der Blick der Gräfin sich darauf heftete blitzte ihr Auge höher auf, und mit einem eigenthümlichen Lächeln zu dem Piano hinschreitend, sagte sie: ich will singen! Man sagt, der Kaiser liebe die Musik gar sehr, und ist besonders den Opern vom Maestro Gluck gewogen! Ja, ja, ich will singen!

Sie setzte sich an das Piano und blätterte in dem Notenbuche hin und her. Orpheus und Euridice, sagte sie leise. Das ist die Lieblingsmusik des Kaisers, wie Signora Bernasconi mir gesagt. Oh wüßte ich nur, welches nun seine Lieblingsarie ist!

Sie blätterte wieder in den Noten, indem sie dann und wann mit ihren Rechten einige Tacte der Musik angab, oder mit halber Stimme die Melodie irgend einer Arie sang. Allmälig nahmen ihre stolzen, ernsten Züge einen milderen, sanfteren Ausdruck an, sie schien ihres Kummers und ihrer Schmerzen zu vergessen und sich ganz dem Eindruck hinzugeben, den diese so wunderbare, so erhabene Musik des Meisters Gluck auf ihre Seele machte.

Sie hatte mit raschen Blicken eben mehrere Seiten überflogen, dann legte sie ihre Hände auf die Tasten, und spielte diese kurzen, einfachen, klagenden, halb in Thränen und Schluchzen stockenden Sätze, mit denen Gluck die Arie des Orpheus eingeleitet hat, diese Arie voll Jammer und Lust, voll Liebe und Wehklage: che faro senza Euridice!

Und nun mit der vollen Gewalt ihrer mächtigen Stimme begann sie zu singen: che faro senza Euridice! Und je weiter sie sang, desto höher leuchtete ihr Antlitz auf in Freude und Entzücken. Der Gegenwart entrückt, gab sie ihre ganze Seele hin an die Kunst, und empfing von ihr die heiligsten Tröstungen und die seligste Freude.

Hinter ihr hatte sich leise die Thür geöffnet, sie hörte es nicht. Auf der Schwelle der Thür war der Kaiser erschienen, gefolgt von Matuschka, sie sah es nicht; sie sang weiter und wie ein seliger Hymnus der Liebe schwebte ihr Gesang durch die Stille des Gemachs.

Der Kaiser war einen Moment auf der Schwelle stehen geblieben, um zu horchen. Sein Antlitz, welches anfangs einen spöttischen, lächelnden

Ausdruck angenommen, war, wie er die Musik erkannte, ernst geworden. Mit einer gebieterischen Bewegung winkte er sodann der Dienerin zu, hinauszugehen, und zog leise und geräuschlos die Thür hinter ihr zu.

X.

Der Kaiser und die Polin.

Die Gräfin sang immer weiter, sie hörte es nicht, wie der Kaiser vorwärts schritt bis mitten in das Zimmer hinein. Der dicke Teppich des Fußbodens machte seinen Schritt unhörbar.

Die Sängerin sang weiter, der Kaiser, die rechte Hand aufgestützt auf den großen Tisch, der in der Mitte des Zimmers stand, hörte ihr zu, und immer bewegter wurden seine Züge, immer milder der Glanz seiner großen blauen Augen.

Aber auch immer leidenschaftlicher und herzergreifender ward der Gesang der Gräfin, ihre Stimme, welche erst so voll und mächtig getönt, schien jetzt wie in Thränen und Seufzern zu ersticken, ihre Finger sanken von den Tasten nieder, sie neigte ihr Haupt, und die Stirn an das Notenblatt lehnend, weinte sie bitterlich.

Auch in des Kaisers Augen glänzte Etwas, wie eine Thräne, er schüttelte sie aber fast unwillig aus seinen Augen fort, und trat jetzt mit raschen Schritten zu der weinenden Sängerin hin.

Frau Gräfin, sagte er mit seiner sanften, weichen Stimme, ich durfte mir wohl erlauben, Ihrem Gesange zuzuhören, aber Niemand als Gott hat das Recht, Ihr Weinen zu hören.

Sie zuckte zusammen und sich hastig erhebend, wandte sie ihr bewegtes Antlitz zu dem Kaiser hin.

Ah, Sie sind es, rief der Kaiser. Die Gräfin Wielopolska, und die Dame, welche mir das schöne Bouquet gegeben und in dem Concert gesungen, ist Eine Person, ich danke Ihnen, daß Sie mich endlich Sie finden ließen, denn ich gestehe es Ihnen gern, daß ich Sie gesucht habe.

Oh, Ew. Majestät suchten mich, sagte die Gräfin mit einem traurigen Lächeln, das macht, Ew. Majestät ist immer bereit, das Unglück zu trösten und der Leidenden Sich zu erbarmen.

Sie bedürfen also des Trostes? fragte der Kaiser rasch.

Sire, ich bin eine Polin, antwortete sie kurz.

Und die Familie Wielopolska gehört zu den reichsten und angesehensten Familien Polens!

Die russischen Soldaten haben unsere Schlösser verbrannt, unsere Felder verwüstet, unsere Unterthanen niedergemetzelt, nach Sibirien geschleppt oder unter der Knute sterben lassen!

Ein Graf Wielopolski war, wenn ich nicht irre, der Liebling des Königs von Polen, sagte der Kaiser, dessen Augen sich umschleiert hatten.

Es war mein Gemahl, Sire, antwortete sie ernst. Er glaubte an die Treue des Königs gegen sein Land und sein Volk; als er seinen Irrthum erkannte, gab er sich selbst den Tod. Die Wellen der Weichsel rollen über sein Grab hin, das sie allein kennen!

Arme Gräfin! rief der Kaiser mitleidsvoll. Und hatten sie keine andern Verwandten außer Ihrem Gemahl?

Sire, ich hatte noch einen Vater und drei Brüder!

Sie hatten sie?

Ja, Sire. Meine drei Brüder ruhen auf dem Schlachtfeld bei Bar, mein Vater ist nach Sibirien gebracht und Gott gebe, daß auch er nicht mehr lebt!

Der Kaiser reichte ihr mit einem wundervollen Blick seine beiden Hände dar. Ich danke Ihnen, daß Sie inmitten Ihres Unglücks an mich gedacht haben, sagte er weich. Lassen Sie mich Ihre Pläne für die Zukunft wissen, damit ich erfahre, wie ich Ihnen nützen und helfen kann.

Sire, ich habe keine Pläne, seufzte sie. Das Leben sieht mich mit düstern Blicken an, ich würde meine Augen schließen, um es nicht zu sehen, aber —

Aber? fragte Joseph.

Aber, Sire, ich würde dann auch den nicht mehr sehen, der meinem Vaterland versprochen hat, ihm Hülfe und Beistand zu gewähren, rief sie mit einem leidenschaftlichen Ausdruck, indem sie auf ihre Kniee niedersank und ihre gefaltenen Hände flehend zu dem Kaiser emporhob.

Joseph neigte sich zu ihr nieder, und reichte ihr seine Hand dar. Stehen Sie auf, Gräfin, sagte er freundlich. Es ziemt Ihrer Schönheit nicht, vor mir sich zu beugen.

Nein, Sire, lassen Sie mich auf meinen Knieen, rief sie und ein Strom von Thränen überfluthete ihr schönes Angesicht. Lassen Sie mich so Sie anflehen um Gnade und Erbarmen, nicht für mich, sondern für mein Vaterland! Gnade, Sire, Gnade für Polen, welches sterben wird, wenn Oesterreich ihm nicht beisteht, Erbarmen für die Conföderirten, welche nichts verbrochen haben, als daß sie ihre heiligsten Güter, ihre Freiheit und ihren Glauben bewahren wollen, und welche man umherhetzt, wie wilde Thiere des Waldes. Oh Sire, bald werden sie Alle gleich mir, keine Stätte mehr haben, wo sie ihr Haupt ruhen können, bald werden sie entweder Sclaven oder Selbstmörder werden müssen. Erbarmen, Majestät, Erbarmen! Unser Jammer schreit vergeblich zu Gott empor, möge er aber das Ohr des Kaisers von Oesterreich erreichen!

Ich habe den Conföderirten in Eperies meinen Schutz und meinen Beistand versprochen, sagte Joseph ernst, ich habe ihnen die Hülfe Maria Theresia's zugesagt, ich habe ihnen verheißen, daß der Hof von Wien feierlich und förmlich einen Gesandten der Conföderirten in Wien empfangen werde.*) Ich werde niemals meines Versprechens vergessen, und es bedurfte kaum der Mahnung, welche Ihr schönes Bouquet mir brachte. Jetzt, Gräfin, stehen Sie auf. Möchte es mir eines Tages gelingen, Ihr Vaterland aufzurichten, wie ich es mit Ihnen jetzt thue. Den guten Willen dürfen Sie bei mir immer voraussetzen, denn wir haben Beide Einen gemeinschaftlichen Feind, und es liegt nicht an mir, wenn ich diesem Feind, welcher sich von Moskau her gegen ganz Europa heranwälzt, nicht schon jetzt mit den Waffen in der Hand gegenüber stehe. Aber was wollen Sie, ich, welchen Sie den Kaiser nennen, ich, welcher einhergehn muß unter der glänzenden Last eines Purpurmantels, ich bin doch gehemmt in allem meinem Thun und Wollen, die Krone ruht auf dem Haupt meiner Mutter, und nur der Schatten derselben fällt auf das Meine! Sie sehen, ich rede offen zu Ihnen! Aber wir haben uns auf eine ungewöhnliche Weise kennen gelernt, und so möge auch unser ganzes Begegnen ungewöhnlich sein! Sie haben mit Ihren Thränen und mit Ihrem Gesange zu meinem Herzen gesprochen, denn zu meinem eigenen Leid und Mißgeschick habe ich noch

*) Ferrand. Th. I. S. 79.

ein Herz, und es schmerzt mich zuweilen gar sehr. Die Arie, welche Sie vorher so wunderbar schön sangen, hat mich an die schönste und köstlichste Zeit meines Lebens erinnert, an eine Zeit, wo ich noch nicht Kaiser war, sondern ein glückseliges, frisches Menschenkind, welchem die Welt zum ersten Mal entgegen leuchtete im Sonnenglanze der Liebe und des Glückes. — Ah, Sie sehen, Gräfin, Sie haben mich sentimental gemacht, und ich spreche zu Ihnen, wie ein junges Mädchen von seiner ersten Liebe spricht. Nun, Sie werden das verzeihen, denn Sie sind eine Frau, und verstehen daher die Liebe.

Sie schüttelte langsam und stolz das Haupt. Ich verstehe die Liebe nicht, Sire, denn ich habe sie nicht gekannt, sagte sie.

Der Kaiser blickte überrascht in ihr bleiches stolzes Angesicht. Sie haben die Liebe nie gekannt? fragte er. Und Ihr Gemahl?

Man vermählte mich mit ihm, wie man die Republik Polen mit dem König Stanislaus vermählte, man befahl mir, ihn als meinen Gemahl anzunehmen.

Und Ihr Herz blieb Republik und wollte keinen König anerkennen?

Sire, ich hatte bis heute noch keinen Mann gesehen, den mein Herz würdig gehalten, ihn seinen König zu nennen.

Ach, Sie haben ein gar stolzes Herz, rief der Kaiser; beneidenswerth der Mann, dem es eines Tages gelingen wird, dies Herz zu beugen, und es sich unterthan zu machen!

Sie schaute mit einem flammenden Blick zu dem Kaiser empor, Sire, flüsterte sie, mein Herz wird sich nur Dem beugen, welcher meinem Vaterlande Rettung und Hülfe bringt, in Ihm aber wird es mit jauchzendem Entzücken seinen Herrn anerkennen.

Der Kaiser erwiederte nichts, er blickte mit einem seltsamen Lächeln auf diese so schöne, so glühende Frau hin, und sie erröthete unter seinem Anschauen und senkte die Augen zu Boden.

Ah Madame, sagte der Kaiser nach einer Pause, wenn alle Polinnen Ihnen glichen und gleiche Entschlüsse aussprächen, dann würden sie bald ihrem Vaterland aus allen Ländern der Welt ein Heer anwerben, das wohl im Stande wäre Polens Freiheit und Selbstständigkeit wieder zu erobern, allen seinen Feinden zum Trotz.

Sire, alle Polinnen empfinden gleich mir. Wir sind alle die

Töchter Einer Mutter, und haben aus dem Mutterbusen gleiche Liebe und gleiches Empfinden eingesogen.

Der Kaiser zuckte leicht die Achseln. Wäre dem so, dann würde Polen nimmer so unglücklich und beklagenswerth geworden sein, als es jetzt ist! Aber mit den Unglücklichen und Leidenden soll man nicht rechten, sondern nur Alles thun, um ihr Unglück zu sänftigen und sie ihres Kummers vergessen zu machen! Fern sei es daher von mir, Polen, welches blutet und weint, jetzt anzuklagen. Ich sagte es Herrn Pack, dem Haupte der Conföderirten in Eperies und ich wiederhole es Ihnen, ich werde thun, was ich vermag, um Polen vor dem unglücklichen Schicksal zu bewahren, mit welchem es vielleicht von Rußland bedroht wird. Aber am Besten werden die Polen doch immer für sich selber sorgen müssen, denn wer sich selber hilft, dem hilft auch Gott und wer Ruhe mit seinen Nachbarn haben will, der muß vor allen Dingen dadurch, daß er in seinem eignen Hause Ruhe und Ordnung hält, es seinen Nachbarn beweisen, daß er den Frieden liebt und die Kraft hat ihn aufrecht zu erhalten. Alsdann wird man ihn schätzen und sich wohl hüten, ihm zu nahe zu treten! — Aber, unterbrach sich der Kaiser mit einem sanften Lächeln, sprechen wir jetzt nicht mehr von Polen, sprechen wir von Ihnen! Ich frage noch einmal Frau Gräfin, was ich für Sie thun kann, und welche Pläne Sie für die Zukunft haben?

Sire, ich habe gar keine Pläne. Ich suche auf der Welt nichts mehr als einen stillen Zufluchtsort, wo ich weinen kann!

Der Kaiser schüttelte lebhaft das Haupt. Madame, sagte er, auf das Piano hindeutend, wer solche Trösterin hat, wie Sie, dessen Thränen werden versiegen. Auch sind Sie zu jung und zu schön, um Ihr Leben in der Einsamkeit zu begraben. Kommen Sie zu uns nach Wien, ruhen Sie Sich bei uns aus von Ihren Leiden, und lernen Sie gleich mir begreifen, daß man am Ende glücklich und zufrieden sein kann auch ohne Glück.

Ew. Majestät wollen es mir erlauben, nach Wien zu gehen? fragte die Gräfin fast freudig. Seit ich allein und verlassen bin, seit ich fühle, daß ich meinem Vaterland nichts mehr sein kann, hege ich nur diesen Einen glühenden Wunsch, in Wien zu leben, wo ich Eurer Majestät, wo ich der erhabenen Kaiserin Maria Theresia nahe genug bin, um mich zuweilen an den Sonnenstrahlen ihrer Größe, wenn auch nur aus wei-

ter Ferne, erfreuen zu können. Sie Beide, Sire, sind ja die Einzigen, welche in diesen traurigen Zeiten sich meines Vaterlands gnädig erbarmt, und großmüthig sich unserer angenommen haben. Vor Ihnen Beiden also beugt sich mein stolzes Herz in Dankbarkeit und Demuth, denn es weiß, daß Alles, was es noch von Glück und Freude zu erwarten hat, ihm nur von Ihnen kommen kann!

Ach, und das sagt dieses Herz, welches sich noch niemals gebeugt hat! rief der Kaiser lächelnd, indem er der Gräfin seine Hand darreichte. Kommen Sie zu uns nach Wien, Ihr Herz soll sich nicht beugen müssen, es soll stolz und fest vor uns sich aufrichten können, denn der Stolz steht Ihrer erhabenen Schönheit gar prächtig an! Kommen Sie nach Wien, und wenn Sie dort keine Verbindungen, keine Bekanntschaften haben, so werde ich Sorge tragen, Ihnen Beides zu verschaffen.

Sire, ich habe eine nahe Verwandte in Wien und das ist die Oberhofmeisterin der Kaiserin.

Ah, dann bedürfen Sie meiner Vermittelung und Fürsprache gar nicht, und es kann im Gegentheil leicht kommen, daß ich Sie eines Tages um die Ihrige ansprechen muß, rief der Kaiser lächelnd. Die Frau Oberhofmeisterin von Salmour steht in gar großer Gunst bei der Kaiserin und ist mächtiger als ich.

Sire, ich gehe nur nach Wien, wenn Ew. Majestät die Gnade haben wollen, es mir zu erlauben, und wenn Sie mir Ihren Schutz versprechen, flüsterte die Gräfin, ihre tiefen schwermüthigen Augen mit einem flehenden Ausdruck auf Joseph heftend.

Ich verspreche Ihnen denselben, sagte der Kaiser rasch. Ich werde Ihnen heute noch ein Schreiben an meine Mutter senden, und Sie mögen es ihr in Wien sofort präsentiren. Wann gedenken Sie abzureisen? Ich sage Ihnen nicht: bleiben Sie hier! denn es ist hier wie im offnen Feldlager; unsere Gedanken und unsere Zeit gehören dem Krieg, und für die Schönheit und die Kunst haben wir nur einige flüchtige Momente. Sie haben uns diese Momente zwiefach verklärt, und ich danke Ihnen dafür. Reisen Sie aber, denn ich fürchte, der König von Preußen ist Ihnen nicht gewogen um des Liedes willen, das Sie uns gesungen. Er ist alt und nüchtern geworden, und die

Ideale sind ihm unter seinen kriegerischen Händen verwelkt. Er mag vielleicht die ideale Poesie Ihres Schmerzes nicht mehr zu würdigen wissen. Gehen Sie also nach Wien, bringen Sie der Kaiserin meine Grüße, und lassen Sie uns hoffen, daß alle die guten Wünsche, die ich für Sie hege, die Zustimmung Ihrer Majestät finden mögen. Meine Zeit ist um, und der König von Preußen erwartet mich zum Souper. Ich muß Sie also verlassen, aber ich freue mich, sagen zu können: auf Wiedersehen!

Er verneigte sich tief, und schritt dann rasch durch das Gemach der Thür zu. Aber schon im Begriff hinauszugehen, wandte er sich noch einmal um und kehrte zu der Gräfin zurück.

Nicht wahr, sagte er mit weicher Stimme, wenn es mir eines Tages gelungen ist mir Ansprüche auf Ihre Dankbarkeit zu erwerben, so werden Sie mich damit belohnen, daß Sie mir die Arie noch einmal singen, welche Sie vorhin sangen?

Sire, sagte sie mit einem tiefen, leuchtenden Blick, Ew. Majestät haben mich in dieser Stunde zu so tiefer Dankbarkeit verpflichtet, daß mein armes Herz keine Worte dafür hat. Mögen also die Töne für mich sprechen! Ich werde singen, so oft Ew. Majestät es mir erlauben wollen!

Nun, in Wien werde ich Sie bald an dieses Versprechen mahnen, sagte der Kaiser, ihr freundlich zunickend, indem er das Gemach durchschritt.

Die Gräfin schaute ihm lange nach, sie stand noch immer auf derselben Stelle, wo er sie verlassen hatte, sie horchte athemlos auf seine Stimme, welche sie im Vorzimmer vernahm, auf den Schall seiner Schritte, welche in der Ferne verhallten.

Sie stand noch so, unbeweglich, athemlos, als die Thür hastig geöffnet ward und Matuschka herein stürzte mit leuchtendem Antlitz, eine Börse hoch in ihrer Hand schwingend.

Oh, Herrin, welch ein gütiger edler Herr ist der Kaiser, rief sie frohlockend. Seht nur, seht diese Börse! Es sind fünfhundert Louisd'or darin! Der Kaiser hat sie mir gegeben, als Reisegeld für Ew. Gnaden!

Die Gräfin stieß einen durchdringenden Schrei aus und eine tiefe Gluth übergoß auf einmal ihr bleiches Angesicht.

Almosen! rief sie schmerzvoll. Er behandelt mich als eine Bettlerin!

Und mit einer leidenschaftlichen Bewegung legte sie ihre beiden Hände über ihr Angesicht, und weinte bitterlich.

Nein, Herrin, sagte Matuschka niedergeschlagen, er behandelt Euch nicht als eine Bettlerin, er sagte, da er Ew. Gnaden gebeten nach Wien zu gehen, habe er wohl das Recht, sich als Euren Reisemarschall zu betrachten, und für Eure Reisebedürfnisse zu sorgen!

Die Gräfin ließ ihre Hände wieder von ihrem Antlitz gleiten, und ihre brennenden Augen hefteten sich mit einem stolzen verächtlichen Blick auf ihre Dienerin.

Du wirst sogleich zum Kaiser gehen, sagte sie, Du wirst so lange flehen und bitten, bis der Kaiser Dich vor sich läßt. Alsdann wirst Du die Börse mit dem Gold zu den Füßen des Kaisers niederlegen, und wirst sagen: Majestät halten zu Gnaden, ich wage nicht, meiner Herrin dies Geld anzubieten, denn ich weiß, sie würde lieber Hungers sterben, als Almosen von Ew. Majestät annehmen! Geh', und befolge meine Befehle!

Matuschka seufzte tief auf und schlich niedergesenkten Hauptes der Thür zu. Hier aber blieb sie stehen, und blickte scheu und angstvoll nach ihrer Herrin zurück, welche ihre stolzen zürnenden Blicke fest auf sie gerichtet hatte.

Ew. Gnaden, sagte sie leise, ich soll das Geld dem Kaiser wieder hintragen, aber gnädigste Gräfin, Ihr, welche noch niemals nöthig gehabt, Euch um Geld zu sorgen, Ihr, welche bisher so reich und mächtig war't, Ihr wißt nicht, was es heißt, arm zu sein, und des Geldes zu entbehren. Ihr habt mir Eure Kasse übergeben, und ich muß Euch jetzt leider gestehen, daß sie erschöpft ist. Oh könnt' ich mein Herzblut ausmünzen in Gold, so würde ich es lieber thun, als Euch dies Geständniß machen, aber ich muß es sagen: Gräfin, wenn Ihr dieses Gold dem Kaiser zurücksendet, so weiß ich nicht, wie Ihr nach Wien reisen werdet, denn es ist kein Geld mehr in unserer Börse!

Die Gräfin hob langsam ihre Arme zu ihrem Haupte empor, und löste aus ihrem Haare die Schnur Perlen los, mit welcher Matuschka sie vorher geschmückt hatte.

Da, sagte sie, gehe hin und verkaufe das. Es wird sich schon hier am Ort ein Jude finden, welcher versteht, was diese Zahlperlen werth sind,

und wenn er Dir nur den vierten Theil giebt von dem, was sie werth sind, wird es doch doppelt so viel sein, als das Almosen des Kaisers.

Oh Herrin, Ihr wollt Eure Perlen verkaufen, schluchzte Matuschka. Ihr vergeßt, daß sie zu Eurem Familienschmuck gehören, und daß jede Erbin, welche ihn bekommt, das Gelübde ablegen muß, die Erbkleinodien unversehrt zu erhalten, und sie niemals zu verschenken, noch zu veräußern!

Gott wird mir verzeihen, daß ich dieses Gelübde breche, sagte die Gräfin, ihre beiden Arme gleichsam beschwörend zum Himmel emporstreckend. Gott, der sieht, welche Demüthigung und Schmach ich erdulden muß, er wird Nachsicht haben, daß mein Herz sich aufbäumt gegen diese Schmach, und daß ich lieber mein Gelübde breche, als Almosen annehme. Geh, Matuschka, und verkaufe die Perlenschnur. Ich habe keine Familie und keine Erben mehr, und Niemand wird mich daher anklagen können, daß ich ihm sein Erbtheil verkürzte. Ich habe nur noch eine Mutter, und diese Mutter, das ist Polen. Für sie opfere ich mein Hab' und Gut, für Polen gebe ich meine Schätze hin. Geh' Matuschka, und verkaufe meine Perlen! Perlen bedeuten Thränen, und meine Mutter sorgt dafür, daß ich mich mit diesen Perlen schmücken kann! Geh', Matuschka, geh'!

Matuschka seufzte tief auf, und zu ihrer Herrin heranschleichend, küßte sie ehrfurchtsvoll den Saum ihres Gewandes.

Ich gehe, Herrin, ich gehe, murmelte sie seufzend, ich werde dem Kaiser das Gold wiederbringen, und werde hingehen, Eure Perlenschnur zu verkaufen. Ihr werdet von dem Erlös wohl ein halbes Jahr lang leben können, und dann verkaufen wir die Armbänder, die dazu gehören, und dann, wenn die Perlen aufgezehrt sind, kommt das Diadem von Brillanten, und die Spangen und das Halsband. Oh, Ihr werdet noch lange, recht lange von Eurem Familienschmuck leben können, so lange, daß die alte Matuschka nicht nöthig haben wird, das letzte Stück zu verkaufen, denn sie wird vorher gestorben sein vor Jammer und Gram. Lebt wohl, Herrin, ich will die Perlenschnur verkaufen, die einst Johann Sobieski, der große König von Polen, Eurer Urgroßmutter geschenkt hat!

Sie preßte noch einmal das Gewand ihrer Gebieterin an ihre Lippen und stürzte von dannen.

Die Gräfin schaute ihr lange, in tiefen Gedanken verloren, nach. Allmälig nahm ihr Antlitz einen kühnen, energischen Ausdruck an, allmälig leuchteten ihre Augen wieder auf in flammender Begeisterung, und plötzlich, gleichsam einem übermächtigen Impuls nachgebend, stürzte sie auf ihre Kniee nieder, und rief, ihre Blicke und Arme zum Himmel erhebend: mein Gott, mein Gott, gieb, daß es mir gelingt, seine Liebe zu erwerben!

XI.
Unterhaltungen im Concert.

Die zum Concert anberaumte Stunde hatte längst geschlagen, und noch immer wartete der Kaiser, umgeben von seinen Cavalieren, vergeblich auf das Erscheinen des Königs, der sich zu einer abermaligen politischen Besprechung mit Fürst Kaunitz in seine Gemächer zurückgezogen hatte. Der Kaiser, dessen Stirn ein wenig bewölkt war, ging im Zimmer auf und ab, die Hände auf dem Rücken gefaltet, und leise die Melodie eines Liedes vor sich hinmurmelnd, wie er das zu thun pflegte, wenn er verstimmt war. — Der Fürst von Ligne, Lacy und Loudon hatten sich in eine Fensternische zurückgezogen, und plauderten leise mit einander, dann und wann ihre besorgten Blicke auf den Kaiser heftend, oder sie unruhig auf die Thür richtend, durch welche der König erscheinen mußte.

Die Uhr, welche da drüben auf dem Kamin stand, verkündete eben mit dröhnendem Schlag die achte Stunde und machte das Antlitz des Kaisers noch finsterer, und das leise Flüstern seiner Cavaliere noch lebhafter.

Acht Uhr, murmelte Feldmarschall Lacy, um halb acht Uhr sollte das Concert beginnen, und der König ist noch nicht hier!

Das ist ohne Zweifel das Werk des Herrn Fürsten von Kaunitz, brummte Loudon, die alte hochmüthige Durchlaucht bläht sich gewiß in seinen Gedanken vor Vergnügen, daß er im Stande ist, den Kaiser warten zu lassen.

Kaunitz wird in der That alle Tage stolzer und hochfahrender, flüsterte der Fürst Ligne achselzuckend. Er ist so davon durchdrungen, daß er der Kutscher von Europa ist, daß er uns übrige Sterbliche alle

nur für die geduldigen Gäule hält, die sich nach seinem Willen müssen anschirren und lenken lassen.

Still, meine Herren, still, sagte der Kaiser, indem er vor den drei Herren stehen blieb. Sagen Sie mir nichts gegen den Fürsten Kaunitz. Er ist ein großer Staatsmann, und ein treuer Freund meines Hauses. Oesterreich hat sich Glück zu wünschen, daß es von einem so weisen Politiker geleitet wird, und ich habe mir Glück zu wünschen, daß ich von ihm lernen kann. Ich werde ihn immer als mein Vorbild und meinen Meister betrachten.

Die drei Herren verneigten sich stumm, aber dem Kaiser entging es nicht, daß ihre Mienen Erstaunen und Unwillen ausdrückten, und daß eine finstere Wolke auf einmal Lacy's Stirn umwölkte. Ein leises, unmerkliches Lächeln durchzuckte das Antlitz des Kaisers, als er dies sah, und er fuhr fort: Ihr seid Alle drei gar parteiisch für den König; der Lacy und der Loudon schwärmen noch vor Wonne über die köstlichen Pferde, welche Se. Majestät heute geruht haben, ihnen Beiden zu schenken, *) und der Ligne betrachtet sich als einen Favoriten des großen Königs; so kommt es, daß, da Sie der Meinung sind, es müßte in dieser Sache Einer von den beiden großen Männern angeschuldigt werden, Sie Alle drei den Fürsten Kaunitz beschuldigen, um den König zu entschuldigen. Ich aber bin der Meinung, daß weder das Beschuldigen noch das Entschuldigen hier am Orte ist; ich finde es ganz in der Ordnung, daß die wichtigen Fragen der Politik, mit denen der König und der Fürst ohne Zweifel beschäftigt sind, sie die Stunde vergessen lassen, welche wir zu einem leichtfertigen Concert angesetzt haben!

Haben Ew. Majestät gesehen, welche Musikstücke der Capellmeister zu dem Concert ausgewählt hat? fragte der Fürst Ligne.

Ja, ich habe sie gesehen! Weshalb fragen Sie darnach?

Majestät verzeihen, es sind, glaube ich, fast lauter Compositionen von Gluck.

Nun und weiter?

Ich glaube bemerkt zu haben, daß der König der Gluck'schen Musik nicht sehr gewogen ist!

---

*) Der König schenkte Lacy so wie Loudon in Neustadt Jedem zwei prächtige, reich aufgezäumte Pferde.

Nun, rief der Kaiser mit einem kurzen, spöttischen Lachen, ich verlange auch nicht, daß der König von Preußen nach unserer österreichischen Musik tanzen soll, aber er wird sie wenigstens hören können! — Auch ist der König ein viel zu gerechter und weiser Held, als daß er verdammen sollte, ohne zu prüfen, und ich glaube nicht, daß er viele Compositionen von Gluck kennt. Machen wir also bei ihm Propaganda für unsern großen Maestro!

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür, und der König erschien auf der Schwelle. Seine großen flammenden Augen waren mit einem fast bittenden Ausdruck auf den Kaiser gerichtet, und er eilte ihm lebhaft entgegen.

Sire, ich habe Ew. Majestät um Verzeihung zu bitten, sagte er, um Verzeihung dafür, daß ich im Eifer meines Gespräches die Stunde überhören konnte, welche mir das Glück gönnen sollte, mit Ew. Majestät vereinigt zu sein. Aber ich habe während dessen auch nur an dieser Vereinigung mit Eurer Majestät gearbeitet, und ich hoffe, daß diese Vereinigung noch über unser hiesiges schönes Begegnen hinausgehen soll. Wir hatten in der That gar wichtige Dinge zu verhandeln, denn der Fürst Kaunitz hat Ew. Majestät ohne Zweifel rapportirt, daß ein Courier des türkischen Ministers hier angelangt ist, welcher eine Vermittelung Oesterreichs und Preußens erbittet, um der Türkei Frieden mit Rußland zu verschaffen.

Nein, sagte der Kaiser mit affectirter Gleichgültigkeit, der Fürst hat mir nichts davon gesagt. Er weiß gar wohl, daß ich mich um diese Dinge gar nicht kümmere, sondern daß nur das Kriegswesen das Departement ist, welches mich beschäftigt. Die Politik überlasse ich meiner Mutter und dem Fürsten Kaunitz.*)

Des Königs Augen hefteten sich mit einem raschen Blitz auf des Kaisers Angesicht. Dann sagte er mit einer leichten Verneigung: Doch bitte ich Ew. Majestät zu erlauben, daß ich Ihnen Bericht erstatten darf über Alles, was ich mit dem Fürsten besprochen und verhandelt habe. Ich möchte nichts thun, was nicht zuvor die Zustimmung Eurer Majestät gefunden und selbst bei meinem lebhaften Bestreben, eine dauernde Freund-

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe Ramshorn.

schaft zwischen Oesterreich und Preußen herbeizuführen, möchte ich doch vor allen Dingen wissen, wie weit ich der Billigung Ew. Majestät mich versichert halten darf. Erlauben mir Ew. Majestät daher, daß ich alle Verhandlungen zwischen Mir und dem Fürsten Kaunitz jedes Mal Ihrer Prüfung unterbreite, und meine Entschlüsse von Ihrer Billigung oder Ihrem Tadel abhängig mache. Wollen mir also Ew. Majestät gestatten, morgen früh um neun Uhr zu Ihnen zu kommen, um Ihnen zu referiren, was wir heute verhandelt haben, und mir meine Instructionen für die morgende Verhandlungen zu holen?

Ich werde Punct um acht Uhr zu Eurer Majestät kommen, wie der Schüler zu seinem Lehrmeister geht, um sich von ihm unterrichten zu lassen, sagte der Kaiser, der den Vorschlag des Königs mit sichtlichem Vergnügen aufgenommen hatte und dessen Antlitz jetzt wieder seinen gewohnten, heitern Ausdruck zeigte.*) Lassen wir also, wenn es Ew. Majestät gefällig ist, die Politik bis morgen, und sagen mir Ew. Majestät, was wir jetzt thun wollen?

Ich werde Alles thun, was Ew. Majestät mir befehlen werden,**) sagte der König mit so verbindlicher und ehrfurchtsvoller Höflichkeit, daß der Kaiser vor Vergnügen erröthete.

Nun denn, so gehen wir, wenn es Ew. Majestät gefällig ist, in den Concertsaal, sagte der Kaiser, indem er dem König seinen Arm reichte. Meine Sänger und Sängerinnen sind ohne Zweifel schon voll Betrübniß, daß sie heute nicht das Glück haben sollten, vor Eurer Majestät zu singen, um vielleicht sich eines Beifallszeichens von Eurer Majestät zu erfreuen, dessen sie sich nachher in Wien wie eines auf dem Schlachtfeld erworbenen Lorbeerkranzes rühmen werden! —

Die Sänger hatten in der That dem Erscheinen der Majestäten mit der lebhaftesten Ungeduld entgegen gesehen, und kaum waren diese daher

---

*) König Friedrich II. sagt selbst: da jedoch alle Verhandlungen zwischen dem König und dem Fürsten Kaunitz allein geführt wurden, so fand es der König schicklich, den Kaiser von Dem in Kenntniß zu setzen, was gesagt und abgemacht worden war. Es schien, daß dieser Monarch, wenig gewohnt an solche Rücksichten, für diese Aufmerksamkeit dem König Dank wußte.

**) Des Königs eigene Worte.

in den Saal eingetreten, als das Concert seinen Anfang nahm. Indessen herrschte bei demselben nicht der mindeste Zwang. Man saß nicht auf Sesseln, die in regelrechten Reihen aufgestellt waren, sondern man bewegte sich frei und ungebunden umher oder stand hier und dort in einzelnen Gruppen, denen der Kaiser oder der König sich in den Pausen zwischen den einzelnen Musikstücken zuwendeten, um mit einem oder dem andern der Herren ein Gespräch anzuknüpfen, das zuweilen noch flüsternd fortgesetzt ward, wenn auch schon die Musik auf's Neue begonnen hatte. Ringsum in dem Saale standen Sessel, deren man sich nach Belieben bediente, wenn man zu stillem Anhören der Musik sich zurückziehen wollte, und zwei Fauteuils waren unfern von den Musikern für die Majestäten hingestellt worden. Aber beide nahmen heute diese Sitze nicht ein, sondern zogen es vor, sich in zwangloser Freiheit im Saal umher zu bewegen.

Der König hatte sich in das äußerste Ende des Saales zurückgezogen, und ein Wink seiner Augen rief den Fürsten Ligne an seine Seite.

Dies ist ein guter Schmollwinkel, von dem aus man mit rechtem Behagen seine Beobachtungen anstellen kann, sagte der König lächelnd. Wir sind so weit von der Musik entfernt, daß sie uns nicht incommodirt, und daß man sprechen kann, ohne die Zuhörer in ihrer musikalischen Andacht zu stören. Jetzt sollen Sie mir ein wenig die Herren, die ich noch nicht kenne, expliciren! Vor allen Dingen zeigen Sie mir diejenigen Generäle und Staabsofficiere, welche schon unter dem Feldmarschall Traun gedient haben, denn diesen Mann betrachte ich als meinen eigentlichen Lehrer in der Kriegskunst, und er hat mich mehr als einmal corrigirt.

Ah, Sire, rief der Fürst, alsdann hätten doch Ew. Majestät ihm für den genossenen Unterricht dankbar sein, und sich einmal von ihm schlagen lassen sollen!

Das hat er auch blos deshalb nicht gekonnt, weil ich ihm nie so nahe gekommen bin, sagte der König rasch.

Dies war oft die Methode der größten Feldherren, Sire! Zum Beispiel in der Campagne von 1674 und 1675 haben es Montecuculi und Turenne ebenso gemacht!

Gemach, gemach, rief der König, Sie können wohl Traun mit

Montecuculi vergleichen, aber Turenne und ich, welch ein Abstand! — Nun zeigen Sie mir einige der Herren!

Sehen Sie da, Sire, diese beiden Herren welche da nebeneinander stehen, und die schöne Stimme, nein, ich wollte sagen, die schönen Augen der Signora Bernasconi so lebhaft applaudiren, das sind der Graf Alton, der Generaladjutant des Kaisers, und der Graf Pellegrini.

Ich sehe noch nicht genau, welche Herren Sie meinen. Haben Sie die Güte, sie mir noch einmal zu bezeichnen.

Jetzt, Sire, sind sie Beide einige Schritte weiter vorgetreten, vielleicht um das Mienenspiel der Signora besser sehen zu können, denn mir scheint, sie spricht mit ihnen. Diese beiden Herren gehören zu den guten Freunden der Signora. Eben applaudiren sie wieder, und mit welchem Feuer! Sehen Ew. Majestät sie jetzt?

Ja, ich danke Ihnen! Verzeihen Sie, daß ich Sie zwei Mal belästigte, aber ich habe ein so schwaches Gesicht!

Ah, Sire, rief der Fürst, im Kriege hatten Ew. Majestät doch sehr scharfe Augen, und konnten gar weit in die Ferne sehen!

Das that mein Fernglas! sagte der König lächelnd.

Was hätte ich um dieses Fernglas gegeben, Sire! Aber freilich, es würde für meine Augen das gewesen sein, was Scanderbeg's Schwert dem Arme des Kaisers Muhamed war!

Nun, und was war es ihm? Ich bin ein sehr unwissender Mensch, wie Sie sehen, und ich bedarf Ihrer Belehrung. Was hatte es für eine Bewandtniß mit dem Schwerte des Scanderbeg?

Ah, Ew. Majestät wollen mir die Gnade gönnen, als könnte ich Ihnen Etwas mittheilen, was Ew. Majestät nicht schon lange und besser wüßten. Nun, aus Erkenntlichkeit für diese Großmuth will ich mir den Anschein geben, als glaubte ich wirklich, Ew. Majestät wüßten nicht, daß Scanderbeg ein türkischer Krieger und Held war, der solche Riesenstärke besaß, daß er mit seinem Säbel einen bewaffneten Reiter bis auf den Sattelknopf spaltete. Kaiser Muhamed II., der davon gehört hatte, ließ sich von Scanderbeg seinen Säbel ausbitten, um ähnliche tours de force damit zu machen. Aber der Säbel blieb kraftlos und matt in der Hand des Kaisers, er konnte nichts damit ausrichten. Voll Zorn ließ Muhamed den Riesen vor sich kommen, und klagte ihm sein

Leid. Scanderbeg zuckte mitleidig lächelnd die Achseln. „Ich habe,“ sagte er, „Ew. Majestät wohl mein Schwert, aber nicht meinen Arm geliehen!“

Ja, ja, der hatte Recht, sagte der König sinnend. Die beste Waffe wird stumpf in der Hand eines Unfähigen, wie auch die Bibel selbst in der Hand der Priester und Pfaffen aufhört, die heilige Waffe des Christenthums zu sein! —

In diesem Augenblick näherte sich der Herzog Albert von Sachsen-Teschen, der schöne Gemahl der Erzherzogin Christine, und indem er den König ehrerbietig grüßte, bat er um Erlaubniß an der Unterhaltung Theil nehmen zu dürfen.

Nein, nein, sagte der König lächelnd, was wir hier sprechen, ist nicht für Sie, mein Prinz, nicht für einen Schwiegersohn der Kaiserin! Würde diese Fürstin nicht denken, ich sei hergekommen, um Sie anzustecken? An dem Fürsten von Ligne ist schon Alles verdorben, der kann sich ohne Gefahr mit einem Ketzer unterhalten, den Ihre Theologen schon längst zum Höllenfeuer verurtheilt haben!

Er machte gegen den Herzog, welcher sich ein wenig beschämt zurückzog, eine leichte Abschiedsverbeugung, und wandte sich dann wieder an den Fürsten Ligne.

Sagen Sie mir doch, wer sind die Herren, welche sich eben mit dem Kaiser unterhalten?

Sire, der große Herr dort mit dem weißen Haare, das ist der Fürst Lobkowitz, Jener dicht daneben der Fürst Karolath, dann kommt der Fürst von Windischgrätz, der sich mit dem Fürsten Esterhazy unterhält. Der mit welchem der Kaiser eben spricht, ist der Fürst von Lichtenstein, und neben ihm steht der Fürst von Hohenstein.

Wie, rief der König fast erschrocken, Sie nennen mir ja da in einem Athem ein Dutzend Fürsten. Ist der, mit welchem der Kaiser jetzt eben spricht auch ein Fürst?

Ja, Sire, daß ist der Prinz von Schwarzenberg!

Ich weiß nicht, sagte der König kopfschüttelnd, indem seine großen Augen fast traurig auf der Gruppe der Fürsten verweilten, ich weiß nicht, aber es scheint, als ob allen diesen erlauchten Herren etwas angethan wäre! Man müßte die alten Reichsfamilien ein wenig mit neuem

Blute auffrischen und ihnen neue junge Kräfte zuführen. Nur die Familie der Habsburger scheint dieser Auffrischung entbehren zu können, und trotzdem, daß sie seit Jahrhunderten nur mit verwandten Häusern sich verbindet, bleibt der Stamm heldenkräftig jung und energisch. Sehen Sie nur den Kaiser, wie kühn sein Auge, wie kräftig seine Gestalt, wie energisch jede seiner Bewegungen. Der wird es bewähren, daß er einem großen Geschlecht entstammt! Er wird ein großer Feldherr werden. Ich war heute bei dem Manoeuvre mit dem Aufmarsch und dem Deployiren der Colonnen ganz außerordentlich zufrieden.

Und außerdem besitzt der Kaiser ein bewunderungswürdiges Coup d'oeil, sagte der Fürst. Er allein hatte heute Alles angeordnet und sich nirgends, weder in den Distancen noch im Terrain geirrt.

Was sagten Sie eben? fragte auf einmal der Kaiser, welcher vielleicht angezogen von den Blicken des Königs, die mit so freundlichem Ausdruck auf ihm ruhten, hastig herbeigekommen war. Sie sprachen eben so eifrig, Ligne, daß ich ganz begierig bin, zu wissen, was den indolentesten und blasirtesten aller Sterblichen auf einmal so in Feuer bringen konnte?

Aber ich bin überzeugt, Sire, sagte der König, daß der Fürst Ligne nicht wagen wird, Ihnen zu wiederholen, was er sagte. Ich selbst bin kaum so dreist.

Ah, dann war es gewiß ein theologisches Gespräch, welches ich zu unterbrechen wagte, und Ew. Majestät halten den Sohn meiner Mutter für einen zu guten Christen, um seine gläubigen Ohren verletzen zu wollen durch das, was der Fürst eben profaner Weise gesprochen hat.

Allerdings, Sire, wir sprachen von göttlichen Dingen, aber nicht von dem Gotte der Priester und Schriftgelehrten, sondern von dem heidnischen Gott Mars und seinem geliebtesten und edelsten Sohne, von Eurer Majestät. Wir stimmten Beide darin überein, daß Ew. Majestät in der Bewegung, die Sie Ihre Husaren zwischen den Colonnen machen ließen, die Stellung, worin jede Division nach ihrer Schwenkung zu stehen kommen sollte, auf's Genauste berechnet und vorhergesehen hatten. Ew. Majestät haben das sichere Auge eines geübten Feldherrn.

Ew. Majestät wollen ein altes Sprichwort Lügen strafen, rief der Kaiser lachend, Sie wollen mich auf eine neue Art dafür strafen, daß ich

es gewagt habe, Ihr Gespräch belauschen zu wollen. Sonst hieß das Sprichwort: „Der Horcher an der Wand hört seine eigene Schand." Ew. Majestät aber wollen mich durch allzugroßes Lob beschämen!

Ah, Sire, Sie werden einen alten Soldaten Ihres Hauses nicht so hart beschuldigen wollen. Wissen Ew. Majestät wohl, daß ich ganz früh in meiner Jugend schon in österreichischen Diensten gewesen bin? Ich habe meine ersten Waffen für das kaiserliche Haus getragen, als ich im Jahre 1734 mit zehntausend Mann brandenburgischer Truppen an den Rhein zur Armee des Prinzen Eugen ging. Ich habe damals die letzten Geniestrahlen des großen Feldherrn Eugen gesehen!

Und an diesen Geniestrahlen hat sich wohl das eigene Genie Ew. Majestät entzündet? fragte der Kaiser mit einer leichten Verbeugung.

Oh mein Gott, rief der König fast erschrocken, wer könnte es wagen, sich mit dem Prinzen Eugen zu vergleichen!

Nun, ich könnte es wohl wagen, einen solchen Helden zu nennen, der sich mit Eugen vergleichen kann, sagte der Kaiser, aber dieser Vergleich würde mich schmerzen, denn er würde mich an Schlachten erinnern, in welchen die österreichische Armee besiegt worden. Ich wollte mir erlauben, Ew. Majestät anzuzeigen, daß das Concert beendet ist, und daß, wenn es Ew. Majestät gefällig ist, wir uns zum Souper begeben!

XII.

Der Prinz von Lothringen und der Marquis von Brandenburg.

Er reichte dem Könige den Arm und führte ihn nach dem neben dem Concertsaal befindlichen Speisesaal, in welchem eine lange Tafel für das glänzende Gefolge der beiden Majestäten servirt war, während in einem kleineren Zimmer daneben sich eine zweite Tafel für die Majestäten, und diejenigen wenigen Auserkorenen befand, welchen es heute vergönnt sein sollte, in unmittelbarer Nähe des Kaisers und des Königs zu speisen.

Sire, lassen Sie die Prinzen Ihres und meines Hauses die Hon-

neurs an diesen Tafeln hier machen, sagte der König rasch, und nehmen wir uns einige angenehme Gesellschafter mit an unsere Tafel. Wählen wir deren jeder Zwei.

Haben also Ew. Majestät die Gnade zuerst zu wählen!

Nun denn, ich wähle den Fürsten von Ligne und den Feldmarschall Lacy.

Und ich den Prinzen von Braunschweig und den Grafen Lucchesini, sagte der Kaiser, indem er dem Hofmarschall winkte und ihm befahl, die Herren zur kaiserlichen Tafel zu befehlen.

Ah, wir werden eine heitere Gesellschaft ausmachen, rief der König froh, indem er sich an der Tafel, dem Kaiser gegenüber, niederließ, aber dies nicht früher that, als bis der Kaiser Platz genommen. Jetzt, Sire, erlaube ich mir noch einen Vorschlag!

Euere Majestät haben nicht vorzuschlagen, sondern zu befehlen.

Nun denn, hören Sie! Ich schlage vor, für diesen Abend einmal allen Zwang und alle Etiquette zu verbannen, und uns zu erlauben, nicht gebietende Häupter, sondern frohe Menschenherzen zu sein. Erinnern wir uns des schönen Wortes, welches ein edler junger Fürst, welcher jetzt eben der Stolz und die Hoffnung ganz Europas ist, gesagt hat, dieses Wortes: „mein erstes und schönstes Vorrecht ist, ein Mensch zu sein.“ Sire, kennen Sie diesen edlen jungen Fürsten wohl?

Er sah den Kaiser mit seinen großen durchdringenden Augen scharf und lange an; der Kaiser erwiederte diesen Blick mit einem lächelnden Gruß und einem leisen Erröthen.

Es wäre traurig, sagte er, wenn man einen armen jungen Fürsten, der leider noch niemals Gelegenheit gefunden hat, etwas Rechtes und Großes zu thun, schon deshalb loben und preisen wollte, weil er menschlich fühlt. Aber ich nehme mit Freuden den Vorschlag an. Verbannen wir alle Etiquette und allen Zwang! Es giebt hier von diesem Moment an keinen Kaiser mehr, der Kaiser ist nach Wien gelaufen, um sich unter die Krone seiner Frau Mutter zu verstecken, oder er hat sich in der genialen Zackenperrücke des großen Kaunitz sein bequemes Lotterbett gesucht. Fort mit dem Kaiser!

Und der Kaiser erhob sich von seinem Sessel und machte eine gravitätische Verbeugung. Sire, sagte er, ich habe die Ehre Ihnen den

kleinen Prinzen Joseph von Lothringen vorzustellen, einen jungen unwissenden Menschen, der noch sehr viel lernen muß, der noch nichts gethan hat, aber vor Eifer glüht, etwas thun zu können, was ihm den Beifall Eurer Majestät verdienen könnte.

Und ich, mein Prinz, sagte der König gleichfalls aufstehend und sich verneigend, ich habe die Ehre Ihnen den Marquis von Brandenburg vorzustellen, einen alten geriebenen Knaben, der sehr viel gethan hat, was er besser hätte ungethan sein lassen, der sehr viel verlernen möchte, was er leider gelernt hat, und der jetzt nur noch das Eine Verlangen hegt: des jungen Prinzen von Lothringen Freundschaft zu erwerben! Und jetzt, da die beiden Majestäten mit ihren Kronen und dem ganzen Apparat ihrer Herrlichkeit von Gottes Gnaden uns verlassen haben, jetzt sei es uns erlaubt, die Thüren, die in den Saal dort führen, zu schließen, und unser Souper gleich beim Dessert anzufangen, denn ich habe bemerkt, daß der Prinz Joseph von Lothringen niemals soupirt, sondern nur aus Gefälligkeit einige Bissen zu genießen scheint, der Marquis von Brandenburg aber hat die süße Gewohnheit des Soupirens schon längst bei den Tagen seiner Jugend und seiner gesunden Zähne begraben. Es fragt sich nur, was die übrigen jungen Herren hier dazu sagen?

Ich, meine Prinzen, bin damit einverstanden, rief der Fürst von Ligne heiter. Wenn man mit Mars und Appollo Nektar und Ambrosia schlürfen darf, so sehe ich nicht ein, wie man noch der irdischen Speise bedürfen könnte.

Ich bitte mir bei dieser olympischen Sitzung die Ehre aus, den erhabenen Göttern als Hebe dienen und ihnen die Ambrosia des Desserts reichen zu dürfen, rief der Prinz von Braunschweig, indem er seine schlanke, kräftige Kriegergestalt hoch emporrichtete.

Und da, wo Hebe ist, auch Ganymed nicht fehlen darf, sagte Graf Lucchesini, dessen riesige Länge einem Flügelmann des preußischen Königs Friedrich Wilhelm I. Ehre gemacht haben würde, so bitte ich um Erlaubniß diesen zierlichen Götterknaben heute vorstellen und den Nektar kredenzen zu dürfen.

Aber welches Amt bleibt denn mir? fragte Feldmarschall Lacy traurig.

Ah, rief Friedrich mit einem zärtlichen Blick auf den Feldmarschall,

Sie haben das Amt eines Generalquartiermeisters mit so viel Ruhm und so duftenden Lorbeern verklärt, daß Sie auch heute Abend nichts Anders sein dürfen als nur Generalquartiermeister.

So lassen Sie mich gleich mein Amt antreten, Herr Marquis, sagte Lacy, indem er die Thüren nach dem Eßsaal schloß, und die schweren Portièren über dieselben hinfallen ließ.

Der König athmete hoch auf. Ach, sagte er heiter, die Welt ist uns wirklich also mit Brettern vernagelt, und von uns abgeschlossen. Keine Höflinge, keine Schmarotzer giebt es mehr, sondern ein halbes Dutzend freier Männer, die sich eine halbe Stunde einbilden wollen, glücklich zu sein!

Glücklich zu sein, rief der Kaiser, glücklich in dem Sinne, wie einer unserer genialsten Dichter sagt:

Il est beau d'approcher de près du diadême,
Mais il vaut mieux encore dépendre de soi-même!
Préférer aux grandeurs l'heureuse liberté!

Sie kennen doch den genialen Dichter, den ich meine, Herr Marquis?

Wer kann sagen, mein Prinz, daß er sich selber kenne! Schon die Weisen Griechenlands hielten das für die schwerste Kunst, und schrieben das: „Erkenne Dich selbst!" an die Fronte ihrer Tempel. Aber ach, diese Tempel sind in Trümmer zerfallen, und von den Weisen wissen wir kaum mehr noch als ihre Thorheiten. Denn ist nicht das ganze Leben eine Thorheit, und haben nicht die Priester eigentlich Recht, wenn sie das irdische Dasein als eine Hölle bezeichnen? Ach, meine Freunde, ich werde es zuletzt noch machen, wie die altgewordenen Coquetten! Ich werde in mich gehen, und fromm werden!*)

Davon zeugt der Brief des Papstes Clemens an den Mufti Osman Mola, welchen der Herr Marquis jüngst aus dem Lateinischen übersetzt hat, sagte der Kaiser mit einer tiefen Verbeugung. Es ist wirklich rührend, mit welchen schönen und frommen Worten der edle Papst die Allianz des Türken nachsucht. Hören Sie nur, meine Herren, diese Worte: „Wären wir vereinigt, so würdet Ihr unsere Excommunicationen durch Eure Janitscharen schützen, und von unserm heiligen

*) Des Königs eigene Worte.

Stuhl würden wir unsere Blitze schleudern gegen Eure abtrünnigen Omaristen. Möchte doch der Gott der Gnaden alle Diejenigen, um des Heils ihrer eigenen Seele willen, vernichten, welche nicht denken, wie wir, die Schismatiker, Ketzer und Omaristen, und vor allen Dingen die Philosophen, denn das ist von allen Secten die verwerflichste und verdammungswürdigste, sie raisonnirt am meisten! Wir können nicht umhin, Eurem großen Propheten beizustimmen, der die Weisheit gehabt hat, bei Euren Muhamedanern die heilige und fromme Unwissenheit aller Dinge als Glaubenssatz zu verewigen. Ah, warum sind die Christen nicht in Hinsicht der Unwissenheit Muhamedaner!*)

Ah, Sie kennen also meine Sünden, rief der König in das Lachen der Herren heiter einstimmend. Und ich glaubte Sie doch gesichert, mein Prinz, gegen meine Blasphemien durch die heilige und keusche Dame, welche alle schlimmen und unkeuschen Gedanken fern hält von den Grenzen Oesterreichs, glaubte Sie gegen meine poetischen Sünden selig geborgen in den weichen Armen der Censur.

Oh, erwiederte der Kaiser, reden wir nicht von dieser alten Coquette mit den geschminkten Wangen, Marquis, und den heuchlerischen Augen, welche gar gern selber die obscönsten Dinge lesen, und erst, wenn sie zu Ende gelesen, sich fromm gen Himmel kehren, und Thränen vergießen! Es ist ein schlimmes und boshaftes altes Weib, die Dame Censur, von Jedermann verachtet und nur von den Jesuiten geliebt, weil sie ihnen Ansehen und Geld verschafft. Sie hat bei uns in Wien daher einen großen Schwarm von Courmachern und schwarzröckigen Verehrern, und mit diesen zusammen hat sie ein Kind erzeugt: das ist die schielende, scheinheilige Heuchelei, welche unter dem Gesangbuch den lüderlichen Roman verbirgt, und mit den Keuschheitscommissionairen ein Freundschaftsbündniß schließt, um vor den Nachforschungen dieser strengen Tugendwächter gesichert zu sein. Aber ich hoffe, diese natürliche Tochter der Herren Jesuiten und der Madame Censur hat bei uns nicht die Heimathsrechte auf ewige Zeiten erhalten, und wenn die gütige Hand, welche im frommen Eifer sie jetzt beschützt, sich

*) Oeuvres de Frédéric II. Vol. 15. p. 186.

einst von ihr wendet, so werde ich dieses Fräulein mit Schimpf und Schanden über meine Grenzen jagen.*)

Hebe, schenken Sie uns ein, rief der König, bis zum Rand alle Gläser voll! Ein Pereat der Censur, ihren schwarzröckigen Liebhabern und ihrer Tochter, der Heuchelei!

Pereat, Pereat! rief der Kaiser, indem er sein Glas, welches der Prinz von Braunschweig gefüllt hatte, erhob, und mit dem König anstieß.

Die Gläser klangen fröhlich in die Runde, und ein heiterer Ausdruck verklärte alle Gesichter.

Ich werde dereinst dieses Tages gedenken, sagte der Kaiser, und unser Pereat soll sich dann umwandeln in ein: Vivat, Vivat die Freiheit!

Ah, die Freiheit, Prinz! rief der König achselzuckend. Sie ist ein Ideal in unsern Gedanken und in unsern Schriften, aber wenn sie da heraus und in's Leben tritt, so hat sie gar leicht ein freches und gemeines Ansehen, und statt von ihr entzückt zu sein, wird man von ihr degoutirt. Die Menschen sind es vielleicht nicht werth, die wahre Freiheit von Angesicht zu sehen, und was sich zuweilen hienieden für diese erhabene Königin ausgiebt, das ist eigentlich ihre Kammerzofe, die sich heimlich die Kleider ihrer Herrin geborgt hat, und darin vor den armen irregeleiteten Sterblichen einherstolzirt! Und wir nehmen die Kammerzofe für die Königin, und ihre Gemeinheit und Zügellosigkeit erschreckt uns.

Aber es ist doch eine göttlich schöne Sache um die Geistesfreiheit, rief der Kaiser begeistert. Glücklich ist der Fürst, welcher die Macht hat, sie seinem Volke zu geben, glücklich Ew. Majestät, —

Wie? zu welcher Majestät redet denn der Prinz von Lothringen?

---

*) Wissen Sie wohl, sagte der König in Neustadt zu dem Prinzen von Ligne, wissen Sie wohl, daß ich mich gestern über den Kaiser außerordentlich gefreut habe? Sie haben doch gehört, was er von der Preßfreiheit und dem Gewissenszwange sagte? Er wird einst von seinen frommen, unwissenden, abergläubischen und von Vorurtheilen beherrschten Vorfahren gewaltig abweichen. Er hat gestern mit vieler Feinheit, und wie im Vorbeigehen die lächerliche Censur getadelt, und von der zu großen Anhänglichkeit seiner Mutter (doch ohne sie zu nennen) an gewisse Dinge, die zu weiter nichts führen, als Heuchler zu machen, mit wahrem Unwillen gesprochen. Conversations avec Frédéric le Grand par le Prince de Ligne.

Nicht zu dem König von Preußen, denn der sitzt in Berlin, und der Prinz Joseph kann froh sein, daß er sich hier in unserer olympischen Zurückgezogenheit und nicht in Berlin befindet. Es ist eine gar kalte und langweilige Stadt, ach, und ein Clima, in welchem Einem die Gedanken einfrieren, und die Phantasie ihre Blüthen und Knospen verliert.

Aber unweit von Berlin liegt Potsdam mit seinem herrlichen Garten von Sanssouci, sagte der Fürst von Ligne.

Garten nennen Sie das? rief der König achselzuckend. Selbst Virgil würde keinen Garten daraus haben machen können.

Aber Virgil war auch ein schlechter Gärtner, Marquis, sagte der Kaiser.

Das ist wahr, rief der König lachend. Wissen Sie wohl, Prinz, daß ich, mit seiner Georgika in der Hand, habe pflanzen, säen, graben, pflügen und das Land bauen wollen? Was sagte aber mein Gärtner, mein Landsmann dazu. „Gnädiger Herr, sagte er, nichts für ungut, aber Ihr Buch weiß nicht, was es spricht, und Sie wissen es ebensowenig. So läßt sich's hier nicht arbeiten!“ Ja, er hatte Recht, man kann den Virgil nicht anwenden auf einen Boden, dem Himmel und Erde Alles versagt! Meine Orangen, meine Oelbäume, meine Citronenbäume, Alles verkümmert und schwindet hin.

Aber die Lorbeern gedeihen desto besser bei dem König von Preußen! rief der Feldmarschall Lacy.

Der König dankte für diese Schmeichelei mit einem freundlichen Kopfnicken.

Sie freilich können darüber urtheilen, sagte er, denn der große Lacy versteht sich nur zu gut auf Lorbeern, und wenn er mir davon einige Zweige übrig gelassen hat, so ist das nur aus Großmuth geschehen! Ach, Prinz, welch einen großen Mann hat der Kaiser von Oesterreich an seinem Lacy! Wie oft hat mich der Mann in Schrecken gesetzt, wie oft mich überlistet. Was für ein großer Stratege ist er, größer als Puységur und Montecuculi, wie weit hat er die alten und neuen, selbst die berühmtesten Strategen hinter sich gelassen. So lange der Lacy Generalquartiermeister war, konnte der König von Preußen nicht den geringsten Vortheil erlangen. Bei Hochkirch war Er es, der ihn überfiel, und ihm die gewonnene Schlacht wieder

abgewann, und bei Maxen hat er dem König zwölftausend Mann weggenommen!

Aber, rief der Kaiser, die Großmuth des Königs, welcher nur seine verlorenen Schlachten angeführt hatte, mit gleicher Großmuth erwiedernd, aber ich meine, der König von Preußen hat sich dafür bei Torgau Revange genommen!

Der Zufall war ihm günstig, sagte der König bescheiden, nur der Zufall. Der König hat viele Fehler in seinen Kriegen begangen. Nun, vielleicht that er es, um Euch junge Leute in den Stand zu setzen, sie zu vermeiden, und ihn zu übertreffen. Und ich sehe da Einen, der ihn übertreffen wird, er hat eine wundervolle Armee, und er wird sich einst als großer Feldherr bewähren! Welche schönen Grenadiere sind in seiner Armee, wie herrlich sie gestern vor uns defilirten! Wenn der Gott Mars eine Leibgarde nöthig hätte, so würde ich ihm diese österreichischen Grenadiere ohne Bedenken vorschlagen!

Vorläufig muß uns der Gott Mars erlauben, daß wir, wenigstens für diesen Abend, seine Leibgarde bilden, sagte der Kaiser, sich tief vor dem König verneigend. Aber was kümmern uns hier die Soldaten und das rohe Kriegswesen! Eine olympische Stunde wollten wir feiern, und die Götter kannten in ihren heiligen Hallen keinen Krieg, es müßte denn sein, daß der Herr Marquis das himmlische Ehestandsgezwitscher der Frau Venus und des Herrn Vulkan, oder die Raufereien, die einst bei Tafel über den Apfel der Eris entstanden, für Vorbilder unserer Kriege annehmen wollte. Der Freude und dem Glück bringe ich dieses Glas hier dar!

XIII.

Voltaire und Tasso.

Ich habe getrunken, rief der König, nachdem er mit den Herren angeklungen und sein Glas geleert hatte, ich habe getrunken auf Freude und Glück, das heißt, ich habe einer unbekannten Gottheit auf ihrem Altar geopfert, aber Sie wissen schon, ich bin ein Ungläubiger, und selbst das Glück wage ich zu verleugnen.

Aber an das Unglück glauben Sie doch, Marquis? fragte der Kaiser. Ich meinestheils glaube daran, denn diese harte und strenge Göttin hat mich oftmals in ihren düstern Tempeln gefangen gehalten, und mich zu ihrem diensthuenden Priester auserkoren! Ah bah, sprechen wir nicht davon! Sehen wir das Leben mit heitern Augen an, und wenn es uns einige Wünsche versagt hat, was thuts, immer schon muß man zufrieden sein, wenn nicht über unserer Thür die Höllenworte des Dante geschrieben stehen: Entrate e lasciate ogni speranza! — Wenn man jung ist, hat man der Wünsche so viele wie ein Apfelbaum im Frühling Blüthen trägt, aber kaum die Hälfte von den Blüthen überdauert die Hitze des Sommers und setzt an zu Früchten, und von diesen Früchten weht der Herbstwind noch viele fort, bevor sie reifen, und die, welche reifen, werden gar oft vom Wurm zerfressen! Was möchte man nicht Alles sein, wenn man jung ist! Sagen Sie einmal, Ligne, wenn das Schicksal Ihnen erlaubte, Sich Ihr Leben selbst zu bestimmen, was möchten Sie sein?

Nun, mein Prinz, rief der Fürst lachend, wenn ich die Wahl hätte, so möchte ich bis zu meinem dreißigsten Jahre eine schöne bezaubernde Frau sein, von meinem dreißigsten bis sechszigsten Jahre aber ein glücklicher, ruhmgekrönter Feldherr!

Nun, der versteht's, sagte der König heiter, in der Jugend Myrten und Rosen, und wo die unangenehmen Jahre für's Frauenzimmer anfangen, verwandelt er sich in einen Mann, und umkränzt sich das Haupt mit unsterblichen Lorbeern!

Aber weiter, Ligne, weiter, rief der Kaiser, denn unmöglich werden Sie Ihr Leben mit sechszig Jahren abschließen wollen? Wer dreißig Jahre ein schönes Weib, und andere dreißig Jahre ein berühmter Feldherr gewesen, der ist seines Lebens noch nicht satt und überdrüssig, der hat noch Ansprüche und Lust auf mindestens zwanzig Jahre!

Nun denn, sagte Fürst Ligne nach kurzem Besinnen, von meinem sechszigsten bis zu meinem achtzigsten Jahre möchte ich Cardinal oder auch Papst sein!

Wahrlich, wahrlich, der Ligne ist ein gar weiser Mann, rief der König, und an ihn hat gewiß der Voltaire gedacht, als er jüngst seinen Brief des Papstes an die Clairon schrieb. Die Hände faltend und eine fromme Miene annehmend, fuhr der König fort:

Malgré tous les dogmes austères
Parfois les Papes sont galants.
Témoins mes illustres frères,
Qui près des Belles de leur tems
Méritoient, pasteurs indulgents,
Le titre si doux de Saints Pères.
Je suis leurs exemples brillants,
Et ma Saintété radoucie
Sans faste et sans hypocrysie
Baisse souvent un oeil d'envie
Sur les Graces et les talents,
Que l'ignorance excommunie.*)

Oh Verzeihung, mein Prinz, daß ich es wage, den alten unkeuschen Satyr, den boshaften Religionsspötter Voltaire in Gegenwart eines Sohnes der heiligen römischen Kirche anzuführen.

Der Kaiser nahm statt aller Antwort sein Glas, und es hoch emporhaltend, rief er: Es lebe Voltaire, Frankreichs größter Dichter, größter Fripon, größter Verräther und Egoist! Ja, ja, lassen wir ihn leben, aber bevor wir unsere Gläser anklingen, will ich Ihnen ein Bild von Voltaire zeigen. Es ist nicht gemalt mit Farben sondern mit Worten, Sie sollen es sehen, nicht mit Ihren Augen, sondern mit Ihren Ohren! Der große Maler, welcher es gemalt, hat dazu nicht der Farben und der Pinsel, sondern nur ein wenig Tinte und Papier gebraucht, und doch malt er ein Bild, welches lebt, und welches in jedem Zug der Natur abgelauscht ist. Hören Sie nur: „Die Gestalt Voltaire's ist eher klein als groß. Er hat eine hitzige und hämische Constitution, ein dürres Antlitz, einen glühenden und durchdringenden Blick, lebhafte und boshafte Augen. Seine Handlungen, die zuweilen in der Lebhaftigkeit absurd sind, scheinen von demselben Feuer beseelt wie seine Werke. Gleich einem Meteor, das vor unsern Augen aufblitzt und verschwindet, blendet er durch seinen Glanz. Ein Mann wie Er kann nicht anders als kränklich sein, es ist die Klinge, welche ihre Scheide abnutzt. Aus

*) Epître du Pape à Mademoiselle Clairon. Nouvelles Pièces fugitives par Monsieur de Voltaire. Vol. II. p. 82.

Gewohnheit heiter, aus Grundsatz ernst, offen ohne Freimüthigkeit, diplomatisch ohne Feinheit, die Welt kennend und sie vernachlässigend, ist er Eins ums Andere Aristippus oder Diogenes. Den Prunk liebend und die Großen verachtend, ist er ohne Gêne mit Höheren, zurückhaltend gegen seines Gleiches. Anfangs höflich wird er bald kalt und macht Euch erstarren. Er gefällt sich am Hofe und schreckt vor ihm zurück. Mit einem großen Fonds von Empfindsamkeit, schließt er doch wenig Freundschaften, und enthält sich der Vergnügungen nur aus Mangel an Leidenschaft. Wenn er sich Jemand anschließt, so geschieht das mehr aus Leichtsinn als aus Wahl. Mit einem offenen Kopf verbindet er ein verderbtes Herz, er denkt über Alles, und zieht Alles in's Lächerliche. Libertin ohne Temperament moralisirt er, ohne gute Sitten zu haben. Eitel bis zum Exceß, aber noch geiziger als eitel, schreibt er weniger um des Ruhmes als um des Geldes willen, so zu sagen nur arbeitend um zu leben.*) Obgleich —"

Ach, Gnade, Gnade, mein Prinz, rief der König lachend, lassen Sie es genug sein mit dieser Strafe. Ich sehe, ich hielt Sie für weiser und unschuldiger, als Sie sind, glaubte, Sie kennten den Voltaire nicht, und muß jetzt ersehen, daß Sie nicht nur ihn, sondern sogar mein schlechtes Portrait von ihm kennen! Oh, oh, wie viele Löcher hat denn die Mauer, welche das heilige Collegium um das Kaiserreich Oesterreich gelegt, und wer hat die Löcher hineingebohrt, durch welche man diese Werke des Teufels in die heiligen Lande einschmuggelte? Sicher hat der Fürst Ligne mit als Mauerbrecher gedient, und dem Prinzen von Lothringen diese verbotenen Bücher, diese Billetdoux des Teufels als dienstbeflissener Merkur übergeben. Ah Ligne, Sie sind ein gefährlicher Mensch, und ich denke, die Kaiserin Maria Theresia muß Sie verabscheuen!

Nein, Herr Marquis, Ihre kaiserliche Majestät ist sehr gnädig gegen mich, so gnädig, daß Sie mir oft schon heftige Vorwürfe über meinen Leichtsinn und meine Verirrungen gemacht hat. Sie beklagt mich, hofft aber, daß ich eines Tages zu mir selber kommen werde. Ihre Majestät sagten noch kürzlich zu mir: „ich weiß nicht, wie Sie es anfangen, Ligne, Sie waren ein genauer Freund meines frommen Beicht-

*) Oeuvres complètes de Frédéric II. Vol. 15. p. 198.

vaters Grasset; der Bischof von Neustadt hat mir immer viel Gutes von Ihnen erzählt, der Erzbischof von Mecheln auch, und der Herr Cardinal ist Ihnen ziemlich gewogen."

Und doch sind Sie ein Freigeist, sagte der König lachend, und glauben vielleicht mehr an den Teufel als an die Heiligen. Das kommt davon, wenn man den Voltaire kennt und mit den neuen Philosophen sich abgiebt. Das Heil und die Unschuld wird erst wieder auf Erden sich einbürgern, wenn wir alle Cultur und alle Bildung bei Seite werfen und wieder in den Naturstand zurückkehren, den Jean Jacques Rousseau uns als das Ideal des Menschenthums schildert..

Ja wohl, Herr Marquis:

„Au lieu du Misanthrope on voit Jacques Rousseau
Qui, marchant sur ses mains, et mangeant sa laitue
Donne un plasir bien noble au public qui le hue."*)

Ein wunderliches Ideal, das der Rousseau sich da geschaffen, rief der König lachend. Ein Thier aus dem Menschen zu machen, damit er glücklich sei!

Wir haben da zum Glück den edelsten und größten Dichter, welcher den Rousseau widerlegt, rief der Kaiser mit dem Ausdruck edelster Begeisterung. Mögen Diejenigen, welche das Menschenideal Jean Jacques', den Menschen, der auf allen Vieren läuft nachahmen wollen, zuerst Torquato Tasso's Menschenideal, den stolzen Sohn der Götter, der zum Himmel schaut und mit den Füßen nur an die Erde geheftet ist, sich anschauen, um zu vergleichen und zu prüfen!

Ah, mein Prinz, sehen Sie nur, welch ein alter unwissender Knabe ich bin, rief der König, ich kenne dieses Jedal des Torquato Tasso nicht. Erbarmen Sie Sich meiner Unwissenheit und lehren Sie es mich kennen!

Der Kaiser neigte mit einem sanften Lächeln sein Haupt, dann richteten seine großen Augen sich mit begeistertem Ausdruck aufwärts, und mit strahlendem Antlitz, die Hand um das Glas mit purpurrothem Wein gelegt, begann er:

---

*) Voltaire: Le Russe à Paris.

— „Alle andern Thiere senken sich
Zur Erd' und schauen stets nur vor sich hin
Zu der unedlen und gemeinen Mutter.
Da sie dem Bauch gehorsam sind geboren,
Ist Weib' und Speise nur ihr letzter Zweck
Und ird'sche Lust ihr einziges Gefallen.
Doch strebt zur Höh hinauf der Mensch nicht mit
Vernunft, und ohne Gnade und Verdienst
Zum Himmel, hegt er Uebermuth und Kühnheit,
Dann schau' er auf die Erde hin, und denke
Daß er, in Staub geboren, wieder sich
In Staub wird wandeln. Aus dem Herzen banne
Er die Idee, die ihn mit Hochmuth schwellt
Und Jenem Gleich, der eine Sklavin nur
Zur Mutter hat, zum Vater einen Edeln,
Des Vaters Stolz und Zürnen und die Pracht
Des alten Stammes zeigt, und hohes Wagen
Im edeln Geist beginnt und sich versuchet,
Dann aber, denkt er an der Mutter Abkunft,
Der stolzen Kühnheit wieder Zügel legt,
Schau auch der Mensch der alten niedern Mutter
Geringen Ursprung an; vergesse nie
Den Schooß, dem er entstieg, worauf er geht
Und tritt mit stolz unehrerbiet'gem Fuß,
Als ob ein Himmelsstoff, herabgereicht
Von oben, Antlitz ihm und Glieder gab.
Er denk', auch Er sei nur ein irdisch Thier,
Das auf der Erde geht, auf Erden sucht
Wovon sich's nährt, und auf der Erde schläft,
Um Erd' in Zwist und Kriegen oft sich findend,
Vernunftlos zu den wilden Waffen greift;
Er unternimmt auf Erden nur was groß
Und was gering ist; dort erlischt sein Zorn,
Stillt und beruhigt sich sein heißes Sehnen.
Ob der Gedanke ihn in Demuth beugt,
Doch hebt zum Himmel wieder sich empor
Der Seel' Unsterblichkeit, die auf der Erde
Nicht heimisch ist; sie stammt von gold'nen Sternen,

Doch sind sie, im Vergleich des hohen Throns
Vom Herrn der Himmel, nied're Erde nur,
So fern noch steht sie, Gottes Höhe!*)

In feierlichem Schweigen hatten alle dem Kaiser zugehört, der mit edlem Feuer, getragen von der hinreißenden Gewalt der Dichtung und der süßen Musik der italienischen Sprache, dieses Bruchstück aus Torquato Tasso's Gedicht vorgetragen hatte. Und eine wunderbare Wandelung war, während er sprach, mit den Gesichtern seiner Zuhörer vorgegangen. Die lachenden Mienen waren ernst geworden, die Blicke, welche sich auf den Kaiser geheftet hatten, nahmen einen immer höhern Glanz an, die Hände, welche die vollen Weingläser gehalten, lösten sich von ihnen los, die Lippen, welche sich zuvor noch zu heiterm Lachen geöffnet, schlossen sich fest, als wollten sie den Athem zurückhalten, damit er die heilige Musik dieser Verse nicht störe.

Des Königs Augen auch ruhten unverwandt auf dem jungen Kaiser, ein mildes trübes Lächeln umspielte seine Lippen, und sanft und ernst war der Ausdruck seines edlen schönen Angesichts.

Als der Kaiser jetzt schwieg, und fast beschämt über seine eigene Begeisterung sein glühendes Auge niedersenkte, reichte der König ihm seine beiden Hände über den Tisch hin. Der Kaiser ergriff sie und drückte sie innig in den seinen.

Ich danke Ihnen, sagte der König mit seiner sanften weichen Stimme, ich danke Ihnen. Sie haben mein altes kaltes Herz mit einem Sonnenstrahl des Himmels erwärmt, und während ich Ihnen zuhörte, Ihnen, dessen Antlitz leuchtete von dem edlen Feuer Ihrer Seele, war mir's, als fühlte ich mich selber wieder jung, als glaubte, liebte und litt ich wieder, wie wir Menschenkinder Alle es thun, so lange wir noch den himmlischen Fehler der Jugend an uns tragen, so lange noch die Bosheit, Treulosigkeit und Gemeinheit unserer Erdenbrüder unser Herz nicht verhärtet und umpanzert hat. — Sie haben Recht, besser als Jean Jacques lehrt uns Torquato Tasso, was der Mensch sein soll.

---

*) Le sette giornate del mondo creato. Giornata VII. (Die sieben Tage der Schöpfung.) Von Torquato Tasso.

Und wir haben vergessen, ihm ein Vivat zu bringen, wie wir es doch dem Voltaire gethan! rief der Kaiser. Nehmen wir unsere Gläser!

Der König winkte abwehrend mit der Hand. Nein, sagte er, das hieße den schönen Moment, den wir Ihnen danken, profaniren. Die Luft duftet und klingt noch von der süßen Musik Ihrer italienischen Verse, unterbrechen wir sie nicht durch unharmonisches Gläserklingen. Das Weltkind Voltaire kann man schon mit Gläserklingen feiern, aber nicht den Göttersohn Torquato Tasso!

In diesem Moment begann die große Pendeluhr, die auf dem alterthümlichen Kamin stand, mit lauten, langsamen Schlägen die Stunde anzuschlagen.

Alle schwiegen, und gedankenvoll vor sich hinblickend, schienen sie den dröhnenden Klängen zuzuhören.

Mitternacht! sagte der König, als die Uhr schwieg. Unsere Stunde des Glückes ist vorüber. Ein neuer Tag bricht an, und ich fürchte, Sire, dieser Tag wird wohl den Prinzen von Lothringen und den Marquis von Brandenburg nöthigen, dem Kaiser von Oesterreich und dem König von Preußen zu weichen.

Ja wohl, wir müssen unser Kreuz wieder auf uns nehmen, sagte der Kaiser seufzend. Man kann nicht immer träumen und glücklich sein. Der Tag bricht an!

Und welch' ein schmerzlicher Tag für mich, rief der König mit dem Ausdruck wirklicher Betrübniß. Der Tag des Abschieds von Eurer Majestät. Sie haben Recht, Sire, man kann nicht immer träumen und glücklich sein. Mein schöner Traum geht heut zu Ende, der Rekrut Eurer Majestät wird wieder die weiße Uniform hier ausziehen, seinen blauen preußischen Rock anziehen müssen und ein preußischer Soldat werden. Aber Ew. Majestät haben ihn doch angeworben und Sich für immer seiner Treue versichert.

Seien wir einig! sagte der Kaiser, dem König die Hand reichend.

Ja, einig! rief der König. Und ich denke, wenn Oesterreich und Preußen einig sind, dann werden wir das übrige Europa auch wohl zwingen können, Frieden zu halten. Nehmen Sie Ihre Gläser, meine

Herren, ein letztes Glas, bevor wir scheiden: Eintracht zwischen Oesterreich und Preußen! *)

---

*) Ueber die Reise nach Neustadt schrieb der König an Voltaire: „Ich bin in Neustadt gewesen und habe den Kaiser besucht, der im Begriff steht, eine große Rolle in Europa zu spielen. Er ist an einem bigotten Hof erzogen, und hat einfache Sitten angenommen; wird mit Weihrauch genährt und ist bescheiden; glüht von Ruhmbegierde und opfert seinen Ehrgeiz der kindlichen Pflicht auf, die er wirklich äußerst gewissenhaft erfüllt; hat nur Pedanten zu Lehrern gehabt, und doch Geschmack genug, Voltaire's Verse zu lesen und ihr Verdienst zu schätzen. Er sagte mir einmal beinahe einen ganzen Gesang aus dem Pastor fido und einige Verse aus dem Tasso her.“ Oeuvres complètes de Voltaire. Vol. 76, p. 235.

Zweites Buch.

Die erste Theilung Polens.

I.

Maria Theresia.

Es freut mich in der That, daß Sie zu mir gekommen ist, sagte die Kaiserin Maria Theresia, indem sie der Gräfin Wielopolska, welcher sie heute eine Audienz bewilligt, gnädig die Hand darreichte. Bin der Oberhofmeisterin der Erzherzogin Mariane wohl gewogen, und deshalb ist's mir lieb, einer Verwandtin der Frau von Salmour mich gnädig zu zeigen. Aber außerdem auch hat Sie einen Anspruch auf meine Theilnahme, denn Sie ist ja eine Polin! Werd's nimmer vergessen, welche treue und hülfreiche Bundesgenossen die Polen meinem Hause allzeit gewesen, und daß es der König von Polen Johann Sobieski war, welcher Wien von den Türken befreit, und die umlagerte Stadt erlöst hat.

Auf diesem großmüthigen Nichtvergessen Eurer erhabenen Majestät beruht Polens letzte Hoffnung! rief die Gräfin, indem sie ihr Knie beugte und die dargereichte Hand der Kaiserin an ihre Lippen drückte. Polen ist verloren, wenn Ihro Majestät Sich seiner nicht erbarmt. Aber Gott hat zu unserer Erlösung das Herz der edelsten und größten Frau Europas erweicht, Gott will durch ihre Milde und Großmuth versöhnen, was die böse Kaiserin von Rußland Uebles gegen uns im Sinne hegt. Und Katharina vermeint doch in ihrem stolzen Sinne, daß Polen eine willkommene Beute ist, die sie sich mit Ew. Majestät wird theilen können.

Nimmer soll es gesagt werden, daß die Maria Theresia mit dieser Frau irgend etwas gemein hat! rief die Kaiserin heftig. Lasse sie ihre Hände ab von Polen, oder Oesterreichs Adler wird seine Fittige ausbreiten über das arme Polenland, und wird es schützen und behüten.

Der Gräfin Antlitz strahlte in Begeisterung und Freude. Mit einer leidenschaftlichen Bewegung hob sie ihre schönen Arme zum Himmel empor, und rief mit voller freudiger Stimme: Du hast es gehört, mein Herr und mein Gott, und du wirst die strahlenden Worte Maria Theresia's unter die Sterne des Himmels aufnehmen, daß sie dem unglücklichen Polenland leuchten in der Nacht seiner Schmerzen! Oh Kaiserin,

wie viel tausend unglückliche Herzen werden von heute an ihre thränenumdüsterten Blicke zu Eurer Majestät wenden, deren Antlitz uns Allen sein wird und soll wie das Antlitz einer gnadenvollen erbarmenden Gottheit. Hinfort werden wir Alle nicht mehr zu Gott beten, sondern zu unserer Schutzheiligen, zur Kaiserin Maria Theresia!

Das heißt Gott lästern! rief die Kaiserin strenge, indem sie sich fromm bekreuzigte. Bin nur des Herrn demüthige Magd, und klein wie ein verlöschendes Licht ist meine Macht gegen die Sonne seiner Herrlichkeit! Mein' aber, recht zu thun, und den Willen Gottes zu erfüllen, wenn ich der unglücklichen Polen mich annehme. Thu's nit aus Ehrgeiz oder Eitelkeit, nit weil ich buhl' um Menschengunst, sondern blos aus meines Herzens ehrlicher Ueberzeugung, und darum wiederhol' ich Ihr: die Conföderirten dürfen auf mich rechnen, denn sie sind in Polen die Einzigen, welche noch ein schön Gefühl von Ehr' und Redlichkeit besitzen. *)

Mit diesem Gefühl wollten sie bis heute sterben, jetzt werden sie mit ihm leben dürfen, rief die Gräfin freudestrahlend. Oh möge mir Eure erhabene Majestät verzeihen, daß ich es wage, so mein Entzücken und meine Lust in Worten vor Ew. Majestät auszuströmen. Es ist ein übervolles, seliges Herz, das zerspringen würde, wenn es sein Glück in sich verschließen sollte. Ich bin ein armes, verlassenes Weib, habe nichts was ich liebe, nichts als mein Vaterland, meine arme unglückliche Mutter Polonia!

Armes Weib, so jung und schon vereinsamt! sagte die Kaiserin mitleidsvoll. Hab' gehört von Ihrem traurigen Schicksal, der Kaiser hat mir davon erzählt.

Der Kaiser! murmelte die Gräfin, und ein tiefes Erschrecken durchzitterte ihre ganze Gestalt. Maria Theresia achtete nicht darauf, sie hatte ihre Gedanken ihrer Lieblingsneigung zugewandt, das heißt, sie beschäftigte sich mit einem Heirathsproject.

Sie ist indeß noch viel zu jung, um unvermählt zu bleiben, fuhr die Kaiserin fort. Gott hat das Weib erschaffen, daß sie Frau und Mutter werde, einen Mann liebe, und ihrer Familie wie dem Staat Kinder gebe.

---

*) Der Kaiserin eigene Worte. Siehe Ferrand I. S. 79.

Glückselig die Frau, welcher es vergönnt ist, diese heilige Bestimmung zu erfüllen, und der das Schicksal nit andere schwere Pflichten und Sorgen mit auferlegt hat!

Die Blicke der Kaiserin wandten sich, während sie so sprach, ganz unwillkührlich hinüber zu dem Bilde des Kaisers Franz, das immer noch in ihrem grauen Wittwengemach zwischen den breiten Fensterflügeln die Stelle des Spiegels einnahm.

Kronen und Erdenhoheit ist nit zu beneiden, fuhr die Kaiserin fort, denn die Kronen drücken gar sehr, und die Erdenherrlichkeit müssen wir mit gar vielen Schmerzen und Enttäuschungen bezahlen. Aber ein glücklich Weib, das seinen Gemahl liebt, das ist zu beneiden, und wenn eine Mutter im Kreise ihrer Kinder steht, so mein' ich, daß ihr Herz mit allen Engeln im Himmel das Hallelujah singt! Drum soll Sie heirathen, und ich werd' schon dafür sorgen, daß Sie einen edlen und braven Gemahl bekommt. Mache es zu meiner Sache, Ihr eine Partie auszuwählen, eine reiche und glänzende Partie.

Majestät, ich bin arm, sagte die Gräfin ernst, und nimmer würde ich die Demüthigung ertragen, als armes Weib einzuziehen in den Palast eines reichen Gemahls.

Sie soll's auch nicht! Werd' meinen Gesandten in Petersburg beauftragen, daß er sich bei der Kaiserin verwende, damit sie Ihre schönen und großen Güter, welche das russische Gouvernement Ihr ungesetzlicher Weise confiscirt hat, wieder heraus gebe. 'S wär' doch eine gute und gerechte That, womit diese Frau *) manche andere Thaten sühnen könnte. Sie soll Ihre Güter wieder haben, und dann wird Sie dem Gemahl, den ich Ihr geben werde, eine herrliche Mitgift bringen.

Gräfin Wielopolska schüttelte langsam ihr schönes bleiches Haupt. Wenn ich meine Güter wieder bekomme, sagte sie, so sollen sie doch weiter nichts sein, als ein einziges großes Zufluchtshaus für alle Polen, für alle Die, welche leiden und unglücklich sind, welche ihrem Vaterland ihr Hab' und Gut, ihre Ruhe und Sicherheit, ihr Glück und ihre Ge-

*) Die gewöhnliche Benennung, womit Maria Theresia die Kaiserin von Rußland bezeichnete.

sundheit geopfert haben. Was ich habe und bin, gehört Polen, und jedes Glück würd' ich verschmähen, das nicht zugleich auch über Polen aufgeht. So lange mein Vaterland weint und blutet, wär' es ein Frevel für mich, ein persönliches Glück zu suchen, und nimmer kann ich froh sein, so lange Polen klagt!

Aber es wird wieder glücklich und zufrieden werden! rief die Kaiserin fast ungeduldig. Werden es, mit Frankreich im Bunde, schon so mächtig unterstützen, daß die Kaiserin von Rußland abstehen wird von ihren Forderungen, und alsdann wird es nit schwer werden, den König von Polen wieder mit den Conföderirten auszusöhnen. Er ist im Grunde ein guter Mann, er wird die gerechten Forderungen der Conföderirten bewilligen, und diese wiederum werden milde und nachgiebig sein, um dem armen Reiche den Frieden endlich wiederzugeben. Wir werden gern die Vermittelung übernehmen, und zu diesem Zweck auch von den Conföderirten einen Abgesandten an unserm Hof empfangen. Polen wird wieder glücklich und zufrieden sein können, wenn es nur will!

Wenn es nur will! rief die Gräfin mit einem schmerzvollen Blick gen Himmel. Es giebt Völker, wie Menschen, die vom Geschick dazu verurtheilt zu sein scheinen, ihr Leben nutzlos zu verbluten in dem Suchen nach Glück. Die Polen sind ein solches Volk. Das Glück ist ihr Ziel, aber indem sie es suchten, haben sie statt dessen immer nur das Unglück gefunden; die Freiheit ist ihre Begeisterung, aber indem sie auf hundert Schlachtfeldern für dieselbe ihr Blut verspritzten, ziehen die Bande der Knechtschaft sich immer enger und enger um ihre Grenzen.

Aber wir werden sie sprengen, sagte Maria Theresia, wir werden Polen frei machen, während wir die schöne Gräfin Wielopolska in Fesseln legen. Doch Fesseln sollen es sein, welche das Weib erst frei machen, denn die Liebe allein macht frei! Will Ihr schon einen Mann aussuchen, der Ihr wohlgefallen und den Sie lieben soll!

Ew. Majestät mögen vergeben, daß ich zu widersprechen wage, sagte die Gräfin ernst und kalt. Ich habe ein feierliches Gelübde gethan, und ich habe es beschworen auf dem Grabe meiner Mutter: so lange ich Polen nützlich sein kann, werde ich für mein Vaterland leben; wenn es in seinem Unglück seiner Söhne und Töchter nicht mehr bedarf, werde ich sterben; wenn es sich erlöst und glücklich wird, werde ich

in ein Kloster gehen, um mit jedem Athem und jedem Gedanken meines Lebens Gott zu preisen für Polens Glück. Ew. Majestät sehen also wohl, daß ich keinen Bräutigam mehr annehmen darf. Ich bin schon eine Braut! Eine Braut des Todes, oder des Himmels!

Eine Braut des Himmels! rief die Kaiserin. Es ziemt mir nit, von so heiligen Gelübden Sie abwendig zu machen, und Sie tadeln zu wollen! Gehe Sie also hin und erfülle Sie ihr Gelübde, wir werden schon dafür sorgen, daß Sie es eines Tages thun kann!

Sie nickte der Gräfin freundlich zu und entließ sie, indem sie ihr gnädig ihre Hand zum Kusse darreichte. Die Gräfin drückte ihre glühenden Lippen auf diese Hand und verabschiedete sich. Aber indem sie sich tief und demüthig zur Erde neigte, war doch etwas Hoheitsvolles und Ehrfurchtgebietendes in ihrer ganzen Erscheinung, und als sie dann mit hochgehobenem Haupt, mit ernster Würde langsam der Thür zuschritt, hätte man meinen sollen, eine Königin zu sehen, welche so eben Audienzen ertheilt habe.

An der Thür angelangt wandte sie sich noch einmal, um sich mit einer letzten ceremoniellen Verbeugung zu verabschieden, aber wie eben ihre stolze majestätische Gestalt sich senkte, öffnete sich hinter ihr die Thür.

Se. Durchlaucht, der Fürst Kaunitz! rief der Kammerhusar, und sofort, und während die Gräfin sich noch nicht aus ihrer tiefen Verbeugung aufgerichtet hatte, erschien hinter ihr die lange und hagere Gestalt des Fürsten Kaunitz auf der Schwelle.

Darf ich eintreten, Majestät? fragte der Fürst mit seiner kalten Ruhe.

Der Fürst weiß wohl, daß Er allzeit freien Zutritt bei mir hat, sagte die Kaiserin ihm lebhaft zuwinkend.

Kaunitz neigte ziemlich nachlässig sein Haupt, und indem er im Vorübergehen seine kalten Augen auf die Gräfin heftete, welche so eben durch die Thür schritt, flog einen kurzen Moment ein kaltes, höhnisches Lächeln durch seine Züge. Alsdann schritt er rascher vorwärts zu der Kaiserin hin, welche sich eben auf ihrem Fauteuil niedergelassen hatte.

II.

Marie Antoinette und die Etiquette.

Briefe aus Frankreich, Majestät, sagte Kaunitz, indem er der Kaiserin einige Briefe darreichte. Maria Theresia nahm sie hastig entgegen und ihr Antlitz strahlte vor Freude, als sie auf der Adresse die Handschrift ihrer Tochter erkannte.

Die Dauphine ist also gesund und wohlauf, sagte sie. Schauen mich doch die zierlichen Buchstaben ihrer Handschrift da so lustig und lieblich an, als wär's der Antoinette eigenes liebes Gesicht, das ich da vor mir sehe! Ah, es ist recht einsam und still um mich her geworden, seit die Antoinette auch mich verlassen hat; es geht Alles von hinnen und verläßt uns im Leben! Der da allein hält getreulich bei mir aus, und sein schönes Antlitz wendet sich nimmer von mir.

Sie deutete mit einem lebhaften Kopfnicken hinüber nach dem Bilde des Kaisers, und wandte dann den Blick wieder auf den Brief hin, den sie noch immer in der Hand hielt.

Gute Nachrichten, nit wahr? fragte sie.

Gute Nachrichten, Majestät, sagte Kaunitz, die Dauphine wird von ganz Frankreich geliebt und angebetet. Man erzählt sich von ihr tausend allerliebste Bonmots, man feiert sie in Sinngedichten, Oden und Madrigals, man sieht ihr Bild an allen Läden und in allen Privatwohnungen. Wenn sie in offener Kalesche durch die Straßen fährt, bleibt das Volk stehen und jauchzt ihr entgegen; wenn sie im Theater erscheint, sieht das Publikum nicht mehr auf die Schauspieler, sondern auf die Dauphine, und statt den Primadonnen zu applaudiren, gehen sie in ihrem Enthusiasmus so weit, der Dauphine zu applaudiren. Noch heute, nach einem halben Jahr, ist das Wort wahr, welches der Herzog von Brissac an dem Tage sagte, als die Dauphine ihren Einzug in Paris hielt, und mehr als hunderttausend Menschen, Kopf an Kopf gedrängt, ihr entgegen jauchzten. „Madame, da sind hunderttausend Liebhaber ihrer Person, und doch wird der Dauphin nicht auf sie eifersüchtig sein!"*) — Ach der gute Herzog, er wußte damals noch

*) Mémoires de Madame de Campan. Vol. I. p. 60.

nicht, wie sehr er die Wahrheit sprach, und wie wenig der Dauphin überhaupt geneigt ist, eifersüchtig zu sein.

Was will Er damit sagen? fragte die Kaiserin hastig. Red' Er schnell! Ich seh's an Seinem Gesicht, daß Er was zu sagen hat, und daß nit Alles in Ordnung ist!

Ich wollte damit sagen, daß der Dauphin auf Niemand eifersüchtig ist, und das aus dem Grunde, weil er von dem ganzen französischen Volk der Einzige ist, welcher nicht in die Dauphine verliebt ist!

Die Kaiserin stieß einen Schrei aus, und eine Purpurgluth überflog ihr Antlitz. Es ist eine schwere Anklage, welche Er da gegen den Dauphin zu richten wagt, rief sie heftig.

Aber sie ist leider wahr, sagte Kaunitz gelassen.

Die Dauphine hat mir nichts davon geschrieben, sagte die Kaiserin, lebhaft den Kopf schüttelnd. Nicht die leiseste Klage ist in ihren Briefen.

Vielleicht ahnte die Dauphine in ihrem reinen jungfräulichen Mädchenherzen gar nicht einmal, wie sehr sie Grund zur Klage hat, sagte Kaunitz leicht hin.

Die Kaiserin warf auf ihn einen flammenden Zornesblick. Weiß Er, daß Seine Worte beleidigend sind für die Dauphine? fragte sie streng. Er wagt es zu behaupten, daß der Dauphin unempfindlich ist gegen die Reize seiner jungen und schönen Gemahlin?

Ich wagte das zu behaupten, und Ew. Majestät weiß wohl, daß ich mich allezeit gehütet habe, die Unwahrheit zu sagen! Das französische Volk ist unglücklicher Weise mehr verliebt in die Dauphine als ihr Gemahl, und ich glaube nicht, daß sich jetzt noch am Hofe Ludwigs XV. irgend ein Anwalt findet, der bei dem Enkel des Königs die Sache der Dauphine vertritt. Sie steht ganz allein, seit die intriguirende, cabalirende und schamlose Partei der Dubary uber den edlen Herzog von Choiseul gesiegt hat. Der Herzog von Aiguillon ist ein Anti-Oesterreicher, und Ew. Majestät wissen wohl, wie sehr auch der Vater des Dauphins das war.

Warum sagt Er mir das Alles? fragte die Kaiserin hastig. Warum will Er mein Herz beängstigen? Kenn' Ihn gar gut, Herr Fürst, weiß, daß Er nichts sagt und thut ohne Zweck! Sag' Er also, was soll's mit all' Seinen Worten?

Ew. Majestät haben, glaube ich, den Brief der Dauphine, den ich die Ehre hatte, zu überreichen, noch nicht gelesen? fragte Kaunitz.

Maria Theresia nahm, ohne ein Wort zu erwidern, hastig den Brief wieder von dem Guéridon, der neben ihrem Fauteuil stand, und schlug das Papier auseinander, um es eilenden Blickes zu lesen.

Er hat Recht, sagte sie dann seufzend, die Dauphine, welche bisher immer glücklich und zufrieden geschrieben, klagt heute zum erstenmale über Verlassenheit und Einsamkeit. „Seit der Herzog von Choiseul den Hof verlassen hat," schreibt sie, „bin ich ganz allein, habe ich nicht Einen Freund mehr!" Er hat Recht, Er hat Recht! Die Dauphine ist in Gefahr, in großer Gefahr. Was sehe ich da, fuhr sie fort, indem sie den Brief weiter las, man hat sie von dem Dauphin trennen wollen, man hat durch eine Intrigue der Dauphine in Fontainebleau eine von den Gemächern des Dauphins weit entfernte Wohnung anweisen wollen?

Ja, sagte der Fürst, die anti-österreichische Partei, welche jetzt in Frankreich herrscht, hegt den verwegenen Wunsch, eine Scheidung des Dauphins von seiner Gemahlin herbeizuführen. Sie sehen, daß er sie nicht liebt, sie wollen diese Gleichgültigkeit in Abneigung verwandeln. Diese Partei hatte es durch Bestechung dahin gebracht, daß die Inspektoren der Königlichen Bauten erklärten, die für den Dauphin bestimmten Gemächer in Fontainebleau könnten nicht mehr fertig werden, und also hatten sie dem Dauphin auf dem andern Flügel des Schlosses eine Wohnung angewiesen. Aber die Dauphine durchschaute ihre Intrigue, sie beschwerte sich beim König, und da dieser sich für sie verwendete, waren die Gemächer des Dauphins in acht Tagen vollendet.*)

Das war muthig und recht gehandelt! rief die Kaiserin freudig aus.

Ja, sagte Kaunitz, es war muthig, wie Ew. Majestät sagen, denn die Dauphine hat damit die Zahl ihrer Feinde bedeutend vermehrt! Sie hat, statt zuerst mit Aiguillon zu sprechen, sich unmittelbar an den König gewandt, und das verzeiht ihr der Herzog niemals. Es war gegen die Etiquette, und als die Oberhofmeisterin von Noailles der Dauphine deshalb Vorwürfe machte, hat sie ihr mit Strenge

*) Mémoires de Madame de Campan.

geantwortet: in ihren Familien-Angelegenheiten würde sie niemals die Etiquette um Rath fragen! — Seitdem ist Frau von Noailles auch ihre Feindin!

Auch ihre Feindin? wiederholte die Kaiserin schmerzlich. Sie hat deren also noch mehr?

Frau von Marsan, die Gouvernante der Schwester des Dauphins, wird es der Dauphine niemals vergeben, daß sie es gewagt hat, sich in die Erziehung der Prinzessinnen einmischen zu wollen, indem sie vorschlug, daß Madame Adelaide Theil nehmen solle an ihrem Gesangs-Unterricht und an den Tanzstunden, welche die Dauphine bei Gardel nimmt.

Aber die Prinzessinnen-Töchter des Königs werden meine arme Marie Antoinette lieben und beschützen, davon bin ich überzeugt! rief die Kaiserin fast ängstlich. Sie haben ihr alle Dreie ihre Freundschaft und ihren Schutz zugesagt, sie werden sich meiner armen verlassenen Tochter jetzt annehmen und mit ihr Front machen gegen die Partei dieses schamlosen und ehrvergessenen Weibes, welches jetzt über den König von Frankreich herrscht!

Fürst Kaunitz zuckte die Achseln. Madame Adelaide, die älteste der Prinzessinnen, sagte er, hatte, bis zur Ankunft der Dauphine, nach dem König den ersten Rang bei Hofe. Bei ihr fand jeden Abend die Spielpartie des Königs statt; jetzt hat die Dauphine den Vortritt vor ihr, und das königliche Spiel ist auch in die Gemächer der Dauphine verlegt. Madame Adelaide hat das bitter empfunden, und statt Abends zur Dauphine zu gehen, hat sie in ihren eigenen Appartements eine Spielpartie arrangirt, wohin sich alle Diejenigen begeben, welche gleich Madame Adelaide anti-österreichisch sind, ohne doch mit der Dubarry gemeinschaftliche Sache zu machen. Das ist die zweite Parthei, die gegen die Dauphine wirkt! — Madame Sophie mag wohl in ihrer Klosterzelle für die Dauphine beten, aber sie verhält sich sonst passiv. Madame Victoire ist die einzige, welche ein wahres und herzliches Interesse für die Dauphine hegt, aber sie ist zu kränklich, um ihre Appartements oft verlassen zu können, sie hat daher in ihren Gemächern zuweilen kleine Festins veranstaltet, denen ihre Dame d'Honneur, die Marquise Durfourt, präsidirte und welche der Dauphine sehr wohl gefielen. Aber Frau von

Noailles hat sich dagegen opponirt, und Dank der Etiquette haben diese Réunions aufhören müssen!

Die Kaiserin war aufgestanden und ging mit lebhaften Schritten auf und ab. So jung, so schön, murmelte sie, und doch von ihrem Gemahl verschmäht. Die Tochter der Cäsaren im Kampf mit einer verächtlichen Maitresse und elenden Hofparteien. Und ich, die Kaiserin, ich, ihre Mutter, ich vermag ihr nicht zu helfen!

Doch, Majestät, sagte Kaunitz, Sie vermögen ihr zu helfen! Nicht mit einer Armee und nicht mit Waffen ist der Dauphine zu helfen, sondern nur mit gutem Rath, und wer kann ihr den wirksamer ertheilen, als Ew. Majestät!

Soll ich ihr rathen, den Kampf gegen diesen sittenlosen, entarteten Hof aufzugeben? fragte die Kaiserin zürnend. Soll ich ihr vorschlagen, an den petits soupers des Königs Theil zu nehmen und die Dubarry zu ihrer Freundin zu machen? Nein, Herr Fürst, nein! Möge meine Tochter lieber unglücklich sein, als sich erniedrigen, und jemals ihrer Würde vergessen!

Auch würde ich es nicht wagen, der Dauphine solchen Vorschlag zu machen, sagte der Fürst gelassen. Man kann für die Dubarry nicht thun, was man für die Pompadour thun konnte. Jene war mindestens eine geistreiche Frau, diese ist nur eine schöne! Möge die Dauphine sich von ihr fern halten, wie es ihrer Tugend und ihrer Würde Bedürfniß ist. Aber möge sie eine andere viel wichtigere Dame, welche die schamlose Gräfin verjagt hat, aus Klugheit neben sich dulden!

Von welcher Dame spricht Er?

Von der Dame Etiquette, Majestät! Es ist freilich eine sehr lästige, anspruchsvolle Dame, sie mischt sich in Frankreich in Alles, was am Hofe geschieht, sie erlaubt der königlichen Familie weder zu Bett zu gehen, noch aufzustehen, weder zu essen, wenn sie gesund, noch zu mediciniren, wenn sie krank ist, ohne ihre Gegenwart. Sie bestimmt die Kleidung, das Amusement, die Langeweile, die Gesellschaft und das Alleinsein der königlichen Personen. Das Alles ist sehr lästig, aber es ist eine Last, welcher man eine Krone als Unterlage gegeben hat, um sie erträglich zu machen.

Es ist die Sache der Oberhofmeisterin von Noailles, für die Etiquette zu sorgen, rief die Kaiserin ungestüm.

Aber es ist die Sache der Frau Dauphine, dem nachzukommen, was Frau von Noailles im Namen der Etiquette fordert.

Die Dauphine wird sich dessen nicht weigern, denn es wäre unbesonnen!

Majestät, man ist nicht immer besonnen, wenn man funfzehn Jahre alt ist und hunderttausend Liebhaber seiner Person hat! Die Frau Dauphine findet die sich täglich erneuernden ernsten Ermahnungen der Frau von Noailles sehr unbequem, darin hat sie Recht. Sie widersetzt sich ihnen, und verspottet die Oberhofmeisterin, darin hat sie Unrecht. In einer Aufwallung ihres Mißmuthes hat die Dauphine der Frau von Noailles den Beinamen Madame Etiquette gegeben, und da eine zukünftige Königin nichts sagt, was nicht zwanzig Schmeichler ihr nachsagen, so heißt Frau von Noailles jetzt am französischen Hofe überall: „Madame Etiquette.“ Die Dauphine nennt sie niemals anders. Vor einigen Tagen hatte die Dauphine in den Gärten von Versailles eine kleine Lustpartie veranstaltet, man ritt auf Eseln.

Auf Eseln! rief die Kaiserin entsetzt. Die Dauphine auch?

Ja, die Dauphine auch, aber nicht lange. Der Esel der Dauphine wußte sein Glück nicht zu schätzen, er warf seine kühne Reiterin ab.

Oh, und die Antoinette fiel?

Sie fiel, Majestät, und zwar auf eine nicht ganz discrete Weise. Der Graf von Artois wollte sie aufrichten, aber die Frau Dauphine wehrte ihn zurück, indem sie mit schalkhaftem Ernst sagte: „Nicht so! Eilen Sie erst, Madame Etiquette zu holen, sie wird Ihnen sagen, welches Ceremoniell nöthig ist, um eine Dauphine aufzuheben, welche von ihrem Esel gefallen ist.“ — Der ganze Hof lachte; am andern Tage lachte ganz Paris mit ihm über dieses allerliebste Bonmot der Dauphine, und nur die Frau von Noailles hat die Gelbsucht vor Aerger bekommen.

Die Kaiserin lachte nicht. Sie ging gesenkten Hauptes, in tiefe Gedanken verloren, einige Male auf und ab. Er hat Recht, sagte sie dann, vor Kaunitz stehen bleibend. Ich werde die Antoinette warnen, ich werde sie beschwören vorsichtig und klug zu sein, und den Uebermuth ihrer Jugend zu zügeln. Oh, mein Herz zieht sich in unerklärbaren Aengsten zusammen, wenn ich mir mein Kind denke, verlassen und

einsam an einem lasterhaften Hofe, umringt von Feinden und Schmeichlern, verschmäht von ihrem Gemahl, und selber noch so jung, so unerfahren, so gläubigen Herzens! Mein Gott, warum habe ich sie von mir gelassen, warum bin ich den prophetischen Stimmen nicht gefolgt, welche mich warnen wollten, da es noch Zeit war!

Weil Ew. Majestät groß genug dachten, nicht sogenannten Propheten zu glauben, sondern auf die Vorsehung allein zu bauen, weil Ew. Majestät, eingedenk Ihres hohen Berufes, Ihr eigen Herz besiegten und der Politik gaben, was der Politik gehört, die Hand der Erzherzogin, die berufen war neue Bande zu knüpfen, Bande, die, so Gott will, und wir selber wollen, uns Allen zum Segen gereichen!

Gott wolle es! seufzte die Kaiserin. Ich werde thun, was ich vermag. Ich werde ihr noch heute schreiben, sie warnen, sie zur Besonnenheit ermahnen!

Es ist eine sehr schwere Tugend besonnen zu sein, sagte Kaunitz gedankenvoll. Man muß viel erlebt und viel erlitten haben, um endlich besonnen zu werden! Und auch dann noch läßt man zuweilen sich noch von seinem Herzen hinreißen. Ist es uns selber nicht noch ganz kürzlich so ergangen? Haben wir nicht in der edlen Gutmüthigkeit, welche Ew. Majestät erhabenem Sinn so viel Ehre macht, uns so weit hinreißen lassen, diesen ruhelosen, händelsuchenden Polen Versprechungen zu machen?

Versprechungen, welche wir indeß auch halten werden, rief die Kaiserin heftig.

Majestät, man hält seine Versprechungen nur wenn man es kann!

Man giebt keine Versprechungen ehe man weiß, daß man sie erfüllen kann. Dann aber erfordert es die Ehre, daß man ihnen treu bleibt! Wir haben diesem unglücklichen Polenlande unsere Hülfe zugesagt, wir haben den Conföderirten, den treuen und muthvollen Kämpfern des Glaubens und der Religion, unsern Schutz und unsern Beistand versprochen, und Gott verhüte, daß wir Denen, welche auf uns hoffen, unser Wort nicht erfüllen sollten!

Kaunitz verneigte sich. Alsdann mögen Ew. Majestät die Gnade haben, dem Kaiser zu befehlen, daß er die Armee auf den Kriegsfuß bringe, die Magazine fülle und Alles zu einem langen Kriege bereit halte.

Zu einem Kriege mit wem? rief die Kaiserin erschrocken.

Zu einem Kriege mit Rußland, mit Preußen, mit Schweden, was weiß ich, zu einem Kriege mit ganz Europa vielleicht! Oder meinen Ew. Majestät etwa, daß das monarchische Europa es schweigend mit ansehen werde, wie sich in seiner Mitte plötzlich eine Republik erhebt inmitten von Monarchien, das ist ein ansteckendes Krebsgeschwür, das immer weiter um sich frißt, und endlich alle Monarchien in sich aufzehren wird!

Aber wo ist denn die Republik, von welcher Er da redet? fragte die Kaiserin ungeduldig.

III.

Ein Sieg der Diplomatie.

Ich rede von Polen, sagte Kaunitz mit seiner eisernen Ruhe. Von diesen kühnen waghalsigen Conföderirten, welche, von den Versprechungen und Freundschaftsversicherungen Oesterreichs übermüthig gemacht, vermeinten, Alles wagen und ihre Raufereien zu einem Principienkampfe für alle schwärmerischen und exaltirten Köpfe in Europa machen zu können. Diese Herren Conföderirten haben es für gut befunden, den König Stanislaus Augustus seiner Krone für verlustig und den Thron für erledigt zu erklären. Sie haben diese Erklärung sogar zu Papier gebracht und mit den Unterschriften aller ihrer Häupter und Anführer versehen, dann aber dieses Papier vermöge einer angewandten List dem König in seinem eigenen Palaste zu Warschau in die Hände gelegt. Sie haben diese Erklärung in tausend und aber tausend Abschriften durch das ganze Land gestreut, und jetzt handelt es sich in Polen nicht mehr darum, ob man den Conföderirten gleiche Rechte bewillige, sondern ob man eine Monarchie oder eine Republik will!

Wenn dem so ist, dann sind sie verloren, dann giebt es für die Conföderirten keine Hülfe mehr! rief die Kaiserin. Dann können auch wir ihnen nicht mehr beistehen. Ich habe versprochen, ihnen zu helfen gegen die Feinde, welche von Außen sie bedrängen, aber ich kann ihnen nicht helfen gegen die Feinde in ihrem eigenen Innern!

Es würde wenigstes ein gefährliches Beispiel sein, wenn Oester-

reich Diejenigen, welche ihren König seiner Krone berauben, vertheidigen, und auf diese Weise solche Maximen heiligen wollte! Was mich anbetrifft, so widerstreitet es meinen politischen Grundsätzen, mit solchen Republikanern von frischem Machwerk zu verkehren, und denen beizustehen, welche in frevelndem Uebermuthe die Krone von dem Haupte ihres Königs reißen wollen!

Der Fürst hat Recht, nimmer dürfen wir Andern ein solches Beispiel geben! Haben wir bis jetzt frei und offen den Conföderirten unsere Sympathieen gezeigt, so ist es jetzt Zeit ihnen unsere Mißbilligung zu beweisen, und uns als Feinde ihrer republikanischen Gelüste zu erklären!

Wenn wir das thäten, würde ein Krieg mit Frankreich die unvermeidliche Folge sein! Frankreich hat den Conföderirten Hülfe und Schutz zugesagt, es hat den Obristen Dumouriez mit Soldaten, Waffen und Geld den Polen zur Unterstützung hingesandt, es glüht vor Begierde, in diesen Kampf zwischen Rußland und der Türkei sich handelnd einzumischen, es wartet nur auf uns, seinen Bundesgenossen, um sich an die Seite Polens zu stellen, und Front zu machen gegen Rußland. Es wird Front machen gegen uns, wenn wir jetzt auf einmal, nach so vielen Versprechungen, uns declariren gegen diese aufrührerischen Polen.

Aber was können wir denn thun, um einen Krieg zu vermeiden? rief die Kaiserin angstvoll. Ach, Er sieht wohl, Herr Fürst, die Tage meiner Jugend und meines Muthes sind vorbei! Ich schaudre jetzt, wenn ich bedenke, wie viel Blut während meiner Regierung geflossen ist, und nur die äußerste Nothwendigkeit könnte mich noch dazu bringen, Ursache zu sein, daß noch Ein Tropfen vergossen wird!*) Sage Er also, was das Weiseste ist zu thun, um den Krieg zu vermeiden!

Das Weiseste ist: nichts zu thun! sagte Kaunitz ruhig. Schauen wir den Dingen zu, beobachten wir, warten wir ab, und verhüllen wir nach beiden Seiten unsere Gesinnungen. Halten wir Frankreich hin, indem wir es an unsere Sympathieen für Polen glauben lassen, beruhigen wir Rußland und Preußen, indem wir Polen keine Hülfe zuwenden, sondern uns ganz ruhig und neutral verhalten!

---

*) Maria Theresia's eigene Worte. F. v. Raumer: Beiträge zur neueren Geschichte. Th. IV. S. 419.

Aber während wir zuschauen und warten, rief die Kaiserin schmerzlich, wird Rußland dieses arme Polen, das bisher so tapfer und muthvoll gekämpft hat, unter seine Füße treten, und es zu einer blutigen Leiche machen! Es ist wahr, die Polen sind vielleicht zu weit gegangen in ihrem Wollen und Beginnen, aber bedenk' der Fürst nur, daß es unglückliche, in ihren heiligsten Rechten gekränkte Menschen sind, daß sie jetzt flüchtig und obdachlos umher irren, kein Asyl, keine Macht, und selbst keine Nahrung mehr haben, daß sie nur noch die Hülfsmittel der Verzweiflung haben, und daß auch diese Hülfsmittel geschwächt werden durch ihre eigene Uneinigkeit! Mich erbarmt's, wenn ich d'ran denk', daß auch wir von dem armen Polenland unsere Hand abwenden wollen, damit es eine Beute werde dieser Frau, welcher kein Mittel zu grausam ist, wenn es ihr zu ihren Zwecken verhilft. Hat sich nit gescheut, das Blut ihres eigenen Gemahls zu vergießen, um seine Krone auf ihr Haupt zu setzen, wird sich auch nit scheuen das Herzblut Polens zu vergießen, um dereinst auch diese Krone sich anzueignen!

Sie wird's nicht thun, wenn wir es nicht dulden werden! sagte Kaunitz, langsam sein Haupt wiegend. So lange wir mit Rußland im Frieden sind, wird sie es nicht wagen, unsere offene Feindschaft hervorzurufen, denn mit uns würde auch Frankreich aufstehen, und selbst Preußen würde sich offen widersetzen, wenn Rußland vermessen genug wäre, Polen *für sich allein* zu nehmen!

Aber der König von Preußen, welcher so gern nehmen mag, was ihm nicht gehört, würde freudig bereit sein, mit Rußland zu theilen.

Das wird Oesterreich nicht dulden können! Dann erst, wenn dieser Fall wirklich eintritt, würden wir uns entschließen müssen, Rußland und Preußen den Krieg zu erklären, oder —

Oder? fragte die Kaiserin athemlos, als Kaunitz inne hielt.

Oder, sagte Kaunitz, indem er seine Augen mit einem kalten, festen Blick auf das Antlitz der Kaiserin heftete, oder mit Rußland und Preußen zu theilen.

Was zu theilen?

Den Zankapfel zu theilen, welcher Europa beunruhigt! Die Anarchie ist ein Ungeheuer mit drei Köpfen; wenn man es besiegen will, muß man ihm zuerst diese drei Köpfe abschlagen. In Polen herrscht jetzt

offene Anarchie, und ich denke, die drei Mächte wären wohl stark genug, das polnische Ungeheuer zu bezwingen, indem Jeder ihm einen Kopf abschlüge, und ihn als warnende Trophäe auf seine ein wenig vorgerückten Grenzpfähle setzte!

Das sieht aus, als ob Er Recht hätte, und doch ist Er im Unrecht, sagte die Kaiserin sinnend. 'S ist ein gar schlimmes und gefährliches Ding, einen guten Zweck mit bösen Mitteln erreichen wollen! Und böse ist das Mittel, welches Er da genannt hat, denn nimmer wird ein' Sach' dadurch gut, daß man sich den Anschein giebt, als hab' man mit dem Bösen das Gute gewollt. Wenn das unglückliche Polen untergehen muß, so mög's untergehen mit Gottes Willen und durch seine eigene Schuld, aber nimmer soll's gesagt werden, daß Oesterreich aus dem Unglück Anderer Vortheil gezogen habe. 'S wär grad so, als ob man dem Verzweifelnden, der sich in den Abgrund stürzen will, nachrennt, nit um ihn zu retten, aber um seinen Mantel zu ergreifen, damit der nit auch hinabsinke, sondern man sich selbst eine Jacke daraus machen könnt! Will auch nichts gemein haben mit der Kaiserin von Rußland, und glaub' nimmer an die Freundschaft des Königs von Preußen. Mag nit gemeinschaftliche Sach' machen mit Denen, welche so lange meine Feinde gewesen!

Frankreich war drei Jahrhunderte lang Oesterreichs Feind, und wir haben uns doch mit ihm verbündet!

Aber das Bündniß wird bald zu Ende gehen, wenn wir den Weg betreten, den der Fürst da vorschlägt. Frankreich wird nicht so ruhig zuschauen, wie der Fürst vermeint. Es wird den Nothschrei Polens hören, und es wird ihm zu Hülfe eilen!

Nein, Majestät, Frankreich wird warten, zusehen, was wir thun, es wird warten und warten, bis es zu spät ist, und es einsehen muß, daß selbst die Waffen ein fait accompli nicht mehr umstoßen können. Deshalb wiederhole ich: das einzige Mittel, um einen allgemeinen Krieg zu vermeiden, und den Brand, welcher in Polen wüthet, innerhalb seiner Grenzen zu ersticken, ist: daß wir in vollkommener Neutralität zuschauen, und nicht für, nicht gegen Polen Partei ergreifen!

Ein Krieg muß vermieden werden, rief die Kaiserin heftig. Mein armes Volk soll nicht schon wieder zu neuem Jammer und Herzeleid ver-

dammt werden! Es soll Ruhe haben sich zu erholen von Allem, was es gelitten hat, und seine Wunde auszuheilen. Meinem Volk den Frieden zu erhalten, das muß und soll meine heiligste und größte Aufgabe sein! Ich werde Alles thun, was in meinen Kräften steht, um diese Aufgabe zu erfüllen, Alles was sich mit meiner Ehre und meinem Gewissen verträgt!

Ach, Majestät, die Politik darf kein Gewissen, sondern nur Egoismus haben, und was dieser befiehlt, das muß sie thun!

Er sieht's also ein, daß es eine gewissenlose Politik ist, welche Er mir da vorschlägt?

Nein, Majestät, nur eine nützliche! Der eigene Nutzen muß immer in der Politik entscheiden; ein guter Politiker ist niemals ein Kosmopolit. Er sorgt nur für sich selber, und läßt Andere auch für sich selber sorgen! Mag Polen untergehen, denn es vergeht und stirbt nur das Volk, welches sich ausgelebt hat, und nur wer keine Kraft zum Widerstand hat, wird besiegt! Mag also Polen untergehen, wenn es reif ist zum Fall; wir dürfen es nicht halten und nicht stützen, wir müssen an uns selber denken, und den Frieden, das Glück und die Größe Oesterreichs haben wir allein zu bedenken. Der Friede aber kann nur erhalten werden, indem wir neutral bleiben, den Polen keinen Vorschub leisten, aber auch den russischen Eroberungsplänen nicht beistimmen, und vor allen Dingen unsere Gesinnungen auch gegen unsere französischen Bundesgenossen in das tiefste Geheimniß hüllen.

Aber wenn Frankreich nun eine Erklärung von uns fordert?

So erklären wir uns, Majestät, das heißt, wir machen Worte! Mein Gott, Worte sind ein gefälliger Schleier, um damit seine Gedanken zu verhüllen!

Nun, so mag's sein, sagte die Kaiserin seufzend. Seh' wohl, daß eine finstere Wolke da über uns heraufsteigt, weiß auch, daß Er geschickt genug sein wird, die Sach' so einzurichten, daß der Hagelsturm und die Blitze, die in der Wolke stecken, nit unser eigenes, sondern nur unsers Nachbars Feld zerschmettern werden. Aber es ist mir doch bang und weh' um's Herz, und mag's kaum wagen Seinen Plänen nachzusinnen und mir selber das klar zu machen, was Er für die Zukunft des unglücklichen Polens beabsichtigt. Weiß nur, daß ich Frieden haben will und muß mit der ganzen Welt, und daß meine Unterthanen von mir

fordern können, kein Mittel zu scheuen, um ihnen diesen Frieden zu erhalten! Geh Er also, Herr Fürst, und verlasse Er sich darauf, daß ich Ihm Wort halten, und gegen Niemand verrathen werd', was wir heut hier verhandelt haben! Es bleibt ein Geheimniß zwischen Mir und Ihm!

Sie nickte ihm freundlich einen Abschiedsgruß zu, den der Fürst mit einer wenig ceremoniellen Verbeugung erwiederte, indem er alsdann das Gemach verließ.

Die Kaiserin blieb allein. Sie ging langsam, mit hochgehobenem Haupt, auf und ab, und ihr lebhaftes und ausdrucksvolles Gesicht verrieth die tiefe Sorge der Unruhe, welche in dieser Stunde ihre Seele erfüllte.

Schau klar in die Zukunft, und weiß was sie wollen, murmelte sie leise vor sich hin. Der Joseph dürstet nach Thaten und Eroberungen und der Kaunitz möcht' ihm gar gerne gefällig sein. Sie werden nit zuschauen wollen, wie Rußland und Preußen allein von dem unglücklichen Polen Vortheil ziehen; wollen auch ihren Antheil an der Beute haben! Und sie werden mich überreden, daß es so recht ist und gut, und daß ich's meinem Oesterreich schuldig bin, Alles zu seinem Vortheil zu thun, und gar nit zu hören auf mein Gewissen und meine Herzensangst. Und doch ist's heimtückisch und schlecht, einen Unglücklichen, welcher sich nicht mehr wehren kann, zu berauben und Vortheil zu ziehen von seiner Schwäche. Doch ich seh's schon, ich werd's thun müssen, um Frieden zu haben in meinem Hause und mit der Welt! Aber es geht ein Schauder durch meine Seele, denn es ist ein sündhaft Werk, das wir da vorhaben, und mir ist bang und beklommen dabei zu Sinn! Will meinem Herzen Erleichterung schaffen, will mich mit Gott besprechen!

Sie klingelte heftig, und als der Kammerhusar herbeieilte, befahl sie mit lebhaftem Ton: der Beichtvater soll zu mir kommen, und das sogleich!

IV.

Der Kaiser und der Feldmarschall Lacy.

Kaiser Joseph ging mit heftigen Schritten in seinem Arbeitskabinet auf und ab, seine Stirn war in finstere Falten gelegt, und zornige Blitze waren in seinen großen Augen. Wenn er an dem Feldmarschall Lacy

vorüberkam, welcher da in steifer militärischer Haltung an der Thür stand, schienen diese Blitze der kaiserlichen Augen ihn zerschmettern zu wollen, und seine Lippen murmelten einzelne Ausrufe des Zorns. Aber Lacy achtete gar nicht darauf, sein Antlitz blieb entschlossen und ruhig, und ein trotziger Ernst sprach aus allen seinen Zügen.

Der Kaiser mochte fühlen, daß alle seine Versuche, diese Entschlossenheit zu beugen, vergeblich waren, und daß sein Zorn nichts mehr vermöge über den harten Mann. Er blieb auf einmal vor dem Grafen stehen, und sah ihm lange, und jetzt mit einem Ausdruck von Schmerz und Liebe, in das eisernfeste Angesicht.

Sie sind also ganz fest entschlossen, Herr Feldmarschall, Sie wollen mich verlassen? fragte der Kaiser.

Ich muß Ew. Majestät verlassen, sagte Lacy ernst. Ich bedarf der Ruhe, der Erholung; die vielen Feldzüge und Strapatzen haben meine Kräfte erschöpft und ich fühle es, daß ich alt bin und der Ruhe bedarf.

Es ist noch kein Monat her, als Sie mir sagten, daß Sie noch gar nichts von den Beschwerden des Alters kennten; auch seien Sie noch zu jung dazu! Kaum sechszig Jahr!

Sire, als ich das sagte, bewies ich eben, daß ich alt bin, denn es ist dem Alter eigen zu prahlen und sich seiner Jugendkraft zu verrühmen. Ich bedarf wirklich gar sehr der Ruhe, und deshalb noch einmal: ich bitte Ew. Majestät, mich in Gnaden aus Ihren Diensten zu entlassen!

Und wer soll zu Ende führen, was Sie begonnen haben, Herr Feldmarschall, wer soll fortan für die Armee sorgen, die Verbesserungen ausführen, welche Sie angefangen, die Finanzpläne in's Werk setzen, die Sie entworfen, die Magazine füllen, die Sie erbaut haben? Mein Gott, wir haben da die großen Magazine gebaut für die Uniformirung, die ungeheuren Paläste für die Fourage. Aber alle diese Gebäude sind leer! Sie wollten sie mit mir füllen. Sie haben noch gestern die Schneider berufen lassen, um ihnen den neuen Schnitt zu einem Waffenrock für die Infanterie, den Sie gezeichnet und erfunden, zu erklären. Sie wollten heute den Schustern das Modell zu den neuen Sommerschuhen für die Soldaten geben. Und haben Sie mir nicht erst vor einigen Tagen Ihre Pläne vorgelegt zu den großen Manoeuvres, die wir im Sommer in Böhmen halten wollen? Sie sehen also, vor

einigen Tagen dachten Sie nicht daran, Ihr Alter zu fühlen und der Ruhe zu bedürfen!

Aber heute denke ich daran, sagte Graf Lacy fast rauh, und ich bitte Ew. Majestät, mir meinen Abschied zu geben.

Und Sie gestehen wenigstens zu, daß Ihre Altersschwäche nur ein Vorwand ist?

Ich bitte um meinen Abschied, Sire, weil ich das Bedürfniß fühle, mich aus der geräuschvollen Welt des Hoflebens zurückzuziehen und ein wenig mir selber zu leben. Ich gedenke nach Italien zu gehen, und dort in einem stillen und einsamen Thal mein Leben zu beschließen.

So seid Ihr! rief der Kaiser. Egoisten, kalte, herzlose Egoisten! Immer nur an Euch selber denkend, schmeichelt Ihr uns armen Fürsten, so lange es Euch gefällt, mit den Schwüren Eurer Liebe und Freundschaft, macht es Euch Spaß, unter den Falten unseres Königsmantels das Herz heraus zu spüren, und wenn Ihr gefunden habt, daß es ein menschlich warmes Herz ist, welches zucken kann vor Schmerz und zittern in Freude, wenn Ihr Eure Neugierde befriedigt uud gesehen habt, daß der beneidete, anscheinend so angebetete und glückliche Fürst auch am Ende nur ein armer, unglücklicher, wenig beneidenswerther Menschensohn ist, so wendet Ihr Euch ab und geht ruhig weiter auf Eurem Wege. Gehen Sie, Lacy, gehen Sie! Sie sind auch nur, wie sie Alle, ein Schmeichler mit Worten, ein treuloser egoistischer Mann, wenn es darauf ankommt, sich in Thaten zu bewähren. Sie fordern Ihren Abschied, ich bewillige Ihnen denselben! Sie sind frei!

Ich danke Ew. Majestät, sagte der Feldmarschall, sich tief verneigend. Dann richtete er sich gerade und stolz wieder empor, und heftete jetzt seine Augen mit einem kühnen flammenden Zornesblick auf den Kaiser. Und jetzt, da ich frei bin, sagte er, da ich nicht mehr in dem Subordinations-Verhältnisse eines Soldaten zu seinem Kriegsherrn stehe, jetzt müssen mir Ew. Majestät erlauben, Ihnen auf die Vorwürfe zu antworten, welche Sie mir gemacht haben. Sie haben mich angegriffen, ich werde mich vertheidigen. Sie haben mich gefragt, weshalb ich meinen Abschied forderte? Ich werde es Ihnen jetzt sagen mit dem Freimuth, wie er einem Manne, dem Manne gegenüber, wie er einem Soldaten, der oft genug auf dem Schlachtfeld für die kaiserliche Familie

sein Blut verspritzt und sein Leben gewagt hat, wohl geziemt. Sie sollen jetzt erfahren, Sire, weshalb ich meinen Abschied forderte.

Ah, endlich! rief der Kaiser aufathmend und mit einem Ausdruck der Freude, welchen Lacy indessen nicht beachtete.

Es ist nicht, weil ich mich alt und kränklich fühle, daß ich den Dienst aufgeben will, nicht, weil ich der Ruhe bedarf, daß ich mich in die Einsamkeit zurückziehen will!

Sie haben also doch vorher die Unwahrheit gesagt?

Ich habe es gemacht, wie ich es alle Welt hier thun sehe, ich habe gelogen, Sire, ich werde jetzt die Wahrheit sagen! Ich fühle mich stark und kräftig wie in meinen schönsten Jünglingstagen, nie hat eines Reiters Hand sein Pferd kräftiger geführt, wie ich das meinige, nie hat ein Soldatenherz freudiger aufgejauchzt, wie das meinige es in dieser Stunde noch thun würde, wenn es zur Schlacht gehen sollte. Wenn ich also jetzt meinen Abschied fordere, so geschieht es, weil ich unzufrieden bin!

Unzufrieden mit wem?

Mit einem Manne, den ich geliebt habe, wie ein Greis die letzte, schönste Hoffnung seines Lebens liebt, unzufrieden mit einem Manne, von dem ich geträumt hatte, daß er von Gott berufen sei zu einem heiligen Kampfe, zu dem Kampf mit der Heuchelei, der Bosheit, dem Eigennutz, mit all den Lastern, welche an einem bigotten Hofe herrschen, und das Unglück und die Schmach der Völker erzeugen. Mein Gott, wie habe ich diesen Mann geliebt! Um seinetwillen habe ich Tag um Tag den Kampf wieder aufgenommen mit den Dunkelmännern und Heuchlern, um seinetwillen habe ich mit den Schwarzröcken und Pfaffen mich täglich herumgeschlagen, wenig bekümmert darum, daß sie mich verlästern und verunglimpfen, und in ihrem zelotischen Eifer die Rache Gottes, ihres Gottes, auf mein Haupt hernieder rufen! Um seinetwillen machte ich mich, wie Ew. Majestät es vorhin bemerkten, zu einem Schuster und Schneider für die Soldaten, ward ich zum Baumeister von Magazinen und Casernen, wollte ich die ersten mit Lebensmitteln und Kleidung, die letztern mit tüchtigen Soldaten füllen. Um seinetwillen ertrug ich's, daß man mich haßte und verfolgte, daß die Officiere mich einen Geizhals und Knauser nannten, weil ich ihnen die Gewalt nahm,

ihren Souverain zu betrügen, und die Compagniegelder einzustecken, für welche sie ihre Soldaten zu versorgen hatten, doppelt zu hoch anzuschreiben, während sie doch die Soldaten in schimpflicher Dürftigkeit einhergehen ließen. Um seinetwillen lacht' ich dazu, wenn ich für all' diese Mühseligkeiten, diese kleinlichen Sorgen, auch von den Soldaten nur Undank und Spott erntete, weil ich mich sogar herabließ, für sie den Schuster und den Schneider, den Koch und den Wirthschafter zu machen. Aber ich wollte diesem einzigen Mann, welchen ich liebte, eine tapfere, edle und kriegsbereite Armee geben, weil ich hoffte, daß er ihrer eines Tages bedürfen könnte, um die großen und leuchtenden Pläne, welche in seinem Haupte flammten, auszuführen, ich wollte ihm Soldaten erziehen, welche gesund an Leib und Seele jeden Augenblick freudig bereit wären, für das Vaterland und für die Ehre in den Kampf zu gehen. Ich wollte ihm eine Armee geben, welche dieser im Dunkeln schleichenden, ewig heuchelnden, ewig verlästernden Armee von Schwarzröcken einen festen Damm entgegen setzen sollte. Ach, ich war ein alter Thor, denn ich rechnete auf meinen Liebling, daß er, wie der heilige Georg, mit dem flammenden Schwert diese Lindwürmer bekämpfen sollte, und ich wollte alsdann an seiner Seite stehen, um ihm siegen zu helfen.

Und er hat Ihre Rechnung zu nichte gemacht? fragte der Kaiser mit einem sanften Lächeln.

Er ist klüger gewesen wie ich, Sire! Er hat eingesehen, daß die Welt jetzt keine Krieger und keine Männer mehr gebrauchen kann, sondern daß es Zeit ist, sein Schwert in die Scheide zu stecken, und sich, da man auf Erden keinen Kampf mehr hat, nun auch zuletzt mit dem Himmel zu versöhnen! Oh er ist viel klüger wie ich, denn er hat es aufgegeben, einen eigenen Kopf, eigene Gedanken und eigene Ansichten zu haben, er findet es viel bequemer, Andere für sich handeln und denken zu lassen.

Den Fürsten Kaunitz zum Beispiel? fragte der Kaiser spöttisch.

Ja, den Fürsten Kaunitz! rief der Graf mit mühsam zurückgehaltenem Zorn. Es ist allerdings viel leichter, sich von diesem aufgeblasenen alten Herrn, der sich den Kutscher der europäischen Politik nennt, in der goldenen Kutsche träger Herrlichkeit umherfahren zu lassen, und sein Leben in sorglosem Müßiggang zu vertändeln, statt selber die Zü-

gel zu ergreifen, und die alte Kutsche, welche lange genug im Sand dahin geschleppt worden, auf einen neuen Weg zu führen.

Und den alten Kutscher erst vom Bock zu werfen, damit er von den Hufen der dahin brausenden Rosse der neuen Politik zerstampft werde, nicht wahr? fragte der Kaiser ernst.

Man könnte ihn wohl auf gütliche Weise von einem Sitze entfernen, der ihm nicht zukommt!

Der ihm zukommt, weil eine hohe und mächtige Hand ihm denselben angewiesen hat!

Nun, so möge er ihn behalten, rief Lacy zornig. Möge er immerhin thronen auf seiner Höhe, und unter seinen Höflingen und Schmeichlern auch Denjenigen sehen, welcher sein Herr und sein Meister sein sollte; nur will ich nicht verdammt sein, es zu sehen, und meinen Aerger und meine Galle täglich schweigend wieder verschlucken zu müssen, um dem alten hochmüthigen Minister, der hier mehr ist als der Kaiser selbst, meine respectvolle Reverenz zu machen! Lassen mich Ew. Majestät also gehen! Ich bin wirklich gar nichts nütze am Hofe Sr. Durchlaucht des Ministers Fürsten Kaunitz.

Gehen Sie, ich halte Sie nicht! sagte der Kaiser mit vollkommener Gleichgültigkeit.

Graf Lacy sah fast ein wenig erstaunt zu dem Kaiser hinüber. Gut, sagte er dann rauh. Ich gehe! Leben Sie wohl!

Leben Sie wohl, Herr Feldmarschall außer Dienst, rief der Kaiser, leicht mit dem Kopf nickend.

Lacy machte eine tiefe militairische Verbeugung, und ging dann im ernsten, stolzen Paradeschritt der Thür zu. Der Kaiser schaute mit einem Blick voll unendlicher Liebe auf diese stolze kräftige Kriegergestalt, deren Schmerz er an dem gesenkten Haupt, an dem Schritt, welcher immer mehr zögerte, je mehr er sich der Thür näherte, errathen konnte. Jetzt legte der Feldmarschall die Hand auf den Griff der Thür, um sie zu öffnen.

Lacy, sagte der Kaiser in einem halb bittenden, halb befehlenden Ton.

Der Feldmarschall wandte sich um, und es war ein seltsames Zucken in seinen harten Zügen. Was befehlen Ew. Majestät? fragte er.

Ich habe Ihnen nichts mehr zu befehlen, denn Sie haben Sich

von mir losgesagt, und Sie sind jetzt also ein freier Mann! Ich wollte mir nur noch eine Frage erlauben! Sie haben vergessen, mir den Namen des unglücklichen Mannes zu nennen, auf den Ihr Herz gehofft, und der Sie enttäuscht hat. Wollen Sie mir nicht jetzt zum Abschied den Namen Ihres entarteten Lieblings nennen?

Sire, es nützt nichts mehr, ihn zu nennen! Es ist doch Alles vorbei! sagte Lacy finster.

Nun denn, so gehen Sie! Aber einen letzten Freundschaftsdienst, Lacy! Ich will Ihnen beichten! Ich will Sie, welchen ich geliebt habe als meinen Lehrer, meinen Mentor und Freund, ich will Sie zum letzten Mal auf dem Grunde meines Herzens lesen lassen, Sie sollen das Geheimniß meiner Gedanken mit in Ihre Einsamkeit nehmen! Kommen Sie hierher, Lacy, dicht an meine Seite, hier inmitten der Stube wird uns Niemand belauschen können, und die Ohren der Wände werden nicht die Beichte vernehmen, welche der kleine Joseph dem großen Lacy machen will. Lacy, mein Geist beugt sich vor Ihnen auf die Kniee, und wenn ich auch nicht mit meiner Gestalt vor Ihnen niederkniee, um zu beichten, so geschieht das nur, weil ich weiß, daß der Lacy die Schwarzröcke genug haßt, um nichts, selbst nicht eine Form und ein Ceremoniell, mit ihnen gemein haben zu wollen! Und nun hören Sie, mein Freund und mein Lehrer.

Sire, ich höre, sagte Lacy, indem er, dicht zu dem Kaiser herantretend, seine ernsten Blicke auf denselben heftete, und die Hände faltete, als handle es sich hier wirklich um einen heiligen Act, für den er den Segen des Himmels herabflehen wolle.

Der Kaiser legte sanft die Hand auf seine Schulter und nickte ihm zärtlich zu. Sie wissen, sagte er dann, was ich gelitten und geduldet habe von frühester Jugend auf; Sie wissen, daß ich einsam und gemieden an diesem Hofe gewesen bin, so lang' ich athme und denke! Weil ich nicht denken konnte wie die Andern, haben sie mich verleumdet und gelästert, weil ich nicht heucheln wollte, haben sie mich verketzert; weil ich die Dunkelheit, welche über meinem schönen Oesterreich lagert, zerstreuen wollte, haben sie mich einen Freigeist gescholten. Von meiner Mutter beargwöhnt, von den Priestern verleumdet, von den kriechenden Höflingen gefürchtet, weil ich oft genug ihrer spottete, von dem hohen

Adel gehaßt, weil sie wissen, daß ein Tag kommen wird, wo ich ihre Privilegien in Staub verwandeln werde; rings umgeben von Widersachern und Feinden, habe ich ein einsames, düsteres Dasein geführt als Knabe, als Jüngling und als Mann! Einmal fiel ein Strahl des Glückes auf mich nieder, und durchleuchtete mein ganzes Innere, einmal stand die Liebe in holdester Frauengestalt neben mir, und berührte mit ihrem Rosenfinger mein Herz, daß die Rinde verhärteter Thränen von ihm abfiel und es frei aufathmete im Sonnenschein des Glückes. Aber Sie wissen es ja, die Sonne geht unter, und ihr folgt die Nacht! Meine Nacht ist schon lange wieder angebrochen, und sie ist zuweilen ziemlich finster gewesen, ziemlich stürmisch! Aber was thut's, ich hoffe immer noch auf meinen Morgen, und wenn er aufgeht, so will ich ihn so glänzend und hell machen, daß die ganze Welt ihn sehen kann, und daß es Licht wird in allen meinen Landen! Ich hoffe auf meinen Morgen, aber fern sei es von mir, ihn herbeizuwünschen, denn Diejenige, welche ihn von mir fern hält, ist meine Mutter, und ich liebe sie, als ihr Sohn, ich bin ihr Gehorsam schuldig, als ihr Unterthan. Aber es ist noch eine dritte Eigenschaft in mir, und diese sträubt sich gegen den Gehorsam, welchen der Sohn und der Unterthan der Kaiserin schuldig ist! Ich bin Mitregent, ich bin Kaiser! Der Kaiser kann nicht gutheißen, was der Sohn und der Unterthan schweigend sieht, der Kaiser kann die Nacht nicht loben, da er das Licht kennt und es seinen Völkern geben möchte! Ich habe also meine Pflicht als Kaiser zu erfüllen, und den Dunkelmännern, welche den Thron meiner Mutter umlagern, die Männer des Lichts entgegenzustellen, und mit ihnen vereint den Kampf zu wagen, den Kampf des Neuen gegen das Alte. So ungleich der Kampf auch sein mochte, so hatte ich doch neben mir einen Feldherrn, der allein mehr werth war, als das Heer von Priestern und Aristokraten, mit welchen der Cardinal Migazzi und die Jesuiten gegen uns ins Feld rückten! Ich hatte neben mir den Lacy! Und seine Art, die Mönche und ihren Anhang zu bekriegen, ist gerade dieselbe, womit er vor einigen Jahren dem König von Preußen die Spitze bot; es ist die vertheidigende Art Krieg zu führen. Wie oft hat mir der Lacy Pläne vorgelegt von verschanzten Lagern, Zickzackmärschen und vortheilhaften Retiraden, vor denen der Kardinal Migazzi mit all' seinen braunen,

schwarzen und weißen Truppen das Feld räumen und die Winterquartiere beziehen mußte, ohne schlagen zu können!

Aber all' diese Kämpfe waren doch vergeblich, und haben Ew. Majestät wenig genützt, seufzte Lacy.

Sie mußten auch vergeblich sein, weil da noch eine dritte Partei war, eine Partei, an deren Spitze ein in seiner Art gar mächtiger und großer Feldherr steht!

Ah, Ew. Majestät meinen den Fürsten Kaunitz, sagte Lacy düster.

Ja, den Fürsten Kaunitz, Lacy, den Mann, der sich selbst den größten Staatsmann Europa's nennt, und der es in gewissem Betracht auch ist, den Mann, welchem die Kaiserin es verdankt, daß wir nicht allein jetzt Frieden haben, sondern daß das Haus Oesterreich im ganzen Europa jetzt keine Feinde hat, und dennoch eine zahlreiche und glänzende Armee erhält, die es, Dank den glücklichen und ökonomischen Arrangements des Fürsten Kaunitz, auch ernähren und bezahlen kann!

Ich habe geglaubt, daß man Armeen hält, um Kriege zu führen, murrte Lacy.

Ich habe das auch geglaubt, sagte der Kaiser lächelnd. Aber der Fürst Kaunitz ist anderer Meinung, und da er es ist, so ist es auch meine Mutter, so werden wir unsere Armeen nur haben, um jährlich Manoeuvres und Revuen zu halten, und in nachgebildeten Schlachten uns zu entschädigen für die wirklichen, die wir nicht haben können, weil Kaunitz es nicht will! Kaunitz ist bis hieher der eigentliche Herrscher von Oesterreich gewesen, und wir dürfen das nicht tadeln, denn er hat sich als ein treuer Diener Oesterreichs bewährt, und das Vertrauen meiner Mutter hat ihn zu Dem gemacht, was er ist. Und besser noch, daß Er regiert, als daß die Priester ganz und gar die Herrschaft erlangen sollten. Er ist die Vormauer, welche zwischen uns und den Schwarzröcken steht, und er hat uns schon manches Scharmützel abgeschlagen. Wenn wir ihn für uns gewinnen und auf unsere Seite bringen könnten, so wäre uns der Sieg gewiß, und wir würden hier die Stärksten sein! Aber Kaunitz zu gewinnen, ist schwer. Er ist ein stolzer, harter Fels, der sich so hoch dünkt, daß er vermeint, bis in den Himmel hinein zu ragen, und die Sonne selber zu sein, welche nur ihrer eigenen Kraft bedarf, um zu leuchten. Er ist daher auch unbestechlich in dem gewöhn-

lichen Sinne des Wortes! Aber inmitten seiner stolzen Sicherheit hat er doch zuweilen Momente der Beunruhigung. Er wendet zuweilen den Blick von dem Glanz seiner Gegenwart auf die Zukunft hin, die ihm noch ein wenig dunkel und unklar erscheint. Er steht zwischen zwei Fürsten, die gar sehr verschieden sind, und in seinen geheimsten Stunden fragt er sich zuweilen, wie es möglich sein wird, die Gunst der Einen Partei zu bewahren, und die der Andern zu gewinnen, seinen jetzigen Credit nicht zu verlieren um bloßer Hoffnungen willen und die Hoffnungen doch nicht aufzugeben um des jetzigen Credits willen.

Bei Gott, Ew. Majestät haben sehr scharf gelesen in dem undurchdringlichen Gesicht des Fürsten Kaunitz, rief Lacy lächelnd.

Ich habe Jahre lang dazu Zeit gehabt, denn Kaunitz hatte dafür gesorgt, daß der Mitregent meiner Mutter nichts zu thun hatte, weil der Minister Kaunitz Alles that. Aber endlich, Lacy, endlich konnte ich diesen erzwungenen Zustand der Unthätigkeit nicht mehr ertragen, endlich glühte ich darnach, meinen Antheil zu haben an der Regierung und an der Arbeit, endlich wollte ich Spielraum haben auch etwas zu thun für dieses Volk, welches ich leiden sehe, und dem ich bisher nichts geben konnte als meine Liebe. Da selbst der große Lacy mir nicht hatte zu einem entscheidenden Siege helfen können, so beschloß ich mir selber zu helfen, ich, ganz allein! Mir so zu helfen wie es Brutus that, indem er den Blödsinnigen spielte, und sich zum Hofnarren seines Tyrannen machte. Ich rechnete auf Diejenigen, welche mich genugsam kennen mußten, um nicht an mir irre zu werden, auf die wenigen Freunde, welche mein Herz kannten, ich rechnete vor allen Dingen auf Lacy, und ich dachte, er wird diese Kriegslist durchschauen, und seine Augen werden erkennen, was mein Mund nicht verrathen darf! Ich ward also mein eigener Brutus, und näherte mich so dem allmächtigen Minister meiner Mutter! Da es unmöglich war, des Fürsten Macht zu zerstören oder auch nur seinen Einfluß auf die Kaiserin zu contrebalanciren, so blieb mir nur übrig auf ihn selber einzuwirken. Es wäre vergeblich ihn bestechen zu wollen, ich mußte also suchen ihn zu verführen, und seinem Ehrgeiz und seinem Stolz zu schmeicheln. Denn diesem großen Mann geht es wie dem Achilles, er hat auch seine Ferse wo er verwundbar ist. Diese Ferse ist seine Eitelkeit!

Oh, jetzt fange ich an zu begreifen, rief Lacy freudig.

Sie fangen an zu begreifen! wiederholte der Kaiser nicht ohne Ironie. Für einen Mann, der sich meinen Freund nannte, ist dieses Begreifen ziemlich spät! Ich war fest entschlossen, aus meiner Unthätigkeit hervorzugehen, und endlich die Rolle zu spielen, die mir gebührt. Ich richtete mich also stolz empor an der Ferse meines Achilles. Ich schien es von nun an nicht mehr zu sehen, wenn der Fürst gegen mich die Ueberlegenheit eines Mannes annahm, der sich als den schützenden Genius der österreichischen Monarchie betrachtete. Ich schien nicht mehr beleidigt zu werden von dem Hochmuth und der Zurückhaltung, mit welcher er mir entgegentrat. Ich war es sogar zufrieden, daß der Fürst Kaunitz mich nach Neustadt begleitete, und dort ganz allein seine Conferenzen mit dem König von Preußen hielt. Ich gönnte dem Fürsten diesen anscheinenden Triumph, welcher zugleich meine Mutter und ihn selber sicher machte. Aber indem Kaunitz ganz allein mit dem König conferirte, ahnte er doch nicht, daß er schon ein Werkzeug in meinen Händen war, und daß er gerade das that und sprach, was ich wollte! Ich stand hinter den Coulissen und lenkte die Maschinerie, und wissen Sie, wie mir das gelang? Dadurch, daß ich durch ein rücksichtsvolles und zuvorkommendes Betragen dem Stolz des Fürsten schmeichelte, durch einen festen Willen seinen Ehrgeiz allarmirte! Dadurch bin ich dahin gekommen, ihn zu beherrschen! Ich ward sein Schmeichler, weil ich sein Herr sein wollte! *) Und ich ward sein Herr! Nicht so weit wie es mir geziemt, aber doch genug, um meine Zukunft vorzubereiten. Ich habe dadurch den Kaunitz zu einem Vermittler gemacht zwischen mir und der Kaiserin. Seine Aufgabe ist es, meine Neigungen mit dem Willen meiner Mutter zu versöhnen, meinen gerechten Forderungen und Ansprüchen bei ihr Gehör und Anerkennung zu verschaffen, und ihr das, was ich will und fordere, so darzustellen, daß es ihrem religiösen Sinn nicht als Freigeisterei erscheint. Ich herrsche jetzt durch Kaunitz, weil er sich einbildet, dereinst dann durch mich herrschen zu können! Nun, Lacy, haben Sie mich jetzt verstanden, und verzeihen Sie mir, daß Sie mich unter den Schmeichlern und Höflingen des Fürsten Kaunitz gesehen?

---

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe Ferrand. Bd. I. S. 89.

Ich bin es, der um Verzeihung zu flehen hat, Majestät, sagte Lacy tiefbewegt, ich, dessen kurzsichtige Augen nicht hinaufreichen zu Ihrer Größe, und Ihr hohes Wollen nicht zu erkennen vermochten. Oh mein Kaiser und mein Herr, Vergebung für einen alten Soldaten, dessen Blut und Leben Ihnen gehört, und der glückselig ist, sich diesmal in Eurer Majestät geirrt zu haben!

Aber was hilft es Ihnen und mir jetzt noch, daß Sie Ihren Irrthum erkannt haben? fragte der Kaiser mit anscheinender Gleichgültigkeit. Sie werden ja keinen Antheil haben an meinen versteckten Kämpfen und meinen heimlichen Siegen?

Ew. Majestät wollen mir also nicht erlauben, bei Ihnen zu bleiben? fragte Lacy mit flehendem Ton.

Sie sind ja alt, Lacy, und bedürfen der Ruhe, Sie sind krank, und müssen Sich zurückziehen vom Hofe!

Nein, Sire, ich bin nicht alt, denn ich fühle da ein jugendliches Herz in meiner Brust, welches vor Freuden klopft: ich bin nicht krank, denn ich sehe, daß mein Kaiser immer noch derselbe ist, daß er meiner noch bedarf, daß ich ihm noch nützen kann. Ich will mich nicht zurückziehen vom Hofe, denn alsdann würde ich die Stimme meines Kaisers nicht hören, wenn er den Lacy ruft, mit ihm hinaus zu ziehen in die Schlacht und zum Sieg!

Ach, ich fürchte, Lacy, wir werden noch lange Winterquartiere auszuhalten haben, ehe unser Frühlingsfeldzug beginnt!

Nun, hat mir nicht der König von Preußen selbst zugestanden, daß ich ein guter Quartiermeister bin? Schicken mich also Ew. Majestät nicht fort von Ihrer Armee, lassen Sie mich bei Ihnen in den Winterquartieren!

Wohl, sagte der Kaiser lächelnd, ich will es thun, aber unter Einer Bedingung!

Haben Ew. Majestät die Gnade, mir diese Bedingung zu nennen! Ich nehme sie an, schon ehe ich sie kenne.

Nun denn, sagen Sie mir jetzt den Namen Dessen, den Sie einst Ihren Liebling nannten, und der es jetzt nicht mehr ist.

Sire, nur als ich glaubte, ihn verloren zu haben, durfte ich in

meiner Verzweiflung es wagen, ihn meinen Liebling zu nennen, jetzt darf ich das nur thun in der Stille meines Herzens.

Sie sind meine Bedingung eingegangen. Den Namen also Ihres Lieblings!

Nun denn, wenn Ew. Majestät es so wollen! Der Name meines Lieblings ist Joseph!

Er neigte sich nieder auf die Hand des Kaisers, und wollte sie an seine Lippen ziehen, aber dieser entzog sie ihm heftig. Mit einer ungestümen Bewegung breitete er seine beiden Arme aus, und schaute mit Blicken voll unendlicher Liebe auf den Freund hin.

An mein Herz, mein treuer, mein wiedergefundener Freund, rief der Kaiser mit vor Rührung zitternder Stimme. Ich auch habe einen Liebling, den ich mir verloren glaubte, und dieser Liebling heißt Lacy!

V.

Polnische Wirthschaft.

Die Gräfin Wielopolska war allein in ihrem Gemach. Sie ging mit hastigen Schritten auf und ab, zuweilen vor dem großen Trümeau stehen bleibend, um ihre eigene, reich geschmückte Gestalt zu betrachten, dann wieder bei jedem Rollen eines Wagens an das Fenster eilend, und enttäuscht von demselben zurücktretend, wenn der Wagen vorüberfuhr.

Er kommt heute sehr spät, seufzte sie leise. Vielleicht hat er es vergessen, daß er mir überhaupt sein Kommen versprochen! Mein Gott, mein Gott, er liebt mich nicht! Ich werde niemals Gewalt über ihn haben. Er wird Polen nicht retten, denn sein Herz ist kalt! — Und doch, murmelte sie nach einer Pause, doch ruht sein Blick oft mit so glühendem Feuer auf mir, doch fühle ich oft das Zittern seiner Hand, wenn er die meine drückt, doch sagt mir sein tägliches Kommen, daß er es liebt bei mir zu sein. Ach, und seine Nähe läßt mich zuweilen sogar vergessen, was ich will, vergessen des ersonnenen Plans, und ganz Hingebung, ganz Gefühl — nein, nein, unterbrach sie sich selbst, ich darf das nicht denken, ich will es nicht! Meinem Vaterland ist mein Leben

und mein Herz geweiht, keine andern Gefühle, keine andern Wünsche dürfen in demselben wohnen! Hinweg mit Euch, Ihr schwärmerischen Mädchengedanken, ich —

Die Gräfin unterbrach sich und horchte, denn so eben hielt ein Wagen vor ihrer Thür an, und sie hörte die Glocke der äußern Thür schellen.

Er kommt, er kommt! flüsterte sie athemlos, und ihre glühenden Blicke wandten sich der Thür zu. Diese öffnete sich jetzt, und auf der Schwelle erschien eine junge Dame von bewunderungswürdiger Schönheit, in glänzendster Toilette, Hals und Arme funkelnd von Brillanten. Gräfin Zamoiska! rief die Gräfin überrascht, indem sie der Dame entgegeneilte.

Und weßhalb ein so kalter, ceremonieller Empfang, meine theure Anna? fragte die Dame mit einem fröhlichen Lachen. Bin ich nicht mehr kurzweg Deine kleine Luschinka, wie Du mich in der Pension nanntest, und haben wir uns dort nicht ewige Liebe und ewige Treue geschworen?

Ja, wir thaten es, sagte Gräfin Wielopolska ernst, aber seitdem sind sechs Jahre vergangen, und welche fürchterlichen sechs Jahre!

Nun, ich weiß nicht, rief die Dame, indem sie zum Spiegel trat und einen lächelnden Liebesblick auf ihr eigenes Bild warf, ich weiß nicht, weshalb Du diese sechs Jahre so fürchterlich findest! Es waren die sechs Blüthenjahre unserer Schönheit, und ich mache Dir mein Compliment, Du warst, als wir die Pension verließen, um uns Beide zu vermählen, nicht schöner, als Du es heute bist. Ob ich mich verändert habe? Nun, Du siehst, mein Herz ist wenigstens unverändert geblieben, und kaum erfahre ich bei meiner Ankunft in Wien von der Frau von Salmour, daß Du hier bist, als ich sofort zu Dir eile! Ach, ich habe es immer so sehr bedauert, daß Deine Familie sich in die Politik mischte, und Dir das Leben so umdüsterte. Wie abgeschmackt von Deinem Gemahl, sich das Leben zu nehmen, und gerade am Tage vor einem Maskenball, den der König arrangirt hatte, und bei welchem Dein Mann doch mit dem König in derselben Quadrille tanzen sollte!

Ja, sagte die Gräfin leise vor sich hin, der König, mein Gemahl, der russische General Repnin, der eben hundert polnische Edelleute hatte hinrichten lassen, und der Russe Branicki, der es liebte zu seinem Ver-

gnügen die polnischen Dörfer in Brand zu stecken, das waren die Herren dieser Quadrille.

Die Dein Gemahl auf eine so ungentile Weise störte, ergänzte Gräfin Zamoiska. Die Quadrille hätte gar nicht zu Stande kommen können, wenn nicht Herr von Bibezkoi rasch sich als Remplaçant gemeldet, und die ganze Nacht geübt hätte, um die Tanztouren zu lernen. Vraiment, ein sehr liebenswürdiger Cavalier, der Herr von Bibezkoi!

Ein Russe! sagte die Gräfin lakonisch.

Nun, lachte die Dame, was kümmert es uns Frauen, von welcher Nation die Cavaliere sind, wenn sie es verstehen, den Damen zu gefallen und ihnen auf eine angenehme Art die Cour zu machen. Dis donc, ma chère, hast Du noch immer Deine Politik nicht aufgegeben, und schwärmst für unsere enragirten Landsleute, welche unser armes, schönes Vaterland mit so wüstem Geschrei und so unharmonischem Freiheitsgebrüll beunruhigen?

Du weißt, daß der Graf Pac meines Vaters theuerster Freund ist, und daß ich ihn als meinen Vater liebe und ehre!

Ah, der Graf Pac, das Haupt der Conföderirten zu Bar, sagte Gräfin Zamoiska gleichgültig. Ich bitte Dich, chère Anne, laß uns nicht politisiren. Es giebt nichts Langweiligeres als die Politik, und ich begreife nicht, wie eine Frau Gefallen daran finden kann! Mon dieu, es giebt ja so viele andere Dinge, welche für uns Frauen von der höchsten Wichtigkeit sind. Zum Beispiel: wie amüsirt man sich hier in Wien? Wie lebst Du? Hast Du viele Courmacher? Besuchst Du viele Bälle?

Hältst Du mich wirklich für so niedrig und entartet, daß ich tanzen könnte, während Polen leidet und sich verblutet? fragte Gräfin Wielopolska in edlem Zorn.

Die Gräfin Zamoiska lachte laut auf. Ah, voyons, eine neue Jeanne d'Arc, welche das polnische Heroinenthum wieder zu Ehren bringen will! Ich versichere Dich, meine schöne Anna, wir haben in Warschau niemals mehr getanzt und glänzendere Feste gefeiert, als in diesen letzten Jahren, seit die schönen russischen Regimenter in Warschau stationiren, und die russischen Offiziere am Hofe unsers guten Königs erscheinen.

Ihr habt getanzt? rief die Gräfin entsetzt. Getanzt mit den russischen Offizieren, welche vielleicht gestern erst das Blut Eurer Brüder, Eurer Vettern vergossen, oder sie in finstere Kerker geschleppt haben! Ihr habt getanzt, während das ganze polnische Volk jammert und klagt, und verzweifelt!

Ah bah, ne parlez pas du peuple! rief Gräfin Zamoiska lachend. Das Volk ist ein Haufen dummen schmutzigen Gesindels, nicht besser als das Vieh, und auch nicht werth, daß es besser gehalten werde! Ich kenne kein polnisches Volk! Wo ist es denn in Polen? Oder willst Du unsere Leibeigenen, oder unsere schmutzigen, betrunkenen Bauern so nennen, ma chère? Oder sind's vielleicht die Räuberbanden, welche sich jetzt aller Orten aus dem niedrigsten Gesindel zusammenrotten, und selbst die Umgebung von Warschau unsicher machen?

Du hast Recht, sprechen wir nicht von Politik, seufzte Gräfin Wielopolska. Erzähle mir von Warschau! Vom Hofe, von Deinen Freunden!

Sie führte die Gräfin zum Divan, und setzte sich neben ihr nieder.

Also ein wenig chronique scandaleuse möchtest Du hören? fragte Gräfin Zamoiska lachend. Ah ma chère, daran fehlt es freilich nicht, denn es ist ein gar heiteres und lustiges Leben an unserm Hof zu Warschau. Der König ist noch immer ein gar schöner Cavalier, und sein Herz hat, trotz der Kaiserin Katharina, noch immer einige Gluthen bewahrt. Du kennst seine Liaison mit der schönen Gräfin Kannizka! Freilich, Du mußt sie kennen, denn sie war ja eine Schwester Deines Gemahls!

Eine unwürdige ehrlose Schwester, welche die Geliebte des Mannes war, der sein Vaterland verrieth und sich zum Sclaven unserer Feinde machte!

Aber dieser Mann war ein König, sagte die Gräfin achselzuckend. Stanislaus war als Liebhaber sehr hinreißend und verführerisch, und die schöne Kannizka liebte ihn wirklich so leidenschaftlich, daß sie untröstlich war, als die Liebe des Königs endlich, wie das ja nicht anders sein kann, zu erkalten anfing.

Ah, sie hat also ihre Strafe erhalten, rief Gräfin Wielopolska fast freudig, der König hat sie verlassen!

Nicht doch, meine liebe Anna! Du wirst doch Deiner Schwägerin

nicht eine solche bêtise zutrauen, die Rolle einer Dido zu übernehmen! Sie bestrafte den Verbrecher fast noch ehe er gesündigt hatte. Da sie ahnte, daß der König vielleicht eines Tages sie verlassen könnte, kam sie ihm zuvor und verließ ihn, und fing eine Liaison an mit dem Fürsten Repnin!

Mit Repnin? rief Gräfin Anna entsetzt. Mit dem Gesandten der Kaiserin von Rußland?

Mit demselben, nickte Gräfin Zamoiska. Ah, mein Herz, Du hättest die Verzweiflung des Königs sehen sollen, als er diesen Verrath seiner Geliebten erfuhr, und allerdings, es war ein wenig boshaft von der Gräfin, dem König gerade den Mann zum Nachfolger zu geben, welcher, wie man sagt, eigentlich auf dem Thron sein Nachfolger, und der eigentliche König von Polen ist. Aber hinreißend liebenswürdig war der König in seinem Liebesschmerz. Er versuchte Alles, sich mit der Gräfin zu versöhnen, er belagerte wie ein Troubadour ihr Haus mit Serenaden, er schrieb ihr die zärtlichsten Briefe, er beschwor sie um eine Zusammenkunft. Alles vergeblich! Gräfin Kannizka blieb unerbittlich, sie verschloß ihm ihre Thür, und hat jetzt eine erklärte Liaison mit Repnin! Der König war wirklich lange Zeit untröstlich!*) Er gab Bälle und Feste, um sich zu zerstreuen, er spielte ganze Nächte hindurch, er versäumte keinen Abend das Theater, und gab Maskenbälle und Schlittenpartieen, aber man sah es ihm doch an, daß er innerlich traurig und voll Verzweiflung war, und wäre es der schönen Sängerin Tissona nicht endlich gelungen, ihn zu trösten, so würde unser schöner König am Ende gestorben sein vor Liebesgram!

Er ist also getröstet! rief Gräfin Wielopolska ironisch. Er lacht wieder und giebt Feste, er tanzt und spielt, dieser gute König von Polen, und während der Zeit verbluten sich die Edelsten der Polen in unseligen Kämpfen gegen die Freunde ihres Königs, und während der Zeit stirbt das unglückselige beklagenswerthe Polen, und verfällt der Sclaverei und der russischen Knute. Oh, Stanislaus, Stanislaus, Polen wird eines Tages vor dem Throne Gottes Rechenschaft von Dir fordern, und die Helden, welche Du in den Tod getrieben, werden Dich fragen, was

---

*) Wraxall Memoirs of the Court of Vienna. Vol. II. p. 96.

Du angefangen hast mit ihrem Vaterlande und mit der Freiheit Polens.

Vraiment, meine liebe Anna, wenn man Dich hörte, sollte man vermeinen, Du gehörtest auch zu den Conföderirten, welche neulich das schauderhafte Attentat gegen unsern guten König gemacht haben! rief Gräfin Zamoiska lachend.

Was für ein Attentat? fragte die Gräfin erbleichend.

Nun, das Attentat auf sein Leben, das neulich von Lukawski, Strawinski und Kosinski gemacht worden! Du kennst es nicht?

Ich kenne es nicht, sagte die Gräfin, deren ganze Gestalt erbebte in fieberischer Aufregung. Nichts weiß ich von diesem Attentat. Ich beschwöre Dich, erzähle! Wann geschah es, und wer hat es gethan?

Freilich, Du kannst es auch kaum wissen, sagte Gräfin Zamoiska ruhig; denn es war erst einen Tag vor meiner Abreise geschehen, und wir sind mit Courierpferden hierher gereist.

Ich beschwöre Dich, erzähle, wiederholte die Gräfin.

Es ist eine lange und sehr abenteuerliche Geschichte, sagte Gräfin Zamoiska achselzuckend. Die Verschworenen hatten sich als Bauern verkleidet und waren so nach Warschau gekommen. Es waren ihrer vierzig, aber Lukawski, Strawinski und Kosinski waren die eigentlichen Anführer. Der König hatte seinen Oheim besucht, der, wie Du weißt, in einer Vorstadt von Warschau seinen Palast hat. Es war eine finstere und dunkle Nacht, und zu unserm Unglück sind die Straßen von Warschau noch immer nicht erleuchtet. Der König ward mitten in Warschau auf offener Straße von den Verschwörern angefallen, seine berittene Begleitung entfloh vor Angst und Schreck und ließ den König ganz allein in den Händen der Verschworenen zurück. Sie rissen ihn aus seiner Kutsche, ergriffen ihn bei den Armen und schleppten ihn fort, indem sie schwuren, ihn zu ermorden, wenn er einen Schrei, einen Hülferuf ausstieß. Der heldenmüthige König schwieg, und ließ sich fortschleppen, fort aus Warschau; wie einen gemeinen Verbrecher ließen die Ruchlosen ihn, den sie am Kragen gepackt hatten, zu Fuß laufen zwischen ihren Pferden, die im vollen Galopp dahinbrausten. Endlich, als sie sahen, daß der König nicht mehr fähig war, zu laufen, gaben sie ihm ein Pferd, und fort ging's in rasendem Jagen hin nach dem Walde von Bielani. Hier ward

der König ausgeplündert, und man ließ ihm nichts, als seine Kleider und das Band des weißen Adlerordens. Dann zerstreuten sich die Verschwornen, um ihren Mitverschwornen das glückliche Gelingen ihres Unternehmens anzuzeigen, und zu berichten, daß sie den König im Walde von Bielani hingerichtet hätten. Mit der eigentlichen Ermordung aber hatten sie Kosinski beauftragt, den sie jetzt mit sechs Verschwornen in dem finstern Walde zurückließen.

Weiter! Weiter! rief Anna Wielopolska athemlos, als die Gräfin Zamoiska jetzt schwieg. — Die junge Gräfin lachte.

Nicht wahr, sagte sie, es klingt wie ein Ammenmährchen, was ich Dir da erzähle, und hat sich doch wirklich so begeben, und zwar am dritten November dieses gesegneten Jahres 1771. Sie schleppten also den König immer weiter hinein in den Wald, und die Verschwornen verlangten mit Ungestüm von Kosinski, daß er endlich Halt machen und zur Hinrichtung des Königs schreiten solle. Aber Kosinski fand den Ort immer noch nicht abgelegen und still genug, und so zogen sie weiter, der König ohne Schuhe, die er verloren, durch den Morast watend, mit zerrissenen und zerschossenen Kleidern, blutend aus mehr als zehn leichten Wunden, aber muthig und entschlossen seinem Schicksal entgegen gehend. Auf einmal begegneten sie einer russischen Patrouille. Von Angst und Entsetzen ergriffen, flohen die Verschwornen und ließen Kosinski allein bei dem König zurück; Kosinski, welcher den entblößten Säbel über das Haupt des Königs emporschwang, schwur, ihn auf der Stelle zu tödten, wenn er es wage, einen Laut von sich zu geben. Der König schwieg, und die Patrouille zog vorüber, ohne sie in der Dunkelheit zu bemerken.

Und Kosinski? fragte Gräfin Wielopolska angstvoll.

Kosinski, immer mit gezücktem Schwert neben dem König gehend, zwang ihn, weiter zu wandern, obwohl der König ihn anflehte nur um eine Minute der Ruhe und Erholung. Aber der König sah, daß Kosinski unentschlossen und ängstlich war, und als sie am Kloster von Bielani vorüberkamen, sagte der König: Ich sehe, Ihr wißt nicht, welchen Weg Ihr einschlagen sollt. Laßt mich also hier ins Kloster eintreten und sorgt für Eure eigene Sicherheit! — Nein, ich habe geschworen, Euch zu tödten! entgegnete Kosinski, indem er den König weiter

schleppte. So wanderten sie weiter und kamen endlich nach Mariemont, dem zwei Meilen von Warschau gelegenen Lustschloß des Kurfürsten von Sachsen. Wieder bat der König um einen Moment der Erholung, und Kosinski bewilligte es ihm. Sie setzten sich Beide auf einen Grabenrand nieder, und der König ließ sich in ein Gespräch mit seinem Mörder ein. Kosinski gestand, daß er nicht aus eignem Antrieb ihn ermorden wolle, sondern auf höhern Befehl, und daß sein Tod beschlossen sei wegen der vielen Verbrechen, welche der König gegen Polen begangen habe. Der König suchte sich zu rechtfertigen; er klagte über seine unglückliche Lage, über die Tyrannei Rußlands, die er vergeblich von Polen abzuwenden suche, und seine Worte bewegten endlich des Mörders Herz. Er warf sich dem König zu Füßen und bat unter Thränenströmen um Vergebung, und schwur, den König zu retten, und koste es auch sein eigenes Leben. Stanislaus versprach ihm seine volle Vergebung, und versicherte ihn seiner völligen Straflosigkeit, wenn er jetzt Alles thun werde, was der König von ihm fordern werde. Kosinski erklärte sich bereit dazu, und der König, welcher sich erinnerte, daß sich in der Nähe von Mariemont eine Mühle befände, befahl Kosinski, ihn dorthin zu führen. In wenigen Minuten waren sie dort, und baten, an die Thür klopfend, um Einlaß. Aber der Herr der Mühle schlug es entschieden ab, und je mehr der König bat und flehte, desto heftiger verweigerte es der Mann, indem er ihnen erklärte, daß er nicht so thöricht sein würde, Räubern seine Thür zu öffnen. „Wenn wir Räuber wären", sagte der König, „so würde es uns, da wir Zwei gegen Einen sind, leicht sein, dies Fenster hier zu zerbrechen und mit Gewalt uns Eingang zu verschaffen." — Das leuchtete dem Müller ein, er öffnete die Thür und ließ die beiden „verirrten Wandrer" ein. Hier schrieb der König sogleich auf einem Blatt seiner Brieftasche, welche durch einen glücklichen Zufall den plündernden Händen der Verschwornen entgangen war, einige Worte an den General Cocceji, und forderte ihn auf, ihn mit einem Wagen von der Mühle abzuholen. Eine Magd aus der Mühle entschloß sich nach vielem Flehen und Bitten, den Brief nach Warschau zu tragen und ihn in die Hände des Generals zu bringen. — Du kannst Dir denken, welch ein Jammer indeß unter der ganzen Bevölkerung und besonders am Hofe herrschte. Jedermann glaubte natürlich den König ermordet, man

hatte auf der Straße seinen durchschossenen Mantel, und weiter hin vor dem Thor seinen mit Blut beschmutzten Federhut und seine Schuhe gefunden. Jammern und Wehklagen war in jedem Hause, und nun auf einmal der Jubel, das Entzücken, als die Nachricht sich verbreitete: der König lebt! Der König ist gerettet! — General Cocceji, begleitet von allen Herren des Hofes, eilte sofort hin nach der Mühle von Mariemont. Vor der elenden Hütte hielt Kosinski mit gezücktem Schwert die Wache, aber er ließ Cocceji sofort eintreten. Und welch ein Anblick bot sich ihm jetzt dar! Auf der bloßen Erde dieses Hüttenflurs lag der König, bedeckt mit dem Rock des Müllers, in tiefen Schlaf gesunken. Sofort warf Cocceji sich auf die Kniee, um ihm die Hände zu küssen und ihn seinen Herrn und seinen König zu nennen. Die Müllersleute, welche bis dahin gar nichts geahnt von dem hohen Rang ihres Gastes, stürzten auch nieder auf ihre Kniee und baten um Gnade und Vergebung, die der König ihnen lächelnd zusagte. Dann kehrte er mit Cocceji nach Warschau zurück. — Da, meine Liebe, hast Du die romantische Geschichte von dem Mordversuch auf das Leben des guten und schönen Königs von Polen.*)

Es ist eine traurige und seltsame Geschichte, sagte Anna düster. Wie schuldig der König auch ist, so wäre es doch ein Flecken auf der reinen Stirn Polens, wenn sein König von Mördern, die zu seinen Unterthanen gehörten, gefallen wäre.

Ah, meine Liebe, diese Herren halten sich nicht mehr für die Unterthanen des Königs, denn Du weißt ja, die Conföderirten haben die folie begangen, den König für abgesetzt zu erklären.

Und was haben die Conföderirten mit den Mördern zu thun, welche den König nur überfielen, um ihn zu berauben? fragte die Gräfin erglühend. Will man den Haß und die Bosheit jetzt so weit treiben, daß man die Conföderirten verantwortlich machen will für das Verbrechen ehrloser Räuber?

Ah, ma chère, die Räuber waren nur die Werkzeuge, nicht die Thäter! Sie sind gefangen, und haben Alles bekannt. Pulawski, der große Held der Conföderirten, hat sie zu dieser That gedungen, er ließ

*) Wraxall Memoirs etc. Vol. II. p. 76.

die Häupter der Verschwornen einen Eid leisten, den König lebendig oder todt ihm zu überliefern, und der päpstliche Nuntius am Hofe zu Warschau, Monsignore Durini, war eigens nach Czenstochau gekommen, um den Verschwörern seinen Segen zu geben. *) Es ist Alles erwiesen und klar; man hat bei Lukawski, der sich noch jetzt seines Vorhabens rühmt, und den König einen Verbrecher gegen das Vaterland nennt, mehrere Briefe von Pulawski gefunden, die ihn als das eigentliche Haupt der Verschwörung und den Anstifter des Attentats bezeichnen, und man hat daraus ersehen, daß auch die Generäle der Conföderirten, daß auch Zaremba und Pac darum wußten.

Oh, dann ist Alles verloren, rief Gräfin Anna mit einem Schmerzensschrei, dann geht es zu Ende mit Polen, und die heilige Sache ist beschmutzt mit dem Brandmal der Schande! Wehe, wehe über uns Alle!

Und mit einem lauten Aechzen schlug sie ihre Hände vor ihr Angesicht und weinte bitterlich.

Vraiment, ich begreife Dich nicht, sagte Gräfin Zamoiska achselzuckend. Statt Dich über die glückliche Rettung des Königs zu freuen, weinst Du über die Schlechtigkeit seiner Mörder. Sie werden sämmtlich ihre Strafe empfangen, darauf verlasse Dich. Ganz Polen dürstet nach ihrem Blute, und selbst die Güte des Königs wird uns dasselbe nicht vorenthalten dürfen! **) Weine also nicht mehr, theuerste Anna, das Weinen ist den Augen schädlich und trübt ihren Glanz. Mein Gott, wenn ich mir das nicht täglich wiederholt hätte, wie viel hätte ich weinen müssen. Denn Du weißt nicht, was ich gelitten habe, Anna, seit wir uns trennten. Du hast ein egoistisches und kaltes Herz und fragst gar nicht einmal, wie es mir ergangen ist, seit wir uns nicht sahen. Weißt so wenig von meinen Schicksalen, daß Du mich noch Gräfin Zamoiska nennst!

---

*) Wraxall II. p. 58.

**) Lukawski und Strawinski wurden Beide zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Sie starben Beide, indem sie Kosinski als einen Verräther verwünschten. Dieser, der sich in Polen nicht mehr sicher fühlte, ging nach Italien, wo er in Sinigaglia von einer Pension des Königs lebte. — Wraxall II. p. 83.

Und bist Du's nicht? fragte Anna, ihre Hände langsam von ihrem Gesicht niederfallen lassend.

Ach, ma chère, es ist schon vier Jahre her, daß ich mich zuletzt so nannte, sagte die Gräfin lachend. Mein Gott, der König weiß am Besten, welche Qual es ist, an eine Person gefesselt zu sein, die man nicht mehr liebt, und es ist daher ein Glück für unsre polnischen Schmetterlingsherzen, daß der König die Macht hat, unsere Ehen zu scheiden. Er thut es mit der größten Bereitwilligkeit, und das giebt alsdann Veranlassung zu immer neuen und glänzenden Festen, denn Du begreifst, man läßt sich nicht blos scheiden, um geschieden zu sein, sondern um sich wieder zu vermählen, und man bemüht sich, das Glück einer zweiten Ehe mit den herrlichsten Festen zu feiern.

Du bist also zum zweiten Male vermählt? fragte die Gräfin mit einem traurigen Lächeln.

Ja, ich bin zum zweiten Mal vermählt, seufzte die Dame, oder vielmehr, ich war zwei Mal vermählt, und bin eben zum zweiten Mal geschieden. Aber ich versichere Dich, Anna, ich bin nicht die Schuldige. Ich habe meinen Gemahl, den ersten, meine ich, wahrhaft geliebt, und ich war ganz untröstlich, als er mir sechs Monate nach unserer Vermählung erklärte, er liebe mich nicht mehr, sondern wünsche die Gräfin Luwiendo zu besitzen. Nun, sie war meine theuerste Freundin, und also machte ich bonne mine au mauvais jeu. Ich lud die Gräfin auf meine Villa ein, und alle drei in den Schattengängen unseres Parks Arm in Arm dahin wandelnd, verabredeten wir die Bedingungen meiner Scheidung.*) Jedermann lobte mich wegen meiner liebenswürdigen Nachgiebigkeit, alle Männer waren davon entzückt, und Fürst Martin Lubomirski verliebte sich deshalb so leidenschaftlich in mich, daß er sich von seiner ersten Gemahlin scheiden ließ, um mir seine Hand anbieten zu können.

Und Du nahmst sie an?

Welche Frage? Der Fürst war jung, liebenswürdig, reich, ein Favorit des Königs, er liebte mich, und ich ihn, wir wurden also vermählt! Aber ach, meine Liebe, das Glück ist immer nur von kurzer

*) Wraxall II. p. 111.

Dauer, und die Liebe hat so leichte Schmetterlingsflügel, sie flattert weiter, wenn man es am wenigsten vermuthet. Mein zweiter Gemahl machte es wie mein erster, er bat mich um eine Scheidung, und ich durfte ihm nicht abschlagen, was ich dem Andern bewilligt hatte! Es ist ein abominables Geschlecht, die Männer, und kaum von mir geschieden, ist Fürst Lubomirski schon zum dritten Mal vermählt! *)

Polen ist verloren! seufzte die Gräfin traurig vor sich hin. Es geht zu Grunde an seinen eigenen Lastern! Wem nichts mehr heilig ist, der kann nicht fordern, daß seine Rechte Andern heilig sind. Polen ist verloren!

Au contraire, mein Herz, lachte die Dame. Es war nie glücklicher als jetzt, und nie gab es in Warschau glänzendere Feste. Ich sage Dir ja, die vielen Scheidungen veranlassen neue Vermählungsfeste, und deshalb schon begünstigt sie der König. Jeden Abend giebt es Bälle, Illuminationen, Maskenfeste, und man hört in den Palästen nichts als Jubel, Musik und Gläserklirren.

Und dennoch hast Du Dich entschlossen, Warschau zu verlassen? fragte die Gräfin mit einem Ton kalter Verachtung.

Ja, ich habe mich dazu entschlossen, seufzte die Fürstin. Ich gehe nach Italien! Ich wollte nicht gern sogleich mit der dritten Gemahlin des Fürsten am Hofe zusammentreffen, denn gestehe selbst, ma chère, es wäre ein kleines Ridicüle, da immer zwei Frauen mit ihren Männern zu begegnen, die einst Beide meine Männer gewesen, und mich verlassen haben! Ich hätte mich entschließen müssen, auch zum dritten Male zu heirathen, um meinen zwei Treulosen ein Paroli zu biegen. Und dagegen sträubte sich unglücklicher Weise mein Herz.

Du gehst also nach Italien nicht mit einem dritten Gemahl, Du gehst allein?

Nein, ma chère, ich gehe dahin mit meinem Geliebten! Ach, Anna, er ist schön, bezaubernd sogar, er malt zum Entzücken, so schön, daß die Kaiserin Katharina ihn sogar zu ihrem Hofmaler ernannt hat! — Ich liebe ihn grenzenlos! Ah, Du schüttelst Dein stolzes Haupt? Was willst Du, meine Liebe, le coeur est toujours vierge pour un nouvel amour!

---

*) Wraxall II. p. 110.

Wenn Du ihn grenzenlos liebst, warum heirathest Du ihn nicht?

Ich sage Dir ja, er ist ein Künstler, und nicht von Adel. Man liebt so Etwas, aber man heirathet es nicht! Ah bah, wie würden meine beiden Männer lachen, wenn ich meinen Fürstentitel aufgäbe, um die ehrbare Gattin eines Künstlers zu werden Die Fürstin Lubomirska eine Madame Wand, kurzweg Wand! Das ist eine Idee zum Todtlachen, chère Comtesse! Nein, nein, ich gehe mit ihm nach Italien!

So gehe, sagte Gräfin Wielopolska rauh, indem sie aufstand und ihre großen flammenden Augen mit dem Ausdrucke tiefster Verachtung auf die Fürstin heftete. Gehe, Du entartete Tochter Deines entarteten Vaterlandes, gehe nach Italien, trage unsere Schande und unser Unglück weithin in die Fremde, lache und juble, während Polen sich verblutet; genieße Dein leichtfertiges Glück, während Dein Vaterland zu Grabe getragen wird. Aber nimm auf Deinen Weg die Verachtung Deines Vaterlandes mit, die ich Dir verkünde, ich, eine Polin!

Sie wandte sich um, und verließ hochaufgerichtet und stolz das Gemach. Die Fürstin Lubomirska blickte ihr voll Erstaunen nach; dann auf einmal brach sie in ein lautes, fröhliches Lachen aus.

Welch eine pathetische Närrin! sagte sie aufstehend. Man sieht es wohl, daß kein reines Blut in ihren Adern fließt! Ihre Mutter war eine Sängerin, eine Theaterprinzessin, und die Tochter der Künstlerin erglüht in moralischem Zorn, weil eine Fürstin Lubomirska sich nicht herablassen will, einen Künstler zu heirathen! Quelle bêtise!

Und laut auflachend rauschte die Gräfin von dannen.

VI.

Eine schwere Wahl.

Gräfin Wielopolska hatte sich, als sie die Fürstin verließ, in ihr Kabinet zurückgezogen. Eine tiefe Verzweiflung, ein unaussprechlicher Jammer war in ihr; wie zerbrochen von Schmerz war sie auf einen Stuhl niedergesunken; die Hände in ihrem Schooß gefaltet, starrte sie mit weit geöffneten Augen in das Leere.

Sie hörte es nicht, wie sich hinter ihr die Thür leise öffnete, und

Matuschka hereintrat, sie sah nicht, wie die treue Dienerin sie mit zärtlichen, von Thränen umdüsterten Blicken anschauete. Erst als Matuschka dicht zu ihr herantrat, ihre Hand ergriff und sie an ihre Lippen drückte, erst da schreckte sie zusammen.

Was willst Du? fragte sie, wie aus tiefen Träumen erwachend.

Herrin, ich will fragen, was weiter aus uns werden soll? fragte Matuschka mit zitternder Stimme. Das Perlenhalsband ist aufgezehrt, das Diadem auch. Wir haben zweitausend Dukaten dafür erhalten, und haben kaum ein Jahr daran genug gehabt, denn wir verschmähen es, uns einzuschränken, wir leben, wie es der Gräfin Wielopolska wohl geziemt, aber wie man es nicht kann, wenn man von seinem Capital lebt. Oh, Herrin, hört doch auf die Worte Eurer alten Matuschka, beugt Euer stolzes Herz, lehrt es vernünftig sein, und sich fügen. Warum wollt Ihr Eure Armuth verbergen, warum soll der Kaiser nicht ahnen —

Still, unterbrach sie die Gräfin rasch, sprich nicht vom Kaiser, wenn Du von unserer Armuth redest! Es ist kein Geld mehr da! Nun wohl, nimm das Brillantdiadem, laß die Steine herausbrechen und falsche dafür einsetzen, verkaufe die Brillanten, nur sorge, daß ich das Diadem bald wieder erhalte. Die Brillanten sind schön, jeder Juwelier wird Dir dafür tausend Dukaten geben. Wir werden also ein zweites Jahr zu leben haben!

Und dann? fragte Matuschka mit einem leisen Schmerzensschrei.

Dann? wiederholte die Gräfin sinnend. Dann werden wir entweder glücklich sein, oder zu sterben wissen! Geh, Matuschka, nimm das Diadem; aber ich befehle Dir, daß Niemand erfährt, was Du thust, hörst Du, Niemand! Und sorge, daß ich morgen Abend das Diadem mit den falschen Steinen wiederbekomme; es ist morgen Soirée bei der Kaiserin, ich muß also meinen ganzen Schmuck wieder anlegen können! Hörst Du!

Den ganzen Schmuck von falschen Steinen und falschen Perlen! seufzte Matuschka. Ach, wie würde es den Kaiser schmerzen, wenn er das erführe, ihn, welcher Euch so gern helfen und beistehen möchte!

Still, still, wiederholte die Gräfin heftig. Habe ich Dir nicht schon gesagt, daß Du den Namen des Kaisers nicht nennen sollst, wenn Du von unserer Armuth sprichst? Gehe, gehe, Matuschka, verkaufe

die Brillanten und schaffe mir mein Diadem zu morgen Abend wieder herbei!

Ich gehe! sagte Matuschka, fast trotzig, und mit einem seltsamen, zürnenden Blick auf die Gräfin nahm sie aus dem Schmuckkasten derselben das Etui mit dem Brillantdiadem, und ging hinaus.

Draußen im Vorzimmer stand eine tiefverhüllte männliche Gestalt. Matuschka schien nicht überrascht davon, sie schritt vielmehr gerade auf dieselbe zu, und hielt ihr das geöffnete Etui entgegen.

Das Diadem! flüsterte sie leise. Ich soll die Steine ausbrechen und falsche dafür einsetzen lassen. Ich soll die Brillanten verkaufen, und der Gräfin zu morgen Abend das Diadem wieder herbeischaffen.

Wieviel glaubt die Gräfin für die Diamanten bekommen zu können? fragte der Herr leise flüsternd.

Tausend Ducaten, Sire!

Ich werde heute Abend die Summe hersenden. Bewahrt das Diadem bis morgen Abend, und stellt es ihr dann zurück. Wo ist die Gräfin?

In ihrem Kabinet, Sire!

Gut, ich gehe dahin! Laßt Niemand ein, so lange ich hier bin!

Er warf seinen Mantel ab, und schritt leichten Fußes durch das Vorzimmer hin. Ohne anzuklopfen öffnete er die Thür, und trat in das Gemach ein. Die Gräfin saß noch immer in tiefe Gedanken verloren da, sie starrte noch immer in die Weite, und horchte auf die traurigen und unheilsvollen Stimmen, welche in ihrem Herzen flüsterten.

Der Kaiser blieb einen Moment auf der Schwelle stehen, und seine großen blauen Augen richteten sich mit einem warmen, innigen Liebesblick auf die edle und schöne Erscheinung vor ihm, die kalt, unbeweglich und bleich wie ein Marmorbild sich ihm darstellte.

Gräfin Anna! sagte er dann leise, indem er näher schritt.

Sie stieß einen Schrei aus, und eine dunkle Purpurgluth übergoß auf einmal ihre Wangen.

Der Kaiser! rief sie, hastig aufspringend und sich zu ihm umwendend.

Ehren Sie mein Incognito immer noch nicht? fragte er, ihr seine beiden Hände darreichend. Bin ich für Sie immer noch der Kaiser und wollen Sie mich nicht annehmen als den Grafen Falkenstein?

Ist nicht der Kaiser derjenige, den der Priester auf der Kanzel, wenn er für das Wohl der Menschheit betet, gleich zuerst nennt? fragte die Gräfin mit einem bezaubernden Lächeln. Denken Sie also, mein Herz sei ein Priester, gönnen Sie es ihm, immer zuerst den Kaiser zu nennen, wenn es mit Gott spricht!

Oh, beim Himmel, wenn die Priester Ihnen glichen, rief der Kaiser lachend, dann würde ich nicht in Feindschaft mit ihnen leben, sondern würde sehr bereit sein, sie zu lieben. Kommen Sie, mein holder schöner Priester, ich vergebe es ihnen, daß Sie mich den Kaiser nannten, wenn Sie mich nur jetzt als Graf Falkenstein willkommen heißen wollen.

Willkommen, Herr Graf! sagte sie mit einem vollen freudigen Tone.

Gott sei gelobt, der Kaiser ist auf eine Stunde quittirt, sagte Joseph aufathmend. Er hat sich in seine Gemächer zurückgezogen und ruht dort aus von der Langweile, den Sorgen und Zwistigkeiten seines Tages! Ach, Gräfin, wie traurig und umnebelt das Leben doch ist, wie wenig Momente, wo die Sonne scheint!

Er ließ sich, wie erschöpft, auf den Divan niedergleiten, und lehnte sein Haupt müde in die Kissen zurück.

Gräfin Anna neigte sich über ihn und mit einem süßen Lächeln zu ihm niederschauend, flüsterte sie: was weiß denn die Sonne selber von ihrem Leuchten und ihrem Glanze? Sie empfängt nicht, sondern sie giebt nur Licht und Wärme. So geht's Ihnen, Graf! Wohin sie gehen, bringen Sie den Tag und das Licht, und doch klagen Sie.

Er ließ sein Haupt ruhen, aber er hob seine Augen zu ihr empor und schaute ihr tief und lange in das schöne, sanft geröthete Angesicht. Sie hielt seinen Blick aus und lächelte.

Ich bin da, sagte er endlich leise, nun, sagen Sie, ist es jetzt Tag in Ihrem Herzen?

Tag, heller, schöner Sonnentag! rief sie freudig. Alle verdorrten Blüthen meines Herzens heben langsam ihre müden Köpfe wieder empor, und öffnen sich wieder dem Leben und dem Licht. Oh mein Herr und mein Kaiser, es muß göttlich schön sein, so erhaben dazustehen auf der höchsten Höhe des Lebens und unberührt von ihren Schmerzen herniederzuschauen auf das Getriebe der Welt, sich bewußt zu sein, daß ein Wink des Auges, ein Wort, ein Lächeln genügt, um Thränen zu trock-

nen, Unglück zu lindern und Schmerzen vergessen zu machen. Welch ein großes beneidenswerthes Vorrecht der Fürsten, den Völkern, welche weinen, gleichsam vom Himmel hernieder das Glück zu geben!

Was ist Glück? fragte Joseph, leise das Haupt wiegend. Die Menschen jagen Alle dem Glücke nach, Jeder sucht es in seiner Weise, und noch Niemand hat es gefunden! Was ist Glück?

Glück ist, Großes wollen und vollbringen können, rief Anna begeistert, Glück ist, auf der Höhe des Daseins zu stehen, und den Millionen Menschen, welche ihr Heil suchen ohne es finden zu können, dasselbe aus freier Wahl und Entschließung zu geben; Glück ist, so gestellt zu sein, daß man den Völkern, welche leiden, Beistand gewähren, den Völkern, welche unterdrückt werden, die Freiheit bringen kann!

Mit einem Wort, sagte der Kaiser mit einem feinen Lächeln, Glück ist, Polen befreien und eine Armee gegen die tyrannische Kaiserin von Rußland marschiren zu lassen!

Ja, das ist Glück! jubelte die Gräfin, denn diese That würde Dem, der sie gethan, den Segen eines jammernden, verzweifelnden und doch heldenkühnen Volkes gewinnen; diese That würde ihn zu einem Messias der gekreuzigten Freiheit erheben, und durch alle Zeiten hindurch würde der Menschheit sein Bild entgegen strahlen, umleuchtet von der Glorie der Volksfreiheit. Oh mein Kaiser, welch ein glückseliges Geschöpf wäre ich, wenn ich Ihr Bild so in der heiligsten Glorie mir leuchten sähe!

Und mit einer unnachahmlichen Grazie nahm sie seine Hand und drückte sie mit einem bezaubernden Lächeln an ihren Busen. Aber der Kaiser entzog sie ihr sanft.

Still, Gräfin, still, sagte er, sprechen wir nicht mehr von Politik! Gerade um sie zu vergessen, flüchte ich mich zu Ihnen! Mein Gott, lassen wir doch diese verwitterte und verdrießliche alte Dame in unserer Hofkanzlei oder im Kabinet der Kaiserin ihre sibyllinischen Weisheitsbücher entfalten, und ihren alten Weiberklatsch für erhabene Klugheit ausgeben. Aber was wollen Sie mit ihr! Wissen Sie nicht, daß man sagt, das Begegnen eines alten Weibes bringe Unglück? Nun also, weichen wir ihr aus, der Dame Politik, denn ich möchte einen Moment des Glückes genießen, des Glückes an Ihrer Seite, Anna!

Die Gräfin ließ sich mit einem mühsam unterdrückten Seufzer neben dem Kaiser auf dem Divan nieder, und wandte ihr schönes bleiches Gesicht mit einem seltsamen Ausdrucke zu ihm hin.

Der Kaiser nickte ihr lächelnd zu, und ließ sein Haupt immer noch ermattet in den Kissen ruhen. Wie süß diese Stille ist, sagte er nach einer Pause. Ach, Anna, Sie wissen nicht, wie sehr ich mich den ganzen Tag über nach diesem Momente des Friedens und der Erholung gesehnt habe.

Und doch sind Sie so spät gekommen, Graf! flüsterte sie mit einem Ton leisen Vorwurfs.

Ich habe einen Umweg gemacht, sagte der Kaiser lächelnd, bin in mehrere Fiacres gestiegen, hierhin und dorthin gefahren, um meine Späher in die Irre zu führen; denn Sie wissen es ja, ich bin immer von Spähern umgeben, und ich will nicht, daß diese mit ihren lästernden Augen mir dieses Heiligthum hier verdüstern sollen! Sie würden das nicht verstehen, was sie erspäheten, und diejenigen, denen sie ihren Bericht abstatten müssen, würden's auch nicht verstehen! Die Menschen sind so geartet, daß sie immer das Schlimme argwöhnen, und diejenigen, welche sich selber für tugendhaft und unschuldig erklären, argwöhnen bei Andern immer am schnellsten das Laster und die Schuld! Deshalb möchte ich mich immer mit einem unsichtbar machenden Mantel umgeben, wenn ich zu Ihnen gehe! Oder meinen Sie, daß auch nur Einer an dem keuschen und tugendhaften Hofe meiner Mutter es glauben würde, was er hier sehen könnte! Meinen Sie, daß man es für möglich hielte, daß eine reine keusche Freundschaft allein uns verbindet, daß ich hierher komme, um mich zu erquicken an Ihrem Anschauen, mich aufzuheitern im Gespräche mit Ihnen, mich zu erheben, indem ich Ihrem himmlischen Gesang zuhöre? Meinen Sie, daß Einer es begreifen würde, wie Sie mir in himmlischer Güte gestatten, vor Ihnen mein bischen erborgte Majestät und meinen durchlöcherten Purpurmantel abzulegen, um hier nur ein Mann ohne alle Ostentation und ohne alle Macht zu sein, ein Mann, der Ihnen nichts weiter ist, als ein langweiliger Freund, den Sie aufzuheitern streben, und dem Sie nicht einmal das Glück dafür gönnen, Ihnen in irgend einer Weise dankbar sein zu dürfen? Mein Gott, Gräfin Anna, wodurch auch habe ich diese edle, großmüthige

und uneigennützige Freundschaft verdient, die immer nur giebt und nichts empfangen will?

Wodurch habe ich die Ihre verdient? fragte sie mit einem köstlichen Lächeln. Und dann? Wer sagt denn, daß ich uneigennützig bin? Ein Tag mag kommen, wo ich Ihnen zeigen werde, wie tief und überschwänglich ich auf Ihren Beistand gerechnet habe, wie sehr ich auf Ihre Hülfe zähle!

Aber nicht wahr, Sie haben mir nicht um diesen Tag, welcher einst kommen kann, Ihre Freundschaft zugewendet? fragte der Kaiser, und seine Augen hefteten sich mit einem tiefen forschenden Blick auf ihr schönes bleiches Angesicht.

Die Gräfin schlug vor diesem Blick die Augen nieder, und der Schimmer eines Erröthens flog über ihre durchsichtigen Wangen hin.

Sie mißtrauen mir? fragte sie mit leiser, zitternder Stimme.

Geben Sie mir Beweise, daß Sie mir vertrauen, sagte Joseph, indem er sich aus seiner ruhenden Stellung aufrichtete und die Hände der Gräfin ergriff. Gestatten Sie mir, Ihnen endlich etwas sein, etwas gewähren zu können! Sie nennen mich Ihren Freund, nun wohl, gewähren Sie mir das Vorrecht der Freundschaft, Ihnen beistehen zu können, Ihnen zu nützen in den ganz elenden und erbärmlichen Sorgen der Existenz. Ich will Ihnen einmal beweisen, wie sehr ich Ihnen vertraue, indem ich ganz offen und rückhaltlos mit Ihnen spreche! Anna, Sie sind in Sorgen um Ihre Existenz, Sie bedürfen der Hülfe und wenden Sich nicht an mich! Sie leben wie ein tollkühner Verschwender von Ihrem Capital, und wenn dies aufgezehrt ist, werden Sie am Rande eines Abgrundes stehen. Anna, warum erlauben Sie mir nicht, Ihnen die Hand zu reichen, bevor Sie da angekommen sind, warum gestatten Sie mir nicht, Ihnen das zu ersetzen, was die rohe Gewalt der russischen Kaiserin Ihnen genommen hat?

Sie irren Sich, Sire, sagte die Gräfin, stolz ihr Haupt schüttelnd. Ich kenne keine Sorgen und keine Noth, meine Existenz ist gesichert, und es bedarf deshalb keiner Beunruhigung. Die Kaiserin von Rußland hat meine Güter mit Beschlag belegt, aber ich hatte in kluger Voraussicht viele Kapitalien im Ausland deponirt, und diese sichern mir die Existenz. Und dann, habe ich nicht meinen Schmuck? Oh, Ew.

Majestät können wohl überzeugt sein, daß ich, wie viele andere Sorgen auch mein Herz bestürmen mögen, doch keine Nahrungssorgen kenne. Würde ich sonst nicht gezwungen sein, meine Brillanten und Perlen zu verkaufen? Nun denn, Sie sollen morgen sehen, daß ich genug Existenzmittel habe, denn ich werde morgen meinen ganzen Schmuck anlegen, den kostbaren Familienschmuck meines Hauses, und Sie werden sehen, daß er noch unversehrt ist.

Lügnerin! sagte der Kaiser traurig.

Weshalb nennen Sie mich so?

Weil Sie die Unwahrheit sagen!

Die Unwahrheit, Sire?

Ja, Gräfin, aber ich will Ihnen die Wahrheit sagen! Hören Sie nur.

Er neigte sich dichter an ihr Ohr. Ihre Brillanten sind falsch, flüsterte er, statt der echten Perlen haben Sie unechte einsetzen lassen, und nicht ein einziger Stein Ihres Diamantendiadems ist mehr echt.

Die Gräfin stieß einen Schrei aus, und senkte beschämt und trostlos ihr Haupt auf ihre Brust. Der Kaiser legte sanft seinen Arm um ihren Nacken.

Jetzt, Anna, sagte er mit tiefem leidenschaftlichen Tone, jetzt, da Sie sehen, daß ich Alles weiß, jetzt, da ich Ihr Geheimniß kenne, jetzt gönnen Sie mir das Glück, Ihnen helfen zu können. Beschämen und demüthigen Sie mich nicht so sehr, daß Sie mich nun noch von Sich weisen, daß Sie in Ihrem Stolze mich zu gering achten, Ihnen helfen zu dürfen. Mein Gott, Sie, welche elenden Krämern und Juwelieren vertrauen, indem Sie an dieselben das Geheimniß Ihrer Armuth verrathen, Sie wollten mich geringer in Ihrem Vertrauen stellen als diese? Oh, Anna, übertragen Sie mir die Sorgen für Ihre Existenz, mir allein!

Nein, nein, rief sie heftig. Das hieße einen Flecken auf unser Verhältniß werfen. Man kann von einem Fremden annehmen, was von einem Freund anzunehmen eine Demüthigung wäre!

Aber was man einem Freunde verweigert, würde man einem Geliebten bewilligen, rief Joseph ungestüm. Oh, Anna, wenn Sie mich liebten, würde ich das Recht haben, für Sie zu sorgen, wenn Sie mich liebten, würden Sie diesen elenden Stolz fahren lassen, würden Sie

großmüthig mir gönnen, diese niedern kleinen Sorgen von Ihrem stolzen Haupt fern zu halten. Wenn Sie mich liebten, wie ich Sie liebe, würde diese elende Frage des Mein und Dein uns nicht diese schönen Momente des Beisammenseins trüben. Ja, es ist einmal gesagt, und so mögen Sie es wissen, ich liebe Sie, Anna, und weil ich Sie liebe, kenne ich Ihnen gegenüber keinen Stolz mehr, bettle ich demüthig vor Ihnen um das, was kostbarer ist als alle Brillanten und alle Perlen der Erde, bettle ich um Ihre Gegenliebe. Anna, wollen Sie dem armen, kaiserlichen Bettler dies größte und herrlichste Geschenk versagen? Oh, Anna, lassen wir diese falsche Stellung, welche wir zu einander haben, aufhören! Es giebt keine Freundschaft zwischen Mann und Weib, es ist eine Lüge, welche die Lippen sprechen, wenn das Herz nicht den Muth hat, die Wahrheit zu sagen! Mein Herz aber hat den Muth: Ich liebe Sie, Anna! Werden auch Sie jetzt den Muth haben, mir zu antworten?

Sie hatte ihm immer noch gesenkten Hauptes schweigend zugehört, jetzt hob sie langsam ihr Antlitz empor, welches wie in himmlischer Begeisterung strahlte.

Ja, sagte sie, ich habe den Muth. Ich liebe Sie, ja, ich liebe Sie unaussprechlich, ewig!

Er schloß seine beiden Arme um ihren Nacken und sagte, ihr fest in's Antlitz sehend: Sie sagen es, aber ich will von diesem stolzen Herzen einen Beweis haben, daß es die Wahrheit ist, welche diese Lippen sprechen. Von dieser Stunde an übertragen Sie mir das Recht, für Ihre Existenz zu sorgen und Ihr Schatzmeister zu sein?

Nein, sagte sie, das wäre kein Beweis meiner Liebe, sondern eine Entehrung. Ich liebe Sie, oh ich liebe Sie fest und stark, dies sei Ihnen genug!

Worte, Worte, sagte er heftig, ich aber will Thaten! Oh haben Sie doch Nachsicht mit mir, Anna! Die Welt, in der ich lebe, hat mich das Mißtrauen gelehrt, ich glaube keinen Worten mehr, ich glaube nur Thaten! Von Andern würde das, was ich von Ihnen begehre, nicht ein Beweis der Liebe, sondern des Eigennutzes sein! Ihr stolzes Herz aber ist nach andern Gesetzen zu beurtheilen, und was bei Andern Eigennutz wäre, verwandelt sich bei Ihnen in einen Beweis der Liebe. Habe ich das Recht für Ihre Existenz zu sorgen? Geben Sie es mir?

Ich kann nicht, klagte sie leise, nein, ich kann nicht.

Dann, sagte er fast rauh, dann lieben Sie mich nicht!

Ich liebte Sie nicht? rief sie zusammenzuckend. Ja, ich liebe Sie! Und weil Sie denn meinen, daß die Liebe mein Herz beugen muß, so soll es sich vor Ihnen beugen. Ja, ich will von Ihnen Hülfe und Beistand annehmen, ja, ich will mir meine Liebe belohnen lassen, ja ich will im Namen meiner Liebe Geschenke annehmen! Oh, Sire, ich liebe Sie, hören Sie es wohl, ich liebe Sie! Und kraft meiner Liebe fordere ich Beweise Ihrer Liebe, fordere ich Geschenke. Hülfe für Polen, Sire, Rettung für mein Vaterland! Es ist umgeben von Feinden, seien Sie ihm ein Freund! Es schreit zum Himmel empor um Hülfe, hören Sie seinen Hülferuf, da Gott ihn nicht hören will! Hülfe für Polen, Sire, es ist bedroht von Rußland und Preußen, es wird unter den Füßen dieser beiden Mächte zertreten werden, wenn Oesterreich sich nicht seiner erbarmt, wenn Oesterreich nicht das Banner emporhebt, um die Freiheit eines unglücklichen zerschmetterten Volkes zu vertheidigen! Polen wird gerettet sein, wenn das edle, das großmüthige Oesterreich sich seiner erbarmt.

Oh, rief der Kaiser finster, Sie nennen mich Oesterreich, und Sie lieben mich, weil Oesterreich eine Armee hat, welche allerdings wohl im Stande ist, den Armeen Rußlands und Preußens entgegen zu treten! Es ist Oesterreich, welches Sie in mir lieben, nicht Ich selber, und Sie lieben Oesterreich, weil es Polen Hülfe bringen soll!

Ich liebe Sie, weil ich in Ihnen den Retter meines Vaterlandes sehe, rief sie begeistert.

Ah, deshalb! sagte er fast spöttisch.

Die Gräfin in ihrer glühenden Begeisterung achtete nicht darauf. Ich liebe Sie, fuhr sie fort, weil Sie für mich der Messias sind, welchen Gott meinem Vaterlande gesandt hat, und weil ich weiß, daß Sie es erlösen werden. Oh mein Gott, bis ich Sie kannte, liebte ich nichts als mein Vaterland, nichts als Polen, ihm gehörte jeder Schlag, jeder Seufzer meines Herzens. Meinem Vaterlande gehörte jeder Gedanke, jede Sehnsucht meiner Seele. Polen wieder frei, glücklich und groß zu sehen, das war das einzige Gebet, welches ich am Abend und am Morgen zum Himmel emporsandte. Seit ich Sie kenne, Sire, gleiche ich einer Vestalin, welche das heilige Feuer, das bis dahin auf dem

Altar ihres Herzens brannte, schlecht behütet hat, bin ich wie eine treulose Nonne, die dem keuschen Gelübde untreu geworden und den himmlischen Bräutigam verlassen hat um einer irdischen Liebe willen. Oh Sie, Sie allein können mich mit Gott, meinem Gewissen und meinen gebrochenen Gelübden versöhnen, Sie allein. Ich habe am Grabe meiner Mutter geschworen, nur für Polen zu leben, nur dem Vaterlande meine Gedanken, meine Sehnsucht, mein Wollen und mein Handeln zu weihen! Ich habe meinen Schwur gebrochen, denn Ihnen gehören jetzt meine Gedanken, meine Wünsche, Ihnen meine Träume, meine Hoffnungen und meine Sehnsucht. Oh mein Held und mein Kaiser, versöhnen Sie mich mit meinem Gewissen! Bringen Sie Polen Hülfe und Rettung, und dann an dem Tage, an welchem Ihre Soldaten mit flatternden Fahnen ausziehen, meinem Vaterlande zu Hülfe, an dem Tage werde ich das glückseligste Weib sein, denn ich werde zu den Füßen meines Geliebten niedersinken, und werde zu ihm sagen: Da bin ich, nimm mich hin! Laß mich Dein Weib sein! Für mich giebt's keine Ehre mehr, außer in Dir, kein Glück mehr, außer in Deiner Liebe.

Ach, Sie wollen so weit gehen, rief der Kaiser mit einem grausamen Lachen, Sie, welche so stolz sind, so erhaben und unnahbar, Sie wollen Sich selber verkaufen, um Polen mit Ihrer Unehre und Schmach Soldaten zu kaufen! Ah, ich durchschaue jetzt Ihren ganzen Plan, und ich mache Ihnen mein Compliment, er war fein angelegt! Sie kamen zu mir, weil Sie im vollen Gefühl Ihrer Schönheit und Ihrer Unwiderstehlichkeit meine Liebe gewinnen wollten, um damit Ihrem Vaterland ein Hülfscorps zu gewinnen. Ihre Liebe war ein Rechenexempel der Politik, nichts weiter!

Oh, Sire, rief sie entsetzt, Sie verachten mich also!

Nein, sagte er, ich verachte Sie nicht, aber ich kann Sie nicht loben, denn Ihr Rechenexempel war falsch! Die Hälfte desselben ist richtig, Sie hatten berechnet, daß ich Ihrer Schönheit, Ihrer Anmuth, Ihrem Geist nicht widerstehen würde. Und das ist wahr, ich habe mich fangen lassen in den goldenen Netzen, welche Sie mir gestellt haben. Ich liebe Sie, liebe Sie von ganzer Seele!

Und ich, habe ich Ihnen nicht gesagt, daß ich diese Liebe mit aller Gluth meines Herzens erwiedere? rief sie freudestrahlend.

Still, rief er, lassen Sie mich erst zu Ende kommen! Die andere Hälfte Ihres Rechenexempels war falsch! Sie haben gesagt: „er wird mich lieben, und dann wird er mir nichts versagen können, dann werde ich seine Hülfe für Polen begehren, und er wird sie mir gewähren müssen, weil er mich liebt!“ Da liegt der Fehler! Ich liebe Sie, und ich schwöre, daß ich als Privatmann Alles thun möchte, um Sie glücklich zu machen! Aber als Kaiser darf ich es nicht, und wie sehr mein Herz Ihnen gehört, mein Kopf gehört meinem Vaterlande, ihm allein! Wenn es sich um das Wohl meines Vaterlandes handelt, dann bin ich nicht der Joseph, welcher Sie liebt, dann bin ich der Kaiser von Oesterreich, welcher vor allen Dingen das Wohl und die Größe seines Landes in's Auge fassen muß, und sich durch keine Nebengedanken und keine egoistischen Wünsche darin beirren lassen darf!

Sire, ich fordere und erflehe ja auch nichts, was Oesterreich Schaden bringen könnte. Ich fordere ja nur Hülfe für Polen!

Und wer sagt mir, daß diese, Polen dargebrachte Hülfe, Oesterreich nicht Schaden bringt? Wer bürgt mir dafür, daß diese Hülfsleistung mich nicht in einen Krieg mit Rußland und Preußen verwickelt, der für Oesterreich mit einer Demüthigung enden kann, der Oesterreich so sehr schwächt, daß es ruhig und theilnahmlos nachher zusehen kann, wie sich die starken Nachbarn die ihnen nun rettungslos verfallene Beute Polen theilen, ohne Oesterreich ein Stück von dieser Beute zu lassen?

Polen theilen! rief sie mit einem Aufschrei des Entsetzens. Das ist das fürchterliche Wort, das wie Rabengekrächze jetzt durch die Luft über Polen dahinbraust. Und Sie, Sire, Sie könnten Theil an diesem fürchterlichen Raub nehmen? Nein, nein, Sie sehen es wohl, das Entsetzen hat mich unsinnig gemacht, und ich lästere Sie. Nein, nimmermehr wird der große, der edle Joseph Theil nehmen wollen an dem unnatürlichen Raub, nimmermehr wird er sich mit Denen verbinden, welche Polen jetzt zerfleischen und hetzen, um, wenn es blutend zusammen sinkt, den Edelhirsch zu tödten und in Stücke zu zerschneiden!

Ich werde thun, was ich meinem Reich und meiner Stellung schuldig bin, sagte der Kaiser feierlich, ich werde thun, was die Politik, die Klugheit und der Wille meiner Mutter mir vorschreibt! Ach Anna,

Anna, wie schmerzlich traurig ist es, daß wir dahin gekommen sind, das Geständniß unserer Liebe mit Erörterungen der Politik zu entweihen! Nehmen Sie Ihr Wort zurück! Sie haben eine Unwahrheit gesprochen! Sie lieben mich nicht, denn ein Weib, welches liebt, hat kein Vaterland, keinen Gott, keine Politik mehr. Sie geht auf in Liebe, und das Herz ihres Geliebten, das allein ist ihre Heimath und ihr Vaterland! Ein Weib, welches liebt, kennt nur eine Pflicht: ihren Geliebten glücklich zu machen!

Ich liebe Sie! rief sie leidenschaftlich, ja ich liebe Sie! — Und vor ihm niedersinkend, faltete sie die schönen vollen Arme über seinen Knieen zusammen und blickte mit einem strahlenden, bezaubernden Lächeln zu ihm empor. Hülfe für Polen, flüsterte sie, und ich bin Dein, auf ewig Dein! Gieb mir zur Morgengabe Deiner Liebe Rettung für Polen, und nimm dafür das Weib, nimm die Geliebte!

Die Liebe handelt nicht, sagte der Kaiser in flammendem Zorn. Wenn das Weib liebt, muß es sich beugen in Demuth, und den Geliebten anerkennen als ihren Herrn. Wenn sie das nicht thut, liebt sie nicht! Ich frage Dich zum letzten Male, liebst Du mich?

Ja, ich liebe Dich!

So sei ein Weib, und gieb Dich Deiner Liebe hin! Weg mit der Politik, weg mit dem Vaterland! Was kümmert Dich Polen, was kümmert Dich die ganze Welt! Komm in meine Arme, mein Herz schreit nach Dir, komm und erlöse es! Komm, ohne Bedingungen und ohne Vorbehalt! Ich kann Dir nicht versprechen, Dein Polen zu retten, ich darf es nicht, aber das kann ich Dir versprechen, daß ich Dich glücklich machen will!

Sie schüttelte traurig ihr Haupt, indem sie sich langsam von ihren Knieen erhob. Mich glücklich machen, sagte sie. Für mich giebt's kein Glück, wenn Polen weint!

Sag' das noch einmal, und wir sind getrennt für ewig! rief er, sie mit flammenden Augen ansehend.

Ich sag's noch einmal, erwiederte sie mit stolzer Ruhe, es giebt für mich kein Glück, wenn Polen weint!

Und wenn ich nicht bereit bin, Polen zu Hülfe zu eilen, zu seiner Rettung das Blut meiner Soldaten, die Ruhe und den Frieden meines Volkes zu opfern, dann glauben Sie nicht an meine Liebe? Ah, Ma-

dame, Sie wollen mir nicht das kleinste Opfer bringen und Sie fordern von mir, daß nicht ich, der Mann, sondern, daß Ich, der Kaiser, mich Ihnen unterwerfe! Gehen Sie mir voran in der Unterwerfung! Beugen Sie ihren Stolz, Anna, geben Sie mir ein Zeugniß Ihrer Liebe, indem Sie mir gestatten für Sie zu sorgen, und Sie reich und unabhängig zu machen!

Lassen Sie das Glück Polens meine Mitgift sein, und nehmen Sie dafür das Weib! rief sie flehend.

Es ist genug! sagte der Kaiser düster. Stolz gegen Stolz! Wir sind geschieden, denn zuerst verlange ich von dem Weibe, daß sie sich in Liebe unterwerfe. Sie aber wollen aufrecht stehen, und Ihre Bedingungen machen, ehe Sie Ihrem Herzen folgen! Das ist nicht weiblich, und darum ist es auch nicht schön! Und mich schmerzt es bitterlich, einen Flecken auf Ihrer Schönheit zu sehen. Aber ich werde diesen Schmerz überwinden, weil ich muß! Geben Sie mir Ihre Liebe ohne Bedingungen, und ich bin der glücklichste Mann! Mit Bedingungen muß ich sie zurückweisen. Nie wird die Liebe einer Frau Einfluß gewinnen auf meinen Willen und auf meine Politik. Wenn ich darüber die Frau und die Liebe verlieren muß, ich kann's nicht hindern, sondern muß das zu den Opfern legen, die der Mann dem Kaiser darbringt. Glauben Sie mir, Anna, in dieser Stunde bringe ich ihm ein schweres Opfer, und mein Herz blutet.

Und mein Herz? rief sie außer sich, indem ein Strom von Thränen aus ihren Augen hervorstürzte.

Ihr Herz ist ein stolzes Herz, und es wird sich trösten, sagte er mit einem traurigen Lächeln. Kehren Sie zu Ihrer einzigen Liebe, zu Ihrem Vaterland zurück, ich werde Ihrem Beispiel folgen, und hinfort auch nur meinem Vaterlande leben! Meinem Vaterland und meiner Pflicht! Leben Sie wohl, denn ich erinnere mich eben zur rechten Zeit, daß es in meinem Vaterland Viele giebt, welche weinen, leiden und entbehren, und welche, weniger stolz als Sie, meine Hülfe annehmen werden. Den Leidenden zu Hülfe zu eilen, das sei mein Trost für diese Stunde! Leben Sie wohl, Gräfin Wielopolska, in dieser Nacht noch verlasse ich Wien. Mein Volk in Böhmen schreit nach Hülfe, denn der Hunger frißt in seinen Eingeweiden! Ich will zu meinem böhmischen

Volk, und wenn's mir gelingt, da Thränen zu trocknen, so wird's mir wohl verziehen sein, daß ich in diesem Augenblick Thränen vergießen machte! Leben Sie wohl!

Er nickte ihr leicht mit dem Kopf seinen Gruß entgegen, und durchschritt das Gemach, um hinaus zu gehen.

Sie schaute ihm nach mit entsetzten Blicken, den Mund wie zu einem Schrei geöffnet, der auf ihren Lippen erstarrt war.

An der Thür wandte sich der Kaiser noch einmal zu ihr um, und heftete auf sie einen langen traurigen Scheideblick.

Leben Sie wohl, Anna, sagte er tiefbewegt.

Sie antwortete noch immer nicht, sie stand wie erstarrt.

Der Kaiser öffnete die Thür und schritt hinaus.

Jetzt, als sie ihn nicht mehr sah, als die Thür sich hinter ihm schloß, stieß sie einen leisen Schrei aus. Mit einer zuckenden Bewegung, als empfände sie da einen furchtbaren Schmerz, drückte sie ihre beiden Hände auf ihr Herz.

Mein Gott, ich liebe ihn, murmelte sie leise, und wie eine geknickte Lilie neigte sie ihr bleiches Haupt und sank ohnmächtig nieder.



Druck von C. Guthschmidt & Comp. in Berlin, Lindenstraße 81.

Drittes Buch.

Polen und Jesuiten.

I.

Hungersnoth in Böhmen.

Der Nothschrei des zur Verzweiflung getriebenen Böhmenvolkes war endlich hingedrungen bis nach Wien, und hatte das Ohr und das Herz des Kaisers getroffen! Joseph war nach Böhmen geeilt, um seinem armen, von Hunger und Krankheit verwüsteten Lande Hülfe und Linderung zu bringen.

Diese Nachricht war der erste Trost, welcher den verzweifelnden, bis auf's Aeußerste getriebenen Böhmen inmitten ihrer Trübsal und ihres Jammers wieder eine Hoffnung gab. Der Kaiser selbst wollte nach Böhmen kommen, und wenn er ihre Noth gesehen, dann mußte sein großmüthiges Herz auf Abhülfe sinnen!

Groß und fürchterlich allerdings war die Noth. Die Mißerndten zweier Jahre hatten ganz Deutschland in Sorge und Trübsal gebracht, aber sie hatten vor allen Dingen maßloses Elend über Böhmen und Mähren gehäuft, weil dort zu dem Mißwachse des Korns sich noch das Elend fürchterlicher Ueberschwemmungen gesellte, die alle Aecker und Gärten, und außer dem Korn auch alle Gemüse und Früchte zerstört hatten.

Die Aecker glichen daher nur großen wüsten Todtenäckern, und aus den Hütten der Bauern erschallte nur Jammer und Klagegeschrei, in den Ställen fehlte das Vieh, wie in den Scheuern das Korn, unbenutzt stand der Pflug in den offenen Wagenschauern, denn Niemand bestellte den Acker mehr, es fehlte an Saatkorn, es fehlte an Vieh, um den Pflug zu ziehen, an Knechten und Mägden, um das Land zu bestellen, denn man hatte kein Futter, um das Vieh zu nähren, kein Geld, um hülfreiche Hände zu bezahlen. Jeder war einsam in seinem Elend, verlassen in seinem Jammer, und in dem Egoismus seiner Leiden hielt Jedermann sich selbst für den Unglücklichsten, und klagte die Andern an, daß sie ihm den Beistand entzögen, den er selber wiederum Andern auch nicht gewährte.

Und das Elend, welches auf dem Lande, in den Hütten der Bauern und auf den überschwemmten und verwüsteten Aeckern geboren war, es

wuchs und ward größer mit jedem Tage, es wanderte endlich von den Dörfern aus in die Städte, und lehrte die armen Städter, die armen Arbeiter und Tagelöhner, die armen Handwerker und kleinen Kaufleute, lehrte alle Diejenigen, welche in den Städten in engen Gassen und dumpfen niedrigen Zimmern wohnten, das Lied des Jammers und der Wehklage, welches zuerst auf den Dörfern erklungen war, das Lied nach Brot und Nahrung!

Brot! Brot! Das war der Sehnsuchtsruf, den man jetzt auf den Gassen von hundert und aber hundert bleichen Jammergestalten vernahm, von Greisen und Kindern, von Männern und Frauen, die den Vorübergehenden ihre abgemagerten, zitternden Hände entgegenstreckten. Brot! Brot! Das war der Verzweiflungsschrei, der da draußen auf den Dörfern über die Stoppeln der Aecker, und durch die dunklen Räume der öden Scheuern dahin fuhr, den die bleichen Lippen der Bauern wiederholten, die matt und trostlos sich hinaus geschleppt hatten bis zur Seite der Landstraße, um dort zu warten auf das Vorüberkommen irgend eines Reisenden, der, glücklicher als sie, diese Gegend des Jammers verlassen wollte, und vielleicht ihnen zum Dank für seine Rettung aus solcher Noth eine milde Gabe spenden mochte.

Da lagerten sie am Wege, diese vom Hunger und Verzweiflung entnervten Leute, da schauten sie mit gierigen Blicken die Landstraße hinunter, spähend nach irgend einem Wagen, einem Reiter, der des Weges daher kommen möchte. Es ist die Straße, welche nach Prag führt, und sonst verging keine Stunde, ohne daß mehr als eine elegante Equipage, mehr als ein stolzer Cavalier des Weges daher kam, um nach Prag zu gehen, der schönen und glänzenden Hauptstadt des Böhmerlandes.

Aber jetzt waren die Landstraßen leer, denn in Prag auch hatte der Hunger seinen Einzug gehalten, und Niemand mochte mehr hinreisen nach dieser Stadt, wo Tausende jetzt das Lied des Elends wiederholten, welches aus den Dörfern erklungen war, wo Tausende schrieen und jammerten nach Brot!

Und doch war diese Landstraße nach Prag jetzt die einzige Hoffnung dieser armen Leute, welche da an beiden Seiten des Weges in dem Graben lagen und nur noch auf irgend einen Zufall harrten, der ihnen augenblickliche Linderung bringen möchte. Es waren ihrer gegen

hundert Menschen, ein ganzes Dorf war es, das sich da gelagert hatte. Gruppenweise, wie sie vordem in ihren Hütten gewohnt, lagen sie bei einander, der hohe Himmel da droben war jetzt ihres Zimmers Decke, der kahle Erdboden war jetzt ihre Lagerstätte, die ganze weite Welt war jetzt ihr Haus. Sie waren herniedergestiegen aus dem Erzgebirge, um bei den Bewohnern der Thäler sich Hülfe zu suchen, aber sie hatten da denselben Jammer wiedergefunden, der sie fortgetrieben aus ihrem Gebirgsdorf, und mit Hohn und Zorn waren sie fortgewiesen aus den Dörfern, wo Jeder genug zu thun hatte mit seinem eigenen Jammer, und in seinem verdorrten Herzen kein Mitleid mehr auftreiben konnte mit Anderer Leid.

Sie hatten den ganzen Tag da gelegen, und kein einziger Wagen war gekommen, keine einzige hülfreiche Hand hatte sich ihnen entgegen gestreckt. Die heiße Sonne des Mittags hatte auf ihren Scheiteln gebrannt, aber sie hatten es nicht gemerkt, denn glühender noch brannte der Hunger in ihren Eingeweiden; jetzt begann die Sonne sich zu neigen, und der Abendwind fächelte mit kühlendem Hauch ihre Häupter, aber sie fühlten keine Linderung, denn die Schmerzen in ihrem Innern waren immer glühender geworden.

Die Welt ist erstorben und leer geworden, klagte eine alte Frau, die Großmutter eines ganzen Geschlechts, das wimmernd und heulend um sie her lagerte. Da war ihr Sohn und seine Gattin, einst ein so stattliches Paar, jetzt ausgemergelt zu blassen Jammergestalten, da waren ihre sechs kleinen Enkelkinder, einst so liebliche rothwangige Geschöpfchen, wie die flatternden Engel auf dem Altarbild in der Dorfkirche, jetzt bleiche Schattengestalten, mit hohlen Augen und schlotternden Gliedern. Der Hunger hatte ihnen die Jugend, die Schönheit und die Energie genommen, der Hunger hatte nicht blos ihre Körperkraft gebrochen, sondern auch ihre Seele gebeugt.

Die Welt ist erstorben und leer geworden, wiederholte die alte Frau mit so lautem, schreienden Schmerzenstone, daß es weithin erklang, und das Ohr selbst des Letzten dieser vom Elend darnieder Gemähten erreichte, und wie ein tragischer Chor tönte es auf einmal von Aller Lippen: Die Welt ist erstorben und leer geworden!

Aber auch der Himmel ist leer geworden, schrie ein alter Mann

herüber von der andern Seite der Straße, wo er im Graben mit seiner verschmachtenden Familie lagerte. Ja, auch der Himmel ist leer geworden, sage ich, denn gäbe es einen Gott da droben, so müßte er unsers Jammers sich erbarmen. Aber es giebt keinen Gott mehr im Himmel!

Es giebt keinen Gott mehr im Himmel! schrie, heulte und wimmerte der Chor der verzweifelnden hungernden Menge.

Still, still, Ihr Freunde, versündigt Euch nicht! rief die alte Großmutter, und indem sie mit ihrer letzten Kraft sich aus ihrer ruhenden Stellung aufrichtete, breitete sie ihre Arme wie beschwichtigend aus über das Meer dieses Jammers, welches sie umfluthete, als wolle sie ihm gebieten stille zu stehen und rückwärts zu fluthen.

Still, Vater Martin, still, sagte sie laut und mächtig. Es giebt einen Gott, aber er schaut eben nicht auf uns, und seine Hand hat sich von uns gewendet. Laßt uns beten, beten, daß er sein Antlitz wieder auf uns richte, und sehe, was wir leiden! Laßt uns beten, daß er uns Hülfe sende in unserer Noth! Hört auf meine Stimme, Ihr Alle, laßt uns beten, dann wird Gott uns Hülfe senden!

Sie warf sich wieder auf ihre Kniee, und hingerissen von ihrer Begeisterung und Zuversicht, folgten Alle ihrem Beispiele. Die Greise und Kinder, die Männer und Frauen erhoben sich aus ihrer ruhenden Stellung, um ihr Knie zu beugen, um ihre Hände und ihre thränenlosen Blicke aufzuheben zum Himmel und zu Gott zu beten um Hülfe und Beistand.

Aber das Gebet war längst verstummt, die Knieenden waren längst wieder hingesunken, und noch immer zeigte sich keine Hülfe und keine Rettung.

Du siehst es, Mutter Elisabeth, zürnte der alte Vater Martin, Dein Gebet hat nichts geholfen, der Himmel ist leer! Wir müssen sterben.

Ja, wir müssen sterben! heulte und wimmerte der ganze Chor, aber diese augenblickliche Aufregung, dieses letzte Aufflammen ihres Geistes hatte auch ihre letzte Körperkraft erschöpft, selbst zur Verzweiflung, zum Händeringen und Jammern fehlte ihnen die Kraft, in dumpfem Hinbrüten sanken sie zusammen.

Eine lange, fürchterliche Stille trat jetzt ein, hier und dort nur aus einer der Gruppen hörte man schmerzliches Stöhnen und Aechzen, sah

man ein paar gerungene Hände sich hoch emporheben, einen Arm, die geballte Faust, gleichsam dem Himmel drohend, sich emporschleudern, um dann wieder matt und kraftlos an dem bleichen Körper niederzusinken.

Auf einmal unterbrach die Stille das ferne Rollen eines Wagens. Es kam näher und näher, schon sah man auf der Landstraße eine lichte von der Sonne durchleuchtete Staubwolke sich aufwirbeln, schon sah man die Köpfe der Pferde aus dieser Wolke hervortreten.

Aber diese armen, vom Hunger niedergemäheten Jammergestalten näherten sich nicht, sie blickten nur mit stieren Augen auf die Landstraße dahin, und hier und da murmelte eine zitternde Lippe wie im Traum: Da kommt ein Wagen! Aber es ist zu spät! Wir müssen sterben!

Immer näher und näher hatte sich die Staubwolke herangewälzt, jetzt umhüllte sie wie ein flatternder Schleier alle diese trostlosen Gruppen der armen Leute, welche da hülflos und stumm zu beiden Seiten des Weges in den Gräben lagen. Als dieser Schleier aber dann sich hob, sah man zwei Wagen, gefolgt von einigen Reitern, welche eben auf der Straße anhielten.

In dem ersten dieser Wagen saßen drei Herren, alle ganz gleich gekleidet in dunkle, unscheinbare Civilkleider, und doch war es nicht schwer, in dem jüngsten von ihnen, in diesem jungen Manne mit dem schönen, leicht beweglichen Angesicht, mit den großen flammenden blauen Augen, den Herrn und Gebieter der beiden Andern zu erkennen. Er war es, der mit lauter Stimme dem Postillon befahl, anzuhalten, und als die beiden Begleiter sich jetzt beeilen wollten, ihm zuvorzukommen, und den Wagen zu verlassen, um ihm beim Aussteigen behülflich zu sein, wehrte er sie mit einer hastigen Handbewegung zur Seite und schwang sich leicht aus dem Wagen.

Ohne sich nur umzuschauen nach seinen Begleitern, die sich beeiferten ihm zu folgen, schritt der junge Mann vorwärts, gerade zu der ersten Gruppe hin, die da im Graben lagerte. Mit einem Blick voll unaussprechlichen Mitleids neigte er sich nieder zu der alten Frau, welche ihre fieberglühenden Augen mit halbgebrochenen Blicken auf ihn heftete, und leise murmelte: wir müssen sterben!

Was fehlt Euch? fragte er mit leiser, vor Rührung zitternder Stimme. Sagt mir, was Euch fehlt, und womit ich Euch helfen kann?

Mich hungert! schrie die alte Frau mit einem letzten krampfhaften Aufflackern ihrer Lebenskräfte. Es brennt, es brennt in meinen Eingeweiden! Es ist der Hunger!

Der Hunger! Der Hunger! tönte es wie ein klagendes Echo von den Lippen ihrer Kinder und Enkel um sie her, die halb sinnlos vor Qual in apathischer Ruhe die fremden Gesichter anstarrten, die sich über sie neigten.

Oh mein Gott, diese Frau wird sterben, ehe wir ihr Hülfe bringen können, rief der junge Mann schmerzlich. Eilen Sie, Lacy, schaffen Sie mir Wein, ihre Lippen zu kühlen.

Sire, wir haben keinen Wein mehr, sagte der Angeredete achselzuckend, Ew. Majestät haben ja in dem Dorfe, das wir eben passirten, die letzte Flasche Ihres eigenen Reisebedarfs fortgegeben.

Aber ich sage Ihnen, diese Frau stirbt, rief der Kaiser verzweiflungsvoll, indem er sich halb auf ein Knie niederließ neben der ächzenden, röchelnden Greisin.

Wir müssen sterben, Alle sterben! murmelte sie mit lallender Zunge.

Sire, flüsterte Lacy, Sie setzen Sich zu sehr in Gefahr.

Ew. Majestät thäten besser, eiligst von hier fortzukommen, sagte sein zweiter Begleiter, der Graf Rosenberg. Ich fürchte, diese armen Leute haben den Hungertyphus, und das ist eine gar schlimme und ansteckende Krankheit!

Ansteckend nur für Diejenigen, welche entbehren wie sie, rief der Kaiser schmerzvoll. Oh seht nur, seht, meine Freunde, drei Generationen, welche alle dahin gesunken sind an demselben Jammer! Oh es ist ein qualvoller Anblick, diese bleichen entstellten Gesichter zu sehen, die entnervten Körper, welche die Seele getödtet haben! Mein Gott, von dem Menschen in ihnen ist nichts mehr übrig geblieben, als das Thier, der Hunger hat ihren Geist schon getödtet. Oh, es ist grauenvoll, das zu denken, und sich sagen zu müssen, daß eine Hand voll Brot, ein Glas Wein in diesen Thieren den Geist wieder beleben, und sie wieder zu Menschen, zu Meinesgleichen machen würde. Und ich habe nichts, nichts, die Unglücklichen zu erfrischen! Was hilft es ihnen, daß wir da einen ganzen Sack voll Korn und Mehl hinter uns herschleppen. Das Alles ist diesen hier unnütz und verächtlich!

Aber es wird Anderen nützen, Sire, tröstete Graf Rosenberg, verlassen also Ew. Majestät Diese hier, welchen nicht mehr zu helfen ist, um zu denen zu eilen, welchen Ew. Majestät noch Hülfe bringen können.

Ach es ist ein trauriger herzzerreißender Anblick, seufzte Lacy, welcher die Reihe der Gelagerten hinabgegangen und jetzt wieder zu dem Kaiser zurückgekehrt war. Es sind gegen hundert Menschen, welche da liegen, sterbend vor Hunger!

Und ich sollte diese Unglücklichen verlassen, Rosenberg? fragte der Kaiser vorwurfsvoll. Nein, ihnen muß geholfen werden, und ich werde sie nicht eher verlassen, als bis sie gerettet sind.

Er winkte einen der Reiter zu sich heran. Du reitest im gestreckten Galopp nach Prag, befahl der Kaiser, indem er seine Schreibtafel hervorzog, und ein Blatt Papier aus derselben reißend, rasch einige Worte auf das Papier warf. In Prag angekommen, giebst Du im Schloß an den Oberhofmeister sofort diesen Zettel. Er wird sogleich einen Wagen mit Eßwaaren aufladen und hierher schaffen lassen. Um keine weitere Zögerung zu veranlassen, soll er Alles aufpacken, was sich eben in der kaiserlichen Küche vorfindet, Alles, was zu meiner Ankunft herbeigeschafft, alle Speisen, die schon bereitet worden. Es wird sich Mancherlei vorfinden, denn ich wollte ja morgen die Stände Böhmens einladen, und ihnen ein Diner geben. Nun, Alles was da ist, soll aufgeladen und hieher gebracht werden. Die Herren Stände werden sich begnügen, morgen mit mir zu sprechen, statt zu essen. Eile Dich, und hörst Du, der Herr Oberhofmeister soll Alles hieher senden. Du selbst aber läßt Dir sogleich ein Reisenécessaire mit Flaschen voll alten Ungarweines füllen, und kommst damit auf der Stelle hieher zurück. Jage Dein Pferd todt, aber sei in drei Stunden wieder hier!

Der Reiter nahm das Stückchen Papier, und es hoch emporschwenkend in die Luft, setzte er seinem Renner die Sporen in die Seite und flog, wie vom Winde getragen, von dannen.

Und jetzt, meine Freunde, sagte der Kaiser, sich an Lacy und Rosenberg wendend, jetzt kommt und helft mir diesen Unglücklichen wenigstens eine kleine Änderung zu verschaffen! Wir haben keinen Wein für sie, aber wir haben Fleisch und Brot! Es ist wenig, aber es wird hinreichen, diese Leute vom Hungertode zu retten, bis der Wagen aus Prag kommt!

Und der Kaiser eilte zu dem Wagen zurück. Schnell, Günther, schnell das Nécessaire her.

Aber Ew. Majestät werden doch nicht daran denken, an diese armen Leute zu vertheilen, was für Ew. Majestät bestimmt war? fragte Rosenberg, welcher dem Kaiser gefolgt war. Mein Gott, Sire, Sie wissen es also gar nicht, daß Sie den ganzen Tag noch nichts zu sich genommen haben, daß Sie weder am Morgen noch am Mittag gegessen haben, obwohl Ew. Majestät den Feldmarschall Lacy und mich durch Ihren strengsten Befehl genöthigt haben, zu essen. Ich darf es und werde es nicht zugeben, daß Ew. Majestät Ihre eigene Nahrung, die letzte, die wir heute für Sie noch vielleicht beschaffen können, fortgeben wollen. Ew. Majestät müssen an Sich Selber denken; Sie sind das der Kaiserin, Sie sind das Ihren Völkern schuldig. Sie bedürfen der Stärkung, Sie müssen essen!

Und Sie glauben, Graf, daß ich essen könnte, während diese da vielleicht sterben? fragte der Kaiser heftig. Gieb her, Günther, kommt Alle her und helft! Laßt uns dieses Geflügel hier zerlegen, und in kleine Stückchen schneiden, ah, und was sehe ich, da ist eine Büchse mit Gelée. Ah, das ist ein herrlicher Fund. Während Ihr das Fleisch schneidet, werde ich, statt des Weins, ihnen einflößen von diesem Gelée. Gieb mir einen Löffel, Günther, nimm Dir auch einen, und folge mir. Ihr Beide da abgesessen und helft den Herrn hier, das Geflügel zu zerschneiden, aber in ganz kleinen Bissen, damit wir ein Stückchen haben für jeden Mund!

Mein Gott, Lacy, so helfen Sie mir doch, rief Graf Rosenberg, den Kaiser am Arm zurückhaltend. Der Kaiser will seinen letzten Imbiß vertheilen.

Er hat Recht, unser großer und guter Kaiser, sagte Lacy ernst. Solcher Menschennoth und solchem Jammer gegenüber giebt es keinen Kaiser mehr, sondern nur noch einen Menschen, und wenn Dem nicht das Herz in tiefstem Mitleid bewegt würde, so wäre der Mensch nicht werth, ein Kaiser zu sein!

Der Kaiser hörte seine Worte nicht, er war längst schon wieder in den Graben hinabgestiegen, die krystallene Büchse mit dem Gelée in der Hand, und gefolgt von seinem Kammerdiener Günther. Mit geschäf-

tiger, eilfertiger Miene neigte er sich nieder zu der alten Frau Martha, und einen Theelöffel mit Gelée füllend, hielt er denselben an ihre halbgeöffneten Lippen und ließ den schmelzenden Saft in ihren Mund träufeln. Der Kammerdiener war dem Beispiel des Kaisers gefolgt, und hatte in gleicher Weise die Lippen des Mannes, der neben ihr ruhte, getränkt.

Einen Augenblick stand der Kaiser mit seiner Krystallbüchse in der Hand, und beobachtete mit gespannten Mienen die Wirkung seiner Arzenei. Er sah, wie die Alte sich regte, wie ein unendliches Entzücken auf einmal ihr Antlitz durchstrahlte, wie ein rosiger Schimmer ihre Wange überhauchte.

Sieh nur, sagte der Kaiser mit einem glücklichen Lächeln, man sieht das Wohlbehagen, das sie empfindet. Oh wir werden diese Leute hinhalten, bis Hülfe aus Prag kommt! Komm, Günther, laß uns unsere Arbeit fortsetzen! Aber mein Gott, es sind ihrer hundert, hat der Lach gesagt. Werden denn hundert Theelöffel Gelée in dieser Büchse enthalten sein?

Und mit einem Ausdruck angstvollen Schreckens blickte der Kaiser die Glasflasche an.

Es ist eine Büchse, welche ein Maaß enthält, sagte der Kammerdiener, das werden wohl hundert Theelöffel sein.

Laß uns also hübsch sparsam sein, Günther, Jeder einen Theelöffel, aber nicht hochaufgehäuft, rief der Kaiser. Und nun kein Wort mehr! Frisch an die Arbeit!

Er bückte sich wieder nieder, und mit eiliger Hand immer wieder seinen Theelöffel in den Glasbehälter senkend, träufelte er zwischen alle diese brennenden, zitternden, halbgeöffneten Lippen das stärkende Gelée von erkalteter Kraftbrühe ein. Ein wunderbares Leuchten war in dem Antlitz des Kaisers, während er so, ein echter Priester der christlichen Liebe und Barmherzigkeit, durch die Reihen der Unglücklichen dahinschritt, um den Verschmachtenden Labsal zu bringen. Er sprach kein Wort, aber die Gedanken des Erbarmens und der Liebe strahlten von seiner Stirn, von der Stirn des Urenkels Rudolph's von Habsburg, der einst, um einem armen Priester beizustehen, daß er rascher zu einem Sterbenden das Viaticum bringe, von seinem Pferde abstieg und es dem

Lacy, wie fürchterlich ist dieses Schweigen des Unglücks! sagte der Kaiser aufseufzend. Sehen wir nicht hier umher wie in einem neuen Pompeji? Ach leider, leider, der Aschenregen des Hungers hat sich auf dies arme Volk niedergelassen, und ganz Böhmen gleicht jetzt einem Einzigen großen Pompeji. Und ich kann ihm nicht Abhülfe bringen, nur ein wenig Trost und Linderung, aber keine Hülfe, kein Ende für diesen Jammer!

Ja, Ew. Majestät können auch das, und Sie werden es! sagte Graf Lacy ernst. Es wird und muß Mittel geben, dieser Noth abzuhelfen, und diesem armen verhungerten Volk wenigstens eine Hoffnung auf die Zukunft zu eröffnen.

Ich habe nach Ungarn Eilboten gesendet, damit man von dorther, wo das Korn gut gediehen ist, große Kornladungen hierher befördere. Ich habe für jede vierspännige Wagenlast Korn, welche binnen drei Wochen hier anlangt, außer guter Bezahlung eine Prämie von hundert Gulden ausgesetzt. Meine guten Ungarn, welche sonst ziemlich indolent sind, kennen aber sehr genau den Werth des Geldes, und sie werden sich daher beeilen, hierher zu kommen!

Aber drei Wochen ist eine gar lange Zeit, und die armen Leute hier sind schon so ermattet von ihrem Elend, daß sie nicht mehr drei Wochen werden auf Hülfe warten können!

Ich habe Befehl gegeben, sofort die Kriegsmagazine in Prag zu öffnen, und Mehl und Korn daraus zu entnehmen, sagte der Kaiser fast angstvoll.

Das wird für einige Tage reichen, nicht länger, sagte Lacy kopfschüttelnd.

Aber wo giebt es noch ein Mittel, diesem Unglücke zu steuern? rief der Kaiser beklommen. Nennen Sie mir eins, wenn Sie es können!

Diese Noth ist so groß, daß sie kaum auf natürlichem Wege entstanden sein kann, sagte Lacy sinnend. Wo die Noth ist, da ist auch der Wucher, der sich an ihr bereichert. Diejenigen, welche Korn gebaut haben, halten es zurück, um sich durch den Hunger noch höhere Preise zu erschwingen!

Wehe ihnen, wenn ich sie entdecke, rief der Kaiser erglühend in edlem Zorn. Wehe allen Denen, welche Wucher treiben mit dem, was des Volkes heiliges Eigenthum ist, mit dem Korn und der Frucht, welche

die Erde für alle Menschen wachsen läßt. Es ist ein Brudermord, welchen die Kornwucherer an ihren Mitmenschen begehen, und als Brudermörder würde ich sie strafen. Aber Sie haben Recht, Lacy, oh leider, Sie haben Recht! Es muß Menschen geben, welche das Elend hier benutzt haben, um es immer höher zu steigern und desto mehr Vortheil davon zu ziehen.

Gewiß giebt es deren, Majestät. Aber sie werden auf ihrer Huth sein und sich nicht finden lassen.

Ich aber werde sie suchen, rief der Kaiser drohend. Aber sehen Sie nur dort, Lacy, was für ein stattliches Gebäude da hinten auf einmal hervortritt. Wie seltsam das contrastirt zu diesen elenden todten Hütten hier. Ist es die untergehende Sonne, welche die Fenster so golden erleuchtet?

Nein, die Fenster scheinen sich von innen so zu erhellen, Sire, ohne Zweifel wohnt dort der Edelmann, dem das Dorf hier gehört!

Treten wir hier in diese Hütte ein, sagte der Kaiser rasch. Sehen Sie, es steigt Rauch aus dem Schornstein empor. Man kocht also drin, und wir finden vielleicht zugleich ein Abendbrot und Auskunft über das stattliche Schloß.

Und der Kaiser stieß rasch die nur angelehnte Hüttenthür auf, und trat, gefolgt von Lacy, in das Haus ein.

Niemand hieß sie willkommen, Niemand antwortete ihnen, als sie in die Stube tretend, ihr „Gott zum Gruß" riefen. Und doch war das Zimmer nicht leer, doch waren Menschen darin! Eine Frau und vier Kinder lagen ächzend, wie ein Knäuel in einander gekauert, in einem Winkel auf dem harten, schmutzigen Fußboden da. Ihre großen hohlen Augen richteten sich interesselos auf die Eintretenden hin, und nur einen Moment hielten sie inne in ihrem Aechzen und Stöhnen.

Verlassen Sie dieses Zimmer, Sire, flüsterte Lacy. Diese Luft ist verpestet von Krankheit und Elend.

Er drängte den Kaiser fast mit Gewalt hinaus, und drückte hinter ihnen die Thür leise wieder in's Schloß.

Denen da kann Niemand mehr helfen als der Tod, sagte Lacy ernst. Sie haben den Hungertyphus. Ich kenne das, ich habe es vor Jahren in Mähren kennen gelernt.

Lassen Sie uns nach der Küche gehen, sagte der Kaiser. Wo Rauch aufsteigt, muß Feuer sein!

Sie schritten über den dunklen, dumpfen Hausflur hin, und traten in die Küchenthür ein. Der Kaiser hatte sich nicht getäuscht; es war Feuer auf dem Heerd, und vor demselben stand ein Mann, welcher sehr eifrig damit beschäftigt war, Etwas in einem am Feuer stehenden Topfe zu rühren.

Gott sei gelobt, rief der Kaiser laut und freudig, hier wird doch noch gekocht, hier giebt es also noch Etwas zu essen!

Der Mann am Feuer wandte sich hastig zu ihnen um, und ließ sie sein hageres, abgemergeltes Gesicht sehen. Wollt Ihr etwa mitessen? fragte er mit einem lauten höhnischen Lachen, sag' Euch, es ist ein fetter Bissen, der da im Topf brodelt, ein Kaiser könnt' uns drum beneiden!

Und er beneidet Euch auch, sagte Joseph lächelnd. Was habt Ihr denn so Schönes in Eurem Topfe?

Der Mann hatte aufgehört zu lachen, und warf finstere Blicke auf die beiden wohlgekleideten Fremden hin.

Seid Ihr hierher gekommen, um uns zu verspotten? fragte er. Vornehme und geputzte Leute, wie Ihr, treten nicht in guter Absicht zu armen Leuten ein. Kommt Ihr, um Euch an dem Elende verhungernder Menschen zu weiden, dann geht in die Stube da vorn, da findet Ihr, was das Herz deß Reichen erlaben kann!

Nein, mein Freund, sagte der Kaiser mild, wir sind gekommen, um uns bei Dir auszuruhen, um Dich zu bitten, daß Du uns Theil nehmen läßt an Deinem Mahl.

Der Mann brach wieder in sein lautes spöttisches Lachen aus.

Theil nehmen wollt Ihr an meinem Mahl? rief er höhnisch. Wißt Ihr denn, was es ist, das da in meinem Topfe brodelt? Es ist Erde und Wasser!

Erde und Wasser? wiederholte der Kaiser entsetzt.

Der Bauer nickte. Ja, sagte er, ich will's einmal versuchen, ob man nicht daraus eine Suppe brauen kann. Die Erde hat doch sonst soviel Kraft gehabt, daß sie Korn wachsen ließ, sie wird doch jetzt noch soviel Kraft haben, eine Suppe aus ihr zu kochen? Wir haben seit vier Tagen nichts Warmes gegessen. Nur noch etwas Brod, das wir uns von Klei-

und Mehlstaub gebacken hatten. Aber vorgestern ist das zu Ende gegangen, und da traf's sich recht glücklich, daß wir gestern in unsern Garten hinterm Hause gingen, um uns an der Sonne zu wärmen. Im Garten wächst so schönes, grünes Gras, und weil wir denn nichts Besseres hatten, haben wir es gemacht wie die Kühe und Schafe, wir haben von dem schönen frischen Grase gegessen!

Oh, oh, ächzte der Kaiser, ich muß das hören und kann nicht helfen!

Aber es scheint, fuhr der Mann, wie zu sich selber sprechend, düster fort, es scheint, daß die Kühe und Schafe doch viel glücklicher d'ran sind, wie die Menschen, und daß Gott sie mehr liebt. Ihnen schmeckt das Gras, und sie werden stark und fett darnach, während es uns krank und elend gemacht hat, ach so krank, so krank, daß es ein himmlisches Glück sein müßte, zu sterben. Aber es stirbt sich nicht so leicht, und also muß man das Leben von der lustigen Seite betrachten; es stirbt sich nicht so leicht, und also koche ich mir Suppe aus Wasser und Erde. Heisa, lustig, es wird ein kostbares Abendessen sein, denn in der Erde ist die Kraft und der Segen Gottes! Hurrah, meine Suppe ist fertig!

Er schwenkte die Arme hoch empor, und nahm dann mit einem lauten Lachen den Topf vom Feuer, um dessen Inhalt auf die große irdene Schüssel zu gießen, die da auf dem Küchentisch stand.

Nun, sagte er, mit einem hämischen Grinsen auf die schwarze, dampfende Masse zeigend, wollen die vornehmen Herren noch Theil nehmen an meinem Abendbrod?

Ich, sagte der Kaiser ernst, ich will Theil nehmen an Eurem Abendbrod!

Er schritt rasch zu dem Tisch hin, und nahm den gefüllten Löffel, welchen der Bauer ihm mit einem ernsten und feierlichen Gesichte darreichte.

Bleich vor Aufregung und Jammer führte der Kaiser den Löffel zum Munde und kostete. Dann reichte er mit einem Blick tiefen Kummers den Löffel an Lacy hin.

Lacy, sagte er, koste das! Es ist der Tod, welcher das gebraut hat. Oh, und es sind Menschen, welche das essen wollen!

Und während er so sprach, rannen helle Thränen über die Wangen des Kaisers nieder; er bedeckte sein Gesicht mit seinen Händen und weinte laut.

Ja, es sind Menschen, sagte der Bauer trübe. Aber Gott hat sein Antlitz von ihnen gewendet. Er hat sich des Viehes erbarmt, und es ist gestorben; aber die Menschen läßt er leben in ihrem Jammer! Er erlaubt dem Tod nicht, daß er sie erlöse!

Aber wie war's nur möglich, daß dies furchtbare Elend über Euch kam? fragte Lacy. Die Mißerndten allein können nicht solch furchtbaren Jammer verursachen! Habt Ihr denn nicht Euer Korn ausgesäet?

Der Bauer lachte laut auf. Säet einmal Korn, wenn Ihr nichts habt! sagte er. Im vorigen Jahre, ja, da hatten wir noch ein wenig Korn, und wir vertrauten unser letztes der Erde an. Dachten, sie würde Mitleid haben, und Gott im Himmel würde seinen Segen dazu sprechen. Aber er sprach nur seinen Fluch, und das Korn mißrieth zum zweiten Male, und da kam der Hunger und heulte wie eine Hyäne durch die Dörfer hin, und wer es konnte, der entfloh vor ihr, und wer da bleiben mußte, dem sog sie das Blut aus der Brust und zerfleischte ihn. Viele hier aus unserm Dorf sind ausgewandert, und die Zurückgebliebenen sind krank, sehr krank!

Und sorgt denn Niemand für die, welche zurückgeblieben sind? Habt Ihr keinen Gutsherrn, der Etwas für Euch thun kann?

Wir haben keinen Gutsherrn, sind freie Bauern, sagte der Mann mit einem Anfluge von Stolz.

Ich meinte doch, ich hätte ein Schloß gesehen, ganz nahe hier bei! sagte Lacy.

Freilich wohl. Es ist das Schloß des Freiherrn von Weisach. Ihm gehört die ganze Gegend, aber wir sind doch freie Bauern, wir zahlten unsern Zehnten, und thaten unsere Arbeit so lange wir konnten. Aber jetzt ist Alles vorbei, Alles!

Und laut aufächzend vor Erschöpfung sank der Mann auf den hölzernen Schemel nieder.

Der Freiherr thut nichts für Euch? fragte Lacy.

Warum sollte er es? fragte der Mann mühsam aufblickend, wir zahlen keinen Zehnten mehr, und er kann nichts mehr an uns verdienen.

Oh, er hat sehr viel verdient an den armen Bauern, er verdient noch immer fort. Er wird ein steinreicher Mann werden. Gewiß bittet er Gott täglich, daß die Noth recht lange dauern möchte, damit er an ihr verdienen kann. Und der Herr wird sein Gebet erhören, denn er hält es mit den vornehmen Leuten, und Denen, welche haben, denen giebt er!

Aber wie kann denn der Gutsherr an der Armuth und der Noth verdienen? fragte Lacy. Wie kann er reich werden, da die Bauern nicht mehr für ihn arbeiten können?

Aber wir haben doch für ihn gearbeitet, Herr, und unsere Arbeit hat ihm viel Nutzen gebracht. Die Kornfelder auf seinem Gut schaukelten sich hin und her wie flüssiges Gold, und wer sie ansah, dem hüpfte das Herz vor Freude. Vor drei Jahren hat er so viel Korn gebaut, daß die Scheuern es nicht fassen konnten und er es auf dem Felde unter großen Strohdächern bergen mußte. Und vor zwei Jahren, als der Mißwachs des Korns anfing, da war der Freiherr von Weisach allein der Glückliche, der noch eine ziemlich gute Ernte hatte. Das macht, er hatte die tüchtigsten Bauern weit in der Runde, und sein Acker war immer am Besten bestellt. In diesem Jahre freilich ist's ihm auch ergangen wie allen Uebrigen, die Ernte hat kaum das ausgesäete Korn wiedergegeben, aber ihm schadet's nicht, er kann kaum verbraucht haben, was auf den Kornmiethen auf den Feldern von vor drei Jahren aufgestapelt stand, und seine Scheuern müssen reich gefüllt sein.

Wie aber kann denn Noth hier herrschen, wenn Korn in den Scheuern ist? fragte der Kaiser, welcher dem Gespräch mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört hatte.

Das ist die Frage, die Eurem Kopf nicht viel Ehre macht, Herr, rief der Bauer laut auflachend. Gerade weil Die, welche Korn in den Scheuern haben, es drin behalten, und es nicht auf den Markt bringen, gerade deshalb ist die Noth so groß.

Aber ist nicht ein Gesetz erschienen, welches den Bauern, Gutsbesitzern und Kornhändlern befiehlt, alles Korn, das sie aufgelagert haben, zum Verkaufe zu bringen?

Gesetze sind da, damit die armen Leute nach ihnen gestraft werden, und die Reichen sie umgehen können, sagte der Bauer düster. Wenn die reichen Leute sagen, sie haben kein Korn mehr zum Verkauf, so wird's ihnen geglaubt.

Und Ihr glaubt, daß der Freiherr von Weisach noch Korn besitzt?

Der Bauer nickte. Ich weiß es, weiß, daß er große Vorräthe hat, und wenn die Zeit da ist, wird er sie auf den Markt bringen.

Aber wann ist die Zeit da?

Die Zeit ist da, wenn die Verzweiflung so hoch gestiegen ist, daß Jeder sein letztes Hab und Gut hingeben wird für ein Laib Brod, wenn ein Sack voll Mehl mit Gold aufgewogen und Keiner mehr murren wird, wenn er für den Strich Korn wohl funfzig Gulden zahlen muß. Wenn's so weit ist, dann wird der Freiherr von Weisach und seine vornehmen Nachbarn, dann werden alle diese Herren ihre Scheuern öffnen, um ihr Korn in Gold umzuwandeln. Jetzt ist das Korn noch zu wohlfeil für sie, viel zu wohlfeil! Kostet ja erst siebzehn und zwanzig Gulden der Strich! Im vorigen Jahr, als der Strich nur noch sechs Gulden kostete, da meinte der arme Mann schon, verzagen zu müssen, und der reiche Gutsherr schickte sein Korn in's Ausland, wo auch schlechte Ernte gewesen, und wo er für den Strich acht Gulden bekam. In diesem Jahre aber wird er sich wohl hüten, das zu thun, denn er hat so gut spekulirt, daß das Korn im Inlande drei Mal so theuer geworden ist, wie da draußen jenseits der Grenze!*) — Aber jetzt ist's genug der Fragen und des Geredes! Laßt mich in Ruhe, und wenn Ihr nichts Besseres thun könnt als schwatzen, so geht und laßt mich meine Suppe essen!

Könntet Ihr Euch Brod und Fleisch verschaffen, wenn Ihr Geld dazu hättet? fragte der Kaiser milde.

Für Geld, Herr, kann man sich Alles verschaffen, sagte der Bauer, in dessen Antlitz ein Strahl der Hoffnung aufflammte. Für Geld würde mir die Wirthschafterin des Freiherrn Brod und Semmel, und Fleisch, — oh, es ist wundervoll nur daran zu denken, was man Alles haben kann für Geld!

So geht, und holt Euch, was Ihr haben könnt, sagte der Kaiser, einige Goldstücke auf den Tisch legend. In einigen Stunden werde ich wieder kommen, oder Jemand hierher senden, Euch weitere Hülfe zu bringen!

---

*) Groß-Hoffinger, Lebens- und Regierungsgeschichte Joseph II. Th. I. S. 138 ff. — Carl Ramshorn, Kaiser Joseph II. und seine Zeit, S. 90.

Der Bauer hatte sich mit einem Aufschrei des Entzückens über die Goldstücke geworfen, und betrachtete sie mit gierigen Blicken.

Er hörte gar nicht auf den Abschiedsgruß der beiden Herren, sah gar nicht, wie sie hinausgingen aus seiner Küche. Jubelnd vor Freude, lachend und weinend durcheinander, stürzte er vorwärts, um seiner ächzenden Frau und seinen sterbenden Kindern zu erzählen, daß die Noth jetzt beendet sei, und daß er hingehen, und ihnen Brod und stärkende Nahrung holen würde.

Draußen aber vor der Hütte stand der Kaiser mit dem Feldmarschall Lacy. Mein Gott, mein Gott, murmelte er leise, und ich glaubte das Recht zu haben, mich unglücklich zu fühlen und traurig zu sein! Was ist geistiges Leid solch tiefem physischen Jammer gegenüber. Kommen Sie, Lacy, kommen Sie! Wir müssen handeln, wir müssen den Leidenden hülfreich sein! Die Stunde der Vergeltung ist da, und beim ewigen Gott, sie soll die Schuldigen treffen!

Wohin wollen Ew. Majestät? fragte Lacy erstaunt, als der Kaiser, statt den Rückweg durch das Dorf anzutreten, sich nach der andern Seite hinwandte.

Dahin will ich! sagte der Kaiser, seine Hand drohend gegen das Schloß emporhebend, dessen lange Fensterreihen jetzt bei der allmälig hereinbrechenden Dunkelheit wie Gold erglänzten. Mitten in seinem Feste will ich den Verbrecher überraschen, und meine Hand soll den Kornwucherer strafen, wie er es verdient!

Aber die Aussage eines unglücklichen Bauern wird nicht genügend sein, Sire, um diese Herren nicht nur anzuklagen, sondern zu verurtheilen, es bedarf der Beweise, Majestät!

Sie haben Recht, sagte der Kaiser, es bedarf der Beweise, um diesen Ehrlosen zur Verantwortung zu ziehen. Nun denn, ich werde mir diese Beweise zu schaffen suchen, und das sogleich!

Ew. Majestät wollten Selbst —

Ich will thun, was meine Pflicht ist. Ich will sorgen für mein unglückliches, hungerndes Volk. Das ist meine heiligste Menschenpflicht, und da ich früher Mensch als Kaiser war, so muß die Menschenpflicht mir auch die heiligste sein! Ich werde zu diesem Freiherrn hingehen, oh, mein Plan steht schon ganz fertig da in meinem Kopf, und er be-

darf nur noch der Ausführung. Ich werde zu diesen Leuten gehen, als einer der ihren. Da es scheint, als wenn er ein Fest giebt, so werden mehrere seiner Gesinnungsgenossen wohl bei ihm versammelt sein. Ich werde sie Alle kennen und beurtheilen lernen, ich werde Beweise ihrer Schuld sammeln, Lacy. Kein Wort weiter jetzt! Wir wollen handeln!

Ew. Majestät setzen sich einer Gefahr aus, sagte Lacy, ich bitte also um die Gnade, Sie begleiten zu dürfen.

Sie werden mir nachkommen, Lacy, zuerst gehe ich allein. Während der Zeit werden Sie die Güte haben, den Weg, den wir gekommen, zurückzugehen, und dann mit Rosenberg den Wagen zu besteigen, und gerade hierher zu fahren zum Schloß. Dort angekommen, fragen Sie nach mir und lassen mir melden, daß mein Wagen wieder fertig sei und wir weiter fahren könnten. Günther soll mit den Dienern bei den unglücklichen Leuten zurückbleiben, und wenn der Proviantwagen aus Prag ankommt, ehe wir zur Stelle sind, soll ein Lakay aufsitzen, und uns hier auf's Schloß die Nachricht bringen!

Ich soll, wenn wir mit dem Wagen ankommen, Sire, geradezu nach Sr. Majestät dem Kaiser fragen?

Nicht doch! Sie wissen ja, der Kaiser reist mit seinem Hofstaat auf der großen Straße nach Prag, und Niemand weiß von dieser kleinen Excursion, die wir hier auf der Nebenstraße machen. Oh, ich bin überzeugt, meinem Wagen und meinem Hofstaat wird nicht die Hälfte von dem Elend begegnen, das wir hier entdeckt haben. Man wird dort wohl einige officielle Lumpen und Fetzen gefunden haben, um den Jammer ein wenig aufzuschminken, der sich hier ganz todesblaß und nackt uns zeigt. Nein, Lacy, wenn Sie mit meinem Wagen kommen, fragen Sie nicht nach dem Kaiser, sondern nach dem Baron von Josephi. Leben Sie wohl, Lacy, und kommen Sie bald nach!

III.

Die vornehmen Kornwucherer.

Die Säle des Freiherrn von Weisach strahlten im Glanz der Kerzen, die sich tausendfach brachen in den hohen venetianischen Spiegeln,

welche in ihren breiten, vergoldeten und künstlich geschnörkelten Rahmen ringsum an den Wänden hingen, und zwischen denen man in eben so schönen Rahmen die ernsten Gestalten der Ahnen des reichsfreiherrlichen Hauses erblickte. In dem größten der Säle befand sich eine lange Speisetafel, geschmückt mit silbernen Aufsätzen, mit silbernen Vasen voll duftender Blumen, mit Krystallschalen voll köstlicher ausländischer Früchte, und mit Schüsseln und Flaschen, die Alles das enthielten, was den Gaumen reizen und die Sinne erfreuen kann, und was nothwendig ist um ein gutes Diner herzustellen. Um die Tafel her saß eine glänzende Gesellschaft von Herren und Damen in der heitersten und angeregtesten Stimmung. Man befand sich seit vier Stunden bereits an der Tafel. Daß die Speisen auserlesen, und die Weine vorzüglich gewesen, das las man auf den glühenden und zufriedenen Gesichtern der Herren, und ein Wiederschein dieser Zufriedenheit glänzte in den schönen, sanft gerötheten Gesichtern der Damen, die mit unendlicher Genauigkeit Eine die Toilette der Anderen gemustert hatten, indem Jede die Genugthuung empfangen, daß *ihre* Toilette die modernste und geschmackvollste, *ihre* Diamanten die schönsten und kostbarsten seien.

Man war jetzt beim Dessert angelangt, und die heitere Stimmung hatte den höchsten Aufschwung genommen. Die Herren begannen jene erhabenen blumigen Toaste zu sprechen, wie sie der duftende Wein aus den erhitzten Köpfen aufblühen läßt, und die reicher an schönen und hochtrabenden Worten, als an tiefen oder erhabenen Gedanken zu sein pflegen.

Der Freiherr von Weisach hatte eben einen begeisterten Toast zum Lobe der Damen zu Ende gebracht, den die Herren mit Jubel aufnahmen, indem sie sich beeiferten, Jeder in halblautem Geflüster seiner Nachbarin das zu ergänzen, was der Freiherr gesprochen hatte, als der erste Kammerdiener des Freiherrn sich demselben näherte, und ihm leise etwas zuflüsterte. Alsbald wandte der Freiherr sich lächelnd wieder seiner Gesellschaft zu. Meine Damen und Herren, sagte er, Ihrer Entscheidung übergebe ich das, was mir mein Kammerdiener berichtet. Es ist so eben ein Herr in's Schloß gekommen, der erzählt, er sei mit seinem Wagen auf der Landstraße verunglückt, und bittet, sich hier ausruhen zu dürfen, bis sein Wagen, an dem seine Diener arbeiten, ihn hier abhole. Wollen

Sie ihm erlauben, meine Herrschaften, hier einzutreten, um eine Stunde bei uns zu verweilen.

Zuerst muß mir mein Herr Gemahl aber erlauben, seiner Gastfreundschaft eine Frage vorzulegen! sagte die Freiherrin von Weisach, welche ihrem Gemahl gegenüber an der Tafel thronte. Eine Frage im Namen aller hier anwesenden Damen! Ist der Fremde, der sich so sans façon in unsere Gesellschaft drängen möchte, auch solcher Ehre werth? Verdient es es, in solch auserlesenem Kreis erscheinen zu dürfen? Mit einem Wort, ist er von Adel?

Er hat sich melden lassen als der Baron von Josephi, sagte der Freiherr ernst.

Das ist, so viel ich weiß, eine alte ungarische Familie, sagte einer der Herren feierlich.

Dann, mein Gemahl, bitte ich für diesen Herrn, rief die Freiherrin lächelnd. Ich hoffe, die Damen sind mit mir einverstanden, der Fremde darf eintreten?

Die Damen gaben lächelnd ihre Zustimmung, und der Freiherr erhob sich, um den Fremden aus einem der Nebenzimmer in den Saal zu führen.

Der Baron von Josephi! rief der Freiherr, den Fremden zu seiner Gemahlin führend; sie empfing ihn mit einem freundlichen Lächeln, und alle die glänzenden Augen der Damen, die ernsten, stechenden Blicke der Herren richteten sich jetzt mit forschender Neugierde auf diesen Fremden hin, der mit vollkommener Unbefangenheit, mit lächelndem Gleichmuth in diese so glänzende, so auserlesene Gesellschaft eintrat, und dessen Manieren so ganz den Mann von Welt und feiner Tournure bekundeten.

Mit einer vollkommenen Unbefangenheit nahm er den Platz neben der Freiherrin ein, und als er jetzt seine großen blauen Augen über die Gesellschaft hinschweifen ließ, schien er nicht mehr der Geprüfte, sondern der Prüfende zu sein. Mit einem ernsten, fast strengen Ausdrucke verweilte sein Blick auf jedem der Herren, als wolle er sich ihre Züge tief in sein Gedächtniß einprägen, um sie nie wieder zu vergessen, und vor diesen seltsamen, strengen und gebieterischen Blicken senkte sich, einer den Herren selber unerklärlichen Befangenheit nachgebend, hier und da manches Auge, fühlte sich manches Herz geängstigt und beklommen.

Ich weiß nicht, flüsterte einer der Herren seiner Nachbarin zu, mir kommt dieser Herr gar seltsam bekannt vor. Ich meine, ich müßte ihn schon einmal irgendwo gesehen haben.

Er hat wundervolle Augen, sagte die Dame lächelnd, und ich meinestheils finde, daß ich noch niemals so schöne Augen gesehen habe! Auch hat er sehr noble und feine Manieren. Er ist gewiß sehr viel am Hofe gewesen, denn nur dort bildet sich ein echter Cavalier!

Das heißt mit anderen Worten, meine Gnädigste, sagte der Herr erglühend, Sie finden, daß wir hier Alle keine Cavaliere sind, denn Sie wissen, daß wir Alle es vorziehen, König oder Kaiser auf unserm eignen Grund und Boden zu sein, statt am Hofe uns zu bücken und zu scharwenzeln, und der allerunterthänigste Knecht zu sein. Sie finden —

Still, unterbrach ihn die Dame, hören wir doch, was der Baron sagt!

Ich bin Ihnen wahrlich zu unendlichem Dank verpflichtet, sagte der Baron von Josephi eben mit lauter Stimme zu der Freiherrin von Weisach. Seit den drei Tagen, daß ich dieses unglückliche Böhmenland durchreise, ist mir nichts als Jammer und Noth, als Elend und Verzweiflung begegnet. Ueberall sieht man Sterbende, Verhungernde; ganz Böhmen schien mir ein großes Leichenhaus zu sein, und ich plagte mich schon mit ganz melancholischen Todesgedanken. Ihre frohen Gesichter, und die glänzende, reichbesetzte Tafel heitern mich wieder auf, und belehren mich, daß es doch auch in Böhmen noch glückliche und zufriedene Leute giebt, und daß man nicht überall hungert, sondern auch hier noch in heiterer Weisheit das Leben zu genießen versteht.

Wären wir nicht auch Thoren, wenn wir's nicht thäten? fragte der Freiherr von Weisach lachend. Was kümmert uns das Elend da draußen! Man muß nur seine eigene Thür sorgsam bewachen, daß es nicht da eindringt, und sich an unserm eigenen Heerde niederläßt, und davon sind wir Alle, Gott sei Dank, noch ziemlich fern!

Da sieht man also, wie die Welt immer übertreibt, rief der Baron Josephi lächelnd. Ganz schauderhafte und haarsträubende Berichte von dem Elend in Böhmen sind nach Wien gesandt, so daß der Kaiser Joseph sich selber aufgemacht hat, dieses Elend zu schauen. Ich begegnete dem Kaiser heut früh kurz vor Budweis. Er sah ziemlich niedergeschlagen aus.

Und bei Gott, er hat auch Grund dazu, rief einer der Herren, denn er wird finden, daß er hier nichts zu helfen vermag, so sehr er auch immer Kaiser ist, und daß er weit besser gethan hätte, in Wien zu bleiben, und es den Behörden hier zu überlassen, dieses wahnsinnige, heulende und schreiende Volk in Zucht und Ordnung zu halten.

Ja, er wird mit einer gewaltig langen Nase wieder abziehen müssen, dieser empfindsame kleine Kaiser, lachte ein Anderer. Wird finden, daß das Auftreten seines kaiserlichen Fußes doch nicht genügt, um Kornfelder aus der Erde zu stampfen, und dem heulenden Volke Brod zu geben! Und Brod ist das einzige, was dem Volk fehlt!

Und ich meinestheils finde gar nicht, daß dies ein so großes Unglück ist, sagte ein anderer Herr achselzuckend. Ein hungerndes Volk ist am leichtesten zu regieren, und denkt nicht mehr daran, zu murren und zu revoltiren.

Ah, wenn die Herren von Politik sprechen wollen, da ist es für die Damen Zeit, sich zurückzuziehen, sagte die Freiherrin, sich von ihrem Sitz erhebend. Kommen Sie, meine Damen, lassen Sie uns in den Salon gehen! Wir wollen dort die Herren zum Kaffee erwarten.

Die Herren erhoben sich, um die Damen zu begrüßen, und erst als die Letzte von ihnen den Saal verlassen hatte, nahmen die Herren ihre Plätze wieder ein.

Und jetzt, meine Herren, sagte der Baron von Josephi, jetzt, da wir mit unserm ernsten, politischen Geschwätz nicht mehr das Ohr der Damen belästigen, jetzt erlauben Sie mir Ihnen ein Bekenntniß zu machen! Ich bin nicht durch Zufall hierher gekommen, und nicht, weil mein Wagen gebrochen ist, sondern es war mein freier Wille hieher zu kommen, und mich als Gast einzudrängen in diese ehrenwerthe Gesellschaft.

Und darf man wissen, welchem Umstande wir Ihren gütigen und schmeichelhaften Entschluß verdanken? fragte der Hausherr lächelnd.

Haben Sie die Güte mir Gehör zu schenken, und Sie werden mich bald verstehen, sagte der Baron sich leicht verneigend. Sie haben, ganz im edlen Sinne der schönen Gastfreundschaft der Alten, mich nicht nach meinem Stand und meiner Heimath gefragt, erlauben Sie mir also, Sie darüber aufzuklären. Ich bin ein Edelmann aus Mähren,

und dort besitze ich einige Güter. Der Graf Hodiz auf Roswaldau ist mein Nachbar.

Dann haben Sie viel zu leiden gehabt, sagte der Freiherr theilnahmsvoll. Die Hungersnoth war nirgends größer, als in jener Gegend, wie man sagt.

Man hat die Wahrheit gesagt, mein Herr. Wir hatten viel Leid und Jammer, Hungersnoth und Hungertyphus, das arme Volk starb wie die Fliegen, es konnte sich durchaus nicht daran gewöhnen, Gras statt des Brotes zu essen!

Hier wollen es die dummen Bauern auch nicht erlernen, rief der Freiherr lachend. Das Volk ist ja so anspruchsvoll. Lebt doch ein Pferd der edelsten Race von Heu und Gras, warum sollte nicht ein Bauer von so gemeiner Race es können.

Es ist Vorurtheil, weiter nichts, sagte der Baron wegwerfend, und ich bin der Meinung, daß man dem gemeinen Mann solches Vorurtheil abgewöhnen muß. Ich habe daher auch keine Rücksicht genommen auf das Heulen und Schreien der Leute; ich bin immer der Meinung gewesen, daß das Volk schauspielert und sich verstellt; ich traue dem Gewimmere nicht, und habe mich niemals davon rühren lassen!

Und gewiß hat der Herr Baron daran Recht gethan, sagte einer der Herren mit einem wohlgefälligen Kopfnicken. Das Volk ist weichlich und faul, und wenn man sich von seinem albernen Klagen bethören lassen wollte, würde man bald ebenso arm und hülflos sein, wie der gemeinste Bauer. Ein hungriges Volk ist ein gehorsames Volk!

Und außerdem, was liegt daran, sagte ein Anderer, wenn bei dem Versuch, sich an den Hunger zu gewöhnen, ein paar Tausend von dem Volk sterben. Die Welt wird dadurch nicht unglücklicher und auch nicht menschenleerer, denn das Volk vermehrt sich wie die Erdäpfel.

Sie sagten also, Herr Baron, Sie hätten keine Rücksicht genommen auf das Brotgeschrei Ihrer Leute? fragte der Freiherr, sich wieder an den Baron wendend.

Ich machte es wie Odysseus, meine Herren, ich verstopfte meine Ohren mit Wachs, um nicht von dem Syrenengesang verlockt zu werden.

Ein schöner Syrenengesang das, lachten die Herren, eine Jammermelodie mit dem Text: Brot! Brot! Noth! Noth!

Ah, Sie haben dieses Lied auch schon vernommen, rief der Baron lachend. Es ist auch schon vor Ihren Thüren erklungen?

Ja, aber wir haben es auch gemacht, wie der Herr Baron, wir haben unsere Ohren mit Wachs verstopft, und nichts gehört.

Die Folge davon ist gewesen, sagte der Baron, daß auch mein Kornboden nichts gehört hat, und daß auch meine Speicher gut gefüllt sind. Jetzt aber hat mein Kornboden dieses Geschrei hier in Böhmen gehört, und ich bin gewillt, meine Speicher zu öffnen. Ich beabsichtigte nach Prag zu gehen, und dort mit mir wohlbekannten Speculanten zu verhandeln, aber die Noth, der ich hier begegnet bin, hat mein Herz gerührt; Herr Freiherr von Weisach, ich beklage Sie, nirgends ist der Jammer und das Elend so groß, als in Ihrer Gegend. Hundert arme Leute liegen unfern Ihres Dorfes auf der Landstraße.

Ich weiß es, sagte der Freiherr, es ist elendes Bettelvolk, das nichts thun und nichts verdienen mag, und auf das allgemeine Mitleid speculirt. Sie sind aus dem Erzgebirge herniedergestiegen, und musiciren mit ihrem Jammer durch das ganze Land hin, sie profitiren von der allgemeinen Noth, um zu sagen, daß sie im Begriff sind, Hungers zu sterben. Ich habe sie durch meine Büttel aus dem Dorf treiben lassen, die elenden Bettler.

Aber auch in Ihrem Dorf ist die Noth entsetzlich, sagte der Baron Josephi. Es ist wie ein einziger, großer Kirchhof, auf dem zur Geisterstunde bleiche Schattengestalten herumwandeln.

Sind Sie nur hieher gekommen, mein Herr, um mir das zu sagen? rief der Freiherr mit gerunzelter Stirn. Die Mühe hätten Sie Sich sparen können, denn ich weiß das!

Nein, ich bin hieher gekommen, um Ihnen meine Hülfe anzubieten, sagte der Baron freundlich. Diese furchtbare Noth hier hat mein Herz gerührt. Ihre Bauern sterben vor Hunger, Ihre Felder sind unbebaut, weil die Bauern kein Korn zur Aussaat haben. Nicht aus Mitleid mit dem Bauer, sondern aus Mitleid mit Ihnen will ich Ihnen helfen. Die Gesundheit des Bauern ist der Reichthum des Edelmannes. Herr Freiherr von Weisach, Sie haben Mangel an Korn, die Hungersnoth heult vor den Hütten Ihrer Bauern, ich habe Ueberfluß an Korn und meine Bauern sind schon todt. Ich biete Ihnen also mein Korn an!

Das heißt, Sie wollen es mir verkaufen? fragte der Freiherr mit einem feinen Lächeln.

Ja, das will ich, und wenn Sie wollen, sogleich! Ich weiß wohl, daß ich vielleicht das Doppelte verdienen könnte, wenn ich mein Korn noch vierzehn Tage zurückhielte, bis die Noth noch höher gestiegen ist, aber ich habe ein Herz, das sehr zum Mitleid geneigt ist, und also, Herr von Weisach, ich biete Ihnen mein Korn an!

Und wie hoch der Strich? fragte der Freiherr.

Zwanzig Gulden der Strich! Sie werden finden, daß das ein sehr mäßiger Preis ist.

Ja, wahrhaftig ein sehr mäßiger Preis! rief der Freiherr mit einem lauten Lachen, in das die übrigen Herren fröhlich mit einstimmten. Und Sie meinen, ich sollte Ihr Korn kaufen, um für meine Bauern Brot daraus zu backen? Aber ein Brot von solchem Korn wäre ja mit Gold aufzuwiegen, und meine Bauern besitzen kein Gold.

Oh, Sie sind ein großmüthiger Edelmann, und würden Ihren Bauern gewiß gern das Brot umsonst bewilligen!

Haben Sie Selber das gethan? rief der Freiherr höhnisch. Sagten Sie uns nicht, daß Ihre Bauern verhungert sind, während doch Ihre Kornböden wohl gefüllt waren? Nun denn, mein Herr Baron, ich bedarf Ihres Korns nicht, denn auch ich leide keinen Mangel daran, und wenn wir erst so weit gelangt sind, daß der Strich Korn wirklich mit zwanzig Gulden bezahlt wird, nun dann werde auch ich menschenfreundlich genug sein, meine Kornböden zu öffnen und mein Korn zu verkaufen!

Und indem der Freiherr so sprach, füllte er den Krystallbecher, der vor ihm stand, bis zum Rande mit Wein und leerte ihn auf einen Zug.

Ah, es beliebt Ihnen zu scherzen, sagte der Baron achselzuckend. Wie sollte es möglich sein, daß Sie allein von dieser allgemeinen Noth ausgeschlossen blieben?

Wer zur rechten Zeit haushält und spart, ist gesichert, wenn die Noth kommt, sagte der Freiherr, dessen Antlitz glühte von dem übermäßigen Weingenuß. Ich sage Ihnen, ich bedarf Ihres Korns nicht, denn ich habe selbst genug davon, und wenn die rechte Zeit gekommen ist, werde ich eben so klug sein, wie Sie, mein Herr, und werde mein Korn verkaufen.

Sie sollten das indeß nicht so laut sagen, mein Herr, sagte der Baron. Sie wissen doch, daß der Kaiser einen strengen Befehl hat ergehen lassen, daß alle Kornbesitzer der Regierung in Prag angeben sollen, wie viel Korn sie haben, damit die Regierung es ihnen zu einem ziemlich hohen Preise abkaufen kann.

Ein Narr, wer diesem Befehl des Kaisers gehorchen wollte, rief der Freiherr mit schwerer Zunge. Der Kaiser ist nicht der Herr unsers Willens und unsers Kornbodens. Auf seinem Dorfe ist der Edelmann der Kaiser, und Gott verhüte, daß das jemals anders werden sollte!

Aber der Kaiser hat eigene Beamte ernannt, welche von Dorf zu Dorf reisen, und denen die Gutsherrn ihre Scheuern öffnen, und ihre Kornvorräthe zeigen müssen.

Ja, sie sind auch bei mir gewesen, lachte der Freiherr, sie sind bei uns Allen gewesen, nicht wahr, meine Herren?

Ja, sie sind bei uns Allen gewesen, rief der Chorus dieser lachenden, weinglühenden Herren.

Aber sie haben nichts gefunden, fuhr der Freiherr lachend fort, nichts als ein paar hundert Gulden, die plötzlich in ihren Händen waren, sie wußten selbst nicht wie, und die bewirkten, daß die Herren Commissaire sich eiligst aus dem Staube machten. Ah, diese von dem volksfreundlichen Kaiser erfundenen Korn-Commissaire mögen sich bei Sr. Majestät bedanken, er hat sie zu reichen Leuten gemacht, sie haben auf ihren Wanderungen kein Korn für das Volk, aber viel Gold für sich selber gefunden.*)

Eine dunkle Röthe flammte einen Moment in dem Antlitz des Barons auf, und ein Zittern durchflog seine ganze Gestalt. Seine Finger legten sich fester um das Weinglas, das er in seiner Rechten hielt, und der Athem ging schwer und keuchend aus seiner Brust hervor.

Niemand achtete indeß auf diese Aufregung des Fremden. Die vierstündigen Tafelfreuden, die feurigen Weine, die sie in so reichlichem Maße genossen, hatten die Augen der Herren getrübt, ihr Gehirn erhitzt und ihre Zungen geschwätzig gemacht. Das glänzende Diner allein war Schuld, daß der Freiherr von Weisach das Geheimniß, welches er sonst

---

*) Groß-Hoffinger I.

so sorgsam behütete, verrathen hatte, daß er einem Fremden den Besitz seines großen Kornvorraths zugestand.

Der Baron Josephi indeß unterdrückte mit der Kraft seines Willens seinen aufflammenden Zorn, und wandte sich wieder an den Schloßherrn.

Sie lehnen also meinen Antrag ab? fragte er.

Ich lehne ihn ab, lallte der Freiherr. Gott sei Dank, ich habe Korn genug.

Nun denn, meine Herren, fuhr der Baron fort, indem seine Augen mit einem schnellen Blick sich auf die übrigen Herren richteten, nun dann, so biete ich Ihnen mein Korn an. Sie sind ohne Zweifel auch aus dieser Gegend, von welcher aus die meisten Jammerberichte gekommen sind, und Einige von Ihnen werden gewiß doch des Korns bedürfen.

Wir sind die Nachbarn des Freiherrn, sagte der nächste der Herren, und wir haben von seiner Weisheit profitirt. Ich glaube, ich darf Ihnen im Namen aller dieser Herren sagen, daß wir Ihr Anerbieten ablehnen. Wir bedürfen keines Korns!

Nein, wir bedürfen keines Korns, riefen die Herren insgesammt.

Sieben, es sind Ihrer sieben Herren! sagte der Baron. Und keiner von Ihnen bedarf meines Korns?

Nein, keiner von uns sieben Edelleuten!

Von uns vornehmen Wucherern, wollen Sie sagen, rief der Baron mit donnernder Stimme, indem er sich von seinem Sitz erhob, und seine zornblitzenden Augen im Kreise der Herren umherflammten.

Was soll das heißen? rief der Freiherr entsetzt.

Das soll heißen, daß ich hier nicht sieben Edelleute, sondern sieben Mörder gefunden habe, rief der Baron in edlem Zorn. Sieben ehrlose Wucherer, welche mit herzloser Grausamkeit den Jammer eines ganzen Volkes ausgebeutet haben, um sich zu bereichern, welche sich wie Blutegel an den kranken Böhmerleib gelegt, und sich vollgesogen haben von seinem Blut. Aber beim ewigen Gott, dieses Verbrechen soll gestraft, die Wucherer sollen gebrandmakt werden, gleichviel, ob sie von niederer oder von hoher Geburt sind!

Während der Kaiser so sprach, hatten die Herren anfangs, gleichsam gelähmt von Erstaunen, stumm und unbeweglich da gesessen, aber

allmälig begannen ihre Augen zu blitzen, schoß eine noch glühendere Röthe in ihre erhitzten Wangen, und von ihren Sitzen aufspringend, riefen sie mit drohendem Ton: wer wagt es, so zu uns zu sprechen? Mit welchem Recht kommen Sie hierher, uns zu beschimpfen?

Mit welchem Recht? rief der Kaiser mit so stolzer und gebieterischer Stimme und so zornflammenden Augen, daß die Herren unwillkührlich erbebten und ihre drohend erhobenen Arme sinken ließen. Mit welchem Recht ich hierher komme? Nun, der Kaiser hat mir das Recht gegeben! Sie wissen ja, der kleine Kaiser hat ein empfindsames Herz, und er ist eigens nach Böhmen gekommen, um die Ursache kennen zu lernen, aus der die Noth und das Elend seines Volkes entsprungen ist. Er hat Euch seine Commissaire gesandt, und Ihr habt sie bestochen! Nun, da bleibt ihm nichts Anderes übrig, als sein eigener Commissair zu sein, und selber zu kommen.

Der Kaiser! Es ist der Kaiser! murmelten die Herren entsetzt durcheinander, indem sie mit trüben, glanzlosen Blicken auf Joseph hinschaueten, der glühend von edlem Zorn, stolz und hoch aufgerichtet in ihrer Mitte stand, und dessen flammende Augen voll tiefer Verachtung diese plötzlich erblaßten und zitternden Herren betrachteten.

Auf einmal brach der Freiherr von Weisach in ein lautes Gelächter aus. Ach, sehen Sie, meine Herren, sagte er mit schwerer, lallender Zunge, sehen Sie, welch einen allerliebsten Spaß sich der Herr Baron von Josephi da gemacht hat. Will uns in Schrecken jagen, und uns einbilden, daß er der Kaiser sei. Merken Sie denn nicht, daß er uns blos einen Schrecken einjagen, und sich rächen will, weil wir ihm sein Korn nicht abkaufen wollen?

Es ist wahr, der Freiherr hat Recht, riefen die Herren. Es ist ein allerliebster Spaß und —

Still Ihr Alle, unterbrach sie der Kaiser mit lauter donnernder Stimme. Der Scherz ist vorüber, und die Stunde des Gerichts beginnt. Ich bin nach Böhmen gekommen, um mein Volk satt zu machen, und ich werde es thun! Aber ich werde auch Diejenigen strafen, welche Brod hatten, und es dem hungrigen Volk nicht gaben, ich werde strenges Gericht halten über Diejenigen, welche gewagt, sich meinen Befehlen zu widersetzen und meine Commissaire durch Bestechung zum Schweigen zu

bringen. Von heute an bin ich mein eigener Commissair, und bei Gott, mich werdet Ihr weder mit Euren Adelsdiplomen, noch mit Euren Titeln bestechen! Ich werde die Schuldigen strafen, wo ich sie finde, und der Pranger ist für jeden Verbrecher da!

Gnade, Majestät, Gnade, stammelte der Freiherr von Weisach, den der Schrecken plötzlich entnüchtert hatte, und dessen vorher so glühende Wangen jetzt plötzlich leichenblaß geworden. Ew. Majestät werden uns nicht anrechnen, was der Wein aus uns gesprochen!

Ihr habt das Gewimmer von Tausenden vernommen, und es hat Euer Herz nicht gerührt, rief der Kaiser schmerzvoll. Das Geächze der Sterbenden, das Geschrei der Hungernden klingt dahin durch die Luft, und Ihr belauert mit versteinertem Herzen das Elend und berechnet den Jammer, wann er Euch den höchsten Vortheil bringen könne. Wehe aber Euch! Der Kornwucherer ist wie ein heimlicher Giftmischer, der im Dunkeln dahin schleicht, und langsam Tag für Tag mit dem Gift des Hungers seine Brüder ermordet, um sich an ihren Leichen zu bereichern!

Majestät, es hat noch bis jetzt kein Gesetz gegeben, welches uns befiehlt, uns unsers Eigenthums zu entäußern, sagte einer der Herren mit fast grollendem Ton, kein Gesetz, welches einen Edelmann zum Verbrecher stempelt, wenn er behält, was sein ist! Der böhmische Edelmann hat seine eigene Gerichtsbarkeit, und nur von dieser kann er gestraft und gerichtet werden!

Der böhmische Edelmann wird dieses Vorrecht verlieren, so wahr ich der Kaiser bin! rief Joseph energisch. Gleich wie vor dem Thron Gottes sollen die Menschen sein vor dem irdischen Richter.

In diesem Momente öffnete sich die Thür, und die beiden Cavaliere des Kaisers traten ein.

Lacy, rief Joseph, den Beiden hastig entgegenschreitend, Lacy, Sie hatten Recht. Das Elend des armen Volkes ist nicht auf gewöhnlichem Wege entstanden, sehen Sie hier Einige von Denen, welche es gepflegt und groß gezogen und das hungernde Volk in den Tod gehetzt haben! Lacy, die Herren haben Korn im Ueberfluß, und das Volk schreit nach Brot. Draußen auf der Landstraße liegen hundert Menschen, welche dem Tode nahe sind vor Hunger, in den Hütten des Dorfes wüthet der Jammer und der Hungertyphus, und diese Herren fand ich hier schwel-

gend beim üppigen Mahl, und der Nothschrei des Volkes störte sie nicht bei ihrem glänzenden Feste!

Gnade, Majestät, Gnade, riefen auf einmal flehende Stimmen hinter Joseph, und als er sich umwandte, sah er die Damen, welche auf ihre Kniee niedergesunken, die gefalteten Hände zu dem Kaiser emporhoben. Während der Kaiser mit Lacy gesprochen, hatte der Hausherr sich rasch in das Nebenzimmer begeben, und in der Angst seines Herzens die Damen zu seiner Hülfe herbeigerufen.

Der Kaiser runzelte die Stirn und trat hastig einige Schritte zurück. Meine Damen, sagte er, es ist hier immer noch von Politik die Rede, und Sie sagten es selbst, vor der Politik müssen die Damen sich zurückziehen! Erheben Sie Sich also, meine Damen, und ziehen Sie Sich zurück!

Nein, Sire, lassen Sie mich so vor Ihnen liegen, rief die Dame des Hauses, die stolze Freiherrin von Weisach mit flehender Stimme, lassen Sie mich Ihre Kniee umklammern, und für meinen Gemahl Ihre Gnade anflehen. Ich weiß nicht, was er gethan und verbrochen hat, aber ich weiß, daß unser edler Kaiser nicht Denjenigen strafen kann, unter dessen Dach er als Gast eingetreten ist, der ihn vertrauensvoll an seinen Tisch geladen hat. Ich weiß, daß der Kaiser viel zu erhaben denkt, um Diejenigen in's Verderben zu stürzen, welche ihm als dem Menschen vertrauten, nicht ahnend, daß Derjenige, welcher unter einem erborgten Namen zu ihnen eingetreten, daß Er der Kaiser sei!

Ah, Madame, sagte der Kaiser lächelnd, es scheint, Sie wollen mir Vorwürfe machen, und Sie finden, ich müßte Ihnen dafür dankbar sein, daß Sie mir nach abgelegter Adelsprobe gestattet haben, in den Kreis dieser Edelleute einzutreten. Ich war vorher so glücklich, da im Nebenzimmer Ihre ernsten Erwägungen über meine Zulässigkeit zu vernehmen. Sie, Madame, haben mindestens in mir nicht dem Menschen vertraut, sondern nur das kleine Wörtchen von, welches ich vor meinen Namen gesetzt, hat mir Ihre Gnade erworben! Aber stehen Sie auf, meine Damen, ich bin ein Deutscher und liebe nicht die spanische Sitte des Kniebeugens!

Sire, Gnade für meinen Gemahl! rief die Freiherrin, immer noch auf ihren Knien liegend. Vergeben Sie es ihm, daß er mehr an seine

Familie und den Glanz seines Hauses, als an die andern Menschen gedacht hat. Was er gethan, hat er doch nur gethan aus Liebe zu seinen Kindern, die er reich und angesehen machen wollte!

Ah, Madame, das nennen Sie Liebe! sagte der Kaiser mit einem spöttischen Lachen. Die Habsucht und den Wucher wollen Sie zu ehrwürdigen aristokratischen Familientugenden stempeln? Aber genug jetzt der Worte! Stehen Sie auf, ich will es! Indeß, Sie haben Recht, ich bin als Gast unter dieses Dach getreten, und der Herr von Josephi ist ein viel zu guter Edelmann, um diese Herren beim Kaiser anzuklagen. Er wird die Cavaliere nicht verrathen, er wird dem Kaiser nur die freudige Nachricht bringen, daß er das gefunden hat, was er suchte, daß Korn und Brot da ist für das verhungerte Volk, und dies allein wird der Kaiser hören wollen! Oeffnen Sie also Ihre Speicher, meine Herren! Lassen Sie überall in der Runde durch reitende Boten bekannt machen und ausrufen, daß Sie den armen Leuten, welche sich an Sie wenden, unentgeltlich Ihr Korn überlassen wollen, und daß diese nichts weiter zu thun haben, als Ihnen einen Empfangsschein auszustellen, in dem sie sich verpflichten, dieses Darlehn an Korn später in natura wieder abzuliefern.*) Oh Sie werden sehen, diese Bekanntmachung wird wie ein Zauberwort wirken, die Kornvorräthe, welche Sie in großmüthiger Vorsorge für die äußersten Zeiten der Noth aufgespart haben, werden bald genug erschöpft sein, und das Volk wird Sie segnen als seine großmüthigen Wohlthäter! — Ja, meine Herren, Sie werden von heute an die Wohlthäter des Volkes werden, denn, gelobt sei Gott, Sie haben Korn, und deshalb will ich heute Ihnen verzeihen. Ihre Zukunft möge Ihre Vergangenheit auslöschen.

Keiner von den Herren erwiderte ein Wort; mit düstern Mienen, mit niedergeschlagenen Augen standen sie dem Kaiser gegenüber, dessen große strahlende Augen unverwandt auf sie gerichtet waren.

Nun, sagte der Kaiser nach einer langen, peinlichen Pause, kein Wort des Dankes? Die Freude hat Sie stumm gemacht, wie ich sehe! Nun, ich begreife das, es ist ein gar so erhebendes Gefühl, der Wohlthäter der Unglücklichen zu sein, und Sie werden dies Gefühl von heute

*) Groß-Hoffinger I. S. 141.

an in reichlichem Maße genießen. Sie werden die Hungrigen satt machen und die Thränen der Unglücklichen trocknen. Schaaren von Nothleidenden werden zu Ihnen herstürzen, um aus Ihren gefüllten Kornspeichern sich das Leben und die Gesundheit zu holen. Es wird ein wahres Völkerwandern sein! Meine Commissaire sollen auch Theil daran nehmen, und um zu verhindern, daß sie diesmal nicht wieder das Geld in ihrer Hand mit dem Korn in Ihren Scheuren verwechseln, werde ich jedem Commissarius ein Commando Soldaten mitgeben, damit diese ihnen auf allen Edelhöfen die Mühe des Suchens erleichtern.*) Aber auch Sie, Madame, fuhr der Kaiser fort, sich wieder an die Freiherrin von Weisach wendend, welche sich mit den Damen an die andere Seite des Gemaches zurückgezogen hatte, Sie werden auch Theil nehmen wollen an den Wohlthaten Ihres Gemahls! Ich will Ihnen ein Mittel dazu sagen! Sie haben heute ein Fest gegeben, und ohne Zweifel haben Sie ein so reichliches Mahl gehabt, daß von dem Ueberflusse Vieles noch übrig geblieben. Sie sollten also die armen Leute in Ihrem Dorfe Theil nehmen lassen an Ihrem Fest. Guter Gott, das arme Volk ist wirklich wie der Lazarus, der von den Brosamen sich nährt, die von des Reichen Tische fallen! Lassen Sie diese Brosamen heute ein wenig reichlich ausfallen, Madame, und der Lazarus wird Sie dafür segnen! Sie haben so viele Bediente, Madame, Sie sollten die Ueberreste Ihrer heutigen Tafel, und das, was diese Herren von dem schönen und edlen Wein übrig gelassen, in Körbe packen lassen, und mit den Körben Ihre Bedienten im Dorf von Haus zu Haus gehen lassen, um Ihre Gaben auszutheilen!

Ich werde thun, wie Ew. Majestät befehlen, sagte die Freiherrin mit zitternden Lippen und todesbleich vor innerem Zorne.

Ich bin davon überzeugt, fuhr der Kaiser lächelnd fort, aber da ich neugierig bin und gern erfahren möchte, wie die armen Leute Ihre Wohlthaten aufgenommen haben, werde ich meinen Kammerdiener und zwei von meinen Lakayen senden, damit sie Ihre Bedienten begleiten, und mir nachher Bericht abstatten. Leben Sie wohl, meine Herren, ich muß Sie verlassen, denn ich habe da draußen auf der Landstraße eine Gesellschaft,

---

*) Groß-Hoffinger I. S. 142.

welche ich zur Tafel geladen und denen ich als Wirth die Honneurs machen muß. Aber da fällt mir ein, daß diese armen Leute wahrscheinlich noch nicht wissen, wo sie für diese Nacht ein Unterkommen finden sollen. Sie erlauben mir wohl, Madame, daß ich sie in Ihrem Namen einlade hieher zu kommen, und es sich eine Nacht bei Ihnen gefallen zu lassen. Es werden sich gewiß in Ihrem stattlichen Schloß einige leere Räume finden, um diesen armen Wanderern eine Nachtruhe zu gewähren und ihnen ein Lager zu geben, auf dem sie ihre ermatteten Glieder ausstrecken können! Nicht wahr, ich darf Ihnen meine Tafelrunde senden, und Sie werden ihr ein Nachtlager gewähren?

Ich werde thun, was Ew. Majestät befehlen, sagte die Freiherrin, in Thränen ausbrechend, und nicht mehr im Stande ihre innere Aufregung zu verbergen.

Der Kaiser nickte leicht mit dem Haupt, und sich nach seinen beiden Cavalieren umwendend, sagte er: kommen Sie, meine Freunde, unsere Boten aus Prag werden ohne Zweifel schon zurück sein, und meine Gäste werden uns mit Sehnsucht erwarten. Gehen wir also!

Mit einem leichten Kopfneigen schritt er an den Herren vorüber der Thür zu, aber plötzlich blieb er vor Einem derselben stehen. Ah, mein Herr, sagte er mit heiterm Lachen, Sie sehen, dies Mal hat sich Ihre Weisheit doch geirrt. Es ist doch gut, daß der empfindsame kleine Kaiser nicht in Wien geblieben ist, denn das Auftreten seines kaiserlichen Fußes hat wirklich genügt, um Kornfelder aus der Erde zu stampfen, und dem heulenden Volke Brot zu geben! Und was die gewaltig lange Nase anbetrifft, von der Sie meinen, daß der Kaiser mit ihr abziehen müßte, so haben Sie Sich darin auch geirrt, denn der Kaiser überläßt die lange Nase diesen Herren hier, und ich finde, daß sie Ihnen Allen ganz vortrefflich steht!

IV.

Der Kaiser in der Judenstadt zu Prag.

Der Kaiser hatte Recht gehabt. Das Auftreten seines Fußes hatte genügt, um Kornfelder aus der Erde zu stampfen, und dem hungernden Volke von Böhmen Brot zu geben. Wie ein Wunder wirkte seine Gegen-

wart; überall thaten auf einmal die Speicher sich auf, verschwand wie vor einem göttlichen Machtwort die fürchterliche Noth. Begleitet von einem Commando Soldaten, zogen die kaiserlichen Commissarien von einem Gutshof zum andern, von einem Getreidehändler zum andern, um diese Alle aufzufordern und anzuhalten, ihre Kornvorräthe anzugeben, und dieselben, mit Ausnahme des nöthigen Saatkorns, der Regierung für einen festgesetzten geringen Preis zur Vertheilung an die Hülfsbedürftigen zu senden. Diese Maßregel, welche Denen, die ihr Korn hergeben mußten, als eine harte Tyrannei und eine grausame Willkühr erschien, Denen, welche das Korn empfingen, eine Wohlthat und ein Segen für das allgemeine Wohl dänchte, sie machte schnell der ungeheuren Noth ein Ende.

Zudem langten die Kornvorräthe an, welche Joseph aus dem getreidereichen Ungarn verschrieben hatte; mit diesen ließ der Kaiser die ausgeleerten kaiserlichen Magazine füllen, und dasselbe Denen für niederen Preis verabfolgen, welchen das Korn zur Aussaat für die nächste Ernte fehlte. Damit aber auch dem armen Volk in den Städten eine besondere Erleichterung verschafft werde, befahl der Kaiser die allgemeinen Steuern zu verringern, und gab aus seinen eigenen Mitteln zwei Millionen Gulden her, um damit die Unglücklichen zu unterstützen, den Armen zu helfen, den Herabgekommenen beizustehen, daß sie sich wieder aufrichteten, und ihre Geschäfte, ihre Arbeiten wieder aufnähmen.

Aber während so dem leidenden Volke Trost und Linderung ward, während die Wohlthaten und die rege Fürsorge des Kaisers den Jammer verstummen machten, während Prag, diese seit einem langen, fürchterlichen Jahre von Krankheit, Hunger und Elend heimgesuchte Stadt, allmählig wieder sich aufzurichten und zu erholen begann, gab es doch da inmitten dieser Stadt eine Stelle, wohin noch kein Strahl der Hoffnung gedrungen war, über der noch die düstere Wolke des Elends schwebte und jedes Antlitz verdunkelte. Während alle Uebrigen zu hoffen begannen, während auf den andern Straßen allgemach die Jammernden verschwanden, und man nicht mehr da diesen trostlosen Gruppen, von aus Ermattung und Schwäche niedergesunkenen Gestalten begegnete, herrschte in der Judenstadt zu Prag noch immer das furchtbarste Elend, der trostloseste Jammer.

Dort waren in den engen feuchten Gassen, in den niedrigen dumpfen kleinen Häusern Tausende von Kranken, Verhungernden und Verzweifelnden zusammengepfercht, dort hatte der Jammer sich zu einer fürchterlichen Höhe gesteigert. Niemand hatte sich dieser Armen erbarmt, Niemand hatte ihr Elend schauen und sie aus ihrer Noth erretten wollen. Soldaten bewachten die Eisenthore, welche die Judenstadt von dem übrigen Prag trennten, und ließen Niemand dieselbe verlassen, der nicht den strengen Hütern der Christenstadt ein Geldstück vorzeigen und damit beweisen konnte, daß er nicht ausgehe um zu betteln, sondern um zu kaufen.

Kein Nothleidender, kein Hülfesuchender durfte dieses eiserne Thor überschreiten, welches das Judenelend von der christlichen Barmherzigkeit trennte, man hatte dort in dem christlichen Prag schon hinlänglich des Elends und der Noth, man hatte nicht nöthig sich noch zu belasten mit fremdem Elend, und da man dem Jammer nicht abhelfen konnte, so wollte man ihn auch nicht sehen. Der Verzweiflungsschrei der Juden sollte daher in ihren eigenen Gassen verklingen, ihr Hülferuf sollte innerhalb dieser Gassen und dieser Häuser allein gehört werden.

Nicht einmal in diesen Zeiten der Noth waren die christlichen Behörden in das Judenviertel gekommen, um das Elend mit eigenen Augen zu sehen, und um dessen Abhülfe sich zu bemühen; nur die Diener der Obrigkeit waren mit grausamer Pünktlichkeit am ersten jeden Monats erschienen, um von den Juden die Kopfsteuer einzufordern, und sie die harten Abgaben zahlen zu lassen, mit denen das gedrückte und zertretene Volk sich das Recht erkaufen mußte, in einem düstern, schmutzigen Winkel der schönen, prachtvollen, christlichen Stadt überhaupt leben zu dürfen. Diese Abgaben wurden mit unerbittlicher Strenge eingefordert, und nur an diesen Zahlungen ward das Judenvolk inne, daß es auch für sie eine Obrigkeit, daß es auch für sie Gesetze und Behörden gäbe, und daß sie von denselben nicht vergessen worden.

Immer größer, immer entsetzlicher war daher die Noth in der Judenstadt geworden, die Reichen hatten längst schon ihr Hab und Gut, ihre Reichthümer und Schätze zusammengerafft, und waren ausgewandert, die Wohlhabenden, welche geblieben, waren verarmt, und die Armen, welche von der Arbeit jedes Tages, vom Handel und Wandel

sonst sich genährt, waren jetzt in den Zeiten der Arbeitslosigkeit zu verzweifelnden Bettlern geworden, die vergebens vor den Thüren ihrer Gemeindegenossen wimmerten um ein Stückchen Brod. Selbst der stets so rege und lebendige Wohlthätigkeitssinn der Juden war endlich von dem übergroßen Leid erstickt worden, selbst sie hörten den Hülferuf der Sterbenden, das Klagegeschrei der Hungernden, ohne zu ihrer Rettung herbei zu eilen. Jeder dachte nur noch an sich selber, an seine eigene Qual, und sparte sorgsam auf für die Zukunft, was er in der Gegenwart erübrigen konnte.

Wieder war ein neuer Monat begonnen, wieder hatten die Diener der Obrigkeit mit grausamer Strenge die Kopfsteuer eingefordert, die sich dies Mal freilich um Vieles verringert hatte, denn der Hungertyphus wüthete jetzt in den düstern schweigenden Häusern, und der Tod war mitleidsvoller gewesen, als die wachthaltenden Soldaten an dem eisernen Thor. Der Tod hatte den armen, hungernden, mittellosen Juden einen Weg gezeigt, auf welchem sie dieser Stadt des Jammers entrinnen konnten, er hatte auch Derer sich erbarmt, welche kein Geldstück aufzuweisen hatten, er hatte selbst den Bettlern seine Hand gereicht, und ihnen die Thore des ewigen Lebens und des himmlischen Friedens geöffnet.

Aber diejenigen, welche der Tod zurückgelassen in diesem düstern Schlupfwinkel des Elends, mußten ihren Tribut zahlen für diese Existenz des Jammers und der Noth, mußten sich durch Abgaben und Steuern das Recht erkaufen, wieder einen neuen Monat des Elends, des Hungers und der Krankheit durchleben zu dürfen.

Vergebens war alles Flehen, vergebens, daß man den Dienern der Obrigkeit sein abgemagertes Gesicht, seine zitternden Hände zeigte, daß man sie hineinschauen ließ in die elenden düstern Gemächer, in denen Kranke und Sterbende mit den noch Gesunden auf Einem Lager ruhten, daß man ihnen die leeren Räume, die leeren Spinden und Truhen wies, deren Inhalt man längst schon verkauft und verschleudert hatte, um sich für den Erlös seiner Habe einige Zeit länger das jammervolle Dasein zu fristen. Vergebens dieses Alles! Die Diener der Gerechtigkeit hatten kein Mitleid, sie durften keins haben! Die böhmische Regierung bedurfte so vieler Geldmittel, es waren da in Prag selbst so viele Christen noch, welche darbten, hungerten und bettelten, man

konnte also den Juden ihre Steuern nicht erlassen, sie mußten zahlen, damit man etwas mehr Geld noch habe für die armen christlichen Leute.

Jammer und Wehklagen durchtönte daher die öden, feuchten Straßen der Judenstadt. Es hallte wieder in jedem Hause, in jeder Kammer und auf jedem Krankenbett! Die Prager Obrigkeit hatte ihre Exekutoren in die Judenstadt gesandt, und Denen, welche nicht zahlen konnten, hatte man ihre Habe ausgepfändet und fortgeführt! — Und nicht zufrieden mit dieser grausamen Härte, hatte man derselben eine neue hinzugefügt.

Zu viel des Elends, der entsetzlichen Noth hatten die Diener der Obrigkeit, die Exekutoren und Gerichtsbeamten in der Judenstadt gesehen, um nicht davon mit Entsetzen und Schrecken erfüllt zu werden. Ihr Entsetzen hatte den Behörden sich mitgetheilt, und was die ausgesandten Boten erzählt hatten von den Krankheiten, welche in der Judenstadt wütheten, steigerte dieses Entsetzen so sehr, daß es die Herzen gegen das Mitleid verhärtete. — Das eiserne Thor, welches sonst vom Aufgange bis zum Niedergange der Sonne geöffnet war, das eiserne Thor ward jetzt geschlossen, Niemand durfte dasselbe ohne Erlaubniß der Soldaten, welche vor demselben auf und niedergingen, mehr überschreiten, und diese Erlaubniß ward nur Denen ertheilt, welche außer dem Geldstück auch noch ein heiteres Angesicht hatten, und denen der Arzt, welcher eigens zu diesem Zweck in einem Hause neben dem eisernen Gitterthor stationirt war, das Zeugniß gegeben, daß ihr Körper gesund sei, und noch keinen Ansteckungsstoff in sich trage.

Und zu diesem Allem kam noch ein neues Unglück. Der letzte Arzt, welcher in der Judenstadt wohnte, war so eben gestorben.

Das war der letzte, der fürchterlichste Schlag, welcher die armen, von so vielfachem Leid heimgesuchten Juden treffen konnte! Nun waren sie ganz verlassen und hülflos, wie in einem großen Gefängnisse, abgeschlossen von der übrigen Welt, von den freien Menschen, und in diesem Gefängniß nicht einmal mehr einen Arzt, der ihre Krankheiten heilen, und ihren Schmerzen Linderung verschaffen konnte!

Verlassen von aller Hülfe, waren die unglücklichen Juden gebannt in ihre grausige Einsamkeit, und Niemand erbarmte sich ihrer, Niemand war da, welcher ihren Nothschrei und ihren Hülferuf vernehmen wollte!

Doch, Einer war ihnen geblieben! Einer war da, von dem sie

wußten, daß er ihrer nimmer vergessen werde, daß sein Ohr endlich ihren Klagen sich öffnen, und daß er ihnen Erlösung senden werde aus dieser großen Noth!

Die Augen, welche vergeblich hülfeflehend auf der Erde umher geschaut, sie wandten sich jetzt zum Himmel, die Hände, welche vergeblich sich bettelnd, um ein Stückchen Brot ausgestreckt, sie hoben sich jetzt nach Oben, sie falteten sich zum Gebet!

Gott! Gott! das war jetzt der Hülfeschrei der Juden, denen die Menschen keine Hülfe mehr bieten wollten!

Gott mußte sich ihrer erbarmen, Gott mußte ihr Elend schauen! Dem weiten Himmel, welcher der Mantel Gottes ist, der Sonne, welche das Auge Gottes, der Luft, welche sein Athem ist, der ganzen Natur wollten sie ihren Jammer zeigen, und von dieser ekeln, grausigen Erde sollte ihre Schmerzensklage sich empor schwingen zu dem Throne Gottes!

Der Rabbiner und die Aeltesten der Judenschaft hatten daher einen allgemeinen großen Tag des Gebetes und der Klage angeordnet. An Einem Tag, in denselben Stunden und Minuten, sollte die ganze Gemeinde ihre Gebete emporsenden zu Gott, auf der Erde knieend, welche Gottes ist, und nicht das Werk von Menschenhänden, sollte Jeder seine Hände flehend emporstrecken zum Himmel und die Gnade Jehova's anflehen. Nicht hinter Mauern und Riegeln, hinter Fenstern und Thüren sollte dieses Gebet sich verschließen, frei und ungehindert sollte es von der Lippe empor sich schwingen zu Gott.

Auf dem kleinen Marktplatz inmitten der Judenstadt sollte das Centrum der Feierlichkeit sein. Dort war der Altar errichtet, auf welchem das Buch des Gesetzes lag, und vor dem der Rabbiner mit den niederen Predigern stehen und das Gebet sprechen sollte, dort war auch der erhöhete Sitz für den Vorsänger, um welchen die Chorknaben sich schaarten, um die alten Lieder und Gesänge erklingen zu lassen, welche einst vor Jahrtausenden in der Heimath, im Tempel Salomonis zu Jerusalem ertönten.

Und wie nun die festgesetzte Stunde des allgemeinen Gebetes schlug, da auf einmal öffneten sich alle Häuser und alle Thüren, da wankten, in ihre weißen Gebetkleider gehüllt, die bleichen traurigen Gestalten hervor, Männer und Weiber, Kinder und Greise. Heute gab es keinen

Unterschied des Alters und Geschlechts, keine Trennung von Mann und Weib, heute durfte neben den Frauen der Mann, neben dem Greise das kleine Mädchen knieen, heute sollten alle diese getheilten, vereinzelten Gebete in der Luft sich sammeln zu einem einzigen Strom, der wogend emporrauschte zum Himmel.

Hinaus also vor das Angesicht Gottes, hinaus Ihr Kranken und Matten, Ihr Siechen und Lahmen, hinaus auch Ihr Sterbenden, und Ihr Leichen Derer, die man noch nicht gebettet hat in der kühlen Erde! Gott muß Alle schauen, die Kranken und die Gesunden, die Todten und die Lebendigen, er muß seinen Finger legen in die Wundmale ihrer Schmerzen, er muß ihre Fieberhitze kühlen mit dem segnenden Athem seines Mundes!

Wer gesund ist und kräftig, der geht hin zu dem Marktplatze, der großen innern Tempelhalle, wo die Rabbiner beten und die Chorknaben singen werden; wer krank ist und matt, der schleppt sich hinaus auf die Straße, um dort zu knieen, und diejenigen, welche sich nicht mehr erheben können von ihrem Lager, die Sterbenden und die schon Gestorbenen, die werden von ihren trauernden und klagenden Verwandten und Freunden hinausgetragen, und werden mit ihren Bahren niedergesetzt inmitten der Straße, damit das schon gebrochene- und das brechende Auge aufschaue zum Himmel, damit der Strahl der Sonne endlich die starre Gestalt berühre, die so lange gelegen hat unter den Trauerschleiern der Trübsal.

Gott muß Alle schauen, die Todten und die Lebendigen, die Kranken und die Gesunden!

Da sind sie Alle draußen! Leer sind die Häuser, das Leben und das Leid ist hinausgewandert auf die Straße. Da liegen sie auf den Bahren und den Lagern, die Todten und die Kranken, da knieen sie vor ihren Häusern, die Schwachen und die Hungrigen, da gehen sie langsam durch die Reihen ihrer kranken Brüder dahin, die Gesunden, um zum Markte zu schreiten.

Von den Thürmen der stolzen christlichen Kirchen herüber tönt der Schlag der elften Stunde, der Stunde des Gebetes!

Auf einmal tritt in allen Straßen der Judenstadt eine tiefe, feierliche Stille ein, auf einmal verstummt das Geächze der Sterbenden, das

Wimmern der Leidenden, das leise Geflüster Derer, welche einander ihre Noth klagen. Jeder hält den Athem an und lauscht. Und horch! Jetzt erzittert die Luft von leisen, melodischen Klängen, die von dem Marktplatz herkommen.

Der Gottesdienst hat begonnen, die Knaben singen die Lieder der Klage, der Rabbiner steht vor dem Gesetzbuch und betet!

Die Stunde des Gebetes ist da! Und Aller Augen richten sich jetzt empor zum Himmel, und Aller Lippen flüstern Gebete, und Aller Hände heben sich jetzt gefaltet aufwärts!

Tausende liegen da mit verweinten Augen, mit bleichen Lippen, Tausende knieen in ihres Herzens Jammer und Noth in dem großen Tempel Jehova's und flehen zu dem allmächtigen Gott um Erbarmen und Hülfe!

Wird Gott ihr Gebet erhören? Wird seine Hand sich Derer erbarmen, von denen die Menschen erbarmunglos sich abgewandt haben?

Tiefe, heilige Stille herrscht ringsum, die Gedanken und Hoffnungen sind bei Gott, ihn suchen die Blicke, zu ihm flüstern die Lippen!

Wird Gott ihr Gebet erhören? Wird er ihnen Hülfe senden in ihrer Verlassenheit?

Tiefe, heilige Stille herrscht ringsum.

Auf einmal wird diese Stille durch ein Geräusch unterbrochen; es ist das Klirren der Riegel, welche das eiserne Thor der Judenstadt schließen, auf einmal thun die Thorflügel sich auf, und eine hohe Männergestalt erscheint in denselben. Einen Moment bleibt der Fremde stehen, betroffen von diesem Anblick der Hingelagerten und Betenden, dann wendet er sich rückwärts und winkt abwehrend mit der Hand einigen Herren, die hinter ihm stehen. Diese weichen zurück, Er aber schreitet vorwärts, mitten hinein in die Judenstadt, deren Thor jetzt weit geöffnet bleibt. Er schreitet vorwärts, die Straße hinauf; die Betenden, an denen er vorüber kommt, neigen den Blick vom Himmel hernieder auf sein Antlitz, und in ihrem Innern fragen sie verwundert sich selbst: Ist das der Engel, welchen Gott uns sendet, damit er uns Hülfe bringe? Sein Antlitz ist so voll himmlischer Güte und Liebe, es leuchtet so viel göttliches Erbarmen aus seinen großen blauen Augen! — Ja, es ist ein Engel Gottes, denn seht nur, unser Jammer rührt ihn, die Menschen haben kein Mitleid mit uns gehabt, er ist also Keiner von ihnen, er ist

ein Engel Gottes, denn er hat Mitleid mit uns! Seht nur, er neigt sich nieder zu den Kranken dort, er fürchtet keine Ansteckung, ihn schaudert nicht vor den Verzerrten und Sterbenden, dort schaut er sie an, diese Familie der Bettler, welche Alle die grausame Hungerkrankheit schon erfaßt hat. Er bleibt neben ihnen stehen, seine Gestalt scheint zu schwanken unter der Last des Entsetzens, und von Mitleid schaudernd, wendet er seine großen blauen Augen empor zum Himmel, und seht nur, o seht! in diesen Augen glänzen Thränen! Nein, das ist kein Mensch, kein Christ, denn seht nur, die Thränen rinnen über sein Antlitz hin! Er weint über das Leid der armen Juden!"

Nun, mit der flachen Hand trocknet er sich die Augen und schreitet die Straße weiter hinauf. Wo er vorübergekommen, da haben sich die Blicke ihm zugewendet, da fliegen sie ihm nach, da fragt sich Jeder in seinem Herzen, ob das Wahrheit gewesen und Wirklichkeit, oder ob es nur eine Erscheinung gewesen, welche Gott ihn sehen ließ? Und wieder richten sich die Blicke zum Himmel empor, und das Gebet beginnt auf's Neue!

Weiter die Straße hinauf wandelt der Fremde, und jetzt hat er den kleinen Platz erreicht, auf welchem die Aeltesten der Gemeinde um den Altar versammelt sind.

Der Gesang ist verstummt, der Rabbiner steht vor dem aufgeschlagenen Buche des Gesetzes, und betet mit lauter, mächtiger Stimme das Gebet der Klage; und alle Männer und alle Frauen, die da heiliger Andacht voll den Platz erfüllen, sie murmeln halb leise seine Worte ihm nach, und die thränenumdüsterten Blicke gen Himmel gewendet, flehen sie zu Gott um Hülfe und Erbarmen.

Der Rabbiner betet noch immerfort. Weshalb wendet auf einmal sein Blick sich vom Himmel hernieder? Er sieht da sich gegenüber ein von Erbarmen und Rührung strahlendes Angesicht, es kommt näher und näher! Er sieht da Augen, so blau, als habe ein Stückchen des Himmels sich in sie niedergesenkt, und diese Augen schauen ihn an, er hört da eine Stimme, welche sanft klingt und weich wie ein Gruß liebenden Mitleids, und diese Stimme sagt zu ihm: laßt mich mit Euch beten zu Gott, um Erbarmen und Abhülfe Eurer Noth!

Der Rabbiner hält inne in seinem Gebet, die Worte stocken auf

seinen Lippen, er starrt den Fremden an, er mag's und kann's nicht glauben, was sein freudejauchzendes Herz ihm sagt!

Der Fremde sieht ihn an mit einem Lächeln. Ich bin gekommen, Euch zu helfen, sagt er mit milder Stimme. Ich wollte mich selbst überzeugen, wie es Euch ergeht, deshalb kam ich hieher, und ich bin zu einer guten Stunde gekommen, denn wenn Ihr auch Euer Elend nur hinausgetragen habt auf die Gasse, damit Gott es sehe, so ist es auch gut, daß ich es gesehen habe! Mir hat Gott, so hoffe ich, es vorbehalten, Euch Hülfe zu bringen, und ich gebe Euch mein Wort darauf, daß Euch Hülfe werden soll! Erst heute habe ich gehört von der Härte, mit welcher man Euch bis hieher behandelt hat, und daß man Euch nicht hat Theil nehmen lassen an den Erleichterungen, die ich gewährte. Ich bin aber nach Böhmen gekommen, um Allen zu helfen, so viel ich kann, und Alle, ohne Unterschied des Glaubens haben ein Recht auf meine Hülfe, denn Ihr gehört Alle zu meinem Volk! Ich werde Euch Aerzte senden und Lebensmittel, und gleich allen Uebrigen sollt Ihr Theil haben an der Verminderung der Steuern. Die besondere Steuer aber, die Euch auferlegt ist, werde ich ein Jahr lang für Euch zahlen! Auch soll das Gitterthor der Judenstadt nicht mehr verschlossen werden, und auch ohne ein Geldstück könnt Ihr dasselbe überschreiten!

Der Rabbiner hatte ihm, wie von einem himmlischen Traum umfangen, staunend zugehört, sein Antlitz, welches vorher düster und traurig gewesen, strahlte jetzt in einem seligen Lächeln, und beide Arme gen Himmel erhebend, rief er mit einer Stimme, welche weit über den Platz hinschallte: Gott hat unser Gebet erhört! Er hat uns einen hülfreichen Engel gesendet! Sehet ihn an, es ist der Kaiser, welcher hier in unsrer Mitte steht!

Der Kaiser! schrie und jauchzte die Menge, und wie ein Zauberwort flog das Wort durch alle Gassen: „der Kaiser ist hier! Der Kaiser ist gekommen, um uns Hülfe zu bringen!“ Und wo dieses trostreiche Wort erschallte, da belebten sich die Züge, da verwandelten sich die Gebete in freudiges Jauchzen, da stockten die Thränen, und ein ungewohntes Lächeln umspielte die bleichen schmalen Lippen.

Das Unerhörte, das nie Geahnte war geschehen! Der Kaiser Joseph war selbst in die Judenstadt gegangen, er hatte gethan, was noch kein

Fürst vor ihm gethan. Er hatte der armen geknechteten Juden sich erbarmt, er rechnete sie mit zu seinem Volke, sie waren ihm Menschen, nicht blos Juden, und er ließ sie Theil nehmen an den Wohlthaten, die er dem unglücklichen Böhmen gewährte!

Und zu Ende war alle Noth und aller Jammer, zu Ende der Hunger und das Elend! Kaiser Joseph war nach Böhmen gekommen, um sein Volk zu erretten und er verließ Böhmen nicht, bevor nicht die Noth beendet, alle Magazine gefüllt, und der Preis des Korns auf die gewöhnliche Taxe herabgesunken war Seine Anwesenheit hatte Wunder gewirkt, und allen Leidenden war er wie ein hülfreicher Engel erschienen. Wo er sich zeigte, jauchzte ihm das Volk entgegen, knieete es nieder, um seine Füße mit Thränen des Dankes zu netzen. Nur die höheren Stände, die wucherischen Grundbesitzer, die bestechlichen Beamten und die unduldsamen Aristokraten theilten nicht die allgemeine Begeisterung; sie schwuren dem Kaiser in ihrem Innern einen unbesiegbaren Haß.*)

V.

Diplomatie.

Fürst Kaunitz war in seinem Kabinet. Er ließ sich von dem Baron Binder die geheimen Depeschen vorlesen, welche eben von dem österreichischen Gesandten in Berlin, dem jungen Baron van Swieten, eingelaufen waren, und während dieser Lektüre beschäftigte er sich damit, die Quincaillerien und Kostbarkeiten, welche auf dem Gesimse seines Schreibtisches standen, mit einem großen Wedel von Pfauenfedern abzustäuben, oder ihnen, vermöge eines seidenen Tuches, das zu diesem Zweck immer in einer Schatulle seines Schreibtisches aufbewahrt wurde, wieder Glanz und Politur zu verleihen. Es war dies eine Lieblingsbeschäftigung des allmächtigen Ministers; und sehr oft geschah es, daß er in seinem Vorzimmer hohe Staatsbeamte, ja sogar fremde Gesandte Stunden lang warten ließ, weil er mit dem Abstäuben und Reinigen seiner Meubles noch nicht fertig war, oder weil er sich das Vergnügen

---

*) Groß-Hoffinger I. S. 141.

bereitete, die schönen Sächelchen auf seinem Schreibtisch anders zu gruppiren und zu ordnen.*)

Fürst Kaunitz also war damit beschäftigt, seinen Schreibtisch abzustäuben und zu reinigen, während Herr von Binder ihm die eingelaufenen Depeschen vorlas. Diese Depeschen waren indeß heut sehr ernster und wichtiger Natur, denn Herr van Swieten berichtete darin dem Fürsten von einer vertraulichen Unterredung, welche er mit dem Könige von Preußen gehabt, und in welcher sehr ernsthaft von einer Theilung des unruhigen und in sich zerfallenen Polens die Rede gewesen. Der König von Preußen, schrieb der Gesandte, habe gewissermaßen im Scherz über die Ländergebiete gesprochen, welche die drei Mächte sich von dem Königreich Polen aneignen könnten. Er habe für sich Polnisch Preußen und Ermeland bestimmt, dagegen gemeint, man müsse die Städte Danzig und Thorn, sowie auch Krakau mit seinem Gebiete dem Königreich Polen lassen.

Sehr gut erdacht, sagte der Fürst mit seinem unerschütterlichen Ernst, während er mit sorglichster Genauigkeit ein reizendes, mit Edelsteinen verziertes Dintenfaß von Sèvres-Porzellan reinigte, das ihm einst die Marquise von Pompadour zum Geschenk gemacht. Dieser König von Preußen ist wirklich von einer unübertrefflichen Naivetät. Sucht sich das schönste, fruchtbarste, am besten kultivirte Stück von ganz Polen aus und läßt dann gleichsam als unwichtig die Clausel fallen, daß Krakau mit seinem Gebiete, das heißt die reichen Salzwerke von Wieliczka, bei Polen bleiben, das heißt nicht an Oesterreich fallen.

Van Swieten ist auch nicht darauf eingegangen, Durchlaucht, sagte Herr von Binder, er hat vielmehr dem König erklärt, daß, wenn die beiden andern Mächte nicht zugeben wollten, daß Oesterreich auch den Gebietstheil von Krakau bekomme, zu fürchten sei, daß Oesterreich überhaupt kein hinreichendes Aequivalent der Theile, welche die andern beiden Höfe sich von Polen zueigneten, erhalten möchte. In diesem Falle hat er vorgeschlagen, daß man Oesterreich vielleicht durch Bosnien und Serbien entschädigen könnte, und gemeint, man werde die Pforte wohl zwingen können, diese beiden Provinzen herauszugeben.

Aber dieser Mensch ist von einer unverständigen Tollkühnheit! rief

---

*) Rulhière, histoire de l'anarchie de Pologne. Vol. IV, p. 180.

Kaunitz fast heftig. Wer hat ihm den Auftrag gegeben zu solchen Vorschlägen?

Durchlaucht, er hat vielleicht gedacht —

Er soll nicht denken, unterbrach ihn Kaunitz, ich verlange von den Beamten nicht, daß sie selber denken, sondern daß sie meine Gedanken pünktlich und mit strengster Genauigkeit ausführen. Es ist sehr arrogant von meinem kleinen Herrn Gesandten, daß er sich untersteht, zu denken, was ich nicht gedacht habe, und auf seine eigene Hand Vorschläge zu machen. Schreiben Sie ihm das, Binder! Schreiben Sie ihm: „weder der mit der Pforte bestehende ewige Friede, noch die rechtliche Gesinnung der Kaiserin Königin erlaubten es, türkische Provinzen gewaltsam wegzunehmen.“*)

Ew. Durchlaucht sind also jetzt definitiv entschlossen, Oesterreich zu einem treuen Bundesgenossen der Pforte zu machen? fragte Herr von Binder erstaunt.

Definitiv entschlossen? wiederholte der Fürst kopfschüttelnd. Sie großes Kind kennen also immer noch nicht die Anfangsregeln der Politik, und urtheilen mit einer Unschuld, als wären Sie ein vollkommener Laie, und nicht seit dreißig Jahren mein Special und Vertrauter? In der Politik giebt es keine definitive Entschließung, sondern dieselbe muß sich allemal der Situation anpassen, nnd da die Situationen wechseln, nun, so wechselt auch die Politik. Rede mir nur keiner von Gesinnungspolitik! Der Staatsmann, welcher die verfolgen wollte, würde den von ihm regierten Staat bald an den Rand des Abgrunds bringen!

Und doch giebt es keinen Staatsmann von tüchtigerer und felsenfesterer Gesinnung, als Ew. Durchlaucht es ist, rief Binder mit dem warmen Ton wahrer Freundschaft.

Der Fürst neigte majestätisch sein Haupt. Meine Gesinnung ist die, sagte er: Oesterreich groß, mächtig und angesehen zu machen, jedes Mittel ist mir recht, wodurch ich diesen meinen Zweck erreichen kann. Oesterreich soll und muß die erste europäische Macht werden, und die kommenden Jahrhunderte sollen sagen: „Der Fürst Kaunitz ist es, welcher Oesterreich zu Dem gemacht hat, was es jetzt ist!“ Deshalb, damit

*) Wilhelm von Dohm, Denkwürdigkeiten meiner Zeit, Th. I. S. 489.

ich mein Werk vollenden kann, und — damit Oesterreich nicht zu Grunde gehe, muß ich an der Spitze der Geschäfte bleiben. Ich bin das Oesterreich, ja, ich bin das ganz Europa schuldig, denn Oesterreich und Europa hoffen auf mich, daß ich es glücklich hindurch führe durch alle Stürme. Ich darf mich dieser Aufgabe nicht entziehen, denn was sollte aus Europa werden, wenn ich, meine Bequemlichkeit mehr liebend, als das Wohl der Welt, mich jetzt von den Geschäften zurückzöge? Es ist ja Niemand da, der mich ersetzen könnte! Hundert Jahre braucht der Himmel, um einen großen Geist für die Wiederherstellung einer Monarchie zu bilden! Alsdann ruht er wieder hundert Jahre! Dies macht mich zittern für die österreichische Monarchie, wenn ich nicht mehr an ihrer Spitze stehe!*)

Zum großen Glück für Oesterreich werden Sie noch lange es lenken und regieren, rief Binder. Ew. Durchlaucht sind unersetzlich und unentbehrlich!

Ich weiß das, sagte Kaunitz gravitätisch. Aber es giebt Ehrgeizige, welche vermeinen, es stände ihnen wohl an, in meine Verwaltung Oesterreichs drein zu reden, und Theil zu haben an meinen Arbeiten. Man kann nicht wissen, wohin der jugendliche Ungestüm und die rechthaberische Eitelkeit einen solchen Ehrgeizigen treiben kann, und ob er nicht sogar tollkühn genug denken könnte, um auch ohne mich eine Existenz Oesterreichs für möglich zu halten.

Sie wollen von dem jungen Kaiser reden? flüsterte Binder.

Von ihm, sagte der Fürst feierlich. Er ist ehrgeizig, herrschsüchtig und eitel. Verwechselt seinen guten Willen, etwas Gutes thun zu wollen, mit der Fähigkeit, es zu können. Möchte sich durch Kriege und Eroberungen persönlichen Ruhm erwerben, möchte Alles anders gestalten, wie es ist, nur damit die Neugestaltung sein Werk genannt werde. Oh, was sollte aus Oesterreich werden, wenn ich nicht da wäre, diesen ungestümen Eifer zu dämpfen, und diese hitzige Ehrbegierde in Schranken zu halten! Nein, nein, ich darf Oesterreich nicht verlassen, die Welt und die Nachwelt würde mich verdammen, wenn ich's thäte! Ich muß bleiben, was ich bin! Muß mich hindurch winden durch diese

*) Des Fürsten eigene Worte. Siehe Swinburne, Th. I. S. 230.

Klippen, muß zwischen einer bigotten, allzu friedliebenden Kaiserin, und einem ehrgeizigen, thatendurstigen Kaiser das vermittelnde Princip sein, muß möglichst beiden Parteien genügen, Beider Wünsche befriedigen! Maria Theresia will den Frieden, und ist der Pforte geneigt, welche sich ihr immer als einen guten friedliebenden Nachbarn gezeigt hat! — Joseph will den Krieg, um sich Ruhm zu erwerben, und seine Länder zu vergrößern. Wenn er morgen Alleinherrscher wäre, würde er einen Krieg anfangen mit Rußland oder mit der Türkei, wie es ihm am vortheilhaftesten däuchte! Ich muß ihm also diese Hoffnung immer offen halten, damit er für möglich erachte, was er wünscht. Ich muß aber auch zugleich den Neigungen Derjenigen, welche jetzt noch herrscht, meinen Tribut zahlen, und wenn wir Krieg haben sollen um Joseph zu befriedigen, so muß Maria Theresia glauben können, daß Wir diesem Krieg auf das Aeußerste wiederstreben, und nur durch Andere freventlich dazu getrieben sind.

Beim Himmel, das ist ein feines diplomatisches Gewebe, rief Herr von Binder lächelnd.

Hüten Sie Sich, Binder, Sich nicht in den Netzen desselben zu fangen, oder einen Faden desselben zu zerreißen, sagte der Fürst feierlich. Ich habe so offen zu Ihnen gesprochen, weil auch der größte Genius zuweilen Momente hat, wo er des Verständnisses Anderer bedarf, und wo es ihm wohlthut, sich aussprechen zu können. Sie wissen jetzt, was es mit meiner definitiven Entschlossenheit, der Pforte beizustehen, zu sagen hat, und ich denke, Sie werden künftig nicht wieder so dumme Fragen thun, Sie großes Kind, das dreißig Jahre beim Kaunitz ist, und ihn noch immer nicht versteht!

Weil Ew. Durchlaucht undurchdringlich sind, und viel zu erhaben, um von gewöhnlichen Sterblichen begriffen zu werden, sagte Herr von Binder emphatisch.

Ich glaube, daß es so ist, sagte der Fürst einfach, indem er mit der größten Genauigkeit die Lineale, Schreibfedern, Messer und Scheeren in einem Quarré auf seinem Schreibtisch ordnete.

Eben öffnete sich die Thür, und der eintretende Kammerdiener meldete Se. Excellenz den Herrn Gesandten der Ottomanischen Pforte, Osman Pascha.

Soll warten, ich werde ihn sogleich empfangen, sagte der Fürst, leicht mit dem Kopfe nickend. — Sie sehen, sagte er, als der Kammerdiener hinausgegangen war, ich halte es jetzt wirklich mit der Pforte. Warten Sie hier, ich werde den Herrn Gesandten im großen Saal empfangen. Nachher bedarf ich Ihrer, bleiben Sie also!

Er nickte seinem Vertrauten lächelnd zu, und verließ stolz und gravitätisch das Gemach. Herr von Binder schaute ihm nach mit Blicken zärtlicher Bewunderung. Er ist doch ein großer Mann, murmelte er leise vor sich hin, und er hat ganz Recht, er ist Oesterreich unentbehrlich. Was thut's, daß er es weiß und es sagt? Er ist eben ein kluger und wahrheitsliebender Mann: Voilà tout!

Und er setzte sich nieder, um an den österreichischen Gesandten in Berlin zu schreiben, und ihn streng zu verwarnen, nichts gegen die Interessen der Türkei zu sagen und zu thun.

Er hatte seinen Bericht eben vollendet, als der Fürst wieder in das Gemach eintrat. Sein Antlitz strahlte von Befriedigung, und um seinen Mund zeigte sich Etwas, wie der Schimmer eines Lächelns.

Binder, sagte er, indem er einen Bogen Papier, den er in der Hand hielt, auf seinen Schreibtisch legte, sehen Sie einmal, da haben wir Zuckerbrot für unsern jungen Kaiser. Können Sie errathen, was dieses Papier enthält?

Doch nicht eine Kriegserklärung an Rußland? fragte Herr von Binder erstaunt.

Hm, Etwas, das dem ziemlich nahe kommt, sagte der Fürst heiter. Hören Sie! Es ist die geheime Convention, welche, wie Sie wissen, unser Gesandter in Constantinopel, Herr von Thugut, mit der Pforte abschließen sollte. Der Sultan hat sie unterzeichnet und ich werde heute noch die Unterschrift der Kaiserin-Königin einholen. Nun, sie wird sich nicht weigern, das zu unterschreiben, denn wenn sie die Türkei auch nicht liebt, so haßt sie doch Rußland, und der allerungläubigste Sultan ist ihr immer noch lieber, als die christliche Kaiserin Katharina von Rußland. Darauf rechne ich, und deshalb weiß ich, daß die Kaiserin unterzeichnen wird.

Also, von jetzt an werden wir nun doch Bundesgenossen der Türkei sein? fragte Herr von Binder triumphirend. Es ist nun doch eine definitive Entschließung?

Der Fürst zuckte die Achseln, und blätterte in dem Hefte von Papieren, das er mitgebracht. Wir haben uns verpflichtet, sagte er, hier und dort in den Papieren lesend, verpflichtet, der Türkei mit Rußland einen Frieden zu schaffen, nach welchem Rußland ihm alle eroberten Provinzen wieder heraus giebt, oder welcher doch wenigstens die Ehre der Türkei unberührt erhält. Wir haben uns ferner verpflichtet, in diesen Friedensbeschlüssen auch die Unabhängigkeit und Freiheit der Republik Polen zu sichern.

Aber Durchlaucht, rief Binder erstaunt, das widerspricht ja allen Unterhandlungen, die Sie mit Preußen und Rußland eingeleitet haben, das widerspricht ja den Plänen einer Gebiets-Erweiterung, welche Ew. Durchlaucht in Bezug auf Polen so lange gehegt? Alsdann wird ja ein Krieg unvermeidlich sein, denn Ew. Durchlaucht haben ohne Zweifel vergessen, daß Preußen und Rußland einen Vertrag abgeschlossen haben, in welchem sie sich gegenseitig „zur Beruhigung Polens“ anheischig machen, sich einige Provinzen dieses unruhigen Königreichs anzueignen.

Merken Sie Sich, mein alberner Freund, daß ich niemals Etwas vergesse! sagte Kaunitz stolz. Ich kenne diesen russisch-preußischen Vertrag, aber vor der Hand hat man uns noch nicht zum Beitritt eingeladen, und ich werde mich ihnen nicht anbieten. Mögen sie sprechen, dann werden wir sehen! Thun sie es nicht, nun, dann werden wir Krieg haben! Sprechen sie, und fordern uns zum Beitritt auf, so werden wir am Ende der Klugheit nachgeben müssen, und auch Beute machen, weil die Andern Beute machen! Aber es ist jedenfalls besser, sich anscheinend dazu zwingen zu lassen, und gewissermaßen gezwungen nachzugeben, denn damit werden wir das Gehässige dieser Sache auch auf Diejenigen werfen, die uns zu dieser Habsuchtspolitik zwingen, und Maria Theresia wird weniger Gewissensskrupel haben!

Durchlaucht, sagte Herr von Binder seufzend, ich gebe es auf, jemals ein guter Diplomat zu werden. Ich höre Ihrer Weisheit zu, und Ihre Worte sind für mich delphische Orakelsprüche, denen man andächtig lauscht, und deren zweideutige Erhabenheit man doch eigentlich gar nicht versteht. Also wir sind auf einmal die großmüthigen Bundesgenossen der Türkei geworden! Wir leisten dadurch der Pforte allerdings einen gewaltigen Dienst; aber was leistet die Pforte uns?

Nicht viel, aber doch Etwas, sagte Kaunitz gelassen, indem er wieder in den Papieren blätterte. Die Pforte, welche, eben so wie Sie, auf einen Krieg mit Rußland gefaßt ist, begreift, daß Oesterreich seine Armee auf den Kriegsfuß setzen muß, um ihm seine Hülfe angedeihen zu lassen. Da Oesterreich dies aber für die Türkei thut, so ist es billig, daß diese auch die Kosten trägt. Die Pforte also zahlt an Oesterreich im Laufe der nächsten acht Monate die Summe von zwanzigtausend Beuteln, jeden zu fünfhundert Piaster. Davon sind viertausend Beutel gleich nach der Unterzeichnung der Convention ausgezahlt worden.*)

Also zehn Millionen Piaster! rief Herr von Binder erstaunt. Bei Gott, Durchlaucht, Sie sind ein zweiter Moses. Sie verstehen es, aus einem unfruchtbaren Boden eine silberne Quelle hervorsprudeln zu machen.

Meinen Sie nicht, daß wir dieses Geld gut gebrauchen können? fragte Kaunitz. Mir scheint, unsere Kassen waren ziemlich erschöpft, und der Kaiser wird daher zufrieden sein, daß wir sie mit türkischem Gelde gefüllt haben. Er ist dadurch in den Stand gesetzt, seine Armee zu vermehren und im reichsten Ueberflusse mit allen Bedürfnissen zu versehen, und da dies ihm vor allen Dingen am Herzen liegt, so wird er mir sehr dankbar sein für diesen Vertrag und demselben seine Zustimmung nicht versagen. — Außerdem aber bewilligt uns die Pforte ein gutes Stück der Wallachei, regelt die Grenzbestimmungen gegen Siebenbürgen zur völligen Befriedigung Oesterreichs, und gewährt endlich unserm Handel zu Wasser und zu Lande, im ganzen Umfange des osmanischen Reichs, Befreiung von allen Abgaben, verspricht ihm Schutz und Begünstigung.

Aber allen diesen herrlichen Bestimmungen gegenüber wird doch ein Krieg mit Rußland unvermeidlich sein, rief Herr von Binder. Die ehrgeizige, ruhm- und länderbegierige Czarin Katharina wird außer sich sein vor Zorn, wenn sie von dieser Convention Nachricht erhält!

Sie wird vorläufig noch nichts davon erfahren, sagte Kaunitz ruhig. Ich habe es mir ausdrücklich ausbedungen, daß diese geheime Convention zwischen Oesterreich und der Pforte vorerst noch ganz geheim gehalten werde. Der Sultan und sein Vezier haben uns ihr Wort darauf gegeben, und der Muselmann hält sein Wort. Wir werden diese Con-

---

*) v. Dohm, Denkwürdigkeiten rc. Th. I. S. 471.

vention also erst dann veröffentlichen, wenn wir wirklich Krieg mit Rußland wollen.

Demzufolge, sagte Herr von Binder vergnügt, demzufolge ahnt Rußland unsere Feindschaft gar nicht, und hofft noch vielleicht, sich mit Oesterreich zu verbinden; und andererseits ist auch der Vertrag mit der Türkei vorerst noch illusorisch?

Mit Ausnahme der zehn Millionen Piaster, welche die Pforte uns in Wirklichkeit zahlt! sagte Kaunitz. Wir werden nun sehen, ob die Türkei schweigen kann, und ob Rußland sprechen wird! Jedenfalls liegt in Oesterreichs Hand jetzt der Krieg und Frieden von Europa, und wir werden der Welt das geben, was Oesterreich am meisten zum Vortheil gereicht.

In diesem Augenblick ward die Thür des Vorsaals hastig geöffnet, und der Kammerdiener des Fürsten erschien auf der Schwelle.

Se. Durchlaucht der Fürst Gallitzin, Gesandter Ihrer Majestät der Kaiserin von Rußland, ersucht Se. Durchlaucht den Fürsten Kaunitz, ihm eine Audienz zu bewilligen, sagte der Kammerdiener emphatisch.

Das war in diesem Moment und unter diesen Umständen eine so wichtige und folgenreiche Nachricht, daß selbst Kaunitz davon für einen Moment erschüttert ward, und seinem Antlitz nicht verwehren konnte, das Erstaunen auszudrücken, welches sein Inneres empfand.

Ich bitte Se. Durchlaucht, in fünf Minuten hier zu mir eintreten zu wollen, sagte Kaunitz, und seine Stimme selbst war ein wenig bewegt. Genau in fünf Minuten öffnest Du Sr. Durchlaucht die Thür da! Fort jetzt!

Nun? fragte Binder, als der Diener hinter der Portière verschwunden war. Was wird der russische Gesandte wollen?

Nun, er wird endlich sprechen wollen! sagte Kaunitz aufathmend.

Ja, aber sicherlich nicht von dem Theilungsprojekt, sondern von der türkischen Convention. Oh, Ew. Durchlaucht werden sehen, daß der Muselmann doch nicht schweigt, wenn das Reden zu seinem Vortheil gereicht!

Schon drei Minuten vorüber, sagte Kaunitz, nach der großen Kaminuhr blickend. Kein Wort mehr, Binder! Treten Sie dort hinter den Paravent, und hören Sie zu, was wir hier verhandeln. Ich werde dann nicht nöthig haben, Ihnen nachher Alles zu expliciren. Schnell!

Während Herr von Binder eiligst hinter den Schirm schlüpfte, trat der Fürst zu dem großen Stehspiegel, um sein Antlitz zu prüfen, und

seiner Toilette einen letzten Blick zu gönnen. Er fand zu seiner Genugthuung, daß seine Züge schon wieder vollkommen ruhig und undurchdringlich geworden, und daß nicht eine einzige Locke seiner Perrücke sich verschoben hatte.

Genau nach fünf Minuten öffnete der Kammerdiener wieder die Thür, und seine Stentorstimme verkündete das Erscheinen des Gesandten Ihrer Majestät der Kaiserin von Rußland.

VI.

Rußland spricht.

Fürst Kaunitz stand in der Mitte des Zimmers, als der russische Gesandte zu ihm eintrat. Er heftete seine großen blauen Augen mit einem vollkommen theilnahmlosen und kalten Ausdruck auf das lächelnde und feine Antlitz des russischen Diplomaten, der sich tief vor ihm verneigte, was Kaunitz nur mit einem stolzen Kopfnicken erwiederte. Der Fürst Gallitzin schien diese stolze Zurückhaltung ebensowenig zu bemerken, als er darauf achtete, daß Kaunitz unbeweglich an seinem Platze stehen geblieben und dem Vertreter Rußlands auch nicht einen Schritt entgegengekommen war. Er durchmaß mit der bereitwilligsten Höflichkeit die Schritte, welche ihn von Oesterreich trennten, und reichte dem Minister desselben mit seinem süßesten Lächeln seine Hand dar.

Kaunitz hob langsam seine Hand empor, und ließ die weißen Fingerspitzen derselben einen Moment kalt und lose in der mit so viel anscheinender Cordialität ihm dargebotenen Rechten des Gesandten ruhen.

Ah, sehen Sie da, welch ein schönes Wunder, sagte Fürst Gallitzin lächelnd, Oesterreich und Rußland reichen sich die Hand.

Verzeihung, Durchlaucht, sagte Kaunitz ernst, es war Rußland, welches die Hand darreichte, und Oesterreich nahm sie an.

Aber ohne meinen warmen Freundschaftsdruck zu erwiedern! rief der Gesandte.

Fürst Kaunitz schien diesen zärtlichen Vorwurf nicht gehört zu haben. Er deutete auf die beiden Fauteuils neben seinem Schreibtisch hin und sagte: Setzen wir uns!

Fürst Gallitzin wartete, bis Kaunitz sich langsam und steif in seinem Sessel niedergelassen hatte, und dann erst nahm er den Sitz neben ihm ein.

Ew. Durchlaucht haben die Güte gehabt, die neuen Friedensbedingungen, welche Rußland der Pforte anbietet, zu prüfen? fragte der Fürst Gallitzin.

Ich habe sie gelesen, sagte Fürst Kaunitz lakonisch.

Und Ew. Durchlaucht werden gefunden haben, daß Rußland, um den Wünschen Oesterreichs zu genügen, von seinen Forderungen an die Türkei so viel nachgelassen hat, als sich irgend mit der Ehre und den Interessen Rußlands vertragen mochte! Aber Ihre erhabene Majestät, meine Kaiserin, hat mir befohlen, es Ihnen ausdrücklich zu bemerken, daß ihre Nachsicht und Mäßigung gegen die Türkei nur aus der Achtung und Freundschaft gegen Oesterreich entspringt, das sich großmüthig zur Schutzmacht der Pforte erklärt hat. Ohne diese Berücksichtigung würde Rußland nicht einen Augenblick anstehen, die händelsuchende, übermüthige Türkei das ganze Gewicht seines Zorns fühlen zu lassen, und leicht könnte es kommen, daß vor dem zornigen Dahinschreiten Rußlands diese Pforte, welche längst schon wurmstichig ist, und in ihren Angeln knarrt, zusammenbräche und in den Fluthen des schwarzen Meeres versänke!

Alsdann würde Rußland erkennen lernen, daß Oesterreich ein Taucher ist, welcher sich sehr gut auf die Perlenfischerei versteht, sagte Kaunitz ruhig. Wir würden ganz gewiß die Pforte wieder aus den Fluthen des schwarzen Meeres emporheben, und sie wieder in ihre Angeln hängen, und wenn die Angeln, wie Ew. Durchlaucht sagen, knarren, nun so muß man sie mit ein wenig Fett bestreichen, oder sie zum Beispiel mit besseren Friedensbedingungen umwickeln.

Ew. Durchlaucht finden also die jetzigen Friedensbedingungen noch immer nicht genügend?

Sie sind noch immer von der Art, daß Oesterreich sie nicht befürworten kann! Niemals kann die Türkei diese russischen Forderungen bewilligen, niemals kann sie darein willigen, die Unabhängigkeit der Krim und der Wallachei auszusprechen. Beide Länder gehören der Pforte, und sie hat ihre unleugbaren Rechte auf dieselben. Oesterreich kann ihr nicht rathen, sie aufzugeben, dies würde dem österreichischen Staatsinteresse so sehr zuwider sein, daß wir sogar der Annahme dieser

Bedingungen uns widersetzen müßten, selbst wenn die Türkei durch fortgehendes Kriegsunglück endlich zur Nachgiebigkeit sich gezwungen sehen sollte.

Ah, rief Fürst Gallitzin lächelnd, Oesterreich würde dann also in die seltsame Lage kommen können, einen Krieg gegen die Türkei zu unternehmen, um es zu seinem eigenen Glück zu zwingen! Wollen Ew. Durchlaucht mir nicht gütigst sagen, welches denn die Forderungen sind, welche Oesterreich für die Pforte machen möchte?

Oesterreich kann der Pforte nur dann zu einem Frieden rathen, wenn bei demselben die Oberherrschaft des Sultans über die Krim und die Wallachei wieder anerkannt wird, und ihr das unbestrittene Recht verbleibt, die Khane der Krim und die Hospodare der Wallachei nach ihrem eigenen Willen zu bestimmen. Nur wenn Rußland diese erste Friedensbedingung stellt, wird mein Hof bei der Pforte dahin wirken, daß sie dagegen einige andere Gebietsabtretungen in der Tatarei eingeht!

Und Rußland mindestens die Landstriche läßt, die es sich schon erobert hat, nicht wahr? fragte Gallitzin mit seinem freundlichsten Lächeln. Die Czarin hat indeß gar nicht die Absicht, ihr Ländergebiet zu vergrößern, und ihr ungeheures Reich noch weiter auszudehnen. Rußland kämpft in der Krim nicht für sich, sondern für die Freiheit und Unabhängigkeit eines edlen Volkes, das sich selbstständig und reich genug fühlt, um sich selbst seine Fürsten und Beherrscher wählen zu wollen, und dem die despotische Türkei dieses Recht bestreiten will. Rußlands Kampf in der Tatarei ist einfach ein Kampf der Civilisation und der Freiheit gegen die Barbarei und den Despotismus!

Ah, wie schön und glückverheißend diese Worte in dem Munde eines Gesandten Rußlands klingen, sagte Kaunitz fast lächelnd. Rußland wird indeß zugeben, daß es nicht überall für diese Principien der Freiheit und Civilisation kämpft, zum Beispiel nicht in Polen, wo es gerade das Gegentheil von dem will, was es in der Tatarei verlangt. Für die Tataren will Rußland das Recht, sich ihren Fürsten selber wählen zu können; den Polen bestreitet es dieses Recht und hat ihnen mit Gewalt einen König gegeben, den ganz Polen verschmähete. Ich muß Ew. Durchlaucht gestehen, daß meine Monarchin ihre Mitwirkung zum Frieden zwischen Rußland und der Türkei nur unter der ausdrücklichen Bedingung

verspricht, daß Rußland sich verbindlich macht, Polen unvermindert in seinem jetzigen Umfange zu erhalten, und durchaus keinen Theil dieses Landes weder für sich selbst, noch für irgend eine andere Macht verlangen zu wollen.*)

Fürst Gallitzin schaute mit einem raschen Blick in das Antlitz des Fürsten, und begegnete dessen Augen, die mit einem forschenden und durchdringenden Ausdruck auf das Antlitz des Gesandten geheftet waren.

Ew. Durchlaucht sprechen für die Unzertrennbarkeit Polens, sagte Fürst Gallitzin lächelnd, und doch war es Oesterreich, welches dieselbe zuerst angriff, wie mir scheint. Ist nicht auch die Zips, welche Oesterreich besetzt hält, ein Theil von Polen?

Nein, Durchlaucht, denn alsdann würde Oesterreich die Zips nicht beanspruchen. Die Zips gehörte ursprünglich zu Ungarn, und ward an die Türkei verpfändet. Wir werden die Pfandsumme an die Pforte wieder herauszahlen, und die Zips wieder an uns nehmen, ganz auf rechtlichem und natürlichem Wege. Das Alles ist ganz einfach, und hat gar nichts zu schaffen mit dem Schicksale Polens, das jetzt so vielfach bedroht ist. Wir wollen nur, was unser ist, die Zips, und werden, sobald auch Rußland seine Truppen aus Polen zurückzieht, gern alle jetzt von österreichischen Truppen besetzten Landestheile ohne alle Ansprüche wieder an Polen zurückgeben.

Und ohne Zweifel wollen Ew. Durchlaucht auch alles Andere, um welches Polen kämpft und schreit, wieder in Polen restauriren? Seine uralte Verfassung zum Beispiel, diese Constitution, welche sich in das europäische Staatensystem wie der Apfel der Eris hineingeworfen hat, und so lange sie bestehen wird, mit Revolution und Umsturz droht?

Nun, was die Verfassung Polens anbetrifft, sagte Kaunitz rasch, so wird man der wohl einige Modifikationen geben können, wie sie dem Interesse der Nachbarn gemäß sind. Es kommt nur darauf an, sich über solche Modifikationen zu einigen, und alsdann wird Oesterreich sehr bereit sein, mitzuwirken, um Polen zur Annahme einer revidirten Verfassung zu veranlassen, ja, wenn es sein muß, dazu zu zwingen!

Ah, wenn Ew. Durchlaucht so denken, dann werden wir uns leicht

---

*) v. Dohm's Denkwürdigkeiten. Th. I. S. 492.

verständigen, rief Gallitzin freudig, und Ew. Durchlaucht mögen es mir alsdann erlauben, im Namen Rußlands offen zu Oesterreich zu sprechen!

Endlich! sagte Kaunitz aufathmend. Rußland will also endlich sprechen! Bis jetzt handelte es nur, aber ich gestehe, daß seine Handlungen mir unverständlich waren, und daß ich auf eine Erklärung wartete!

Rußland ist mit Oesterreich in demselben Fall, bemerkte Fürst Gallitzin lächelnd, Ew. Durchlaucht mögen mir gestatten, Sie auf den Widerspruch aufmerksam zu machen, der zwischen Oesterreichs Worten und seinen Handlungen liegt. Der Wiener Hof sagt, er will Polen unvermindert erhalten, und er thut doch, was wir bis jetzt nicht gewagt haben, er nimmt sich ein Stück von Polen.

Vieles wagt man nicht, weil es zu schwierig scheint, und Vieles scheint nur deshalb schwierig, weil es nicht gewagt wird,*) sagte Kaunitz lächelnd. Wir haben gewagt uns ein Stück von Polen zu nehmen, weil wir ein Recht darauf hatten, und die Schwierigkeit des Unternehmens schreckte uns daher nicht.

Ah, Durchlaucht, rief der Gesandte lächelnd, was Ihre Rechte auf die Zips anbetrifft, so erlaube ich mir zu bemerken, daß es keinen Staat giebt, der nicht alte Ansprüche an seine Nachbaren machen könnte, und demgemäß wäre Jeder berechtigt, zu gelegener Zeit solche Ansprüche geltend zu machen. Auch Rußland, und — auch Preußen haben solche Ansprüche an Polen, und wenn Oesterreich jetzt von den seinen Gebrauch machen will, so erfordert das Princip des Gleichgewichts, daß Preußen und Rußland ebenso verfahren. Meine erhabene Monarchin ist damit einverstanden, und glaubt von dem König von Preußen gleicher Gesinnung gewiß zu sein. Wenn es also der Kaiserin-Königin und — Ew. Durchlaucht gefällig ist, so werden wir uns über die Ansprüche der drei Höfe auf einige Theile von Polen leicht einigen und verständigen können. Alles kommt darauf an, unsere Ansprüche zu formuliren, die Durchführung derselben wird nachher keine Schwierigkeiten haben.

---

*) Des Fürsten eigene Worte. Siehe Hormayr Plutarch. 14. Bändchen.

Ich sehe schon, wir werden uns verständigen, sagte Kaunitz lebhaft. Da Rußland jetzt gesprochen und uns seine Vorschläge gemacht hat, soll es auch Oesterreich bereit finden, zuantworten, und auf seine Vorschläge einzugehen. Vor allen Dingen lassen Sie uns also über den Frieden mit der Türkei uns einigen! Der Wiener Hof übernimmt jetzt die Vermittelung dieses Friedens, und wird denselben zu Stande bringen. Nur erlaube ich mir deshalb den Rath zu geben, es möchte der russische Hof jetzt exorbitante Forderungen stellen, die weit über sein eigenes Wollen hinausgehen und denen Oesterreich nicht beistimmen kann.

Und auf diese Art wollen Ew. Durchlaucht den Frieden vermitteln? fragte Fürst Gallitzin erstaunt.

Gewiß, denn so exorbitante Forderungen lassen eine Ermäßigung zu; Rußland gelangt damit, indem es anscheinend Oesterreichs Vorstellungen nachgiebt, zu dem, was es eigentlich wollte, und stellt dies in einem Ultimatum auf, dessen Annahme der Wiener Hof der Pforte zur Pflicht machen wird!

Vraiment, Ew. Durchlaucht ist ein großer Diplomat! rief der Gesandte lebhaft.

Wenn ein russischer Gesandter das sagt, muß es die Wahrheit sein! sagte Kaunitz lächelnd. Was Polen anbelangt, so werden wir uns auch darüber leicht verständigen, und vor allen Dingen dabei die Grundsätze des Gleichgewichts strenge im Auge behalten. Ich bitte also nur um baldige Eröffnung, auf welche Theile von Polen die Staaten Rußland und Preußen ihre Ansprüche richten wollen, damit Oesterreich darnach auch den Umfang seiner Ansprüche ermessen und formuliren kann! Ich selbst werde mich sofort mit dem König von Preußen in Einvernehmen setzen, und seine Ansichten über die Grenzen von Polen, wie sie hinfort sein sollen, mir erbitten. Zweierlei ist nur nöthig, um diese Angelegenheit rasch und glücklich zu Stande zu bringen, und mit dem besten Erfolg zu krönen.

Und das ist?

Erstens: die vollkommenste Offenheit der drei Höfe gegeneinander und Beschleunigung der Verhandlungen, damit Polen nicht etwa schon zur Ruhe gelangt sei, bevor wir kommen, ihm die Ruhe zu bringen.

Ich stimme Euerer Durchlaucht bei. Und zweitens?

Zweitens: ist ein vollkommenes Geheimniß für diese Verhandlungen nothwendig. Frankreich und England dürfen nichts davon erfahren, sondern müssen durch das fait accompli der Theilung überrascht werden. Die beiden Mächte würden Alles aufbieten, um zwischen uns und Polen zu vermitteln, und die Dinge würden bleiben wie sie sind.

Ich verspreche für meinen Hof und auch für Preußen die strengste Discretion, sagte der Gesandte feierlich. Europa wird erst in dem Augenblick die Pläne der drei Mächte erfahren, wenn es dieselben nicht mehr hindern kann, und wenn unsere einmarschirten Truppen unsere Rechte auf das polnische Gebiet dargethan haben. Alles kommt jetzt nur darauf an, drei völlig gleiche Theile für die drei Mächte zu finden, damit Jeder zufrieden gestellt werde.

Nun, sagte Kaunitz leichthin, indem er nachlässig mit seinen Spitzenmanschetten spielte, wenn es Schwierigkeiten machen sollte, innerhalb Polens drei ganz gleiche Theile für die Besitzergreifung der drei Mächte zu finden, so kann man ja auch leicht einem andern Nachbar, der zu viel Land hat, etwas abnehmen, und die Einwilligung desselben möchte wohl zu erzwingen sein, wenn unsere drei Höfe einig sind.

Fürst Gallitzin schaute mit sichtbarer Betroffenheit in das kalte und ruhige Antlitz des Fürsten. Ew. Durchlaucht reden von einem andern Nachbarn? fragte er zögernd. Aber dieser Nachbar kann doch kein anderer sein als die Pforte selbst?

Es ist allerdings der Nachbar, den ich meine, sagte Kaunitz, gravitätisch mit dem Kopfe nickend. Es ist ein Nachbar, der uns Alle fast ebensoviel beunruhigt, als Polen, und dem gleichfalls ein Aderlaß und eine Verkleinerungsoperation nothwendig wäre. Ich autorisire Ew. Durchlaucht, meinen Vorschlag Ihrem Hof mitzutheilen, und bin begierig, die Antwort desselben zu erfahren.

Oh Durchlaucht, Sie werden Rußland immer bereit finden, wenn es gilt sich an seinem Erbfeind, der Türkei, zu bereichern, sagte Fürst Gallitzin lächelnd, indem er aufstand. Es ist für Rußland eine Pflicht der Natur und der Nothwendigkeit, die Türkei seinen Grenzen einzuverleiben, und nur dann, wenn der Fuß des russischen Thrones in Constantinopel steht, wird das Testament des großen Czaren Peter erfüllt sein!

Nun, Binder, haben Sie jetzt Alles begriffen? fragte Fürst Kaunitz, nachdem der russische Gesandte ihn verlassen hatte. Ich hoffe doch, daß Sie hinter Ihrem Schirm Alles verstanden haben?

Verstanden habe ich Alles, aber begriffen nichts! sagte Herr von Binder hinter dem Schirm hervorkommend. Nein, ich glaube sogar, ich habe falsch verstanden! Denn unmöglich können doch Ew. Durchlaucht, welche mir eben erst aufgetragen haben, van Swieten zu tadeln, weil er die Möglichkeit einer Theilung Polens mit dem König von Preußen besprochen hat, unmöglich können Ew. Durchlaucht, welche eben mit der Pforte einen Tractat abgeschlossen haben, in welchem Sie Sich verpflichten, die Rechte Polens zu schützen, unmöglich können Sie jetzt eine Theilung Polens mit Rußland und Preußen beabsichtigen, und doch habe ich das verstanden!

Und Sie haben richtig verstanden, sagte Kaunitz lakonisch. Die Politik macht nicht die Ereignisse, sondern sie läßt sich von ihnen vorwärts schieben. Wir werden dazu getrieben, auch einen Theil von Polen zu nehmen, denn wir verkleinern dadurch wenigstens die Beute, welche die Andern zu machen entschlossen sind.

Ich habe also richtig verstanden in Betreff Polens, sagte Binder hastig. Aber in einem andern Punkt habe ich sicher falsch gehört. Sie haben eben eine Convention mit der Pforte abgeschlossen, und für geleistete Friedensversprechungen zehn Millionen Piaster erhalten. Ist es nicht so?

Es ist so!

Nun also habe ich falsch gehört, rief Herr von Binder aufathmend, falsch verstanden, wenn ich meinte, Ew. Durchlaucht hätten so eben dem russischen Hof vorgeschlagen, wenn man in Polen nicht genug Land zu einer gleichmäßigen Theilung fände, sich noch ein Stück von der Türkei dazu zu nehmen.

Nein, Sie haben richtig gehört, sagte Kaunitz, ich habe das vorgeschlagen. Sie sind langweilig mit Ihren ewigen Fragen und Ihrem albernen, verwunderten Gesicht. Ich fürchte jetzt selber, daß Sie niemals ein guter Politiker und Diplomat werden können, denn Sie sind so einfältig, daß sie eine ehrliche, unbefangene und moralische Politik für möglich halten, und selbst am grünen Tisch ein Biedermann sein

wollen! Ich glaube wahrhaftig, wenn Sie ein Stück von Polen auf Ihrem Wege fänden, Sie wären im Stande es diesem guten König von Polen wiederzubringen, und Sich mit einem Botenlohn zu begnügen, und wenn Ihnen die Pforte einige Millionen anböte, so würden Sie dieselben ausschlagen, wenn auch ein völliger Bankerutt in Ihren Kassen wäre! Ich möchte wohl wissen, was aus Oesterreich werden sollte mit einer solchen Politik, welche das Gewissen statt der Klugheit um Rath fragt, und statt mit ihrem Vortheil sich mit der Moralität beschäftigt.

Nun, dieses Problem wird niemals zu lösen sein, da Ew. Durchlaucht Oesterreichs Geschicke lenken und keine Spur von Moralität und Gewissen in Ihrer Politik zu sehen ist, brummte Herr von Binder, indem er einen Stoß Papiere nahm, und sich damit in das anstoßende Kabinet zurückzog.

Fürst Kaunitz blickte ihm achselzuckend nach und schellte dann heftig.

Mein neuer Staatswagen soll vorfahren! befahl er dem eintretenden Monsieur Hippolyt, der aber, statt fortzueilen, verlegen und beklommen an der Thür stehen blieb.

Nun, was ist's? Was steht Er da? fragte der Fürst.

Verzeihung, Ew. Durchlaucht, stotterte der Kammerdiener, der Staatswagen ist noch nicht fertig.

Noch nicht fertig? wiederholte der Fürst mit einer feierlichen Langsamkeit, jedes Wort scharf betonend. Habe ich nicht befohlen, daß der Wagen heute um zwei Uhr fertig sein sollte?

Zu Befehl, Ew. Durchlaucht. Aber der Tapezier, welcher die innere Drapirung zu besorgen hat, behauptet, er könne die Zeichnungen, welche Ew. Durchlaucht ihm gegeben haben, nicht begreifen, und es sei ihm unmöglich, sich danach zu richten. Er hatte nach denselben angefangen zu arbeiten, aber es hat nicht gehen wollen, er hat Alles wieder abreißen müssen, und daher kommt die Verzögerung.

Dieser Mensch untersteht sich zu behaupten, daß er nach meinen, nach meinen mit eigener Hand entworfenen Zeichnungen, nicht arbeiten kann? fragte der Fürst, und ein zorniges Blitzen war in seinen sonst so kalten Augen. Weil er ein ungeschickter Esel ist, der nichts Großes begreifen kann, möchte sich der Kerl den Anstrich geben, als liege die

Schuld an meinen Zeichnungen. Es wird noch dahin kommen, daß ich Alles selbst thun muß, was geschmackvoll und schön werden soll! Ich werde wahrhaftig hinunter gehen müssen, mir selbst meine Kutsche zu drapiren, und dem Tapezier zu beweisen, daß er ein Pfuscher ist.

Und der Fürst, in seiner zornigen Aufgeregtheit alle Rücksichten vergessend, näherte sich mit raschen Schritten der Thür. Aber vor derselben blieb er stehen. Wie viel Grad ist es heute? fragte er.

Der Kammerdiener flog zu dem an der Außenseite des Fensters aufgehängten Thermometer.

Zwölf Grad Wärme, Durchlaucht!

Nur zwölf Grad! seufzte der Fürst; ich werde es nicht wagen dürfen, in die Wagenhalle hinab zu gehen. Ist die Kutsche schon auf den Wagenfedern angeschraubt?

Nein, Durchlaucht.

So soll man mir die Kutsche hieher in mein Cabinet bringen, befahl der Fürst. Der Tapezier soll mit den Zeichnungen und den Werkzeugen gleichfalls hieher kommen! Rasch! In zehn Minuten muß Alles hier sein!

Genau nach zehn Minuten öffnete sich die Thür, und die Lakayen brachten auf einer Tragbahre den aus Bronce, Spiegeln und Glasscheiben zusammengesetzten Kutschkasten in das Cabinet des Fürsten. Hinter dem wunderbaren, mit Schnörkeleien, vergoldeten Engeln und Kränzen verzierten Kasten, erschien der Tapezier mit angstvoller bekümmerter Miene, allerlei Sammet- und Seidenstoffe über seinen Arm geschlagen und in seiner Rechten die Zeichnung des Fürsten haltend.

Setzt den Kutschkasten dort in der Mitte der Stube hin, befahl der Fürst den Lakayen, und sich dann mit einer olympischen Kopfbewegung an den Tapezier wendend, fragte er: Ist es wahr, daß Er die Unverschämtheit hat, zu behaupten, Er habe nach meiner Zeichnung nicht arbeiten können?

Ew. Durchlaucht mögen mir verzeihen, stotterte der Mann, aber es ist in dem Innern der Kutsche kein Raum, um alle die Festons, die Schleifen und Rosetten anzubringen, welche Ew. Durchlaucht da auf das Papier aufgezeichnet haben! Ich könnte alle diese Drapirungen nur ganz en miniature machen, und es würde aussehen wie eine Musterkarte von Drapirungen.

Und das wagt Er, mir zu sagen, mir? rief der Fürst. Meint Er etwa, ich verstände mich nicht ebenso gut auf Sein Handwerk, als auf das Regieren? Meint Er, es sei leichter ein Minister zu sein, als eine Kutsche auszuschlagen? Ich will Ihm beweisen, daß Er ein hochmüthiger Narr ist, und daß, wenn ich will, ich ein besserer Tapezier bin als Er! Mach' Er den Schlag auf, ich will Ihm beweisen, daß sich sehr wohl nach meiner Zeichnung arbeiten läßt.

Der Tapezier beeilte sich, die mit goldener Einfassung umgebene Glasthür des Kutschkastens zu öffnen, und der Fürst schritt mit gravitätischem Ernst in denselben hinein.

Jetzt gebe Er mir den Sammet und Atlas her, befahl der Fürst, und halte Er mir die Zeichnung, damit ich darnach arbeiten kann. Ihr Andern aber reicht mir die Nägel zu, und haltet die Nadeln bereit. Ihr sollt jetzt Etwas sehen, dessen Ihr Euch Euer ganzes Leben lang berühmen könnt! Ihr sollt sehen, wie der Fürst Kaunitz, durch die Dummheit seines Tapeziers gezwungen, sich selber seine Kutsche decoriren muß.

Und der Fürst ergriff den Sammet und machte sich mit vollkommener Ernsthaftigkeit an's Werk. Bald hörte man in diesem Zimmer, in welchem Kaunitz noch eine Viertelstunde zuvor über die Zukunft von Völkern und Ländern entschieden, Tractate unterzeichnet und Gesandte empfangen hatte, nichts mehr als das Hämmern und Pochen aus dem Innern des Kutschkastens, welchen die allmächtige Hand des Ministers zu decoriren begonnen.

VII.

Die wilde Gräfin.

Graf Starhemberg ging mit hastigen Schritten und ziemlich verstörtem Angesicht in seinem Salon auf und ab, zuweilen einzelne Worte vor sich hinmurmelnd, dann wieder tief aufseufzend wie vor innerem Schrecken und Entsetzen. Zuweilen auch hefteten sich seine düstern Blicke fragend und vorwurfsvoll zugleich auf den jungen Mann, der da in der Fensternische stand und mit verschränkten Armen und einem sanften

Lächeln um die schmalen Lippen dem wunderlichen Treiben des ältern Herrn zuschaute.

Als die große Pendule auf dem Marmorkamin jetzt mit langsamen Schlägen die Stunde verkündete, blieb der Graf vor dem jungen Manne stehen und sah ihm fest in das sanfte freundliche Angesicht.

Die halbe Stunde Bedenkzeit ist vorüber, Herr Graf von Esterhazy, sagte er feierlich. Ich habe Ihnen freimüthig und offen bekannt, daß meine Nichte Margarethe eine zwar schöne, und vielleicht auch gutmüthige, aber gewiß sehr heftige und unbändige Dame ist, vor der mein ganzes Haus, ich leider nicht ausgenommen, zittert. Sie hat diesen Jähzorn von ihrem seligen Vater, meinem in Gott ruhenden Bruder geerbt, und ein Unglück war es für sie, daß ihre schöne und sanfte Mutter ihrem Vater bald nachfolgte in die Ewigkeit. Es war nun Niemand da, der den Muth und die Autorität gehabt hätte, ihrem Willen entgegen zu treten, und so ist derselbe niemals gebrochen worden. Ich bitte aber, machen Sie mir keinen Vorwurf daraus, sagen Sie nicht, ich hätte die Comtesse anders erziehen sollen! Ich habe ihr mein ganzes Leben geweiht, ich habe um ihretwillen sogar die Langeweile eines ehelosen Lebens auf mich genommen, um meiner Nichte nicht vielleicht in meiner Gemahlin eine tyrannische Vormünderin zu geben. Auf ihren Todtenbetten habe ich meinem Bruder und meiner Schwägerin mit einem feierlichen Eid gelobt, ihrem Kinde ein treuer und liebevoller Vater zu sein, und ich habe mein Gelöbniß nach besten Kräften erfüllt. Es ist nicht meine Schuld, wenn meine Nichte indeß nicht so sanft, hingebend und freundlich ist, wie man das gewöhnlich von Frauen verlangt. Sie hat eben einen leidenschaftlichen, energischen Charakter, eine starke, männliche Seele, und ich fürchte, sie wird niemals sich einem Gemahl unterwerfen, sondern ebensogut von ihm wie von ihrer übrigen Umgebung Gehorsam verlangen. Nun, mein Herr Graf, dies Alles, was ich Ihnen wiederhole, habe ich Ihnen schon einmal gesagt, und dann habe ich Ihnen eine halbe Stunde Bedenkzeit gegeben. Die halbe Stunde ist jetzt abgelaufen, und ich frage Sie jetzt, Herr Graf, haben Sie noch den Muth, mir Ihren Antrag zu wiederholen?

Ich habe den Muth, sagte Graf Esterhazy mit sanfter, weicher Stimme. Ich wende mich an Ew. Excellenz, als an den Vormund der

Comtesse Margarethe Starhemberg, und bitte Sie, mir das Glück gewähren zu wollen, der Comtesse meine Hand zu reichen, und sie als meine Gemahlin heimzuführen.

Es ist gut, seufzte Graf Starhemberg. Ich habe gethan, was meine Pflicht war, und Sie dürfen mir dereinst keine Vorwürfe machen! Ich nehme Ihren Antrag an! Meine Einwilligung zur Vermählung mit meiner Nichte, der Comtesse Margarethe Starhemberg, haben Sie! Es kommt nur darauf an, daß Sie auch die Einwilligung der Comtesse selber erlangen!

Ich ersuche Ew. Excellenz, mir zu gestatten, in Ihrer Gegenwart meine Frage an die Comtesse zu richten, sagte Graf Franz Esterhazy ruhig und sanft.

Graf Starhemberg griff seufzend nach der Klingel, und befahl dem eintretenden Diener, die Comtesse Margarethe um die Gnade zu ersuchen, sich einen Moment in den Salon zu bemühen.

Nun, wir werden ja hören, ob sie einwilligt, sagte Graf Starhemberg dann leise vor sich hin, indem er seine raschen Gänge durch den Salon wieder begann.

Die Comtesse wird die Ehre haben zu erscheinen, meldete der zurückkehrende Bediente.

Nun, das ist in der That ein gutes Zeichen, rief Graf Starhemberg aufathmend. Sie pflegt nie zu so ungewohnter Stunde in den Salon zu kommen, denn Sie müssen wissen, Sie sind gerade in ihre Musikzeit hineingefallen, und es gehört zu den Wundern, daß sie ihr Piano verläßt, um in den Salon zu kommen. Es ist —

Eben vernahm man draußen im Vorzimmer eine laute zürnende Stimme, dann das Klirren von zerbrechenden Gläsern und einen heftigen Knall, wie wenn irgend ein metallner Gegenstand gewaltsam zur Erde geschlendert würde.

Das ist meine Nichte, rief Graf Starhemberg zusammenschreckend. Es sind die Fanfaren, mit denen sie ihr Erscheinen ankündigt.

Jetzt ward die Thür hastig aufgerissen, und auf der Schwelle erschien eine Frauengestalt von hohen majestätischen Formen, von stolzem, imposantem Aeußern. Ihr Antlitz, dessen wundervolle Formen und Lineamente an die antiken Köpfe der Venus erinnerten, würde mit

seinen sanftgerötheten Wangen, seinen purpurrothen Lippen, seiner klaren, durchsichtigen Stirn, unter der zwei feine, scharfgezeichnete Augenbrauen sich wölbten, von bezaubernder Lieblichkeit gewesen sein, wenn der Ausdruck ihrer Züge nur ein wenig den Formen ihres Angesichtes entsprochen hätte. Aber in ihren großen schwarzen Augen flackerte ein wildes, zorniges Feuer, das unruhig und unstät, bald hier und bald dorthin seine Flammen schoß, und um ihren schönen purpurrothen Mund zeigte sich ein stolzer, verächtlicher Ausdruck, der seinen Wiederschein in der leichten Falte fand, die wie ein dunkler Schatten dann und wann über ihre Stirn dahin fuhr. Ihre Gestalt war von einem wundervollen Ebenmaß der Formen, ihre Büste voll und üppig, und doch keusch und sittsam, ihre Taille, von außerordentlicher Zartheit und Biegsamkeit, ruhte auf vollen schlanken Hüften, und ihre Arme, die halb entblößt aus dem spitzenbesetzten Aermel ihres purpurrothen Sammetkleides hervorschauten, waren schön und marmorweiß, wie die Arme der Venus von Milos.

Ohne den jungen Grafen Esterhazy zu bemerken, der, überrascht von ihrer wunderbaren und außergewöhnlichen Schönheit, sich tiefer in die Fensternische zurückgezogen hatte, um die Dame ungestörter zu betrachten, schritt die Comtesse gerade auf ihren Oheim zu.

Mein Herr, sagte sie mit lauter, tönender Stimme, Sie werden die Gewogenheit haben, Ihren Kammerdiener Isidor noch heute aus Ihrem Dienst zu entlassen!

Hat er es gewagt, sich gegen Dich zu vergehen, mein Kind? fragte der Graf sanft.

Er ist ein Idiot, ein ungeschicktes Thier, das man mit Peitschenhieben aus dem Hause jagen sollte, rief sie mit flammenden Augen. Stellen Sich Sich vor, Oncle, wie ich in das Vorzimmer komme, tritt er mir entgegen mit einem Plateau voll Tassen und Gläsern. Wie er mich sieht, überfällt ihn ein Zittern, als ob er einen bösen Geist erblickte, er hält das Plateau schief, und gerade mein Lieblingsglas, das letzte Geschenk meiner seligen Mutter, das, aus welchem ihre sterbeuden Lippen den letzten Labetrunk genommen, das Glas fällt vom Plateau zur Erde nieder, und zerschellt!

Ihre vorher so heftige und strenge Stimme war, während sie sprach,

immer weicher und sanfter geworden, und erzitterte jetzt wie in tiefer Rührung. Ihre Augen, welche vorher so zornig blitzten, füllten sich jetzt mit Thränen, die wie große Brillanten an ihren Wimpern hingen. Sie schüttelte aber unwillig ihr Haupt, daß die Thränen wie fallende Sternschnuppen sie umleuchteten, und dann verloschen.

Ich begreife es, mein geliebtes Kind, daß dieser Verlust eines theuren Andenkens Dich schmerzte, sagte ihr Oheim sanft.

Sie erröthete, als fühle sie sich über einem Unrecht ertappt. Oh, es ist nicht das, sagte sie hart, es ist mir ganz einerlei, ob das Glas ein Andenken war, oder nicht, ich hasse solche Empfindsamkeit. Aber mich empört die Ungeschicklichkeit dieses Menschen. Er hat von jeher Alles fallen lassen, was er in die Hand nahm.

Nein, mein Kind, sagte der Graf, er hat Dich zum Beispiel, als Du ein Kind warst, oft Stundenlang auf seinem Arm getragen, und hat Dich niemals fallen lassen.

Oncle, Sie sind insupportable mit Ihren Scherzen, rief die Comtesse, unwillig mit ihrem kleinen, seidenbeschuheten Fuß den Boden stampfend. Es beliebt Ihnen, diesen grauköpfigen Narren entschuldigen zu wollen, blos um mir zu opponiren, blos um mir zu beweisen, daß Sie der Herr im Hause sind, Sie allein, daß ich nichts bin als eine Waise, die Sie aus Mitleid aufgenommen, die Sie aus Mitleid dulden.

Aber mein Kind —

Still, unterbrechen Sie mich nicht, ich will wenigstens das Recht haben zu sprechen, so lange ich noch in diesem Hause bin. Ich sage es Ihnen, ich werde es nicht dulden, daß dieser ungeschickte alte Mensch noch länger hier herumläuft, und mich durch seine Ungeschicklichkeiten empört. Oh, ich habe ihn diesmal wenigstens gestraft, meine Hand hat seine Wange glühend roth gefärbt.

Wie, Du hast meinen alten Isidor geschlagen? rief der Graf erschrocken.

Ja, geschlagen, sagte die Comtesse, ihrem Oheim mit trotziger, herausfordernder Miene in's Gesicht schauend. Geschlagen habe ich den alten Isidor, und dann habe ich ihm alle seine Gläser und Tassen, die er auf dem Plateau trug, zur Erde geschleudert, daß sie in Stücke zer-

schellten, und dann habe ich das Plateau den Scherben nachgeworfen. Haben Sie etwa dagegen etwas einzuwenden, Herr Oncle?

Ich, nein, nicht im Mindesten, sagte der Graf, entsetzt über ihren drohenden, herausfordernden Ton. Wenn es Dir Vergnügen machte, diese Sachen zu zerschlagen, nun so werden wir neue kaufen.

Nein, nicht wir, sondern der Isidor wird diese Dinge wieder kaufen, und er wird sie von seiner Gage bezahlen. Er war Schuld daran, daß ich diese Dinge zerschlug, er also muß gestraft werden, Er allein! Ich bestehe darauf, ich fordere das als einen Act der Gerechtigkeit, den Sie mir schuldig sind.

Mein Gott, und ich weigere mich nicht, es zu thun!

Sie werden das Herrn Isidor sogleich ankündigen.

Aber meine liebe Comtesse, —

Sogleich, unterbrach sie ihn, heftig mit dem Fuße stampfend. Mein Gott, wollen Sie es denn zu der einzigen Aufgabe Ihres Lebens machen, mir zu widersprechen?

Der Graf seufzte tief auf, und näherte sich langsam der Thür. Sie sah es, und ein triumphirendes Lächeln flog durch ihre Züge hin. Nun denn, sagte sie, da Sie Sich weigern, werde ich selbst es ihm sagen, ich selbst und ganz allein. Sie sagen ihm kein Wort, Oheim, kein einziges Wort, hören Sie?

Ich werde ihm nichts sagen, Margaretha. Aber willst Du mir jetzt erlauben, von andern Dingen zu sprechen? Du hast in Deiner Heftigkeit —

Mein Oncle, unterbrach sie ihn drohend.

In Deiner vollkommen gerechtfertigten Heftigkeit, verbesserte der Graf, es gar nicht bemerkt, daß wir nicht allein sind, daß wir einen Zuhörer unserer kleinen häuslichen Scene hatten!

Er deutete mit der Hand nach der Fensternische hin, in deren äußerste Ecke, halb geborgen von den schweren, seidenen Vorhängen, der junge Graf Esterhazy sich zurückgezogen hatte.

Die Comtesse folgte dem Wink ihres Oncles, und den jungen Mann gewahrend, brach sie in ein lautes, fröhliches Gelächter aus.

Fürchten Sie nichts, mein Herr, sagte sie dann, wagen Sie es nur immerhin hervorzutreten. Ich bin keine Katze, welche Mäuse verschlingt. Ah, Sie haben uns belauscht. Nun, wenn Sie ein dramatischer Dichter

sind, so wünsche ich Ihnen Glück dazu, denn Sie konnten kein besseres Vorbild eines närrischen Vormunds und einer widerspenstigen tollen Mündel finden!

Leider aber bin ich kein Dichter, seufzte der junge Mann, aus seiner Nische hervortretend, und sich tief vor der Gräfin verneigend. Wäre ich ein Dichter, so würde ich noch heute hundert Sonnette auf die zornflammende Juno schreiben, deren Zorn sie nur noch schöner, noch unwiderstehlicher macht.

Oncle, sagte die Comtesse ernst, und plötzlich die stolze Miene einer vornehmen Dame annehmend, ich bitte Sie, mir gütigst diesen fremden Herrn, der sich erlaubt, mir so fade Complimente zu machen, in aller Form vorzustellen.

Meine liebe Nichte, ich habe die Ehre, Dir den Grafen Franz Esterhazy vorzustellen, welcher seit gestern von einem mehrjährigen Aufenthalt in Italien zurückgekehrt, und ein besonderer Schützling der Kaiserin Maria Theresia ist.

Nun, Oncle, das Letztere ist eben keine gute Empfehlung, lachte die Comtesse, denn gehöre ich nicht auch zu den besonderen Schützlingen Ihrer Majestät? Haben Sie mir nicht oft genug, und jedes Mal dann, wenn die Kaiserin mich durch irgend eine tyrannische Gnade demüthigte, gesagt, daß ich eine besondere Favoritin der Kaiserin bin?

Gewiß, mein Kind, das bist Du, betheuerte der Graf.

Nun also sehen Sie, daß man eben nicht gut und liebenswürdig zu sein nöthig hat, um zu diesem Vorzug zu gelangen, rief die junge Dame fast ärgerlich. Ich meinestheils wollte außerdem, die Kaiserin liebte mich weniger, ich würde dann vielleicht nicht nöthig haben, ihre langen und heftigen Strafpredigten anzuhören, mit denen sie mich jedesmal, wenn ich bei Hofe erscheine, zu begnadigen geruht.

Und ist es deshalb, daß Sie so selten bei Hofe erscheinen? fragte Graf Esterhazy lächelnd. Ich hörte bei Hofe darüber klagen.

Hat Ihro Majestät sich darüber beklagt? fragte Graf Starhemberg ängstlich.

Nein, Excellenz, es war nicht die Kaiserin, sondern der junge Kaiser Joseph, welcher sich beklagte.

Und was sagte er?

Darf ich seine Worte wiederholen? fragte Graf Esterhazy, sich an die Comtesse wendend.

Sie nickte, und stützte sich wie zufällig auf die hohe Lehne eines Fauteuils.

Nun denn, ich war gestern in der Soirée der Kaiserin, und der Kaiser, welcher mir, dem Spielgefährten seiner Kindheit, mit der größten Herzlichkeit entgegen kam, übernahm es selbst, mir die Namen aller der schönen jungen Damen zu sagen, die ich da erblickte, und die mir, dem heimkehrenden Barbaren, alle fremd waren. Da sagte der Kaiser: „die schönste unserer jungen Damen kann ich Ihnen zu meinem Bedauern nicht zeigen, denn sie kommt seit einiger Zeit sehr selten zu uns. Aber wenn Sie sie sähen, würden Sie mir Recht geben, denn ich behaupte, daß die Gräfin Margaretha von Starhemberg schön ist wie eine Juno und eine Venus zu gleicher Zeit!"

Das sagte der Kaiser? rief der Graf freudig.

Das sagte er, betheuerte Esterhazy.

Margaretha sagte kein Wort, sie stand da mit niedergeschlagenen Augen; ihre rosigen Wangen waren plötzlich erblaßt, ihre Lippen schmerzlich auf einander gepreßt. Auf einmal aber warf sie ihr Haupt wieder empor, und ein spöttisches Lachen tönte von ihren Lippen.

Ich wette, daß die Kaiserin und die übrigen Damen Ihnen einen Commentar zu den Worten des Kaisers gegeben haben, sagte sie mit schneidender Stimme. Nun, nicht wahr, ich habe Recht? fuhr sie fort, als der Graf schwieg. Ich fordere von Ihnen, daß Sie mir auch das sagen, denn Sie werden nicht die Albernheit begehen wollen, mir nur die Schmeicheleien und nicht die Wahrheiten mitzutheilen. Nun, mein Herr Graf Esterhazy, was sagte Ihro Majestät die Kaiserin?

Comtesse, ich weiß nicht —

Sie wissen es sehr wohl, und ich verlange, daß Sie mir Alles sagen. Jede Zögerung wäre eine Beleidigung!

Nun denn, da Sie befehlen, so hören Sie! Die Kaiserin hatte allerdings die Worte ihres kaiserlichen Sohnes gehört, und sie sagte seufzend: „es ist wahr, sie ist schön wie eine Göttin, aber man sollte sie eigentlich nur der Eris, der Göttin der Zwietracht, vergleichen! Sie ist wild und unbändig wie diese."

von mir, jedes Kind weiß zu erzählen von der wilden Gräfin Starhemberg, die ihre Diener schlägt, wie ein Kobold im Hause herum tobt, und auf wilden Rennern oft durch die Straßen jagt, wie ein ungebändigter Mann.

Die Liebe macht die wildesten Frauenherzen zahm, so hat der Kaiser gesagt, rief Esterhazy lächelnd.

Margaretha zuckte zusammen, und schleuderte auf ihn einen vollen Zornesblitz.

Aber ich liebe Sie nicht, rief sie stürmisch, ich werde Sie nicht lieben, werde niemals einen Mann lieben, und niemals ohne Liebe einen Gemahl annehmen. Sprechen wir also nicht mehr davon, die Sache ist abgethan!

Nein, sagte der Graf, ihre Hand fassend, und ihr zärtlich und flehend in das erglühte Antlitz schauend, nein, die Sache ist nicht abgethan, und ich beschwöre Sie, sprechen wir noch davon, ich beschwöre Sie, weisen Sie mich nicht zurück.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür und ein Lakay trat ein mit einem goldenen Teller in der Hand, auf welchem ein Brief lag.

Von Ihrer Majestät der Kaiserin, an den Herrn Grafen, sagte der Diener, auf Graf Starhemberg zuschreitend. Der Graf nahm den Brief, und zog sich mit demselben in eine Fensternische zurück, während der Diener leise auf den Zehen wieder hinausging.

Gräfin Margaretha, fuhr Esterhazy dringend fort, noch einmal beschwöre ich Sie, nehmen Sie meine Hand an, werden Sie meine Gemahlin!

Sie schleuderte auf ihn einen Blick finsterer Verachtung. Ich habe Ihnen ja gesagt, daß ich Sie nicht lieben kann, rief sie. Ein Mann von Ehre schweigt, und zieht sich zurück, wenn er solches Geständniß hört.

Ein Mann von Muth schweigt nicht, sondern hofft, doch noch zuletzt das Ziel zu erringen, nach welchem er strebt, sagte der Graf lächelnd. Wenn man um ein köstliches Glück wirbt, kann man nicht erwarten, daß es ohne Kampf sich erobern läßt, nur dem beharrlichen Werben ergiebt es sich!

Phrasen! Elende Phrasen! rief sie verächtlich. Ihr Auge, welches mit einem stolzen Ausdruck die schlanke, zierliche Gestalt des Grafen

streifte, begegnete dann ganz zufällig in dem großen Spiegel, in dessen Nähe sie standen, ihrem eigenen Bilde.

Sehen Sie dorthin, sagte sie, mit erhobener Hand in den Spiegel deutend, sehen Sie, der Spiegel, welcher unser Beider Bild wiederstrahlt, möge Ihnen Antwort geben auf Ihre Frage. Sehen Sie da diese Frau, welche den jungen Mann um eine Kopfeslänge fast überragt, sehen Sie ihr schwarzes Haar, ihre wilden Augen, ihre ganze kecke, energische Erscheinung! Und nun sehen Sie diesen jungen Herrn, so niedlich, so zierlich und klein, wie die allerliebsten Nippesfiguren, die auf meinem Guéridon stehen. Sehen Sie seine sanften blauen Augen, die gar nicht zürnen können, und seine schlichten blonden Haare, die niemals durch das Kräuseln einer eigensinnigen Locke beunruhigt worden sind. Ah, mein Herr Graf, wenn ich der Mann, und Sie das Weib wären, dann möchte diese Ehe möglich sein! So aber ist sie unmöglich! Ich würde Sie tödten mit meiner Heftigkeit, oder Sie würden mich rasend machen mit Ihrer Sanftmuth! Nein, nein, mein Herr, Sie sind für mich zu blond! Ich kann niemals Ihre Gemahlin werden!

Sie machte ihm eine tiefe, ceremonielle Verbeugung, und wandte sich ab, um das Zimmer zu verlassen. Plötzlich fühlte sie sich zurückgehalten von einer Hand, welche sich auf ihre Schulter legte, und als sie sich umwandte, begegnete sie den Augen ihres Oheims, die mit einem angstvollen, mitleidigen Ausdruck auf ihr ruhten.

Mein Kind, sagte der alte Herr mit unsicherer Stimme, ich beschwöre Dich, zu bleiben, und den Herrn Grafen Esterhazy nicht im Zorn von Dir zu weisen. Er ist ein edler, reicher und angesehener Cavalier, ganz geeignet, der Gemahl meiner schönen Nichte zu werden. Ich bitte Dich also, gieb seinem Flehen nach, entschließe Dich, seine Gemahlin zu werden!

Der Herr Graf steht ab von seinem thörichten Wunsch, mein Onkel, sagte die Gräfin ruhig, ich habe ihm gesagt, daß ich ihn niemals lieben werde, das genügt ihm, um zurückzutreten!

Aber, mein armes Kind, Du wirst versuchen müssen, ihn zu lieben, rief der Graf. Du darfst die Hand des Grafen nicht ausschlagen!

Wie, ich darf nicht? sagte sie mit drohender Stimme und ihre Augen flammten in wildem Zorn.

Nein, Du darfst nicht, wiederholte der alte Graf zitternd. Die Kaiserin befiehlt es! Die Kaiserin will, daß Du dem Grafen Esterhazy Deine Hand reichst. Lies hier das Handbillet, das ich soeben von ihrer kaiserlichen Majestät empfangen habe!

Margaretha stieß einen wilden Schrei aus, und entriß das dargereichte Papier den Händen des Grafen. Mit weit aufgerissenen Augen starrte sie es an, ihre ganze Gestalt zitterte wie im Fieberfrost, ihre Lippen waren fest auf einander gepreßt, als wollten sie den Schrei der Wuth zurückhalten.

Lesen Sie, mein Oheim, lesen Sie, sagte sie dann nach einer Pause, dem Grafen das Blatt wieder darreichend. Ich vermag es nicht, es schwirrt vor meinen Augen, die Buchstaben tanzen wild durcheinander. Lesen Sie, ich werde mindestens hören können!

Der Graf nahm seufzend das Blatt, und las:

„Lieber Graf Starhemberg! Es ist mein Wunsch und mein fester Wille, daß Seine Nichte, die Comtesse Margaretha, sich endlich vermähle und eines ehrbaren, reichen und vornehmen Cavaliers ehrbare Gemahlin werde. Sie wird alsdann wohl ihr wildes Wesen verlieren, und eine sittsame, tugendhafte Hausfrau werden. Hab' gehört, daß der junge Graf Franz von Esterhazy werben will um Seine schöne Nichte. Befehle ihr hierdurch auf das Strengste und Nachdrücklichste, die Hand des Herrn Grafen anzunehmen und seine Gemahlin zu werden. Sie hat lange genug mit ihrem wilden Wesen die Freier von sich geschreckt, und unsern andern Damen ein schlimmes Beispiel gegeben. Will's nit länger dulden, soll ihren starren Sinn zähmen lassen durch die Liebe. Sag' Er ihr, daß ich befehle, sie soll die Hand des Grafen Esterhazy annehmen. Hab' wohl ein Recht dazu als ihre Kaiserin und ihre Pathin. In acht Tagen ist die Trauung, und ich selbst werd' dabei zugegen sein. In acht Tagen ist die Trauung oder die Comtesse Margaretha geht in acht Tagen in ein Kloster! Das ist mein Ultimatum! Im Uebrigen bleibe ich Seine wohl affectionirte Kaiserin

Maria Theresia."

VIII.

Eine gezwungene Ehe.

Eine lange Pause trat ein, als der Graf das Billet zu Ende gelesen. Die Gräfin stand da, starr und bleich, wie ein Marmorbild, die großen, glühenden Augen noch immer fest auf die Lippen ihres Oheims gerichtet, als lausche sie noch immer seinen Worten. Der junge Graf betrachtete sie mit schüchternen Blicken, und seine sanften Mienen zeugten von einer ruhigen, unerschütterlichen Entschlossenheit.

Du siehst, mein Kind, sagte der alte Graf nach einer langen Pause, es ist unabänderlich. Die Kaiserin befiehlt, und es bleibt Dir nichts weiter übrig als zu gehorchen.

Nein, nein! rief sie zusammenfahrend, und wie aus einem Traum emporschreckend. Nein, ich werde nicht gehorchen. Ich werde nicht die Gemahlin dieses Mannes werden!

Dann wirst Du in ein Kloster gehen müssen! seufzte der Graf traurig.

Ich werde auch das nicht thun, rief sie triumphirend, und auf einmal leuchtete ihr Antlitz freudig auf, und ihre Augen flammten wieder in dem gewohnten Feuer. Nein, ich werde mich nicht vermählen, und ich werde auch nicht in ein Kloster gehen! Es giebt ein Mittel, uns Alle zu retten! — Und indem sie sich mit einem bezaubernden Lächeln an den Grafen Esterhazy wandte, fuhr sie fort: In Ihrer Hand liegt dieses Mittel, und Sie werden, Sie müssen es ergreifen! Sie haben gehört, was die Kaiserin geschrieben, Sie haben ihren tyrannischen Befehl vernommen. Das Ehestiften ist einmal die große Passion der Kaiserin, und ich bin ein neues Opfer, das sie dieser Leidenschaft darbringt. Sie haben gehört, daß Maria Theresia mir als meine Kaiserin und meine Pathin befiehlt, entweder mich Ihnen zu vermählen, oder in ein Kloster zu gehen. Wenn es sich um eine Ehestiftung handelt, ist die Kaiserin unbeugsam, und alles Flehen ist vergeblich. Retten Sie mich also, retten Sie mich! Ich kann nicht Ihre Gemahlin werden, denn ich sagte es Ihnen schon, ich liebe Sie nicht, werde Sie niemals lieben! Ich kann aber auch nicht in ein Kloster gehen, mein ganzes Herz bäumt sich

auf, wenn ich nur daran denke. Ich muß frei sein, frei wie der Vogel in der Luft, ich kann mich nicht fesseln und binden, mir nicht die Schwingen meiner Seele lähmen lassen! Retten Sie mich also, denn Sie, Sie sind ja frei! Sie sind durch keinen Befehl gezwungen, durch keine tyrannische Drohung eingeschüchtert. Sie können frei über Ihren Willen und Ihre Hand schalten. Treten Sie also zurück, gehen Sie zur Kaiserin, sagen Sie ihr: Ew. Majestät sind in einem Irrthume befangen. Es war niemals mein Wunsch, mich der Gräfin Starhemberg zu vermählen, und niemals habe ich die ernste Absicht gehabt, um sie zu werben! Sagen Sie ihr das, und ich bin frei, und der tyrannische Befehl der Kaiserin ist fruchtlos!

Sie hatte ihre kleinen, durchsichtig weißen Hände gefalten, und blickte ihn flehend an.

Der junge Graf schüttelte leise das Haupt.

Ich kann nicht so zu der Kaiserin sprechen, sagte er sanft, denn es ist die Kaiserin, welche mich hierhergeschickt hat.

Die Kaiserin hat Sie hierhergeschickt! rief die Gräfin, indem sie, wie eine gereizte Tigerin vorwärts springend, mit flammensprühenden Blicken dem Grafen in's Antlitz schaute. Sie sind also nicht gekommen aus freiem Antrieb, es ist die Kaiserin, welche Ihnen befohlen hat, um meine Hand zu werben?

Ja, es ist die Kaiserin, welche es mir geboten hat, sagte der junge Graf mit seiner unerschütterlichen Sanftmuth.

Die Gräfin brach in ein lautes, wildes Gelächter aus.

Das also war die glühende Liebe, von welcher Sie mir ein so rührendes Mährchen erzählten, rief sie, das Ihr zärtlicher Wunsch, mich glücklich zu machen, und Ihr ganzes Leben mir zu weihen. Die Kaiserin hatte Ihnen befohlen, um meine Hand zu werben, und Sie sind wie ein Schulknabe, der die Ruthe fürchtet, wenn er nicht gehorcht, hierhergekommen, um den Willen der Kaiserin zu erfüllen! Oh, warum bin ich kein Mann! Beim ewigen Gott, mir sollte man solche Schmach nicht anthun!

Es ist wahr, sagte der Graf Esterhazy, die Kaiserin hatte mir befohlen, um Ihre Hand zu werben. Aber seit ich das Glück hatte, Sie zu sehen, ist es nicht mehr der Befehl der Kaiserin, welcher mich

nach Ihrem Besitz streben läßt, sondern der glühende Wunsch meines Herzens.

Still, sagte sie mit rauher Stimme, lassen Sie diese Albernheiten, an welche Niemand glaubt! Sie waren entschlossen, dem Befehle der Kaiserin zu gehorchen, bevor Sie mich kannten. Aber jetzt haben Sie mich gesehen, jetzt haben Sie hier eine Scene erlebt, welche Ihnen mein ganzes unbändiges, leidenschaftliches Wesen enthüllt hat, jetzt haben Sie gesehen, daß die Menschen Recht haben, welche mich die „wilde Gräfin" nennen! Gehen Sie also zur Kaiserin, sagen Sie ihr das! Sagen Sie ihr, daß ich bereit wäre, Ihnen meine Hand zu geben, daß Sie aber nicht wollen, daß Sie zurückschaudern vor einer Verbindung mit mir!

Ah, dies wäre eine Beleidigung für Sie, sagte der Graf entsetzt.

Was liegt mir daran, ob Sie mich beleidigen, wenn Sie mich damit nur frei lassen! rief sie verächtlich.

Ich selber werde niemals einem schönen, edlen Mädchen solche Beleidigung anthun, sagte Esterhazy entschlossen.

Füge Dich also, mein Kind, füge Dich, flehte Graf Starhemberg mit Thränen in den Augen. Oh, es ist zum ersten Male, daß Dein Wille gebrochen wird, und deshalb ist auch der Kampf nun so schwer. Beuge Dein stolzes Herz, mein armes Kind, und unterwirf Dich dem Befehl der Kaiserin. Du siehst es wohl, aller Widerstand ist vergeblich.

Ich beuge mich nicht, rief sie, sich stolz aufrichtend, und ihr Haupt schüttelnd. Ich will nicht, ich kann nicht die Gemahlin dieses Mannes werden! Mein Oheim, ich bitte Sie, lassen Sie mich einen Augenblick allein mit ihm. Treten Sie auf einige Minuten in Ihr Cabinet dort. Ich habe dem Herrn Grafen nur einige Worte zu sagen, die Niemand hören darf!

Ihr Oheim verneigte sich, und durch den Salon eilend, öffnete er die Thür zu dem anstoßenden Cabinet.

Die Gräfin blickte ihm nach, bis die Thür sich hinter ihm geschlossen hatte. Dann wandte sie sich wieder dem Grafen zu.

Jetzt, mein Herr, sagte sie ernst und feierlich, jetzt sind wir allein, und Niemand als Gott wird jetzt außer uns das Geheimniß hören, das ich Ihnen sagen will, und das bis jetzt Niemand außer Gott gekannt hat. Schwören Sie mir bei Allem, was Ihnen heilig ist, schwören Sie mir bei

dem Andenken an Ihre Mutter, daß Ihre Lippe niemals das Geheimniß verrathen will, welches ich Ihnen jetzt mittheilen werde! — —

Ich schwöre Ihnen bei Allem, was mir heilig ist, bei dem Andenken an meine Mutter, das Geheimniß, welches Sie mir mittheilen, niemals mit einem Wort, einem Blick, einer Andeutung zu verrathen!

Sie nickte leicht mit dem Kopf, als nähme sie seinen Schwur an.

Und jetzt, sagte sie aufathmend, und eine glühende Röthe übergoß auf einmal ihr Gesicht und ihren Hals, jetzt will ich Ihnen sagen, weshalb ich niemals die Ihre werden kann! Ich, — sie stockte, und senkte ihr Haupt matt und kraftlos auf ihre Brust, aus der sich schwere Seufzer emporrangen. Ich liebe einen Anderen, flüsterte sie dann kaum hörbar. Ja, fuhr sie nach einer Pause fort, und wie sie nun ihr Haupt wieder emporrichtete, strahlte ihr Antlitz in seligem Entzücken, ja, ich liebe einen Anderen, liebe ihn mit meiner ganzen Seele, meinem ganzen Herzen, mit jedem Pulsschlag meines Daseins; jeder Gedanke an ihn ist ein Gebet für ihn, all mein Wünschen, mein Hoffen, mein Sehnen richtet sich auf ihn. Für ihn möchte ich sterben, für ihn meine Seligkeit hingeben! Sie wissen es jetzt, ich liebe einen Anderen, und nun begreifen Sie, daß ich niemals die Ihre werden kann, und jetzt, nicht wahr, werden Sie hingehen, und der Kaiserin sagen, daß Sie mich nicht heirathen wollen? Jetzt werden Sie mich frei geben, indem Sie meine Hand ausschlagen?

Graf Esterhazy lächelte mitleidig.

Es ist ein schlechtes Mährchen, Comtesse, welches Sie da ersonnen haben, um Sich frei zu machen, sagte er. Vor wenigen Minuten erst sagten Sie, daß Sie niemals irgend einen Mann lieben, niemals die Gemahlin irgend eines Mannes werden wollten.

Ich sagte es, um mich frei zu machen, glauben Sie es mir! bat sie fast demüthig.

Nein, ich glaube es Ihnen nicht, sagte der Graf gelassen. Weil Sie jetzt Sich frei machen wollen, deshalb haben Sie dieses Mährchen erfunden. Nein, Sie lieben keinen Andern, nein, Ihr Herz ist kalt und stolz wie das der Juno.

Oh, ich wünschte, Sie hätten Recht, rief sie schmerzvoll. Ich wünschte, diese Lippen, welche Ihnen von meiner Liebe erzählten, hätten gelogen. Denn diese Liebe ist mein Unglück und meine Pein, ich werde durch

sie sterben oder verloren gehen. Sehen Sie mich an, mein Herr, sehen Sie mir fest in's Auge, glauben Sie noch, daß ich Ihnen eine Unwahrheit gesagt?

Nein, Gräfin, ich will Ihnen glauben, sagte der Graf nach einer Pause, in welcher er sie ernst und schweigend betrachtet hatte, will den Thränen glauben, welche in Ihren Augen glänzen. Aber jetzt beantworten Sie mir noch eine Frage. Sie haben mir durch Ihr Vertrauen das Recht zu derselben gegeben.

Fragen Sie, sagte die Gräfin.

Wird Ihre Liebe nicht erwiedert? Ist sie dem glücklichen und beneidenswerthen Mann, dem Sie dieselbe weihen, nicht bekannt? Glüht er nicht vor Verlangen, das schönste, keuscheste und stolzeste Weib, welches ihn liebt, zu seiner Gemahlin zu machen?

Sie schwieg und schien mit sich selbst zu ringen. Ein Zittern durchflog ihre Glieder, und Todtenblässe bedeckte ihr Angesicht.

Nein, sagte sie endlich mit bebender Stimme, nein, er ahnt es nicht, nnd darf es nicht ahnen, daß ich ihn liebe, und niemals, wenn er es auch wüßte, würde er daran denken können, mir seine Hand zu reichen. Wir sind getrennt für alle Zeit und Ewigkeit!

Dann, sagte Esterhazy ernst und fest, dann ist er also auch kein Hinderniß, welches sich unserer Vermählung entgegensetzen kann. Bewahren Sie immerhin in Ihrem Herzen diese Liebe, welche von keinem Menschen gekannt wird; bauen Sie in Ihrem Herzen Altäre für Ihren unbekannten Gott, und schmücken Sie diese Altäre mit den schönsten Blüthen Ihrer Gedanken. Ich werde nicht eifersüchtig darauf sein, ich werde niemals mich bemühen, den Namen dieses unbekannten Gottes kennen zu lernen. Ihr Geheimniß ist in meiner Seele begraben, und ich werde es niemals wieder mit einer Sylbe entweihen. Ich meinestheils habe Ihnen kein gleiches Geständniß zu machen. Mein Herz stand noch wie ein neugebauter Palast weit auf mit all seinen Thüren und Fenstern, bereit, seine Herrin zu empfangen, und da die Kaiserin Maria Theresia mir jetzt meine Herrin zuführt, jauchzt ihr mein Herz entgegen und nimmt sie freudig an.

Die Gräfin stieß einen Schrei aus, und legte mit einer heftigen Bewegung ihre Hand auf seinen Arm.

Sie wollen also nicht zurücktreten? fragte sie athemlos. Sie haben gehört, daß ich einen Andern liebe, und trotz dieses Geständnisses wollen Sie mich zu Ihrer Gemahlin annehmen?

Madame, Sie haben mir gesagt, daß Ihre Liebe eine hoffnungslose ist, erlauben Sie also der meinen, daß sie auf die Zukunft hoffen darf! Eines Tages wird es ihr vielleicht gelingen, Ihr Herz zu rühren, und Sie werden mir alsdann die heutige Stunde vergeben!

Aber Sie lieben mich ja nicht, rief sie heftig. Es ist ja nur der Befehl der Kaiserin, welcher Sie um meine Hand werben läßt!

Und die Esterhazy's sind von jeher die treuen und gehorsamen Basallen der Kaiserin gewesen, sagte der Graf ernst. Was ihnen die Kaiserin befiehlt, das machen sie zur Sache ihres Herzens und stehen nimmer davon ab, und führen es aus, müßten sie auch ihr Leben und ihre Seligkeit lassen! Erlauben Sie mir also, Gräfin, das zu thun, was meine erhabene Kaiserin mir geboten hat, und was mir nicht nur eine Pflicht, sondern auch ein stolzes Glück ist! Ich wage es noch einmal, um Ihre Hand zu werben, ich bitte Sie, daß Sie mir das Glück gewähren, meine Gemahlin zu werden!

Wehe Ihnen, wenn ich einwillige, nach dieser Stunde einwillige! rief sie mit flammenden Augen und drohender Geberde. Ich habe mich vor Ihnen bis zur Bitte erniedrigt, und es ist vergeblich gewesen! Ich habe vor Ihnen die Schleier aufgedeckt, welche mein Herz vor der ganzen Welt verhüllen, und Sie haben sich nicht abschrecken lassen! Niemals werde ich Ihnen das verzeihen! Ich sagte Ihnen vorher, daß ich Sie niemals lieben würde, jetzt sage ich Ihnen, daß, wenn ich gezwungen werde, Sie zu heirathen, und wider meinen Willen Ihre Gemahlin zu werden, ich Sie hassen werde als meinen tödtlichsten Feind!

Vom Haß bis zur Liebe ist oft nur Ein Schritt! sagte Graf Esterhazy achselzuckend; erlauben Sie mir, darauf zu hoffen, daß Sie dereinst für mich diesen einen Schritt thun werden!

Ein drohender, fürchterlicher Schrei tönte von ihren Lippen, ihre Augen schossen Funken, und mit einer blitzartigen Bewegung hob sie den Arm mit der kleinen geballten Faust empor. Dann aber ließ sie ihn, beschämt gleichsam über ihre eigene Heftigkeit, wieder sinken, und starrte den Grafen an, als wollte sie auf dem Grunde seiner Seele lesen.

Eine lange Pause trat ein. Es ist gut, sagte die Gräfin dann, und ihr Wesen zeigte jetzt eine kalte, stolze Ruhe. Sie haben mich zum Kampf herausgefordert, und ich nehme ihn an. Wir werden ja sehen, wer Sieger sein wird! Nur das sage ich Ihnen, wenn Sie es sind, so wird Ihr Sieg Ihnen keine Ehre bringen, und ich werde mich nicht gutwillig und unterwürfig in das Joch fügen, welches Sie niemals um meine Schultern hätten legen können, wenn Ihnen nicht die mächtige und drohende Hand der Kaiserin dabei hülfreich gewesen! Leben Sie wohl, ich denke, wir haben einander nichts mehr zu sagen! Ueberlegen Sie meine Worte wohl, und lassen Sie sich von meinem Oheim, und allen Denen, welche mich kennen, sagen, daß ich wenigstens den Einen Vorzug habe, daß ich mein Wort erfülle. Ich schwöre Ihnen aber, daß wenn ich gezwungen werde, Ihre Gemahlin zu werden, daß, wenn Sie nicht ein Mittel ersinnen, uns Beide von einander zu befreien, mein ganzes Leben ein fortgesetztes Bestreben sein wird, Sie zu strafen, und mich an Ihnen zu rächen! Ich halte Wort im Guten wie im Bösen, und meine Freunde wie meine Feinde dürfen auf mich rechnen! Erinnern Sie sich dessen!

Sie grüßte ihn mit einem stolzen Neigen ihres Hauptes, und ging dann langsam und hochaufgerichtet, wie eine Königin, welche den Audienzsaal verläßt, aus dem Gemach.

Graf Esterhazy schaute ihr mit trüben, sinnenden Blicken nach. — Wahrhaftig, murmelte er in sich hinein, so schön sie immer ist, so könnte man doch fast sich vor ihr entsetzen! Sie hat nicht die Schönheit eines Engels, sondern einer Medusa, und ich meine, wen sie anschaut mit ihren großen, flammenden Augen, dem erstarrt das Herz. Ich würde gern der Seligkeit entsagen, der Gemahl dieses schönen Dämons zu werden, aber der grausame Befehl der Kaiserin zwingt mich dazu, und ich fürchte, es wird kein Entrinnen mehr möglich sein.

Und der Graf zog sein batistenes Taschentuch hervor, um sich damit den Schweiß zu trocknen, der in großen Tropfen auf seiner Stirn stand.

Nun? fragte Graf Starhemberg, durch die Thür seines Kabinets schauend. Darf ich wieder eintreten?

Ich bitte, thun Sie es, Herr Graf!

Ah, meine Nichte ist schon fort, rief der alte Herr, mit jugendlicher Eilfertigkeit das Zimmer durchschreitend. Sagen Sie mir, was ist das Resultat Ihrer Unterredung? Nicht wahr, sie hat diesmal, wie immer, ihren Willen durchgesetzt, und Sie treten zurück?

Nein, Herr Graf, seufzte Graf Esterhazy trübe, es bleibt dabei, ich bitte um die Ehre, der Comtesse Margaretha meine Hand reichen zu dürfen! Die Kaiserin hat es befohlen, und wir müssen ihr gehorchen!

IX.

Die letzte Bitte.

Die Kaiserin Maria Theresia ging unruhig in ihrem Kabinet auf und nieder; ihre Züge waren ernst und trauervoll, und ihre Augen richteten sich zuweilen mit einem trüben, fast angstvollen Blicke nach der Thür hin.

Ich fürcht' mich, wahrlich, ich fürcht' mich, murmelte sie leise vor sich hin und das ist mir mein Lebtag noch nimmer passirt. Muß also nit ganz hell und klar sein da drin in meinem Gewissen, ach, und ich fürcht', es ist so, und diese Stimmen, welche da in mir flüstern, sagen besser die Wahrheit, als alle meine Minister und Staatsräthe. Es ist ein bös Ding, das wir vorhaben, und wir werden's nimmer verantworten können vor Gott und Menschen! Wollt', meine Hand würde lahm, daß sie nit nöthig hätt', dieses furchtbare Dokument zu unterschreiben, wollt', eine Krankheit packt' mich zu dieser Stund' und würf' mich nieder, daß ich meinen Namen nit braucht' unter diese Schrift setzen neben die Namen meiner Feinde, neben die Namen der Kaiserin Katharina und des Königs Friedrich! Oh, es kann nimmer ein gutes und Gott wohlgefälliges Werk sein, zu dem ich mich einige mit einem Mann, welcher sein Lebelang die heilige Kirche verhöhnt und die Religion verspottet hat, mit einer Frau, welche allen Gesetzen der Sitte und Moralität Hohn spricht, und welche durch ein Verbrechen zum Thron gelangt ist. Und mit diesen Beiden habe ich mich verbündet, um raubend einzufallen in ein fremdes Land, meine Feinde von gestern sind meine Freunde von heute geworden, damit ich Theil nehme an ihrem Raub, aber auch Theil nehme an ihrem Unrecht!

Aber was hilft jetzt noch alles Klagen und Bereuen, fuhr sie nach einer Pause fort. Es ist zu spät, zu spät! Die Entscheidung steht schon vor meiner Thür, und ich kann sie nicht mehr zurückweisen. Der Joseph wird sogleich kommen, um meine Unterschrift zu fordern, und ich habe kein Recht mehr, sie ihm zu verweigern! Muß die Sach' eben ihren Lauf gehen lassen, und mich drein ergeben. Muß — ah, da kommt er schon, unterbrach sich die Kaiserin, als sie ein leises Geräusch an der Außenseite der Thür vernahm. Es ist Joseph!

Die Kaiserin ließ sich seufzend in den Fauteuil niedergleiten, der neben ihrem Schreibtisch stand, und ihre Augen waren unverwandt auf die Thür geheftet.

Diese Thür öffnete sich jetzt, aber es war nicht der Kaiser, welcher da auf der Schwelle erschien, sondern die Baronin von Salmour, die Oberhofmeisterin der Erzherzoginnen.

Frau von Salmour, rief die Kaiserin erstaunt, was will Sie hier? Es muß ein gar ungewöhnliches Ereigniß sein, welches Sie herführt?

Ich komme im Namen des Unglücks, Ew. Majestät um eine Gnade anzuflehen, sagte Frau von Salmour ernst und feierlich.

Im Namen des Unglücks? wiederholte die Kaiserin. Spreche Sie! Was will Sie von mir erflehen?

Majestät, eine Audienz für eine Landsmännin von mir! Eine Audienz für die Gräfin Wielopolska!

Die Gräfin Wielopolska! flüsterte die Kaiserin in sich erbebend. Dann aber, als schäme sie sich ihrer eigenen Beängstigung, fügte sie rasch hinzu: Die Gräfin soll eintreten! Ich will sie sprechen. Wenn der Kaiser kommt, so mag er auch eintreten, selbst wenn die Gräfin noch bei mir ist!

Frau von Salmour verneigte sich tief, und schritt wieder hinaus, aber sie ließ die Thür weit geöffnet, und durch den Vorsaal näherte sich jetzt die hohe, majestätische Gestalt der Gräfin Wielopolska. Ihr Antlitz war bleich und farblos, wie das einer Leiche, ein schwarzes Sammetkleid umhüllte ihre hohe Figur, und floß in einer langen Schleppe hinter ihr her, ein schwarzer Spitzenschleier, der auf ihrem Haupt befestigt bis zur Erde niederfiel, umwallte sie, wie sie rasch vorwärts schritt, gleich einer dunklen Wolke.

Sie schaut aus wie der Engel des Todes, murmelte die Kaiserin, ihr entgegensehend, und ich mein', wen sie berührt mit diesen blassen, durchsichtigen Händen, die sie über der Brust gefalten hat, der muß sterben!

Jetzt trat die Gräfin in das Kabinet ein, und während sie sich tief verneigte, schlossen sich hinter ihr die Thüren.

Die Kaiserin erwiederte den demüthigen Gruß der Gräfin mit einem Kopfneigen.

Hab' Sie lange nit gesehen, Gräfin, sagte sie mit einer Befangenheit, welche der muthigen und stolzen Frau sonst nicht eigen zu sein pflegte.

Ich wartete, daß Ew. Majestät die Gnade hätten, mich rufen zu lassen, sagte die Gräfin feierlich.

Und da ich es nicht gethan, kommt Sie endlich einmal ungefordert, rief die Kaiserin. Das ist schön, es freut mich, Sie zu sehen!

Die Gräfin erwiederte diese, im Munde einer Kaiserin so schmeichelhaften Worte nur mit einem leisen Neigen ihres Hauptes, welches die Kaiserin zu jeder andern Zeit sehr ungeeignet gefunden haben würde, das sie aber heut kaum bemerkte.

Eine Pause trat ein. Jede von den beiden Damen schien zu erwarten, daß die Andere zuerst diese peinliche Stille unterbreche. Als die Kaiserin aber sah, daß ihre Erwartung vergeblich sei, daß die Lippen der traurigen, marmorbleichen Gräfin sich nicht öffneten, mußte sie sich wohl entschließen, die Conversation zu beginnen, und in ihrem leidenschaftlichen und muthigen Wesen jeden Umschweif verachtend, ging sie jetzt gerade auf das Ziel los.

Ich kann mir denken, weshalb Sie gekommen ist, sagte die Kaiserin hastig. Sie hat gehört von dem Unglück, welches Polen bedroht, und Sie will mich fragen, ob es so ist, und ob ich so die Versprechungen erfülle, welche ich Ihr einst für Ihr unglückliches Vaterland gegeben habe! Nun, spreche Sie, ist es nit so, hab' ich nit recht gelesen in Ihrem schönen Marmorangesicht?

Es ist so! sagte die Gräfin, und ihre Stimme schien wie in Thränen zu zittern. Ja, ich habe gehört von der Schmach und dem Elend meines Vaterlandes; der Jammerruf dieses Elends ist zu mir gedrungen in die Einsamkeit, in die ich mich seit Monaten vergraben hatte, er

hat mich aufgeschreckt aus der dumpfen Verzweiflung, von welcher ich hoffte, daß sie mich tödten werde. Dieser Jammerruf treibt mich her zu Ihnen, zu der allmächtigen Kaiserin, in deren Hand die Zukunft meines Vaterlandes liegt, die uns den Tod und die ewige Schmach, oder das Leben geben kann!

Oh, wäre Dem so, dann sollte Sie wahrlich nit lange zu bitten haben, rief die Kaiserin schmerzvoll. Läg' in meiner Hand das Schicksal Polens, dann würde sich Polen nit zu beklagen haben, und es würde dastehen, frei und unabhängig, wie jeder andere Staat!

Majestät, das Schicksal Polens liegt in Ihrer Hand, rief die Gräfin flehend. Noch haben Ew. Majestät, ich weiß es, diese fürchterliche Acte nicht unterzeichnet, welche mein Vaterland mordet und in Stücke zerreißt, noch sind Sie rein von dieser Schuld, noch hat diese edle Hand nicht ihren Namen gezeichnet unter das Denkmal unserer Erniedrigung. Oh lassen Sie mich diese Hand küssen, lassen Sie anbetend mich vor ihr neigen, vor dieser Hand, welche so Unseliges noch nicht gethan, welche einem unglücklichen, verzweifelnden Volk noch Segen und Heil spenden kann.

Und hingerissen von dem Ungestüm ihres Schmerzes eilte die Gräfin zu der Kaiserin hin, stürzte sie vor ihr auf die Kniee nieder und preßte Maria Theresia's Hände leidenschaftlich an ihre Lippen.

Stehe Sie auf, Gräfin, stehe Sie auf, sagte die Kaiserin milde. Es thut mir weh, Sie so demüthig flehend vor mir zu sehen, da ich Ihr doch nit helfen kann!

Wer sollte denn helfen können, wenn nicht Ew. Majestät? rief die Gräfin. Nein, entziehen Sie mir nicht diese schöne reine Hand, welche noch nicht befleckt ist von dem Blute Polens, welche noch die Macht hat, gleich dem Messias die Todten zu erwecken, und den Sterbenden Leben einzuhauchen! Oh Kaiserin, ich bin nicht gekommen, um Sie an die Versprechungen zu erinnern, welche Ew. Majestät mir einst gegeben! Nein, nicht als eine Verpflichtung, sondern als eine Gnade sollen Ihre Lippen für uns das Wort der Erlösung sprechen!

Ich kann nicht, mein Gott, ich kann nicht! rief Maria Theresia mit dem Ausdruck des tiefsten Schmerzes. Ich habe viele Monate lang gekämpft, und was ich bei dieser Sach' gelitten, übersteigt alle Beschrei-

bung! Nie kann ich ohne Angst an diese unglückselige Sache denken, die mir in Wahrheit das Leben zu kosten droht!*)

Ich kann nicht! sagte die Gräfin, welche nur diese ersten Worte der Kaiserin gehört zu haben schien. Ich kann nicht! Und es ist eine Kaiserin, welche das sagt, eine Kaiserin, die mit einem Wink ihrer Hand Millionen Menschen gebietet, die von Niemand abhängt, außer von Gott und ihrem eigenen Gewissen!

Und von den Pflichten, welche sie ihren Völkern schuldig ist! rief die Kaiserin hoheitsvoll. Meinem Volk aber bin ich es vor allen Dingen schuldig, ihm den Frieden zu erhalten. Ich schaudere, wenn ich daran denke, wie viel Blut während meiner Regierung geflossen ist! Nichts als die äußerste Nothwendigkeit könnte mich dazu bringen, Ursache zu sein, daß noch ein Tropfen vergossen wird.**)

Und um Ihrem Oesterreich einen Tropfen Blut zu ersparen, wollen Ew. Majestät jetzt helfen ein ganzes Volk zu ermorden! rief die Gräfin, sich von ihren Knieen erhebend und die Kaiserin mit flammenden Blicken anstarrend. In dem Egoismus Ihrer Friedensliebe wollen Sie den Todesschrei eines Landes nicht hören, das eben so heilige Rechte an eine freie Existenz hat, wie jedes andere Land!

Gräfin, Sie geht zu weit, rief die Kaiserin. Mit welchem Recht darf Sie es wagen, so zu mir zu reden?

Mit dem Recht, welches das Unglück hat, die Wahrheit zu sagen, rief die Gräfin stolz, mit dem Recht, welches die Versprechungen einer Kaiserin mir gegeben haben! Denn jetzt, da Ew. Majestät nicht freiwillig uns Gnade gewähren wollen, jetzt erinnere ich Sie an Ihre Versprechungen! Das Wort einer Herrscherin muß heilig sein, und Ew. Majestät haben mir versprochen, Polen zu schützen gegen Rußlands und Preußens Habgier, Ew. Majestät haben gesagt: Oesterreichs Adler wird seine Fittige ausbreiten über das arme Polen und wird es schützen und behüten! Ich frage die allmächtige Kaiserin, wo ist der österreichische Adler jetzt, unter dessen Fittichen Polen Schutz finden sollte?

---

*) Der Kaiserin eigene Worte. Siehe Raumer: Beiträge zur neuern Geschichte. Bd. IV. S. 539.

**) Der Kaiserin eigene Worte. Siehe Wolf: Oesterreich unter Maria Theresia. S. 527.

Oh, sie haben es verstanden, ihm die Flügel zu binden, sagte die Kaiserin schmerzvoll vor sich hin. Gott weiß es, ich hab' redlich und ehrlich gekämpft für Polen, und es war mir Ernst mit meinen Kämpfen. Hab' auf alle Art versucht, Polen zu befreien, zuerst mit Drohungen, dann sogar mit Intriguen. Auf meine Drohungen antwortete man, daß die Theilung beschlossen sei, und daß Rußland und Preußen bereit seien, ihre neuen Besitzungen gemeinsam zu vertheidigen. „Thut, was Ihr wollt, sagte man uns, wir aber sind entschlossen, mit oder ohne Euch, zum Ziel zu gelangen.“ In dieser Lage, was sollten wir thun? Rußland und Preußen bekriegen? Wahrlich, nur unsere Feinde konnten wünschen, daß wir solch einen Schritt thäten? Oder ruhig still sitzen und zusehen, wie die beiden Mächte einen Staat nach Belieben zerstückelten und solche Erwerbungen machten, welche das künftige Dasein Oesterreichs sogar auf das Spiel setzen konnten? — Wir nahmen also unsere Zuflucht zur List! Wir wehrten uns viele Monate lang, vertheidigten unsern Boden Zoll für Zoll, und gaben erst beim letzten Aeußersten nach. Wir forderten für unsern Antheil mehr als wir glaubten beanspruchen zu können. Aber zu meinem größten Schmerz bewilligte man mir selbst meine übertriebensten Forderungen! Ach, die ganze Sach' war mir so unangenehm, so meinen Grundsätzen und dem ganzen Inhalt meiner Regierung zuwider, daß ich es nit ertragen kann, auch nur daran zu denken, und daß ich die gesammte Führung derselben dem Kaiser, dem Fürsten Kaunitz und dem Marschall Lacy übergeben habe.*)

Und das ist also Alles, was von den großen Versprechungen einer Kaiserin übrig geblieben ist, rief die Gräfin mit einem schmerzlichen Hohnlachen. Maria Theresia war Polens letzte Hoffnung, und Maria Theresia verläßt Polen, weil unser Jammergeschrei ihrem weichen Ohr wehe thut! Oh Kaiserin, Kaiserin, gedenken Sie des Tages, an welchem Sie vor Gottes Thron erscheinen sollen, um Rechenschaft abzulegen vor ihm über alle Ihre Thaten! Wie wollen Sie es verantworten und entschuldigen, was Sie heute über Polen verhängen? Oh Kaiserin, zum letzten Mal flehe ich Sie an: haben Sie Erbarmen mit Sich

*) Diese ganze Rede der Kaiserin ist historisch treu. Siehe Wolf, S. 525. Rammer IX. S. 540.

Selber, Erbarmen mit Ihrer Größe und Ihrem Ruhm! Kaiserin Maria Theresia: geben Sie Polen frei! Unterschreiben Sie nicht die Acte, welche Polen in Stücke zerreißt!

Sie war wieder auf ihre Kniee niedergesunken; ihr bleiches Antlitz von Thränen überströmt, hob sie ihre gefaltenen Hände mit einem Ausdruck unaussprechlichen Flehens zu der Kaiserin empor.

Oh mein Gott, sie glaubt mir nicht, sagte die Kaiserin traurig. Sie meint noch, es stehe in meiner Macht zurückzutreten! — Dicht zu der Gräfin heranschreitend, nahm sie die gefaltenen Hände der Gräfin in ihre eigenen, und sie mit sanfter Gewalt emporziehend, sagte sie weich: stehe Sie auf, Gräfin! Sie sieht es wohl, wie tief mein Herz mit Ihr fühlt; würd' sonst nimmer gelassen angehört haben, was Alles Sie mir da gesagt hat, würd' aufgebraust sein im Zorn, und Ihren heftigen und bösen Worten Schweigen auferlegt haben! Aber weil ich in meinem Herzen versteh' und begreife, was Sie leidet, darum bin ich sanft und geduldsam geblieben, und die heftige Sprache Ihres Unglücks hat mich nit beleidigen können! Verzeihe sie Ihr von ganzem Herzen. Bin ein Weib und eine gute Patriotin, und verstehe daher, was Sie leidet! Will Ihr auch jetzt noch ein Zeugniß geben, daß ich es allzeit ehrlich gemeint hab' mit Polen, und daß ich noch zu dieser Stunde traure und klage um das, was die Politik mich nöthigt zu thun.

So sprechend schritt die Kaiserin zu ihrem Schreibtisch, und nahm von demselben ein zusammengefaltetes Papier, das sie der Gräfin darreichte.

Lese Sie das, sagte sie, es ist ein Billet, das ich, kurz ehe Sie kam, an den Fürsten Kaunitz geschrieben, und das ich über Ihrem Kommen vergessen hab' abzuschicken! Lese Sie es, und lese Sie laut, denn es soll meine Rechtfertigung in Ihren Augen sein, und darum will ich hören, ob Sie versteht, was ich geschrieben!

Die Gräfin entfaltete das Papier und las: „Als alle meine Länder angefochten wurden, und gar nit mehr wußte, wo ruhig niederkommen sollte, steifete ich mich auf mein gutes Recht und den Beistand Gottes. Aber in dieser Sach', wo nit allein das offenbare Recht himmelschreiend wider Uns, sondern alle Billigkeit und die gesunde Vernunft wider Uns, muß bekennen, daß Zeitlebens nit so beängstigt mich befunden, und mich sehen zu lassen schäme. Bedenke der Fürst, was wir aller

Welt für ein Exempel geben, wenn wir um ein elendes Stück von Polen oder von der Moldau und Walachei unsere Ehr und Reputation in die Schanz schlagen! Ich merke wohl, daß ich allein bin und nit mehr en vigueur, darum lasse ich die Sachen, jedoch nit ohne meinen größten Gram, ihren Weg gehen."*)

Nun? fragte die Kaiserin, als die Gräfin zu Ende gelesen, glaubt Sie nun, daß es mir weh thut, so zu handeln, wie man mich nöthigt es zu thun?

Die Gräfin schaute noch immer auf das Papier hin, und wie sie dann ihre Augen empor hob, und sie auf die Kaiserin heftete, standen große Thränen in denselben. Ich danke Ihro Majestät, sagte sie tiefbewegt, ich danke Ihnen, daß Sie mich dieses Blatt haben sehen lassen. Es wird unsterblich sein, wie das Unglück Polens, und in den Büchern der Geschichte wird es dereinst dastehen als das erhabenste Denkmal Maria Theresia's! Jetzt habe ich nicht den Muth mehr, Ew. Majestät zu zürnen, jetzt will ich zum letzten Mal in Liebe und in Ehrfurcht diese Hand küssen, obwohl ich jetzt weiß, daß sie bald Polens Unglück unterzeichnen wird!

Sie näherte sich der Kaiserin und faßte ihre Hand, um sie an ihre Lippen zu drücken. Aber die Kaiserin entzog ihr dieselbe heftig, und mit einer ungestümen Bewegung ihre beiden Arme um den Hals der Gräfin legend, rief sie mit vollem Liebeston: an mein Herz, Du schönes und unglückliches Weib! Ich kann Dir nit helfen, aber ich kann doch mit Dir weinen!

Die Gräfin, ganz überwältigt von dieser großmüthigen Zärtlichkeit der Kaiserin, schmiegte sich fest an Maria Theresia's Brust, lehnte ihr Haupt an ihre Schulter und weinte bitterlich. Die Kaiserin neigte sich zärtlich über sie, sie streichelte mit liebevoller Hand das schwarze glänzende Haar der Gräfin, und wie sie dann sich tiefer beugte, und einen Kuß auf die marmorbleiche Stirn Anna's drückte, fielen zwei große Thränen aus ihren Augen nieder auf das Haar der Gräfin, und glänzten und leuchteten dort wie zwei Sterne in dem Dunkel der Nacht.

*) Eigenhändiges Schreiben Maria Theresia's an Fürst Kaunitz. Siehe: Hormayr's Taschenbuch für vaterländische Geschichte. 1831. S. 66.

X.

Finis Poloniae.

In diesem Moment sagte hinter ihnen eine weiche melodische Stimme: Verzeihung, Majestät! Ich wußte nicht, daß ich störe.

Gräfin Wielopolska stieß einen Schrei des Entsetzens aus, und ein krampfhaftes Zittern überflog ihre ganze Gestalt.

Ruhig, Gräfin, ruhig, sagte die Kaiserin, indem sie die Gräfin sanft aus ihren Armen entließ. Es ist mein Sohn, es ist der Kaiser! Vor ihm haben wir nicht nöthig uns unserer Thränen zu schämen, denn er weiß es wohl, daß dies nicht die ersten Thränen sind, welche ich dem Schicksal Polens geweint habe!

Der Kaiser sagte kein Wort, er stand stumm und bewegungslos da, und schaute mit trüben Augen hin zu der Gräfin, welche an allen Gliedern bebend, das farblose Antlitz auf die Brust gesenkt, ihm gegenüber stand. Je länger er sie anblickte, desto bleicher ward auch sein Angesicht, desto schmerzlicher wurden seine Blicke, die er unverwandt auf sie geheftet hielt. — Auf einmal aber, gleichsam aus seinem schmerzlichen Sinnen erwachend, näherte er sich rasch der Gräfin, und streckte ihr seine Hand entgegen: Gott grüße Sie, Gräfin, sagte er weich. Ich freue mich, daß der Zufall mich Sie finden ließ, denn ich habe Sie seit lange vergeblich gesucht.

Sie schien seine Hand nicht zu sehen, ihre Arme hingen schlaff an ihrer Gestalt nieder, welche schwankte wie eine vom Sturm bewegte Lilie.

Ich war nicht in Wien, sagte sie kaum hörbar. Ich hatte mich mit meiner Verzweiflung in die Einsamkeit geflüchtet.

Aber die Trauerkunde von dem Untergang Polens hat sie von dort zurückgetrieben nach Wien, rief die Kaiserin, ihre Hand auf der Gräfin Schulter legend.

Das glaube ich, sagte der Kaiser bitter, das Schicksal Polens ist das Einzige, welches Einfluß auf die Entschließungen der Gräfin hat. Die Gräfin Wielopolska ist nicht ein Weib, wie andere Weiber, sie ist eine Polin, weiter nichts!

Ein leiser Klageton rang sich aus der Brust der Gräfin empor,

und ihr Haupt senkte sich tiefer auf ihre Brust, aber sie erwiderte kein Wort.

Der Kaiser fuhr heftiger fort: Die Gräfin Wielopolska ist eine Tochter Polens, sie liebt nur dies, und diese Liebe hat sich wie ein Panzer um ihr Herz gelegt, und es abgesondert von allem andern menschlichen Empfinden! Und in diesem Egoismus ihres Polenthums begreift sie nicht, daß es noch anderes Fühlen und Denken giebt, verlangt sie, daß Jeder denken soll, wie sie! Wer das nicht thut, nicht kann, nicht darf,. den möchte sie zu einem Verbrecher stempeln!

Du bist sehr hart, mein Sohn, sagte die Kaiserin mitleidsvoll. Wenn Dir die Gräfin vielleicht auch einst Vorwürfe gemacht, wie sie es mir heute gethan, so hättest Du bedenken sollen, daß sie unglücklich ist, und daß sie ein Recht dazu hat. Das Unglück aber darf man nit schelten, vorzüglich wenn man ihm nit helfen kann.

Lassen Sie ihn, Majestät, flüsterte die Gräfin, und indem sie langsam ihr Haupt emporrichtete, heftete sie ihre großen trüben Augen mit einem unaussprechlichen Schmerzensausdruck auf das Antlitz des Kaisers. Ew. Majestät hat Recht, sagte sie, ich bin nichts weiter als eine Polin, und ich werde mit meinem Vaterlande sterben. S i e werden über uns beiden den Sargdeckel schließen, und ich weiß wohl, daß Ihnen das keine solche Thräne kosten wird, wie ich sie eben die Kaiserin weinen sah! Die Erinnerung an diese Thränen, und — an I h r e thränenlosen Augen nimmt Polen und die Polin Anna Wielopolska mit sich in das Grab.

Des Kaisers Augen leuchteten auf, wie im Zorn, und er war im Begriff eine heftige Antwort zu geben, aber er hielt sie mit Gewalt zurück. Nur ein zorniger Blitz seiner Augen traf die Gräfin, und machte sie in sich erschauern, dann wandte er sich an die Kaiserin, und sich tief vor ihr verneigend, sagte er: Ihro Majestät verzeihen, wenn ich Ihr interessantes Gespräch mit der Frau Gräfin unterbrochen habe. Allein die Geschäfte des Staats haben ein Vorrecht vor allen andern Dingen. Ew. Majestät aber hatten die Gnade, mich zu dieser Stunde herzubescheiden, damit ich der Theilungsacte, welche Ew. Majestät unterzeichnen wollten, auch meinen Namen beifügen sollte. Die Couriere, welche mit der Nachricht von unserer erfolgten Unterzeichnung nach Berlin und Petersburg

abgehen sollten, stehen bereit. Erlauben mir also Ew. Majestät die Frage: haben Sie die Theilungsacte schon unterzeichnet?

Die Gräfin, welche sehr wohl begriff, daß der Kaiser, indem er sich den Anschein gab, sie gar nicht mehr zu gewahren und ganz unbefangen mit der Kaiserin von den Staatsgeschäften zu sprechen, sie zwingen wollte sich zu entfernen, zog sich leise nach der Thür zurück. Aber die Kaiserin, welche einen Moment gedankenvoll dagestanden, eilte ihr jetzt mit hastigen Schritten nach und hielt sie zurück. Die Grausamkeit und Härte des Kaisers, deren Ursprung sie nicht kannte, und die sie daher nicht begriff, weckte in ihrem großmüthigen Herzen die tiefste Sympathie, das zärtlichste Mitleid für dieses bleiche, schöne Weib, das sie vorher so flammend und stolz gesehen, und das jetzt so demüthig und zerbrochen der Thür zugeschlichen war.

Nein, sagte sie heftig, bleiben Sie, Gräfin. Der Kaiser sagt, daß Sie Eins sind mit Polen! Nun, so möge er es denn versuchen, sich vor Ihnen zu rechtfertigen, und Ihnen und mir zu beweisen, daß das, was wir jetzt thun wollen, Recht ist! Hab' seit Monaten so viel Kummer gelitten, so viel geweint um das unglückliche Polen, hab' in meinem Gewissen so viel Beängstigungen erlitten, daß sich eine Last würd' von meinem Herzen wälzen, wenn der Kaiser es vermöchte zu rechtfertigen, was Oesterreich jetzt thun will. — Mein Sohn Joseph, fuhr sie fort, indem sie sich mit einer stolzen, hoheitsvollen Bewegung an den Kaiser wandte, Du bist hieher gekommen, um meine Unterschrift für die Theilungsacte Polens einzuholen. Bevor ich diese aber gebe, beweise es vor den Augen Gottes, vor den Augen Deiner Mutter, und endlich vor den Augen Polens, daß wir so und nicht anders handeln konnten. Es ist Polen selbst, welches Dir in der Gräfin gegenübersteht! Rechtfertige Dich und uns vor Polen mit dem, was Du willst, und ich werde Dir dann meine Unterschrift nicht länger versagen!

Rechtfertigen! rief der Kaiser heftig. Es giebt viele Dinge, welche man vertheidigen, aber doch nicht rechtfertigen kann, und die Nothwendigkeit entschuldigt Vieles, was das Gewissen verdammen muß!

Beweise die Nothwendigkeit unsers Handelns! sagte die Kaiserin gebieterisch. Beweise, weshalb Polen ein Schicksal erdulden muß, welches ohne Gleichen dasteht in der Weltgeschichte, beweise, was den Nachbarn

Polens ein Recht giebt, ein Land zu zerstückeln, das mit ihnen allen in Frieden gelebt und nur in seinen eigenen Grenzen an Unglück und Zwistigkeiten krankte.

Aber mit diesem Unglück und diesen Zwistigkeiten bedrohte es seine Nachbarn, rief der Kaiser zornig. Wie ein an böser, ansteckender Krankheit Sterbender lag dieses Polen in unserer Mitte, und der Todeshauch seines sterbenden Hauptes verpestete unsere eigenen Lande! Wenn die Nachbarn ein Haus brennen sehen, wenn sie die Flammen sehen, welche hoch emporschlagen aus dem brennenden Hause, sind sie da nicht verpflichtet hinzueilen, das Feuer zu löschen, und müßten sie dabei auch, um dem Brande zu steuern, einen Theil des Gebäudes selbst zerstören und in Trümmer legen?

Aber sie dürfen doch nicht den Boden selbst, auf dem das Gebäude stand, sich aneignen, weil sie das Feuer gelöscht haben? fragte die Kaiserin.

Der Boden gehört Gott und dem Volk, welches darauf lebt, rief die Gräfin feierlich. Gott aber wollte die Moralität der Mächtigen prüfen und zeigte ihnen Polen!

Aber Gott prüft auch die Moralität der Völker, rief der Kaiser glühend, und Gott streicht sie aus dem Buch des Lebens, wenn sie auf der Waage der Gerechtigkeit zu leicht befunden werden! Es ist wahr, die Polen haben viel gelitten, aber man darf um ihrer Leiden willen nicht vergessen, daß sie an denselben die erste größte Schuld tragen. Ein Volk kann niemals sterben, wenn es nicht den Tod in seinen eigenen Eingeweiden trägt! Polen stirbt, weil es seine Lebenskraft vergeudet hat. Polen gleicht einem Jüngling, der sich durch seine eigene Liederlichkeit frühzeitig unter die Erde bringt, einem seiner vielen schönen jungen Grafen, welche jung sterben, nachdem sie ihr Vermögen und ihre Gesundheit vergeudet haben. Was ist Polen zu dieser Stunde? Ein Volk von Sclaven, von Bauern und Juden, ohne Bürger, nicht regiert, sondern tumultuarisch umgerührt von einer liederlichen, jeder Bestechung und Verführung zugänglichen Aristocratie, deren Reichstag mit seinem Liberum veto in Europa zum Sprichwort unauflöslicher Gesetzesverwirrung und nie endenden Haders geworden ist! Ein Volk ohne Schulen, ohne Kunst und Wissenschaft, ohne Schifffahrt und Handel, ohne Keim höherer Betriebsamkeit, nothdürftig zehrend von dem, was

der fruchtbare Boden ohne Mühe ihnen darbringt! Ein Volk, dessen alleinige Herren und Eigenthümer die Güter sammt den Bauern noch heute, beides zusammen, auf ein Jahr pränumerando in Ducaten verpachten!*) Bauern und Juden, Sclaven des Adels, der in schwelgerischen Festen Eines Winters in Warschau verpraßt, was seine verkauften „Seelen" ihm eingetragen, und statt sein Haupt zu verhüllen um der Schmach seiner eigenen Entartung willen, mit geschminkten Wangen auf dem Grabe seiner Ehre tanzt und seine Saturnalien hält! Und an der Spitze dieses entarteten Volkes ein König, den eine fremde Macht, wie zum Hohn, auf ihren Thron gesetzt, der, ein König entarteter Sclaven, wiederum ein Sclave ist einer andern Macht, seinem Volke Gesetze gebend, die er von dorther als Gesetz empfängt. Wahrlich, Gott hat die Moralität des polnischen Volkes geprüft, und er hat sie zu leicht befunden!

Halten Sie ein, es ist genug! rief die Gräfin bleich und bebend. Weshalb wollen Sie ein Volk noch lästern, welches schon im Sterben liegt?

Nein, es ist nicht genug, sagte der Kaiser hart. Es ist Polen, hat die Kaiserin gesagt, Polen, welches mir gegenüber steht, um die Rechtfertigung der Politik der drei Mächte zu vernehmen, und ich selber weiß sehr wohl, daß dieses bleiche, edle Götterbild, welches mich da anschaut, in seinem Marmorbusen nicht das Herz eines Weibes trägt, ich weiß, daß es nicht eine Frau, sondern daß es Polen ist, welches da als schöne Statue vor mir steht! Polen, welches anklagt, welches zu Gott um Rache emporschreit, Polen möge also auch die Anklage vernehmen, welche die ganze Welt gegen dasselbe schleudert. Ich sage es noch einmal: ein Volk kann nur sterben und untergehen durch seine eigene Schuld! Polen trug in sich selber die Keime seiner Auflösung, es ist ein Volk, welches Verrath begangen hat an Allem, was heilig ist, Verrath an sich selbst, an seiner Vergangenheit, seiner Mission, seinem Genius, ja selbst an seinem Glauben!**)

Sie klagen an, aber Sie beweisen nicht, rief die Gräfin, ihre zornblitzenden Augen auf den Kaiser geheftet.

---

*) v. Raumer. Beiträge zur neueren Geschichte. Th. IV. S. 547.

**) Wolf, Oesterreich unter Maria Theresia. S. 535.

Oh, es ist nicht schwer, den Beweis der Anklage zu führen, sagte der Kaiser mit einem verächtlichen Lächeln. Betrachten Sie nur, was in Polen geschieht, seit man dort das Schicksal ahnt, welches ihm bevorsteht. Was thut der Ausschuß des Reichstages, seit er weiß, daß dies die letzten Tage seiner Wirksamkeit sein werden? Sie sitzen bis in die Nacht hinein, nicht um für Polen, sondern um für sich selber zu sorgen. Sie weisen sich Jahrgelder, Starosteien, Erbgüter und alle möglichen Einnahmen auf Kosten der unglücklichen Republik an, und geben ihrer Ehre und ihrem Vaterlande damit den letzten Gnadenstoß. Diese Vertreter Polens, gleichen sie nicht einer Räuberbande, die in ein Haus einbricht, und Alles plündert und zerstört, was in ihre Hände kommt? Ungerechtigkeit, Thorheit und Raubsucht herrschten seit lange auf dem polnischen Reichstage, und ein solcher Mangel an Tugend und Ehre, solch ein Verderben, ja, solche Umkehr der Rechtspflege, wie es in der Geschichte anderer Länder kein so schamloses Beispiel giebt! Die Worte Freiheit und Vaterlandsliebe sind in Jedermanns Munde, aber kein gebildetes Volk trägt diese Worte weniger im Herzen als die Polen. Selbst ihre Leiden und ihr Jammer haben die Polen nicht gebessert. Dieselben Leidenschaften und Feindseligkeiten, welche ihr Unglück herbeigeführt, sind geblieben! Der Stolz und die Gier, über ihres Gleichen die Oberhand zu gewinnen, sind nicht erloschen in den Gemüthern, welche sonst gegen die härtesten Erniedrigungen unempfindlich zu sein scheinen, die sie von den Fremden erleiden! Sclaven, welche sich ohne Widerstand in Ketten schmieden lassen, wollen noch über andere Sclaven herrschen!*) Das ist Polen in seinem jetzigen, wirklichen Wesen und daran allein wird es sterben!

Nein, rief die Gräfin glühend, Polen stirbt an der Habsucht und Ländergier seiner Nachbarn. Diese sind es, welche Polen krank gemacht, und es vergiftet haben mit ihren bösen Rathschlägen, ihren Zuflüsterungen und Verlockungen. Sie sind es, welche den Geist der Zwietracht, der Habsucht und Herrschsucht nährten, welche Polen in zwei feindliche Feldlager theilten, indem sie ihm einen König aufzwangen, der nur ein Werkzeug war in fremden Händen, nur der Henkersknecht, welchen unsere

*) v. Raumer. Beiträge. Th. IV. S. 551.

Feinde sandten, damit er die Freiheit Polens enthaupte! Es ist gelungen, er hat sein blutiges Amt vollendet, Polen ist enthauptet! Wer will sagen, daß es eines natürlichen Todes gestorben!

Diese Anklagen treffen nicht uns, nicht Oesterreich, sagte der Kaiser. Wir haben Polen nicht einen König aufgedrungen, wir haben allen diesen Zwistigkeiten fern gestanden! Aber die Pflicht der Selbsterhaltung zwingt uns jetzt Antheil zu nehmen an einer Beute, die sich widerstandslos ihren Nachbarn darbietet. Wenn Rußland und Preußen sich ein Land theilen können, darf Oesterreich nicht theilnahmlos zuschauen, es muß, da es die Theilung nicht verhindern kann, wenigstens seinen Antheil daran fordern. Ich weiß, die Sache hat ein schlechtes, ja ein schändliches Ansehen, welches Jedem in die Augen fällt, während die Gründe, welche Oesterreich so zu handeln zwangen, nur Wenigen bekannt sind! Was ich aber that oder vielmehr billigte, — denn ich war nicht ein Handelnder, sondern nur ein Rathgeber — geschah aus der Ueberzeugung unbedingter Nothwendigkeit! Es würde mich bitter betrüben, wenn die Welt dies falsch auslegte, und mich als einen Mann von lockern und regellosen Grundsätzen betrachtete. Ich meine aber im öffentlichen und Privatleben ein wahrhaft redlicher Mann zu sein, und bin überzeugt, daß Redlichkeit die weiseste und gesundeste Staatskunst ist.*) Und dennoch konnten wir nicht anders handeln, und im vollen Gefühl der unabweisbaren Nothwendigkeit wende ich mich jetzt wieder an Ew. Majestät, und wiederhole meine Frage: haben Ew. Majestät die Theilungsacte schon unterzeichnet, oder werden Sie die Gnade haben, es jetzt zu thun?

Die Kaiserin hatte ihrem Sohn mit größter Aufmerksamkeit zugehört, sie war seinen lebhaften Erörterungen in athemloser Spannung gefolgt, und ihre Mienen, welche Anfangs trübe und zweifelnd gewesen, hatten einen immer energischeren und entschlosseneren Character angenommen. Jetzt bei der Frage des Kaisers zuckte sie leicht in sich zusammen, und richtete ihre großen Augen mit einem ernsten, andachtsvollen Ausdruck gen Himmel.

Eine Pause trat ein. Bleich und athemlos, mit halb geöffneten Lippen, mit vorgebeugtem Oberkörper starrte die Gräfin zu der Kaiserin

*) Des Kaisers eigene Worte. S. v. Raumer Beiträge 2c. Th. IV. S. 539.

hinüber; ruhig und ernst, mit stolz gehobenem Haupte blickte der Kaiser sie an.

Und inmitten dieses allgemeinen Schweigens und dieser auf sie gerichteten Blicke schritt jetzt die Kaiserin zu ihrem Schreibtisch hin. Mit einer hastigen Bewegung nahm sie die Feder und senkte sie in das große silberne Tintenfaß.

Ein leises Stöhnen drang von den Lippen der Gräfin. Die Kaiserin hörte es, und sandte einen schnellen Blick zu ihr hinüber, aber der Ausdruck ihres Gesichtes blieb unverändert, entschlossen und energisch.

Jetzt neigte sie sich über die Papiere, jetzt fuhr ihre Hand mit raschen Schriftzügen über das aufgeschlagene Actenstück hin, dann warf sie die Feder zur Erde, und ihre flammenden Blicke auf den Kaiser heftend, deutete sie mit ihrer Rechten auf das Actenstück hin. Placet, rief sie mit starker Stimme, Placet, weil so viele große und gelehrte Männer es wollen; wenn ich aber schon längst todt bin, wird man erfahren, was aus dieser Verletzung von Allem, was bisher heilig und gerecht war, hervorgehen wird.*)

Und vielleicht, um ihre eigene, tiefe Bewegung nicht sehen zu lassen, oder um einem Schmerzensausbruch der Gräfin zu entgehen, durchschritt Maria Theresia rasch das Gemach, und zog sich in das anstoßende Toilettenzimmer zurück.

Der Kaiser blieb jetzt allein mit der Gräfin. Schweigend standen sie sich gegenüber, Beide stumm vor innerer Bewegung. Dann rang sich ein tiefer Seufzer aus der Gräfin Brust empor.

Finis Poloniae! rief sie schmerzvoll, und die Blicke mit einem vorwurfsvollen Ausdruck zum Himmel erhebend, wandte sie sich um, und schritt langsam der Thür zu.

Der Kaiser, unbeweglich und stumm auf seinem Platze verharrend, schaute ihr nach; seine ganze Seele schien in seine Augen gedrängt, welche die hohe, dahinschwebende Gestalt mit zärtlich schmerzvollen Blicken anschauten. Jetzt, nahe schon der Thür, sah er sie schwanken, sah er, wie sie die Arme ausstreckte, nach einem Stützpunkt suchend, um nicht umzusinken.

---

*) Maria Theresia's eigene Worte. Siehe Zeitgenossen. Th. XI. S. 29.

Mit einem Sprung war der Kaiser neben ihr, und die Arme nach ihr ausbreitend, zog er die Schwankende, halb Ohnmächtige an seine Brust.

Sie lehnte einen Moment, ganz betäubt, ganz überwältigt, ihr Haupt an seine Schulter, und aus ihren geschlossenen Augen fielen zwei Thränen nieder auf seine Hand, die auf ihrer Schulter ruhte.

Finis Poloniae! wiederholte sie leise, und ein Zittern flog durch ihre Gestalt. Mit einem schmerzvollen Aechzen richtete sie sich aus des Kaisers Armen empor, und ohne ihn nur noch einmal anzuschauen, schritt sie vorwärts der Thür zu.

Leben Sie wohl! flüsterte Sie leise. Leben Sie wohl!

Der Kaiser hielt ihre Hand zurück, welche schon im Begriff war, die Thür zu öffnen. Anna, sagte er tiefbewegt, Anna, wollen Sie so von mir gehen! Ist dies ihr letztes Lebewohl? Werden wir uns niemals wiedersehen?

Sie wandte ihr Haupt langsam zu ihm hin, und blickte ihm lange und mit einem unaussprechlichen Ausdruck von Liebe und Schmerz in das tief erregte, zuckende Angesicht.

Wir werden uns noch einmal wiedersehen, sagte sie langsam.

Wann? fragte er dringend.

Wann die Zeit gekommen ist! Ich werde Sie alsdann rufen lassen! Schwören Sie, daß Sie meinem Ruf folgen, daß Sie kommen wollen zum letzten Wiedersehen!

Ich schwöre es Ihnen!

Leben Sie wohl!

Leben Sie wohl, Anna! Oh reichen Sie mir noch einmal Ihre Hand!

Nein! sagte sie rauh; und rasch die Thür öffnend, schritt sie hinaus.

XI.

Franz Anton Mesmer.

Ganz Wien war seit einigen Wochen in einer aufgeregten Stimmung; in allen Gesellschaften, allen Cafés, allen Häusern und Restaurationen, auf allen Straßen und Plätzen sprach man von ein und demselben Gegenstand, mit leidenschaftlicher Heftigkeit die Wahrheit Dessen,

was man erzählte, vertheidigend, oder sie bestreitend. Dieser Gegenstand waren die wunderbaren und unerhörten Kuren des schwäbischen Arztes Franz Anton Mesmer, der sich seit einiger Zeit in Wien niedergelassen hatte, Kuren, welche aller Erfahrungen der Wissenschaft spotteten, und sich jedem Urtheile der Vernunft und Erfahrung zu entziehen schienen. Denn Mesmer heilte seine Kranken nicht, wie die anderen Aerzte, mit Medicinen und Latwergen, mit Aderlässen und Umschlägen, er verordnete ihnen keine Bäder und künstliche, nach lateinischen Recepten gemischte Getränke, sondern er kurirte seine Patienten einfach durch das Auflegen seiner Hand, durch das Anblicken seiner großen, dunkelblauen Augen; er beschwichtigte ihre Fieberphantasieen mit dem zornigen Schütteln seines Hauptes, oder machte die stummen Kranken reden von wunderbaren Gesichten und entzückenden Träumen, indem er ihre Stirn anhauchte, oder mit den Spitzen seiner Finger leise und in gleichmäßigen Schwingungen über ihrem Antlitz und ihrer Brust auf und niederfuhr.

Seine Hände und sein Auge, das war die Apotheke, aus denen Mesmer seine Heilungen schöpfte, mit denen er die Kranken kurirte.

Kein Wunder also, daß die Aerzte ihn einen Charlatan, die Apotheker einen verdammungswürdigen Quacksalber nannten.

Kein Wunder, daß das Volk, welches so leicht geneigt ist, das Wunderbare zu verehren, und an das Ueberirdische zu glauben, Mesmer verehrte und an ihn glaubte, wie es an die Wunder der Heiligen und an die Legenden glaubte.

Weshalb sollte nicht Mesmer so gut mit seiner Hand Wunder thun können, als es Mose mit seinem Stabe gethan, indem er dem dürren Felsen Wasser entlockte? Weshalb sollte das Anblicken seiner Augen nicht eben solche belebende Kraft ausüben können, als es einst die Augen der Apostel gethan, die mit ihrem bloßen Anschauen Todte erweckten und Stumme reden machten?

Mesmer war auch ein Apostel. Der Apostel einer neuen Lehre. Er verwies die leidende Menschheit auf den Himmel, auf die Sonne und die Planeten, und sagte ihnen, daß vom Himmel allein ihre Krankheiten kämen, daß der Himmel allein sie zu heilen vermöchte.

Der Einfluß der Planeten, sagte er ihnen, mache die Menschen krank oder gesund, der Strahl der Sonne übe auf sie eine magnetische Kraft.

Nicht die künstlichen Heilmittel und Medikamente könnten ihnen Genesung bringen, sondern einzig und allein diese magnetische Kraft, welche die Natur in das Eisen und den Stahl gebannt, und welche sie in ihrem höchsten, geheimnißvollen Wirken auch einigen wenigen bevorzugten Menschen mitgetheilt!

Und das Volk glaubte an ihn, und die Kranken und Leidenden eilten zu ihm, um unter der sanften Berührung seiner Hand, unter dem Anschauen seiner mächtigen Augen ihrer Schmerzen ledig zu werden.

Aber je mehr Glauben Mesmer bei den Laien fand, desto mehr empörten sich gegen ihn die Aerzte. Jede neue Heilung brachte ihm neue Segnungen von den Genesenen, neue Verwünschungen von den Aerzten ein. Die Aerzte, welche einen Paracelsus in Salzburg von dem Felsen herniedergestürzt, weil er eine neue Lehre in die Wissenschaft gebracht, weil er gesprochen von den geheimnißvollen Kräften, welche in der Erde und in den Planeten schlummern; die Aerzte konnten jetzt zwar Mesmer, der dieselbe Lehre predigte, nicht heimlich ermorden, aber sie konnten ihn verfolgen mit ihrem Haß und ihrer Bosheit, sie konnten ihn verleumden als einen Betrüger und Charlatan, sie konnten mit langen gelehrten Deductionen beweisen, daß diese ganze neue Lehre von Mesmer eine schamlose Lüge, ein lächerlicher Unsinn sei, nur erfunden, um die Menschen zu hintergehen, um das Geld aus ihren Taschen zu locken, und sich zu bereichern auf Kosten ihrer Leichtgläubigkeit.

Diejenigen, welche sich starke Geister nannten, und nichts anerkennen wollten, was ihre Vernunft nicht einzusehen vermochte, hörten auf das zornige Schelten der Aerzte und stimmten ein in ihr Hohngelächter und ihre Verleumdungen.

Diejenigen, welchen eine gläubige Seele innewohnte, welche so gut an die Mysterien der Natur wie an die Mysterien der Kirche glaubten, nannten Mesmer einen Wunderarzt, den Gott auf die Welt gesendet, daß er den Leidenden helfe, und der Lehre der Wissenschaft die Lehre der Natur gegenüberstelle.

So bestand Wien endlich nur aus zwei Parteien, aus Freunden oder Feinden Mesmer's, die sich gegenseitig mit der größten Leidenschaft bekämpften, und einander der Lüge und der Verhüllung der Wahrheit

beschuldigten. Die Freunde erzählten mit staunendem Entzücken die wunderbaren Kuren, die Mesmer täglich an den von andern Aerzten als „unheilbar“ zurückgewiesenen Kranken durch das bloße Auflegen seiner Hand bewirkt hatte; die Feinde erklärten alle diese Kuren für Betrügereien, welche Mesmer mit bezahlten Individuen, mit abgerichteten Helfershelfern ausführe.

Und diese Streitigkeiten, wie gesagt, bewegten sich durch alle Schichten der Gesellschaft, selbst der Kaiserhof nahm Theil an ihnen, selbst Maria Theresia ließ sich täglich Bericht erstatten über die neuen Kuren, welche Mesmer in einem Zeitraum von wenigen Tagen an Schwerleidenden bewirkt hatte, und wenn ihre beiden Leibärzte van Swieten und Störk in allem stürmischen Zorne ihrer Hochgelahrtheit sie beschworen, diesem Unwesen ein Ende zu machen, nnd dem „Betrüger und Charlatan“ sein ferneres Treiben und Praktisiren zu untersagen, so wiegte die Kaiserin sinnend ihr Haupt, und erwiederte die Anschuldigungen der gelehrten Herren mit einem festen und entschiedenen Nein!

Wollen's abwarten, sagte sie, was der Mann thut und zu Stande bringt. Seine Kurarten sind nicht gefährlich, weil er den Leuten nichts eingiebt, und mit dem Auflegen seiner Hand wird er sie nimmer vergiften können, wie es mancher Arzt schon mit einer übelgewählten Arznei gethan, mit dem Anblicken seiner Augen wird er sie nit tödten, während es wohl schon passirt ist, daß andere Aerzte mit Aderlässen und Blutentziehungen ihre Kranken getödtet haben. Laßt mir also den Mann in Ruhe, denn so lange er nichts Böses thut, soll er unangefochten hier in Wien bleiben, und seine Kunst ausüben dürfen! Hat sich ja jetzt selber eine Probe auferlegt, die beweisen muß, ob er ein Betrüger ist, oder ein Mann Gottes! Wenn er meine kleine Schutzbefohlene, das blinde Fräulein von Paradies, sehend macht, dann werde ich an ihn glauben, und ihn einen Wundermann nennen, und wehe dann Euch Allen, wenn Ihr es dann noch ferner wagt, ihn zu lästern. Ich werde dem Mesmer mehr glauben, als all' Eurer Gelahrtheit, denn wer die Blinden sehend macht, ist in Wahrheit der Arzt Gottes! Seid also ruhig, und wartet es ab, ob es dem Mesmer gelingt, das blinde Fräulein von Paradies sehend zu machen.

Das also war es, worauf jetzt alle Welt gespannt war, das war es, was alle Gemüther beschäftigte; die Kur, welche Mesmer mit dem Fräulein von Paradies begonnen, und von der er behauptet, daß sie zu einer Heilung führen würde.

Ganz Wien kannte dieses junge blinde Mädchen. Ganz Wien wußte, daß sie in ihrem zweiten Lebensjahre in Folge zurückgetretener Masern erblindet war, und daß seitdem die Nacht, welche sie umgab, niemals durch einen Lichtstrahl unterbrochen worden. Ganz Wien liebte dieses junge Mädchen, in dessen Seele die allmächtige und allgütige Natur ein anderes Licht, als das Licht der Sonne aufleuchten ließ, dem sie als Ersatz für ihre Augen die Weihe der Kunst verliehen, dem sie es gegeben, Gott zu schauen nicht in der Natur, aber in der Musik.

Wenn Therese von Paradies am Klavier saß, wenn ihre Hände mit schwindelnder Schnelligkeit über die Tasten hinglitten, oder ihnen langsame, volle Akkorde entlockten, wenn sie mit ruhigster Sicherheit die schwierigsten Concertstücke spielte, welche die größten Virtuosen jener Zeit nur nach langer Uebung, nach langem Einprägen der Noten erlernt, von denen Therese sich aber nur zwei Mal die Noten vorlesen ließ, um sie alsdann ohne Anstoß spielen zu können, wenn sie, eine vollendete Virtuosin, öffentliche Concerte gab, in denen sie das Publikum entzückte durch ihr wundervolles Spiel, dann hätte Niemand glauben sollen, daß dieses reizende junge Mädchen mit den großen glänzenden Augen doch eine Blinde sei. Es leuchtete so viel Geist und Gefühl von diesem reinen, unschuldigen Angesicht, ihre Züge waren von einer so wunderbaren Beweglichkeit, ihre Augen schienen, wenn sie lachte, aufzublitzen in Freude, sie schienen umdüstert und traurig, wenn sie ernst war. Und dennoch war Therese von Paradies wirklich blind; aber es leuchtete eine glühende Seele von diesem Angesicht, und diese Seele war es, welche ihren Augen das Licht gab, das die Natur ihnen versagt hatte.

XII.

Therese von Paradies.

Therese von Paradies war in ihrem Zimmer; ihre Mutter war bei ihr, und mit Hülfe derselben hatte die Kammerjungfer eben den Anzug ihrer jungen Herrin vollendet. Therese war heute in einer besonders gewählten glänzenden Toilette, und sie selber schien große Freude an derselben zu haben.

Sage mir, Mutter, sagte sie jetzt, nachdem ihr Anzug vollendet war, sage mir, von welchem Stoff ist doch dies Kleid, das so wunderbar weich und glatt ist, wie ein Menschenangesicht, und sich so dem Körper anschmiegt, wie eine schöne Melodie der Seele?

Es ist Atlas, mein Kind, sagte die Mutter lächelnd.

Und die Farbe?

Weiß!

Weiß? wiederholte sie sinnend. Ihr nennt das die Farbe ohne Farbe. Wie wunderbar das sein muß, wie entsetzlich! Eine Farbe ohne Farbe. Oh, mir schaudert, wenn ich denke, daß ich die jetzt auch kennen lernen soll!

Dir schaudert? fragte Frau von Paradies lächelnd. Freuen solltest Du Dich, diese schöne Götterwelt, mit all' ihrer Herrlichkeit und ihren Wundern, kennen zu lernen!

Freuen! sagte sie kopfschüttelnd. Wie kann ich das! Ich werde in eine neue Welt treten, in eine Welt, die mich entsetzen wird mit ihrem fremdartigen und unerhörten Wesen. Jetzt kenne ich Euch Alle mit meiner Seele, jetzt leuchten Eure Angesichter in wunderbarer Herrlichkeit in meinem Herzen, aber wenn ich Euch sehe, werdet Ihr mir fremd sein, und nur an Euren Stimmen werde ich Euch wiedererkennen können, nur an dem Ton Eurer Stimme! Oh Mutter, Mutter! Warum wollt Ihr mir meine Blindheit nehmen! Sie war so voll seligen Schauens! Ich war so glücklich in ihr!

Thörichtes Kind, sagte ihre Mutter, Du wirst noch viel glücklicher werden, wenn Du sehen kannst. Es ist wirklich kindisch und albern, um das sich zu ängstigen, was, wenn es sich erfüllt, doch für Dich ein unaussprechliches Glück ist!

Und warum nennst Du das albern? fragte sie. Geht nicht die Braut am Tage ihrer Hochzeit auch ihrem Glück entgegen, und bangt sie nicht vor seligem Weh, und klopft nicht ihr Herz auch zum Zerspringen, und schaudert nicht ihre Seele in süßem Entzücken? Nun, ich bin heute auch eine Braut, eine Braut des Lichtes, und ich erwarte meinen Bräutigam, den Tag!

Aber wer weiß, ob er kommen wird, seufzte die Mutter.

Er wird kommen, sagte sie zuversichtlich. Ich habe das gestern gefühlt, als Mesmer die Binde zum erstenmal seit meiner Kur von meinen Augen nahm. Es war nur einen Moment, aber ich sah etwas wie einen Blitzstrahl, es fuhr mir wie ein schneidendes Schwert durch meine Augen, und ich stürzte besinnungslos zusammen.

Thörichtes Kind, es war nur ein Strahl des Tages, ein erster Blick Deines Bräutigams!

Dann werde ich sein volles Anschauen nimmer ertragen können, rief Therese bebend. Aber sage mir, Mutter, bin ich denn seiner auch werth? Habt Ihr mich schön geputzt, daß mein Bräutigam Freude an mir haben wird?

Gewiß, Therese, Du bist geschmückt wie eine Braut, und wie es sich geziemt an dem Tage, an welchem eine junge Dame zum erstenmal in die Gesellschaft tritt. Denn wir werden heute große Gesellschaft haben. Ganz Wien möchte dabei sein, wenn die Binde von Deinen Augen genommen wird. Selbst die Kaiserin hat den Besuch eines ihrer Kammerherren ansagen lassen, damit er ihr sogleich vermelden soll, ob ihr Schützling wirklich sehen kann, und auch die beiden Leibärzte der Kaiserin, die Herren van Swieten und von Störk, werden kommen, das Unerhörte zu schauen, und Fürstinnen und Fürsten, Gräfinnen und Grafen, Minister und Generäle werden in Menge da sein. Gewiß, es ist für Dich ein Ehrentag, und deshalb habe ich Dich festlich geschmückt.

Ist auch mein Haar recht schön frisirt? fragte Therese, indem sie ihre beiden Hände erhob, und sie prüfend über ihren hohen Kopfputz hingleiten ließ.

Gewiß, wir haben Deine Lieblingsfrisur genommen, à la Matignon, und die Pepi hat einen wahren Wunderbau gemacht, die Frisur ist fast

drei Viertel Ellen hoch, und oben drauf schwebt eine ungeheure Puffhaube mit langen himmelblauen Flatterbändern.

Ja, es ist wirklich sehr hoch, ich kann das Ende mit meinen Händen nicht erreichen, rief Therese lächelnd. Ach, es muß wundervoll aussehen. Doch ich will Dich noch etwas fragen, fuhr sie dann ernsthaft fort, und ich bitte und beschwöre Dich, antworte mir die Wahrheit! Versprich mir, daß Du es thun willst.

Ich verspreche es Dir!

Nun denn, so sage mir, wie ist mein Aussehen? Bin ich so, daß ich den Menschen gefallen kann? Bis jetzt sind die Menschen gut und freundlich mit mir gewesen, weil sie Mitleid mit mir hatten, um meines Unglücks willen begegneten sie mir mit Wohlgefallen. Aber werden sie mir das nun auch thun um meiner Selbst willen? Werde ich im Stande sein, mir ihre Gunst zu erhalten? Sage mir, oh ich beschwöre Dich, sage mir, bin ich hübsch genug, daß die Menschen ihre Freude an mir haben können?

Ja, Du bist hübsch, Therese, sagte ihre Mutter lächelnd. Du hast eine schöne, schlanke und volle Gestalt, das Oval Deines Gesichtes ist von einer reizenden Lieblichkeit, Deine Züge sind edel und regelmäßig, Deine Stirn ist hoch und mächtig, und wenn erst in Deinen großen, dunklen Augen der Strahl des Lichtes aufleuchten wird, dann wirst Du ein schönes Mädchen sein!

Ich danke Dir, meine Mutter, ich danke Dir! rief Therese freudejauchzend, indem sie ihre Mutter fest in ihre Arme schloß, und ihren Mund mit Küssen bedeckte. Ihre Mutter machte sich sanft aus ihren Armen los.

Jetzt muß ich eilen, die nöthigen Vorbereitungen zu treffen, sagte sie. In zwei Stunden schon soll die Operation gemacht werden, und vorher schon werden sich alle Verwandte, Freunde, und die andern vornehmen Gäste bei mir im Salon versammeln. Ich muß also eilen, Alles einzurichten, und selber Toilette zu machen. Ich werde Dir die Kammerjungfer rufen, daß sie bei Dir bleibe!

Nein, rufe sie nicht, rief Therese lebhaft. Ich bedarf der Einsamkeit und Stille. Auch ich muß mich vorbereiten, muß zu der wunderbaren Stunde meine Seele sammeln, und meine Gedanken ordnen, muß allein sein mit meinem Gott, muß zu ihm sprechen in meiner Sprache!

Sie begleitete ihre Mutter bis zu dem anstoßenden Gemach, und nahm von ihr mit einem herzlichen Kuß Abschied.

Die Blinde war jetzt allein, aber sie durchschritt das Gemach mit vollkommener Sicherheit, und ging gerade zu ihrem Instrument hin, das immer geöffnet war.

Ich will spielen, sagte sie leise, ich will ihn rufen mit meinen Tönen. Er muß es fühlen, und er wird kommen!

Sie ließ sich auf das Tabouret vor ihrem Flügel niedergleiten und begann zu spielen. Eine wunderbare Musik war es, welche ihre Finger den Tasten entlockten, es war die Verkündigung einer Seele, welche jauchzt und klagt, betet und weint, liebt und verzweifelt. Bald schien diese Musik wie ein Hymnus der Freude aufzurauschen, bald flüsterte und seufzte es aus ihr wie eine tiefe Schmerzensklage, dann wieder schwoll sie empor zu heitern, sonnigen Melodieen, und alle Schmerzen und Dissonanzen schienen sich aufzulösen in einen seligen Strom von Harmonie.

Auf einmal durchflog ein Zittern ihre ganze Gestalt, und eine Purpurgluth schoß über ihr Antlitz hin. Ihre Hände sanken von den Tasten nieder, ihr Haupt neigte sich auf ihre Brust, aus der schwere, angstvolle Athemzüge hervorquollen. Wie von einer unsichtbaren Gewalt getrieben erhob sie sich von ihrem Sessel, und richtete sich gerade und steif empor, dann mit einer schnellen Bewegung schritt sie von dem Instrument weg, bis in die Mitte des Zimmers hinein. Aber hier wieder blieb sie wie festgewurzelt stehen, und ihre beiden Hände fest auf ihr Herz drückend, flüsterte sie athemlos: er kommt! Oh ich fühl's, er kommt! Jetzt, jetzt steigt er die Treppe herauf, jetzt schreitet er über den Flur, jetzt, oh, jetzt legt er die Hand auf die Thür, und —

Die Worte erstarben auf ihren bebenden Lippen, der Athem kam fieberhaft schnell und ächzend aus ihrem wogenden Busen hervor, ihr ganzes Wesen war in Aufruhr und Bewegung.

In diesem Moment öffnete sich die Thür ihres Zimmers leise, so leise, daß auch das schärfste Ohr es kaum zu hören vermochte. Aber Therese hörte es doch. Ein Schrei des Entzückens tönte von ihren Lippen, sie streckte die Arme aus, sie wollte vorwärts stürzen, aber ihre Füße waren wie eingewurzelt, und so mit ausgebreiteten Armen, mit

vorgebeugtem Haupt blieb sie stehen. Sie hatte mit ihrem Herzen die Gestalt gesehen, welche da drüben auf der Schwelle der Thür erschienen war. Die Gestalt war die eines Mannes von kaum vierzig Jahren*), von stolzem, imposantem Aeußern, von schönen, einnehmenden Zügen. Seine großen, blauen Augen, in denen ein wunderbares Leuchten war, ruhten mit einem gebieterischen, festen Ausdruck auf dem jungen blinden Mädchen, das im innersten Mark seines Lebens seinen flammenden Blick empfand und unter ihm erzitterte. Den rechten Arm hielt er ausgestreckt gegen sie gerichtet, anfangs steif und ohne ihn zu regen, dann aber senkte er ihn tiefer hinab und deutete mit dem Finger auf den Fußboden, gerade auf die Stelle hin, wo Therese stand.

Sofort sank die Blinde auf ihre Knie nieder. Ein triumphirendes Lächeln flog durch das ernste Antlitz des Mannes, er hob den Arm wieder empor und winkte mit der Hand.

Die Blinde sprang sofort von ihren Knieen empor, ein Freudenruf tönte von ihren Lippen, und als hätte sie gesehen, daß er ihr die Arme jetzt ausbreitete, sprang sie vorwärts, stürzte sie, ohne zu schwanken und zu irren, gerade aus in seine Arme, und lehnte ihr Haupt an seine Brust.

Mesmer! Mein Freund! Mein Arzt, mein Erlöser! flüsterte sie leise.

Ich bin's, sagte er mit voller melodischer Stimme. Ihr Herz hat mich gesehen und erkannt, Therese! Bald sollen es auch Ihre Augen!

Er führte sie zu dem Divan und ließ sie sanft auf demselben nieder gleiten. Dann streckte er zwei Mal seine Fingerspitzen gegen sie aus und sofort flog ein Zittern durch ihre Gestalt.

Sie sind heute sehr erregt, Therese, sagte er mit leisem, mißbilligendem Ton.

Ich bin es, weil Sie es sind, mein Freund, flüsterte die Blinde. Ihr Antlitz glüht, Ihre Pulse schlagen, Ihre Augen schießen Blitze, welche eine Welt zerschmettern möchten.

Eine Welt der Lüge, der Unwissenheit und der Bosheit, rief er mächtig. Ja, Therese, die will ich heute zerschmettern mit meinen Blicken und mit meiner Hand! Und eine neue Welt will ich dafür aufrichten, eine Welt des Nichtwissens, aber des Schauens, des Uebernatür-

*) Mesmer war geb. den 23. Mai 1734 in Iznang unweit Constanz.

lichen, und doch so Natürlichen! Oh, Therese, wird es mir gelingen? Wird meine Hand die Kraft haben, Ihre Augen zu erlösen, wird mein Geist so mächtig herrschen über den Ihren, daß er ihm befehlen kann, aus Ihren Augen hervorzublitzen und zu schauen? Werden Sie mir gehorsam sein mit Ihrer Seele und Ihrem Körper?

Mit meiner Seele gewiß, hauchte sie leise, denn meine Seele gehört Ihnen einzig und unbedingt, ob mit meinem Körper, weiß ich nicht!

Die Seele muß dem Körper gebieten! sagte Mesmer streng.

Sie will es! sagte Therese flehend. Oh, zürnen Sie nicht, wenn sie es nicht kann!

Sie zweifeln, Therese? fragte Mesmer, und seine Augen bohrten sich wie zwei Dolche in ihr Angesicht.

Oh ihre Augen thun mir weh, ächzte sie, indem sie ihr Antlitz mit ihren Händen bedeckte, als wolle sie es schützen vor seinen Blicken.

Mesmer schlug seine Augen nieder, und wiederholte sanft: Sie zweifeln, Therese?

Ich zweifle, weil ich fühle, daß Sie zweifeln, sagte sie aufathmend. Aber wenn es nun auch wäre, mein Freund? Wenn Ihr großer erhabener Geist nur meiner Seele, nicht meinem Körper gebieten könnte? Was thut das? Ich werde deshalb nicht unglücklich sein, ich werde mich nicht beklagen! Ich sehne mich nicht nach dem Lichte da draußen, denn das Licht ist in mir! Mein Herz sieht Sie; was thut es also, wenn auch meine Augen Sie nicht zu sehen vermögen? Nein, glauben Sie mir, ich zittere und bange der neuen Welt entgegen, und mir ist, als müßte ich mich vor ihr verbergen in die tiefste Einsamkeit meiner Blindheit. Oh, mein Freund, mein Herr und mein Meister, wenn irgend Zweifel in Ihnen sind, wenn das Werk mißlingen könnte, so versuchen Sie es nicht! Ich bin glücklich und zufrieden, denn ich trage eine Welt in mir, und bedarf keiner Welt außer mir!

Nein, rief Mesmer, das Werk ist begonnen, es muß vollbracht werden. Und es soll und muß gelingen! Es handelt sich jetzt nicht mehr darum, Therese, ob Sie wünschen, sehend zu werden, oder blind zu bleiben! Sie müssen sehend werden, oder Alles, was ich gewollt, gedacht und erstrebt habe, stürzt in Trümmern über mir zusammen, und zerschmettert mein Leben nicht allein, sondern auch meinen Namen und

meine Ehre! Der heutige Tag ist der Tag der Entscheidung! Heute wird Mesmer seinen Feinden und seinen Freunden beweisen, daß er die Wahrheit gesprochen, daß der thierische Magnetismus, den die Aerzte verspotten, den die Wissenschaft verleugnet, weil sie ihn noch nicht kennt, den die Laien für Zauberei oder Betrug halten, daß der thierische Magnetismus die göttliche Heilkraft ist, welche den Menschen mit der Natur und dem Himmel verbindet, daß dieser wechselweise Einfluß unter den Himmelskörpern, der Erde und allen belebten Wesen, den die dummen klugen Menschen ableugnen wollen, wirklich existirt. Nein, Therese, ich werde Sie heilen mittelst der magnetischen Kraft, welche uns Beide einander vereint, uns Beide zugleich dem Himmel verbindet!

Heilen Sie mich, mein Herr und mein Meister, rief die Blinde begeistert, ich nehme von Ihnen das Licht an, und Sie sollen durch mich ein neues Licht ausstrahlen über die ganze Welt!

Er legte sanft die Hand auf ihr Haupt, und sah sie mit leuchtenden Blicken an. Du glaubst also an mich, Therese? fragte er. Nicht wahr, Du glaubst?

Ich glaube an Dich, und ich verstehe Dich, sagte sie leise. Ich werde sehend werden, ich weiß es, ich fühle es! Und dann wird Niemand mehr zweifeln dürfen. Die Binde, die von meinen Augen fällt, wird auch abfallen müssen von den Augen Deiner Feinde, von den Augen der Wissenschaft und der Gelehrsamkeit. Sie werden sehen, daß es eine Kraft giebt, welche sie nicht kannten und nicht ahnten, eine Kraft der Natur, welche ohne menschliches Zuthun das verrichtet, was die Arzneikunde bisher der Kunst oder der Natur zugeschrieben hat!

Oh, Du sprichst meine Gedanken aus, Therese, rief Mesmer zärtlich, Du siehst in meine Seele hinein, und findest auf Deinen Lippen meine Worte wieder! Du weißt also auch, daß ich die Wahrheit sage! Es giebt einen thierischen Magnetismus, eine übersinnliche Kraft, welche besser als alle Arzneien im Stande ist, den Menschen Gesundheit und Heilung zu bringen. Mögen die Aerzte darüber lachen, die Wissenschaft mich verspotten, eines Tages werden sie erkennen müssen, daß ich die Wahrheit gesprochen, und daß ihr Wissen nichts ist als eitel Lug und Trug! Die Aerzte sind Reisende, welche, einmal von der rechten Straße

abgekommen, sich immer tiefer verirren, weil sie, statt umzukehren und sich zurechtzufinden, beständig gerade forteilen!*)

Aber Sie werden ihnen die rechte Straße zeigen, mein Meister, rief Therese begeistert, Sie werden die Verirrten zurückführen auf die rechte Straße, und der Dank der zukünftigen Geschlechter wird Sie dafür belohnen!

Wenn der Undank des gegenwärtigen Geschlechtes es dazu kommen läßt, sagte Mesmer wehmüthig. Es ist schwer, in dem Labyrinth des Wissens und des Glaubens sich zurecht zu finden. Ich weiß das, denn auch ich war lange Zeit ein Verirrter in diesem Labyrinth, aber ich sehnte mich nach der Befreiung, nach der Erkenntniß! Ein verzehrendes Feuer füllte meine ganze Seele! Ich suchte die Wahrheit nicht mehr voll zärtlicher Neigung, sondern voll der äußersten Unruhe. Ich floh in die entlegensten Wälder, in die tiefste Einöde. Da fühlte ich mich näher der Natur. In der heftigsten Bewegung glaubte ich zuweilen, daß mein von ihren vergeblichen Lockungen ermüdetes Herz die Natur wild von sich stieße, und mit zürnender Stimme rief ich ihr zu: „Oh Natur, was willst Du von mir? Laß ab von mir. Laß mich weiter ziehen in meiner Dunkelheit, wenn du mir doch das Licht nicht zeigen willst!" Dann wieder glaubte ich sie zärtlich zu umarmen, und beschwor sie mit der glühendsten Ungeduld, doch endlich meine Wünsche zu erfüllen. Ein Glück für mich, daß in der Stille der Wälder nur die Bäume die Zeugen meiner Heftigkeit waren, denn die Menschen würden mich für wahnsinnig gehalten haben!

Ich nicht, Meister! rief Therese glühend. Ich hätte bei Ihnen sein mögen, und ich hätte Sie verstanden!

Mesmer drückte ihr zärtlich die Hand und fuhr fort: Alle übrigen Beschäftigungen wurden mir verhaßt, jeder Augenblick, den ich ihnen widmete, schien mir ein an der Wahrheit begangener Diebstahl zu sein. Ich bereuete sogar die Zeit, die ich bedurfte, um Ausdrücke für meine Gedanken zu finden. Ich fand, daß wir jeden Gedanken unmittelbar ohne langes Nachsinnen in die Sprache einzukleiden pflegen,

*) Mesmer's eigene Worte. Siehe: Franz Anton Mesmer aus Schwaben. Von Dr. Justinus Kerner. S. 58.

die uns die bekannteste ist. Und da faßte ich den seltsamen Entschluß, mich von dieser Sclaverei loszumachen. Drei Monate dachte ich ohne Worte! Als sich dies tiefe Nachdenken endete, sah ich mich voll Erstaunen um! Meine Sinne betrogen mich nicht mehr wie vorher. Alle Gegenstände hatten für mich eine neue Gestalt, und mit einem nie gefühlten Entzücken ward ich mir bewußt, daß ich die Wahrheit, die ich so lange gesucht, endlich gefunden hatte! Es kam wieder Ruhe in meine Seele, denn sie hatte die Wahrheit erkannt, und sie entfernte sich nicht mehr von meiner Erkenntniß! Freilich stand mir nun noch ein schwerer Kampf mit den Meinungen der Menschen bevor, aber das schreckte mich nicht. Vielmehr fühlte ich die Nothwendigkeit, die Anzahl der Hindernisse dadurch zu vergrößern, daß ich's mir als die heiligste Pflicht auferlegte, der Menschheit das unschätzbare, meinen Händen anvertraute Gut in seiner vollen Reinheit so unverfälscht, als ich es von der Natur erhalten hatte, zu überliefern, und nur da helfend einzuschreiten, wo ich meiner Selbst gewiß war! Viel habe ich gelitten von dem Unverstand und der Bosheit der Menschen, am meisten von dem Neid und dem Hohn der Aerzte, welche in ihrem Hochmuth lieber blind bleiben, als sich von Andern ein Licht anzünden lassen wollen!*) Aber der Tag ist gekommen, an dem ich sie zur Erkenntniß zwingen will! Heute sollen sie erkennen müssen, daß all ihr Wissen Stückwerk ist, und daß die Natur mit ihren heiligsten Offenbarungen ihnen bis hierher verschlossen war. Oh Therese, Du bist das Evangelium meiner neuen Religion, welche Gottes und der Natur überschwellend voll ist! Verkünde ihnen, mein Kind, die neue, die heilige Religion! Schlage Deine Augen auf, und laß sie in ihren hellen Sternen die allewige Urkraft der Sterne und Planeten erkennen, die sie zu leugnen gewagt!

Ich will es, Meister, ich will es, rief Therese begeistert, ich will den Ungläubigen und Zweifelnden Dein Evangelium verkünden, und wider ihren Willen sollen sie glauben müssen! Ja, mein Herr und mein Meister! Die Stunde der Erkenntniß ist gekommen, und meine sehenden Augen sollen alle die Andern überzeugen, daß auch sie blind

*) Alle diese Reden enthalten Mesmer's eigene Worte. Siehe: Justinus Kerner. S. 60.

waren. Komm, Meister, nimm die Binde von meinem Angesicht, das Licht wird mich nicht mehr blenden, ich werde nicht mehr wie gestern ohnmächtig vor seinem Strahl zusammensinken! Oh laß mich sehen, laß mich Dich sehen!

Sie fuhr mit ihren beiden Händen zu ihrem Haupt empor, um sich die Binde abzunehmen, aber Mesmer hielt sie zurück.

Nein, sagte er, noch nicht! Im Beisein aller meiner Feinde, die sich indeß Deine Freunde nennen, muß es geschehen, nicht eher!

Aber sie werden schon im Salon unserer warten! Hörst Du nicht, Meister, wie die Wagen vor unsere Thür rollen! Hörst Du nicht, wie sie die Treppe heraufsteigen! Oh sie werden Alle schon da sein! Komm also, laß uns gehen!

Noch nicht, Therese, denn wenn alle Diejenigen da sind, die ich erwarte, wird man, wie ich es erbeten habe, uns benachrichtigen.

Wen erwartest Du denn, Meister?

Meine Feinde, Therese! Und ich sage Dir, sie werden kommen! Der Professor Barth wird kommen, um den Charlatan zu sehen, der die Vermessenheit hat, durch eine unsichtbare Kraft zu heilen, was er, der berühmte Staarstecher und Anatom, nur vermöge seiner Pincette und seiner Messer vermag. Doctor Ingenhaus, mein erbitterter Gegner, wird da sein, um zu sehen, welche infernalische Künste der Charlatan anwendet, der schon mehr als hundert Kranke geheilt hat, die seine Gelahrtheit als unheilbar erklärt hatte; Pater Hell wird da sein, um zu sehen, ob die Gegenwart eines großen Astronomen mich nicht schrecken wird, oder ob der Charlatan wirklich den Muth hat, selbst in Gegenwart Pater Hell's, der es doch besser weiß, zu behaupten, daß die Planeten da oben im Zusammenhang stehen mit den Menschen, und Einfluß haben auf ihr Sein und Denken. Ja, ja, sie werden Alle kommen, nicht um sich überzeugen zu lassen, sondern um zu triumphiren! Denn nach ihrer Meinung ist es keinem Zweifel unterworfen, daß der Charlatan heute vernichtet ihnen gegenüber stehen wird!

Nenne Dich nicht mit so unwürdigen Namen, Meister, bat Therese schmerzlich.

Sie nennen mich ja Alle so, warum also soll ich es nicht auch thun, rief Mesmer lachend.

Sie nennen Dich jetzt noch so, aber heute noch werden sie Dich, wie ich, ihren Herrn und Meister nennen. Heute noch werden sie zur Erkenntniß kommen, heute noch werden sie zu Deinen Füßen niedersinken, und weinend und innerlich zerbrochen Dich um Vergebung flehen, daß sie so lange an Dir zweifelten, so lange im Irrthum befangen waren.

Oh, mein Kind, wie wenig kennst Du die Welt, rief Mesmer schmerzlich. Die Menschen verzeihen niemals Denen, welche sie eines Irrthums überführten, und für empfangene Wohlthaten pflegen sie sich durch Verleumdung und Verdächtigung zu rächen!

Oh, wenn es so ist, Meister, so laß mir meine Blindheit! Begehre nicht, daß ich Diejenigen sehen soll, welche Deine Feinde sind, oder gieb meinem Auge die Kraft eines Dolches, damit ich die Unwürdigen durchbohre, gieb —

Sie stockte, und sank ächzend in die Kissen des Sopha's zurück. Mesmer hatte seine Hand gegen sie ausgestreckt, und die Spitzen seiner Finger berührten fast ihre Stirn.

Du bist aufgeregt, sagte er, schlafe!

Nein! murmelte sie; nein, ich will nicht schlafen!

Ich will es! sagte Mesmer gebieterisch, und die Spitze seines Vorderfingers berührte leise ihre Stirn.

Therese seufzte tief auf, ihr Haupt sank zurück, und die schweren und ruhigen Athemzüge, welche aus ihrer Brust hervorgingen, bezeugten es, daß sie Mesmers Befehl erfüllt hatte, daß sie eingeschlafen war.

Nun neigte sich Mesmer über sie, und begann seine Manipulationen. Er näherte sich ihren halbgeöffneten Lippen, und auch seinen Mund öffnend, hauchte er ihren Athem ein, und strömte seinen Athem in ihren Mund zurück, den jetzt ein Lächeln unaussprechlicher Wonne umzitterte. Dann erhob er seine beiden Hände, und mit den Spitzen seiner Finger der Schlafenden Scheitel berührend, ließ er seine Hände einen Halbkreis durch die Luft beschreiben, und dann auf der Brust Theresens sich wieder vereinigen, um in leiser Schwingung wieder empor zu steigen zu ihrer Stirn. So auf und ab in gleichmäßigen Wellenlinien bewegten sich seine Hände, und immer tiefer ward der Schlaf der Blinden, und immer wieder neigte sich Mesmer zu ihren Lippen, um ihren Athem zu trinken, und ihr den seinen einzuhauchen.

Jetzt öffnete sich die Thür und Theresens Mutter erschien auf der Schwelle.

Die Eingeladenen sind Alle versammelt, sagte sie feierlich.

Mesmer nickte gravitätisch. Wir sind bereit, sagte er.

Mein Gott, Sie sagen das, und doch schläft Therese? rief Frau von Paradies verwundert.

Ich werde sie wecken, wenn es Zeit ist! Wo ist meine Glasharmonika?

Im Salon, wie Sie angeordnet hatten!

So lassen Sie uns dahin gehen, und von dorther Therese rufen!

XIII.

Der erste Tag des Lichts.

In dem Salon des Herrn von Paradies war die Elite der Wiener Gesellschaft versammelt. Die Aristocratie, die Wissenschaft, die Kunst und die Industrie waren hier vertreten, ja selbst die Kaiserin, wie gesagt, hatte einen ihrer Kammerherren gesendet, um ihr Bericht zu erstatten über die merkwürdige Operation, die der neue Wunderdoctor heute an der „Pensionairin der Kaiserin" vornehmen wollte. Aber auch aus dem niedern Bürgerstande, sogar aus den untersten Schichten des Volkes waren, auf ausdrückliches Begehr Mesmers, einige Bevorzugte eingeladen worden. Die Bewohner der Paläste wie der Hütten sollten Zeuge sein des Triumphes der neuen Wissenschaft über die alte, des Triumphes des thierischen Magnetismus über die Satzungen der bisherigen Arzneikunde!

Ein geheimnißvolles Halbdunkel herrschte in dem Saale, denn auf Mesmer's Anordnung waren die grünen Vorhänge der Fenster heruntergelassen.

Ringsum in dem Saale waren Stühle aufgestellt, die mehrfach gereiht in einem Halbkreise die Estrade umgaben, die sich da in der Mitte des Saals befand. Auf dieser Estrade stand ein Divan, einige Stühle und ein Tisch, auf welchem man einen verschlossenen Kasten bemerkte. —

Auf diesen Kasten waren die neugierigen, fragenden Blicke der Ver-

sammlung gerichtet, und selbst Herr Professor Barth konnte sich, trotz seines stolzen, ironischen Lächelns, seiner olympischen Haltung und seines hoheitsvollen Wesens, eines Anflugs von Neugierde nicht erwehren, und wandte seine stolzen Blicke immer wieder zu dem Kasten hin.

Sie werden sehen, Herr Kollege, sagte er, sich zu seinem Nachbar neigend, er wird uns Allen ein X für ein U gemacht haben. Er wird die Gelegenheit benutzen, um vor einer glänzenden Gesellschaft seine erste Augenoperation zu machen, und auf diese Weise sich schnell einen Ruf zu erwerben. Der Kasten wird seine Instrumente enthalten! Sie werden sehen, im entscheidenden Moment wird er eine Lancette aus jenem Kasten nehmen und sie damit operiren.

Das heißt, operiren wollen, Herr College, sagte Doctor Ingenhaus bedächtig. Diese Blinde zu operiren ist unmöglich, wie Ew. Hochwohlgeboren ja Selbst zu allererst erkannt haben. Wie soll man operiren, wo nichts zu operiren ist? Das Messer und die Lancette können doch den erstorbenen Sehnerven ihrer Augen nicht neue Thätigkeit verleihen?

Wenn er eine Lancette nimmt, um ihr damit in die Augen zu bohren, werde ich ihn verhindern, rief der Professor mit drohender Stimme. Man soll es in meiner Gegenwart nicht wagen dürfen, die Wissenschaft zu verhöhnen und die gesunde Vernunft Lügen zu strafen. Ich werde genau Acht geben, und wehe dem Betrüger, wenn ich ihn betreffe!

Aber der Kasten enthält gewiß keine chirurgischen Instrumente, flüsterte der zweite Nachbar des Professors Barth. Ich denke, ich weiß, was darin ist.

Nun, was ist darin, Herr Pater Hell? fragten die beiden Herren mit lebhafter Neugierde.

Ein Planet wird darin sein, meine Herren, rief der berühmte Astronom. Sie wissen ja, der Wunderdoctor hat nicht genug an Euren Apotheken, er pfuscht mir in meinen Himmel hinein, und will sich aus meinen Fixsternen und Planeten Arzneien und Latwergen brauen, mit denen er seine Patienten heilt. Hoffe indeß, daß er sich da in seinem Kasten einen Planeten mitgebracht hat, den noch niemand kennt, und den er daher ungestraft sich vom Himmel herunterlangen konnte. Wehe ihm aber, wenn ich heute Abend auf meiner Warte einen meiner Sterne vermisse!

Ich werde dann sogleich die Polizei requiriren, und den Monsieur Mesmer als einen frechen Dieb einstecken lassen.

Die Herren lachten fröhlich über den sarkastischen Scherz des Astronomen, wurden aber in ihrer Fröhlichkeit durch das Eintreten Mesmer's unterbrochen, der, dem Ruf der Frau von Paradies folgend, jetzt in den Saal trat.

Ohne die Versammlung eines Blickes, eines Grußes zu würdigen, durchschritt Mesmer den leeren Raum, und trat auf die Estrade. Sein Antlitz war bleich, aber ernst und energisch, und wie er jetzt, neben dem Tisch stehend, seine großen blauen Augen mit einem langsamen Blick über die Gesellschaft hingleiten ließ, fühlte Jedermann, daß in der Seele dieses Mannes kein Zweifel und keine Unruhe, sondern nur feste, unwandelbare Ueberzeugung wohne.

Jetzt öffnete Mesmer den Kasten. Ein athemloses Schweigen herrschte in der Gesellschaft, alle diese leuchtenden, fragenden, neugierigen Blicke waren unverwandt auf den Doctor gerichtet.

Er schien das nicht zu fühlen. Mit vollkommener Gelassenheit nahm er einen Stuhl und setzte sich nieder. Nun legte er seine Hand in den geöffneten Kasten, dessen Rückseite dem Publikum zugewendet war.

Jetzt wird er die Instrumente herausnehmen, murmelte Professor Barth seinem Nachbar zu. Aber bevor dieser Zeit fand zu einer Erwiederung, erschallte ein Ton von so wunderbarer, seltsamer Gewalt, daß selbst der gelehrte Professor sein Herz davon erbeben fühlte. Und jetzt ein neuer Ton, noch mächtiger anschwellend, noch langsamer in geisterhaftem Geflüster verklingend, und nun reihte sich Ton an Ton, nun durchrauschte den Saal die wunderbarste, nervenerschütterndste Musik. Und alle Gesichter erbleichten, und von den fremdartigen seltsamen Klängen fühlte sich jedes Herz bewegt, und wie verzückt hingen Aller Augen an diesem Zauberer, der seinem Kasten so merkwürdige, herrliche Musik zu entlocken vermochte.

Ah, sehen Sie da, Herr Professor, flüsterte der Pater Hell, Sie haben Sich nur im Pronomen geirrt. Der Mann hat in seinem Kasten nicht Instrumente, sondern nur ein Instrument.

Ja wahrhaftig, flüsterte Professor Barth, der Planet, den Sie prophezeiten, hat sich in eine Glasharmonika verwandelt.

Und die Lancette, die er führt, ist ein Fischbeinstab mit einem Pfropfen daran, sagte Doctor Ingenhaus achselzuckend.

Mesmer spielte weiter, immer lauter, immer machtvoller durchrauschten die Töne den Saal, mit immer sehnsuchtsvollerer Gewalt schienen sie einen unsichtbaren Geist beschwören zu wollen, daß er erscheine.

Und jetzt nahte da durch das Vorgemach eine weiße Gestalt. Sie schwebte näher heran, ihre Füße schienen den Boden nicht zu berühren, man hörte sie nicht, man sah sie nur nahen. Jetzt stand sie auf der Schwelle der Thür. Da blieb sie stehen, angewurzelt, unbeweglich, denn Mesmer streckte abwehrend eine Hand gegen sie aus, und bannte sie an diese Stelle.

Aller Augen wandten sich jetzt auf diese Gestalt hin, auf „diese Braut des Tages," die da in dem Schmuck ihres bräutlichen Festes sich nahte. Noch waren ihre Augen verhüllt von einer dicken Binde, noch gehörte diese rührende, zarte Gestalt dem Gott des Schweigens und der Finsterniß an, aber sie stand schon auf der Schwelle einer neuen Welt, und das selige Lächeln, welches ihre Lippen umspielte, schien diese Welt mit einem Liebeshauch zu begrüßen.

Athemlose Stille herrscht in dem Saal, langsam nur und leise ließ sich dann und wann ein sanftanschwellender Harmonika-Ton vernehmen. Dann wieder ward Alles still, feierlich, geheimnißvoll.

Da ließ Mesmer die Hand, welche er gegen Therese ausgestreckt hatte, sinken, da legte er sie wieder auf die Tasten, und nun durchrauschte der volle Strom der Melodieen wieder den Saal.

Therese bewegte sich, sie schritt vorwärts. Lauter, mächtiger erschallte die Musik.

Im Saal ward jetzt das tiefe Schweigen hier und da durch lautes Schluchzen, durch halblaut gemurmelte Gebete unterbrochen. Jedermann fühlte die Bedeutung dieses Momentes, und ließ sich von demselben hinreißen. Auf einmal entstand eine Bewegung, einige Damen waren ohnmächtig geworden: ihre zartbesaiteten Nerven waren überwältigt worden von dem Eindruck dieser Stunde und dieser Musik.*)

---

*) Es geschah sehr häufig, daß Damen, ja sogar auch Herren in Ohnmacht fielen, wenn Mesmer auf der Glasharmonika spielte. S.: Justinus Kerner, S. 42.

Aber Niemand kümmerte sich um sie, Niemand wollte seinen Platz verlassen, um die Ohnmächtigen aus dem Saal zu führen. Man vergaß ihrer und schaute nur in athemloser Erwartung auf Mesmer und Therese hin.

Er spielte immerfort, aber das Haupt halb rückwärts gewandt, heftete er seine großen flammenden Blicke mit einem gebieterischen Ausdruck auf Therese.

Sie fühlte diesen Blick und erbebte unter demselben. Mit rascheren Schritten näherte sie sich jetzt; wie getragen von unsichtbaren Genien schwebte das junge, lächelnde Mädchen mit den verhüllten Augen zu der Estrade hin, und stand jetzt auf derselben, dicht neben Mesmer.

Er deutete mit einem einzigen, kurzen Wink seines Fingers auf den Divan hin. Sofort wandte sich Therese von Mesmer ab, und ging zu dem Divan, auf dem sie sich niederließ.

Sie ist gut abgerichtet, murmelte Herr Professor Barth. Das ist natürlich eine verabredete und einstudirte Scene.

Wenn man mit einer Glasharmonika Blinde sehend machen kann, flüsterte Doctor Ingenhaus, so verbrenne ich morgen meine Bücher, und werde wandernder Musikant.

Wenn man mit dem Winken seiner Hand Planeten citiren kann, sagte Pater Hell, so zerschlage ich noch heute meine Gläser und werde Famulus von Mesmer. Es scheint in der That, als ob —

Die Harmonika verstummte, und machte dem leisen Gespräch der gelehrten Herren ein Ende.

Mesmer stand auf, und seine hohe muskelkräftige Gestalt hoch emporrichtend, näherte er sich Theresen. Sie erbebte, und lehnte schwer athmend ihr Haupt zurück in die Kissen. Mesmer erhob seine Hände und beschrieb über ihrem Haupte langsam einige Kreise durch die Luft.

Es brennt und bohrt in meinen Augen wie glühende Dolche, murmelte Therese.

Jetzt richtete er die Spitzen seiner Finger gerade gegen ihre Augen, und berührte mit denselben die Binde.

Nimm die Binde ab und sieh! rief Mesmer mit gebieterischer Stimme.

Therese hob hastig ihre Hände empor und riß die Binde von ihren Augen fort.

Eine athemlose Stille herrschte in dem Saal, alle Herzen klopften angstvoll, mit glühender Neugierde waren alle Blicke auf dieses bleiche, junge Mädchen gerichtet, das mit weit geöffneten Augen auf der Estrade stand, und starr und unverwandt auf Mesmer hinschaute, der unbeweglich ihr gegenüber stand.

Jetzt hob Therese die Hand empor und deutete auf Mesmer hin. Wie, rief sie mit einem Ausdruck tiefen Entsetzens, ist das das Bild eines Menschen?*)

Mesmer antwortete nicht, er nickte nur mit dem Kopf; seine Arme auf die Hüften stützend, ließ er seinen Körper allerlei schwankende Bewegungen machen.

Therese stieß einen Schrei aus, und fuhr zurück. Das ist fürchterlich zu sehen! rief sie entsetzt. Dies Menschenbild wird über mir zusammenstürzen. Wo ist Mesmer, zeigt mir Mesmer!

Ich bin es, sagte Mesmer, sich ihr nähernd.

Sie zuckte zusammen und betrachtete ihn lange mit prüfenden, trüben Blicken. Ich glaubte, ein Menschenantlitz sei strahlend wie das Glück, sagte sie, und dies Gesicht, dünkt mich, sieht aus wie der verkörperte Schmerz. Sehen alle Menschen so aus? Wo ist meine Mutter?

Frau von Paradies hatte nur auf den Ruf ihrer Tochter gewartet, sie kam jetzt mit ausgebreiteten Armen, ihr Antlitz überströmt von Freudenthränen, zu ihr herangeeilt.

Aber Therese warf sich nicht in ihre Arme, sie stieß einen Schrei aus, und verhüllte sich mit beiden Händen das Gesicht.

Therese, mein geliebtes Kind, rief ihre Mutter zärtlich, sieh mich an, schau in meine Augen und erkenne darin die Liebe einer Mutter.

Ja, das ist die Stimme meiner Mutter, rief Therese freudig, indem sie ihre Hände wieder von ihrem Antlitz gleiten ließ. Ihre Mutter stand neben ihr, und schaute sie lächelnd an.

Du, Du bist meine Mutter? flüsterte Therese. Ja, ja, ich erkenne Dich, ich kenne diese Augen, sie sehen aus, wie eine verklärte Thräne

---

*) Theresens eigene Worte. Siehe Justinus Kerner. S. 63.

der Liebe! Oh Mutter, meine Mutter, laß mich Dich anschauen und zu Deinen Augen beten!

Frau von Paradies neigte ihr Haupt vorwärts, um ihre Tochter zu küssen, aber wieder fuhr Therese mit einem Aufschrei des Entsetzens zurück, und verhüllte ihr Gesicht.

Weshalb drohst Du mir so fürchterlich? fragte sie angstvoll. Geh zurück, Du wirst mir mit dem entsetzlichen Ding die Augen ausbohren.

Womit, Therese? fragte ihre Mutter erstaunt. Sieh mich an und sage mir, was Dich in meinem Antlitz erschreckt?

Blicken Sie empor und schauen Sie Ihre Mutter an, Therese, befahl Mesmer.

Sie gehorchte dieser Stimme, welche ihr Herz erbeben machte, und ließ ihre Hände von ihrem Antlitz gleiten.

Nun sage mir auch, was Dich erschreckt hat, bat Frau von Paradies.

Therese hob ihre Hand empor und deutete schüchtern auf die Nase ihrer Mutter.

Das da, sagte sie. Was ist das?

Das ist meine Nase! rief ihre Mutter lächelnd, und durch den ganzen Saal hörte man jetzt das melodische Rauschen eines frohen Lachens.

Diese Nasen sind fürchterlich in dem Menschengesicht, rief Therese entsetzt. Es kommt mir vor, als wenn sie mir entgegen drohten und mir meine Augen ausstechen wollten.*)

Ich will Ihnen das Bild eines drohenden Menschen zeigen, Therese, rief Mesmer, indem er eine drohende Stellung annahm, und mit geballten Fäusten, mit blitzenden Augen, mit fest aufeinander gepreßten Lippen zu ihr heranschritt.

Therese brach zusammen, und stürzte auf ihre Kniee nieder. Sie werden mich tödten, schrie sie entsetzt.

Die Scene, zugleich so einfach und so dramatisch, machte auf alle Anwesenden einen überzeugenden Eindruck. Selbst der gelehrte Professor Barth ließ sich hinreißen von der Gewalt des Moments.

Bei Gott, das ist keine Täuschung, sie kann sehen, rief er.

Wenn das Herr Professor Barth sagt, so wird wohl Niemand es

---

*) Theresens eigene Worte. Siehe: Justinus Kerner. S. 63.

zu bestreiten wagen, sagte Mesmer laut genug, um von Jedermann im Saal verstanden zu werden.

Der Professor runzelte finster seine Stirn, und gab sich das Ansehen, die Worte Mesmer's gar nicht gehört zu haben. Er bereuete schon, was er gesagt, und hätte, trotz seines bekannten Geizes, jedes seiner Worte mit einigen Ducaten zurückkaufen mögen. Aber es war zu spät, alle Anwesenden hatten sie vernommen, und Jeder flüsterte es froh dem Andern zu: Auch Professor Barth ist jetzt überzeugt. Auch er gesteht zu, daß Therese sehen kann. Mesmer ist in Wahrheit ein Wunderdoctor!

Therese indeß hatte jetzt auch ihren Vater und ihre nächsten Verwandten begrüßt. Aber sie, welche während ihrer Blindheit immer ein so zärtliches, liebevolles Wesen gegen alle ihre Angehörigen gezeigt, hatte jetzt gegen sie Alle ein kaltes, fast zurückstoßendes Benehmen.

Ich wußte es wohl, seufzte sie traurig, ich wußte es, daß das Sehen mich nicht glücklicher machen könnte. Ich sah Euch Alle mit meinem Herzen, und ich liebte Euch! Jetzt, wo ich Euch sehe mit meinen Augen, bebt mein Herz zurück und entsetzt sich vor all den traurigen Geheimnissen, die mir Eure Gesichter verrathen. Ach, ich glaube, um die Menschen recht lieben zu können, muß man blind sein! Aber, fuhr sie lebhafter fort, weshalb entzieht Ihr mir Bello, meinen Liebling. Oh laßt mich meinen treuen Hund sehen, er ist so lange mein Führer in meiner Blindheit gewesen, laßt mich ihn sehen!

Bello, der große schwarze Bernhardinerhund, hatte längst an der verschlossenen Thür eines Nebengemaches, die Nähe seiner Herrin witternd, laut gebellt und gewinselt.

Frau von Paradies eilte jetzt hin, die Thür zu öffnen, und sofort stürzte der Hund mit langen Sätzen zu Theresen hin, um zu ihren Füßen niederzukauern und ihre Hände zu lecken.

Therese neigte sich lächelnd zu ihm nieder, und hob seinen Kopf empor. Das kluge Thier, als errathe es den Wunsch seiner Herrin, legte seinen Kopf auf ihre Kniee und schaute mit seinen großen, dunklen Augen klug und verständig zu ihr empor.

Therese streichelte sanft sein glänzendes, schwarzes Fell. Dieser Hund, sagte sie sinnend, dieser Hund gefällt mir weit besser als ein

Mensch. Es liegt so viel Güte und Wahrheit in seinen Augen, und sein Hundekopf erschreckt mich lange nicht so sehr als ein Menschen-angesicht.*)

Ich denke, wir können uns jetzt von dannen begeben, brummte Professor Barth, das Schauspiel ist zu Ende, und jetzt werden die lieben Verwandten und Freunde nichts Eiligeres zu thun haben, als dem Autor und der ersten Liebhaberin zu applaudiren. Ich sehe für mich gar keine Verpflichtung ein, dabei zu sein!

Ich auch nicht, sagte Doctor Ingenhaus, indem er sich anschickte seinen Herrn Collegen zu begleiten. Ueberdies fühle ich mich etwas verwirrt im Kopfe von all' den Gedanken, die dieser verteufelte Doctor darin zerbröckelt hat. Lassen sie uns gehen!

Nehmen Sie mich mit, sagte Pater Hell ihnen folgend. Ich muß wirklich nachsehen, ob der Zauberer keinen Planeten vom Himmel gestohlen hat, mit dessen Hülfe er dieses Wunder hier zu Stande gebracht hat.

Die drei Herren durchschritten gravitätisch, und ohne sich zu verabschieden, den Saal, um sich hinweg zu begeben. An der Thür trafen sie den Grafen von Langermann, den Kammerherrn der Kaiserin.

Ah, Sie machen es wie ich, meine Herren, sagte der Graf, Sie enteilen dem Zaubersaal, um die Wunder, die Sie erschaut, Ihren Freunden mitzutheilen. Ganz Wien wird heute und morgen von nichts Anderem sprechen als von der glücklichen Heilung der schönen Therese von Paradies, und Niemand wird jetzt mehr zweifeln können, da unser berühmter Professor Barth selber die glückliche Heilung constatirt hat. Ich werde mich beeilen, das der Kaiserin mitzutheilen, und Ihro Majestät wird sehr erfreut sein, ihren Schützling genesen zu wissen.

Sie können der Kaiserin auf alle Fälle mittheilen, daß wir eben eine sehr gut gespielte Theaterscene erlebt haben, Herr Graf, sagte Professor Barth verdrießlich.

Eine Theaterscene? fragte der Graf verwundert. Aber die Heilung des blinden Mädchens ist indeß doch eine Wahrheit, und Sie Selber haben das vorher bestätigt.

---

*) Theresens eigene Worte. Siehe: Justinus Kerner. S. 63.

Ein flüchtig hingeworfenes Wort, das man halb aus Höflichkeit, halb aus Uebereilung sagt, ist noch keine Bestätigung, rief der Professor Barth ärgerlich. Man sagt Manches im Salon, was man in seiner Studirstube nicht zu rechtfertigen unternähme.

Auch bedarf ein solcher Fall der reiflichen Erwägung, sagte Doctor Ingenhaus bedächtig. Es ist unmöglich, in Einem Tage über ein Factum von so ernster Bedeutung zu entscheiden.

Aber, meine Herren, rief der Graf lachend, das Factum steht mindestens fest, daß das Fräulein von Paradies nicht mehr blind ist und daß Mesmer sie ohne Instrumente und Arzneien blos durch Auflegen seiner Hand kurirt hat! Ich eile, der Kaiserin diese Nachricht zu bringen!

Er grüßte die Herren mit einer flüchtigen Verbeugung, und eilte von dannen.

Da geht er hin, murrte Professor Barth, thut als ob er eine wunderbare Freudennachricht in der Burg als Herold zu verkünden habe. Im Hofcirkel wird man heute natürlich nur von dem Wunderdoctor Mesmer zu sprechen wissen.

Und wir? Was werden wir thun? fragte Pater Hell, mit seinen kleinen listigen Augen die Freunde anblinzelnd.

Ja, sagen Sie, Herr College, was werden wir thun? fragte Doctor Ingenhaus.

Professor Barth antwortete nicht. Er schritt mit gravitätischer Ruhe die Treppe hinab, und über den Flur der Hausthür zu. Erst als sie auf der Straße angelangt waren und sich einige Schritte von dem Hause der Wunder entfernt hatten, blieb Professor Barth stehen, und legte seine Hände schwer und gewichtig auf die Schultern seiner beiden Freunde.

Was wir thun werden, meine Herren und Freunde? fragte er langsam.

Ja, sagen Sie es uns, sagte Doctor Ingenhaus. Dürfen wir es zugestehen, daß dieser Mann über uns den Sieg davon getragen hat? Daß er, den wir so lange als einen Charlatan verhöhnt und verspottet haben, jetzt zu Stande gebracht, blos mit seiner Hand, was unser berühmter Augenoperateur mit der Lancette in seiner Haud nicht zu Stande zu bringen vermochte?

Dürfen wir es dulden, fragte Pater Hell düster, daß dieser Mensch mit einem kühnen Handgriff alle Gesetze der Wissenschaft und der Erfahrung umstößt, und uns eine ganz neue, lächerliche Lehre an die Stelle Dessen setzen will, was seit Jahrhunderten und Jahrtausenden her in der Wissenschaft erkannt und erforscht war? Wagte er es nicht zu behaupten, daß er sich seinen thierischen Magnetismus von den Sternen herunter geholt habe? Hat er nicht die Keckheit zu sagen, was noch kein Astronom der ganzen Welt entdeckt hat, daß nämlich die Planeten einen directen Einfluß haben auf die Welt und die Menschen?

Und endlich, sagte Doctor Ingenhaus ingrimmig, endlich: ist er nicht mir, der ich es zur Aufgabe meines ganzen Lebens gemacht habe, Nervenkranke zu behandeln und zu kuriren, mit der frechen Behauptung entgegen getreten, daß nur der thierische Magnetismus die Nervenkrankheiten zu heilen vermöge? Und laufen nicht seitdem alle meine Kranken wie wahnsinnig und toll mir aus der Kur fort, und rennen zu diesem Charlatan hin, der ihnen Heilung verspricht durch das Auflegen seiner Hand? Er ist auf diese Weise Arzt und Apotheker in Einer Person, und die wahnsinnigen Menschen zahlen ihm für seine eigene Person das Honorar, das sie sonst zwischen uns und dem Apotheker theilen.

Er ruinirt die Astronomie, die Medicin und die Pharmacie, wenn er den Sieg über uns erlangt, sagte Professor Barth feierlich: — über uns, das heißt über die Wissenschaft, denn wir vertreten die Wissenschaft, an welche dieser freche Mensch Hand anzulegen wagt. Die Wissenschaft würde in Trümmer zusammensinken, wenn wir diesen Mesmer gewähren ließen. Wir selbst würden durch ihn bei Seite gedrängt, und in den Staub getreten, während er triumphirend an uns vorübereilte, der höchsten Ehre zu. Schon verkündet der Kammerherr der Kaiserin bei Hofe das Wunder, das er erschaut, und in wenigen Stunden wird ganz Wien entzückt sein über die wunderbare Mähr, die es empfängt. Wenn wir nicht unsere Maaßregeln nehmen, ist die Wissenschaft zu Grunde gerichtet, sind unsere Lehrstühle umgeworfen, ist unsere Praxis vernichtet.

Wir müssen also unsere Vorkehrungen treffen, riefen die beiden Herren schnell. Sagen Sie also, was sollen wir thun?

Einfach, die Scene, die wir erlebt haben, für ein Theaterstückchen ausgeben, sagte Professor Barth gelassen. Therese von Paradies ist blind, und bleibt blind, und was wir da heute gesehen, war eine einstudirte Farce, weiter nichts!

Aber unglücklicher Weise, verehrter Freund, haben Sie uns dieses Auskunftsmittel durch den liebenswürdigen Enthusiasmus unmöglich gemacht, mit dem Sie die Blinde laut und öffentlich für geheilt und für sehend erklärten.

Sie haben also nicht den Ton der Ironie bemerkt, mit dem ich diese unglücklichen Worte sprach? Ich wollte den Charlatan verhöhnen, weiter nichts! Der Esel nahm für Wahrheit, was nur Spott war!

Und alle Anwesenden haben es unglücklicher Weise auch so gemacht, seufzte Pater Hell. Man wird Ihren Versicherungen leider hinterher schwerlich glauben!

Man wird es nicht heute und nicht morgen, aber vielleicht übermorgen, sagte der Professor stolz. Wenn wir Aerzte und Männer der Wissenschaft in einem festen Phalanx auftreten gegen diesen Mann, wird es uns schon gelingen ihn zu besiegen. Wenn wir es nicht thun, ruinirt er uns Alle. Es ist also Pflicht der Selbsterhaltung ihn zu bekämpfen, und als einen Charlatan zu brandmarken! Das sei unsere Aufgabe, und sie zu lösen, muß unser heiliges Bestreben sein! Therese von Paradies ist eine Blinde, und es ist im Interesse der Wissenschaft nothwendig, daß sie es bleibt. Man wird schon Mittel finden, es zu beweisen, daß sie es auch ist, und daß die guten, leichtgläubigen Wiener sich wieder einmal einen Bären haben aufbinden lassen! Kommen Sie, wir wollen daheim in meinem Studirzimmer das Nähere verabreden!

Während die drei Widersacher Mesmer's solche unheilvolle Pläne brüteten, waren die Freunde und Bekannten, die in dem Salon des Herrn von Paradies versammelt waren, noch immer damit beschäftigt, sich Theresen vorzustellen und die Genesene mit herzlichen Glückwünschen zu begrüßen.

Therese saß bleich und unbeweglich auf dem Divan und starrte die fremden Gesichter mit einem traurigen Lächeln an, und schauderte, wenn man ihr sagte: das da ist die Freundin, welche Du so sehr liebst! Das ist der Freund, der Dir so oft durch seine lustigen Geschichten die Zeit verkürzte!

Sie schloß dann die Augen, und sagte flehend: Sprecht zu mir, damit ich Euch wieder erkenne, und mich so ganz allmälig an Euer fremdes Angesicht gewöhne. Sprecht jetzt zu mir, damit meine Augen durch mein Herz lernen Euch lieb zu gewinnen!

Auf einmal aber, als eben wieder eine ihrer Freundinnen ihr vorgestellt ward, brach Therese in ein lautes Lachen aus. Was trägt denn die für ein lächerliches Ding da über ihrem Haupt? fragte sie.

Nun, sagte ihre Mutter, das ist ja die Frisur, die Du so sehr liebst. Das ist ein Kopfputz à la Matignon.

Therese fuhr entsetzt mit beiden Händen zu ihrem eigenen Haupt empor. Ja, sagte sie traurig, so unnatürlich steif und häßlich steigt da auch bei mir das lächerliche Ding in die Höhe. Ich will niemals wieder so frisirt werden, Mutter!

Aber, mein Kind, diese Frisur ist jetzt die neueste Mode, und Du wirst Dich wohl darein fügen, sie zu tragen, denn was Mode ist, ist schön!

Ich werde mich nicht darein fügen, sagte Therese, langsam ihr Haupt schüttelnd. Jetzt da ich sehen kann, werde ich nicht so sehr fragen, was Mode, sondern was kleidsam, hübsch und natürlich ist. Aber jetzt, da ich Menschen und Thiere kennen gelernt habe, jetzt laßt mich auch die Natur und den Himmel kennen lernen. Mein Arzt, der mir das Licht gegeben, soll mir jetzt auch den Himmel geben. Oh, Mesmer, führen Sie mich zu Gott, zur Natur und zum Himmel!

Kommen Sie, Therese, wir wollen es versuchen, ob Sie den Anblick des Lichtes schon zu ertragen vermögen, sagte Mesmer, indem er sanft ihren Arm in den seinen schob, und sie von der Estrade herunter führte.

Aber seltsam, Therese, welche sonst in ihrer Blindheit frei und leicht durch alle Zimmer des elterlichen Hauses ihren Weg fand, ohne nur einmal anzustoßen und sich zu verwirren, Therese bewegte sich jetzt nur schwankend und mit kleinen furchtsamen Schritten vorwärts.

Mein Gott, mein Gott, flüsterte sie, sich angstvoll an Mesmer's Arm klammernd, sehen Sie nur, wie alle diese Dinge auf mich zuschreiten, sie werden über uns zusammenstürzen und uns zerschmettern!

Mesmer lächelte. Diese Dinge stehen fest, sagte er, und wir sind es allein, welche sich bewegen. Sie werden Sich an alle diese neuen

Eindrücke gewöhnen, Sie werden durch die Erfahrung die Gesetze der Optik begreifen und die Größe der Gegenstände ermessen lernen.

Aber was ist denn das? rief Therese verwundert, indem sie sich eben dem großen Wandspiegel näherte, der zwischen den Fenstern angebracht war.

Das ist ein Spiegel, Therese.

Aber da drin sind Sie ja zum zweiten Mal? Wer ist es, der es wagt, so auszusehen, wie Mesmer?

Das ist mein Spiegelbild, Therese.

Aber welch eine wunderliche Gestalt mit der abscheulichen Matignonfrisur hängt da am Arm Ihres Spiegelbildes?

Das sind Sie, Therese.

Das bin ich? rief sie lebhaft, indem sie hastig auf den Spiegel zuschritt. Aber plötzlich wich sie entsetzt zurück.

Mein Gott, sagte sie, diese Person kommt gerade auf uns zu. Lassen Sie uns zurücktreten, oder sie wird uns umstoßen!

Und sie wich ängstlich und scheu zurück; aber auf einmal lachte sie fröhlich auf. Ah, sagte sie, dieses Mädchen hat eben so wenig Muth wie ich. Je weiter ich mich von ihr entferne, desto ängstlicher weicht sie vor mir zurück.*)

Aber das ist auch nur eine optische Täuschung, Therese. Das junge Mädchen, welches Sie da sehen, ist auch nur ein Spiegelbild, Ihr Bild!

Ach, es ist wahr, ich vergaß, sagte sie müde, indem sie ihre Hände gegen ihre Stirn drückte. Kommen Sie, führen Sie mich dicht an den Spiegel, daß ich mich betrachten kann! Ich werde die Augen schließen, um nicht vor der Erscheinung zu erschrecken.

Sie schloß die Augen, und lehnte sich fester auf den Arm Mesmer's, der sie jetzt zu dem Spiegel geleitete.

Das also bin ich, flüsterte Therese, ihre Augen wieder öffnend, und mit prüfenden Blicken ihr Spiegelbild betrachtend. Meine Mutter hat Unrecht, sagte sie dann nach einer Pause. Das Gesicht da ist nicht hübsch, denn es ist langweilig; die Seele hat noch nichts auf dieses Gesicht ge-

*) Justinus Kerner. S. 65.

schrieben. Kommen Sie, Meister, beschäftigen wir uns nicht mehr mit diesem langweiligen Gesicht, lassen Sie mich den Himmel sehen!

Erst wollen wir versuchen, ob Sie das Tageslicht auch schon in seiner unverhüllten Gewalt ertragen können, Therese. Bleiben Sie hier stehen, ich werde den Vorhang des Fensters öffnen.

Mesmer trat an das Fenster, und ließ den Vorhang langsam aufrollen. Aber Therese stieß einen Schrei des Entsetzens aus, und verhüllte sich das Gesicht.

Das bohrt in meine Augen, wie Dolchspitzen, ächzte sie.

Ich wußte es wohl, sagte Mesmer, Ihre Augen müssen sich erst an den Tag gewöhnen. Ich werde Ihnen den Himmel heute Abend zeigen. Jetzt, Therese, müssen Sie es Sich schon gefallen lassen, die Binde wieder vor Ihr Antlitz zu legen, denn Ihre Augen bedürfen der Ruhe!*)

XIV.

Der Schlachtplan.

Kaiser Joseph war in seinem Cabinet eifrig damit beschäftigt, die im Laufe des gestrigen Tages eingegangenen Briefe und Bittschriften zu lesen, als die Thür hastig geöffnet ward, und der eintretende Lakay Se. Durchlaucht den Fürsten Kaunitz meldete.

Der Kaiser winkte stumm mit der Hand, den Fürsten eintreten zu lassen und eilte dann selber dem Fürsten entgegen, der so eben auf der Schwelle der Thür erschien.

Nun wahrlich, rief er lebhaft, Kaunitz seine Hand darreichend, es muß ein ungewöhnliches Ereigniß sein, das Ew. Durchlaucht in so früher Morgenstunde zu mir führt.

---

*) Die Schilderungen in diesem Capitel, namentlich der Eindrücke, welche Therese von dem, was sie sah, empfing, sowie auch Theresens Worte sind keine Erfindung, sondern ich bin darin genau einem Aufsatz gefolgt, den Justinus Kerner in seinem oft citirten Werk mittheilt, als von dem Vater des blinden Mädchens herrührend.

Es ist auch ein ungewöhnliches Ereigniß, Sire, sagte Kaunitz, indem er auf dem Lehnstuhl Platz nahm, den der Kaiser ihm selbst neben den seinen gestellt hatte.

Und zwar ein Ereigniß sehr feierlicher und festlicher Art, fuhr der Kaiser verwundert fort, denn wie ich sehe, sind Ew. Durchlaucht heute im Gala-Anzug, und geschmückt mit all den hohen und blitzenden Orden, welche die gerechte Anerkennung aller europäischen Fürsten Ihnen verliehen hat. Oh sagen Sie doch, Durchlaucht, was hat dieses Alles zu bedeuten?

Das hat zu bedeuten, Sire, daß heute der Tag gekommen ist, den ich seit zwanzig Jahren erwarte, den ich seit zwanzig Jahren nicht einen Moment aus den Augen verloren, für den ich gearbeitet, gedacht, gewirkt habe alle diese Jahre hindurch, schweigend und in der Stille, ihn vor mir sehend wie ein herrliches Ziel, ihn herbeiwünschend wie den kostbaren Lohn all meiner Arbeit und meiner Mühen. Ein solcher Tag ist aber im Leben eines Staatsmannes gewiß ein heiliger und hoher Festtag, und Ew. Majestät werden es daher natürlich finden, daß ich mich zu demselben geschmückt habe mit all den Zierrathen, welche die Gunst der Fürsten mir verliehen. Ich habe heute eine Schlacht zu schlagen, und damit ich sie gewinne, muß Ew. Majestät die Gnade haben mir zu secundiren.

Ah, es ist also ein Zweikampf mit der Kaiserin, in welchem ich Ihr Secundant sein soll? fragte Joseph lächelnd. Es ist sehr gütig, daß Ew. Durchlaucht mir die Ehre erzeigen wollen, aber Sie wissen wohl, daß ich nichts vermag über meine Frau Mutter, und daß ich noch immer ein Kaiser ohne Scepter und ohne Krone bin! Aber sagen Sie, Kaunitz, was ist der Grund dieses neuen Zweikampfes?

Sie kennen ihn, Sire, und ich komme zu Ihnen, Majestät, damit Sie sehen sollen, daß der Kaunitz ein Mann von Wort ist, und daß er erfüllt, was er verspricht.

Aber ich entsinne mich nicht, daß Sie mir jemals etwas versprochen hätten, rief Joseph nachdenkend.

Doch! Ich entsinne mich dessen, sagte Kaunitz, langsam sein Haupt neigend. Ich entsinne mich, daß eines Tages der junge Kaiser, glühend vor Aufregung und Zorn, in mein Cabinet stürzte, und von mir Rechenschaft verlangte für einen Kummer, den man ihm angethan.

Mariandel! rief der Kaiser tief aufseufzend. Es war damals, als man mir dies holde, liebliche Kind böslich entführt hatte.

Ja, es war an dem Tage, ich sah da einen jungen Mann, der mehr mit dem Herzen als mit dem Kopf lebte, und mehr seinen Neigungen als seiner Vernunft Gehör geben wollte. Das mag im gewöhnlichen Leben recht genußvoll und bequem sein, aber dieser junge Mann durfte sich das nicht erlauben, denn er war ein Kaiser, und ich erinnerte ihn daran!

Sie erinnerten ihn daran, daß er nicht das Recht anderer Menschen habe, seinem Herzen zu folgen, sagte der Kaiser bitter, daß er kein Mann sei, der lieben und hassen dürfe, was ihm gefällt, sondern ein Kaiser, das heißt ein von den Verhältnissen der Politik und Etiquette abhängiges Geschöpf, das nur die Leiden, aber nicht die Freuden anderer Menschen zu theilen berufen ist.

Der Kaiser aber verstand mich und seinen hohen Beruf, und opferte seiner Krone das junge Mädchen, an welchem sein Auge Wohlgefallen gefunden. Für dieses Opfer versprach ich dem Kaiser, ihm allzeit ein treuer Bundesgenosse zu sein, und es ihm dadurch zu vergelten, daß ich mein ganzes Leben, Sein und Denken dem Dienste Oesterreichs weihte. Drei Dinge waren es vor Allem, die ich Eurer Majestät verhieß, und für die wir uns zu treuer Bundesgenossenschaft vereinigten. Entsinnen Sich Ew. Majestät dessen noch?

Ich entsinne mich dessen. Sie versprachen mir, Oesterreich siegreich und groß an die Spitze aller europäischen Mächte zu stellen, und Sie haben es gethan. Sie versprachen mir zum Zweiten, daß Sie Oesterreich eine Entschädigung schaffen wollten für das verlorene Schlesien, und auch dies Wort haben Sie erfüllt, für Schlesien haben Sie uns Galizien und Lodomerien gegeben. Zum Dritten versprachen Sie —

Zum Dritten versprach ich die Gewalt der Priester zu brechen, und die Jesuiten zu bekämpfen, unterbrach ihn Kaunitz mit feierlicher Stimme. Sire, ich bin heute hier, um mein Wort zu erfüllen. Die Stunde der Entscheidung ist da, ich will zur Kaiserin gehen, um ihre Einwilligung zur Vertreibung der Jesuiten aus dem ganzen Kaiserstaat Oesterreich zu erlangen!

Aber sie wird Ihnen dieselbe niemals gewähren, rief der Kaiser

heftig. Sie wissen es ja, die Anhänglichkeit an diesen Orden der Jesuiten ist in dem Hause Habsburg erblich geworden, und die Kaiserin nennt mich zuweilen in ihrer schmerzlichen Aufwallung einen „entarteten Sohn," weil ich diese Anhänglichkeit nicht theile.

Es wird am Ende doch Mittel geben, diese Anhänglichkeit der Kaiserin zu untergraben, sagte Kaunitz gelassen.

Sie hoffen noch immer, und wir haben doch bisher immer vergeblich gekämpft, rief Joseph schmerzlich. Wäre ich Regent, so könnten Sie meiner Unterstützung gewiß sein, und meinen Beifall zu Ihrem Plan der Aufhebung der Jesuiten haben Sie. Aber ich sehe, nach all den Niederlagen, welche wir Beide in dieser Sache schon erfahren haben, nicht ein, wie Sie denselben verwirklichen wollen! Oh, warum sieht die Kaiserin diese Leute nicht mit meinen Augen! Ich kenne sie, ich weiß alle ihre Entwürfe, die sie durchgesetzt, ihre Bemühungen, Finsterniß über den Erdboden zu verbreiten, und Europa vom Cap Finisterre bis an die Nordsee zu regieren und zu verwirren. In Deutschland waren sie Mandarine, in Frankreich Akademiker, Hofleute und Beichtväter, in Spanien und Portugal die Granden der Nation, und in Paraguay Könige.*)

Und doch ist es dem Herzog von Choiseul gelungen, diese mächtigen Herren aus Frankreich, doch ist es Pombal und Aranda gelungen, sie aus Portugal, Spanien und Paraguay zu vertreiben. Weshalb sollten also wir verzweifeln an einer Sache, die doch diesen Männern gelungen ist?

Weil wir es unglücklicher Weise mit einer Fürstin zu thun haben, welche die Jesuiten liebt, Kaunitz. Weil Maria Theresia eine Tochter aus dem Hause Habsburg ist. Ferdinand der Zweite und Leopold der Erste waren bis zum letzten Hauch ihres Lebens die treuen Gönner der Jesuiten, und Maria Theresia stammt aus ihrem Blut!

Aber Joseph der Erste, Ihr Großoheim, Sire, war auch ein Habsburger, und wie mich dünkt, war dieser Kaiser nicht eben der Jesuiten Freund!

---

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe Briefe Joseph II. als charakteristische Beiträge zur Lebens- und Staatsgeschichte dieses Herrschers. S. 12.

Nein, wahrlich, der war nicht ihr Freund, rief der Kaiser glühend. Wäre Joseph nicht Kaiser geworden, so hätten wir in Deutschland vermuthlich auch Malagridas, Aveiros und einen Versuch des Königsmordes erleben können. Aber Joseph kannte sie vollkommen, und er war auf seiner Huth.*) Kennen Sie die Geschichte, wie Joseph der Erste seinen Beichtvater gegen die Jesuiten zu vertheidigen wußte?

Ich bitte Ew. Majestät um die Gnade, mir diese Geschichte zu erzählen!

Hören Sie also! Das Synedrium des Ordens hatte einstmals den Beichtvater im Verdacht der Redlichkeit, es beschuldigte ihn, mehr Anhänglichkeit an den Kaiser als an den Vatican zu beweisen, und veranlaßte deshalb, daß dieser redliche Mann nach Rom citirt ward. Er aber sah sein ganzes, grausames Schicksal voraus, wenn er dorthin müßte, und bat also den Kaiser, dies zu verhindern. Umsonst war Alles, was der Monarch that, um diesem Schritt vorzubeugen. Selbst der Nuntius verlangte im Namen seines Hofes die Entfernung des Beichtvaters. Da aber erklärte der Kaiser, aufgebracht über diesen Despotismus Roms, daß, wenn dieser Priester unumgänglich nach Rom müßte, er nicht ohne zahlreiche Gesellschaft dahin reisen sollte, und daß ihn alle Jesuiten in den österreichischen Landen dahin begleiten müßten, von denen er keinen jemals in seinen Landen wiedersehen wolle. Diese auch in den damaligen Zeiten unerwartete und außerordentlich entschlossene Antwort des Kaisers ließ die Jesuiten von ihrem Vorhaben zurückstehen, und der redliche Beichtvater des Kaisers blieb in Wien.**)

Nun, wir wollen versuchen, zu dieser schönen Geschichte heute einen Pendant zu liefern, sagte Kaunitz mit dem Anflug eines Lächelns. Lassen Sie uns an's Werk gehen, Majestät. Wir haben keine Zeit mehr zu verlieren, Alles ist von mir angeordnet, vorbereitet und überlegt, Alles genau auf die Stunde berechnet. Leihen Sie mir also Ihren Beistand, Sire, und lassen Sie uns die Scene beginnen.

Sagen Sie mir nur, was ich zu thun habe, und ich bin bereit einen letzten Versuch zu wagen, rief Joseph.

---

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe Briefe rc. S. 13.

**) Des Kaisers eigene Worte. Siehe Briefe rc. S. 13.

Fürst Kaunitz blätterte einen Moment in dem Portefeuille, welches er mitgebracht hatte, und nahm dann einen Brief aus demselben hervor, den er dem Kaiser darreichte.

Wollen Ew. Majestät nicht die Gnade haben, diesen Brief an Ihro Majestät zu übergeben? Es ist ein Schreiben des Königs Carl III. an die Kaiserin, und wie ich aus dem Begleitschreiben des Marquis Aranda ersehe, beschwört darin der König seine erlauchte Verwandte auf die eindringlichste Weise, den Jesuiten, welche der König so energisch aus Spanien vertrieben, nicht in Oesterreich noch länger eine Zuflucht zu lassen. —

Diesen Brief soll ich meiner Mutter übergeben? fragte der Kaiser lächelnd. Wenn das Alles ist, was ich zu thun habe, so dünkt mich, hätte der Gesandte Spaniens das eben so gut machen können als ich.

Verzeihen Ew. Majestät, es ist aber nicht Alles, was Sie zu thun haben, und es geschieht auf den ausdrücklichen Wunsch König Carls, daß ich Ew. Majestät ersuchen soll, eigenhändig sein Schreiben der Kaiserin zu übergeben. Der König von Spanien wünscht dringend, daß Ew. Majestät sein Schreiben durch Ihre eindringlichen Worte und Vorstellungen unterstützen, und er hat mich durch seinen Gesandten auffordern lassen, Ew. Majestät seinen Wunsch vorzutragen.

Und ich bin gern geneigt, diesem Wunsch zu genügen, nur weiß ich vorher, daß heute, wie schon oft, all mein Reden und Bitten in dieser Sache fruchtlos sein wird.

Versuchen es Ew. Majestät nur noch einmal, vielleicht hat es heute bessern Erfolg. Ich werde zu rechter Zeit mit guten Hülfstruppen zu Ihnen stoßen, und ich bitte Sie deshalb, Sire, die Kaiserin nicht eher zu verlassen, als bis ich mich bei ihr habe anmelden lassen.

Es ist also eine durchaus überlegte und geordnete Scene, welche wir da spielen wollen?

Eine durchaus überlegte Scene, ja! Und gebe nur Gott, daß die Maschinerie in Ordnung ist, und alle Personen ihr Stichwort genau inne haben.

Sie werden also nicht allein kommen?

Ich werde in Begleitung des päpstlichen Nuntius kommen und wenn Ew. Majestät erlauben, gehe ich jetzt, ihn abzuholen, denn er erwartet

mich. In einer halben Stunde werde ich mit ihm als Succurs für Ew. Majestät kommen.

Gehen Sie, und ich will mich zur Kaiserin begeben, rief Joseph glühend. Es ist ein großer Moment, dem wir entgegen gehen, der Geist der Weltgeschichte möge uns seinen Beistand und seinen Segen verleihen, damit dieser Moment auch ein guter und fruchtbringender werde für die kommenden Geschlechter!

XV.

„Dominus ac Redemptor noster."

Getreu den mit dem Fürsten Kaunitz getroffenen Verabredungen hatte der Kaiser, sobald der Fürst sich entfernt, sich in die Gemächer der Kaiserin begeben, und von dieser eine Audienz verlangt; denn Joseph genoß nicht des Vorrechts, dessen sich Fürst Kaunitz erfreute, er durfte nicht, wie dieser, in das Zimmer der Kaiserin treten, nachdem nur vorher der Kammerhusar seinen Namen laut verkündet hatte, sondern er mußte erst jedesmal in aller Form durch den Kammerherrn du jour bei Ihro Majestät um eine Audienz nachsuchen lassen, und geduldig so lange im Vorzimmer warten, bis dieser ihm die ablehnende oder gewährende Antwort der Kaiserin brachte.

Maria Theresia hatte indeß heute ihrem Sohne die nachgesuchte Audienz sofort bewilligt, und ihn in ihr Kabinet eintreten lassen. Joseph aber, um den Zweck seines Kommens sofort zu erklären, hatte sich beeilt, der Kaiserin das Schreiben des Königs von Spanien zu überreichen, und sie im Namen des Königs zu ersuchen, dasselbe in seinem Beisein zu lesen.

Die Kaiserin, verwundert über diese Dringlichkeit, hatte eingewilligt, und las jetzt, in dem Fauteuil vor ihrem Schreibtisch sitzend, den Brief ihres königlichen Verwandten, während der Kaiser sich in eine Fensternische zurückgezogen hatte, und die Arme in einander geschlagen, mit sinnenden, tief-ernsten Blicken zu der Kaiserin hinüberschaute und den Eindruck beobachtete, den der Brief auf sie machte.

Er sah, wie das Antlitz der Kaiserin allmälig zu erglühen begann,

wie ihre Stirn sich in finstere, drohende Falten legte, wie ihr Busen stürmisch auf und ab wogte, und das Papier in ihren Händen zu zittern begann.

Das sind die Seemöwen, welche den nahen Sturm verkünden, sagte der Kaiser zu sich selber. Ich werde mich hüten müssen, nicht von einer aufschäumenden Woge des Zorns wie ein leckes Schiff in den Grund gebohrt zu werden.

Maria Theresia, als habe sie die Gedanken des Kaisers errathen, hob eben ihre Augen von dem Papier empor und schaute mit einem zornigen Blitz zu ihrem Sohn hinüber.

Weiß der Kaiser, was dieses Papier enthält? fragte sie hastig.

Ich glaube es zu wissen, Majestät, sagte Joseph, indem er aus der Fensternische hervortrat, und sich der Kaiserin näherte. Der König Carl von Spanien wünscht nichts sehnlicher, als daß Ew. Majestät sich in Ansehung der Jesuiten auf seine Seite stellen.

Er verlangt nichts Geringeres, rief Maria Theresia, indem sie mit der Hand auf das Papier schlug, daß es knisterte, nichts Geringeres, als daß ich seinem Wüthen gegen die heiligen Väter vom Orden Jesu nachkomme, und wie mich dünkt, verlangt er das in einer ziemlich ungebührlichen und leidenschaftlichen Sprache. Ohne Zweifel hat er Ew. Majestät gebeten, sein Gesuch bei mir zu unterstützen, denn er weiß wohl, daß der Kaiser in diesem Dinge, wie in so vielen anderen, nicht mit seiner Mutter harmonirt und ihr vielmehr entgegen ist. Nit wahr, Herr Sohn, gedenkst mit dem König Carl da ein Turnier zu fechten gegen Deine Mutter, und hoffst wiederum den Sieg über mich zu erlangen, wie Du es leider mit Polen auch gethan? Sag's frei heraus, willst nicht dem Brief da das Wort reden?

Frei heraus, Majestät, ja, das will ich, rief Joseph. Ja, ich will thun, was König Carl gethan hat, ich will Ew. Majestät beschwören und anflehen, den Jesuiten die Macht zu entziehen, welche sie seit Jahrhunderten in Oesterreich wie in der ganzen Welt auf eine so empörende und gewaltsame Weise gemißbraucht haben! Ich will Ew. Majestät beschwören, zu thun, was König Carl von Spanien, was König Ludwig von Frankreich gethan, und die Jesuiten aus Ihren Landen zu verbannen!

Ich werde das nicht thun, mein Herr Sohn, rief die Kaiserin, deren

Antlitz glühte, die sich aber noch gewaltsam zur Ruhe zwang. Nein, ich werde das nicht thun! Ich untersuche nicht, ob die Jesuiten verdient haben, was ihnen so eben in Frankreich, Spanien und Portugal widerfahren ist, denn ohne Zweifel hatten die Souveraine, welche die Unterdrückung des Ordens verfügt, das Für und Wider in ihrer Weisheit abgewogen; allein da ich sie wegen ihrer Aufführung in meinen Staaten nur loben kann, nicht minder wegen ihres Eifers und ihrer Arbeiten, so halte ich ihre Existenz für das Wohl der Religion und meiner Völker höchst wichtig und muß sie in dieser Ueberzeugung aufrecht erhalten und beschützen.*)

Wenn Ew. Majestät das thun, so ist Oesterreich verloren, rief der Kaiser, in seiner eigenen heftigen Erregung der nöthigen Vorsicht ganz und gar vergessend.

Wer wagt es, das zu sagen? rief Maria Theresia, von ihrem Fauteuil emporspringend und sich hoch und stolz vor Joseph aufrichtend. Wer wagt es, mit so kecker Stirn mir gegenüber zu treten, und zu verdammen, was ich billige, zu schelten, was ich gut heiße?

Ich wage das, im Namen des ganzen österreichischen Volkes, das die Jesuiten bisher in Zwang und Knechtschaft erhalten haben, sagte Joseph ernst, ich wage es im Namen der mißgeleiteten, irregeführten Jugend, welche in den Schulen und Collegien der Jesuiten irrige Lehren, und falsche veraltete Begriffe eingesogen, ihre Lehrjahre vergeudet hat, und unwissend und verdummt aus den Schulen und Universitäten wieder hervorgegangen ist. Das Schulwesen ist verfallen und zu Grunde gegangen unter der Herrschaft der Jesuiten, und Unwissenheit und Geistesfinsterniß haben sich an dessen Stelle gesetzt.

Man hat mir solche Klagen geführt, sagte die Kaiserin stolz, und ich habe davon, wie es einer Herrscherin ziemt, wohl Notiz genommen. Habe dem Jesuiten-Collegium das Recht entzogen, ihren Rektor zugleich als Präsidenten der Universität zu betrachten, und hab' die frommen Väter auf immer von dieser Stelle entfernt. Hab' ihnen auch die Censur der Bücher entzogen, hab' ferner dem Cardinal Migazzi ge-

*) Maria Theresia's eigene Worte. Siehe: Georgel mémoires pour servir à l'histoire des événements de la fin du XVIII. siècle, II. p. 130.

stattet, ein Priesterseminar zu errichten, und die Oberaufsicht desselben den Jesuiten zu entziehen. Hab' Alles reiflich in Erwägung gezogen, was mir der Cardinal in seinem Memoire über der Jesuiten nachtheiligen Einfluß auf die Studien und die Wissenschaft Ueberzeugendes gesagt hat und bin bereitwillig auf alle seine Verbesserungsvorschläge eingegangen. Ich denk also, als Kaiserin und Herrscherin meine Pflicht gethan zu haben, und mein' auch, mich streng genug gezeigt zu haben, denn da der Beichtvater der Erzherzoginnen, der Franz Leuer, es gewagt hat, gegen die Prinzessinnen in ungebührlichen Ausdrücken wider den Cardinal zu eifern, hab' ich ihn seiner Stelle entsetzt, und für immer aus Oesterreich verbannt. Hab' also nit bewiesen, daß ich Partei nehm' für die Väter Jesu, sondern bin streng und gerecht verfahren allzeit. Mehr aber sollt Ihr nit verlangen, und mehr werd' ich nimmer thun! Will Allen gerecht werden, also auch den Jesuiten, will sie ferner schützen in meinen Landen, denn die Jesuiten sind die Vormauer aller Autoritäten, und so lange sie aufrecht stehen, wird das freche Wesen der Anarchie und des Ungehorsams nimmer die Grenzen Oesterreichs überschreiten können.*)

So lange die Jesuiten aufrecht stehen, rief Joseph, wird die Wissenschaft, die Moral, und die Religion in ihrem innersten Wesen gefährdet sein! Weshalb nimmt der Adel jetzt überall seine Söhne aus den Jesuiten-Collegien fort? Weil man allgemein bemerkt hat, daß die Zöglinge der Jesuiten vor Allen durch ausgelassene Lebensart, durch Atheisterei und die unsichere Moral des Probabilismus ausgezeichnet waren!**) Weshalb sind bei uns die Wissenschaften verfallen und nicht in dem Zustande, der ihnen gebührt? Ich antworte darauf nicht mit meinen Worten, sondern mit denen, welche der Cardinal Migazzi in dem Memoire gebraucht, das er an Ew. Majestät gerichtet hat. „Der Jesuiten-Orden hatte, wie alles Irdische, das allgemeine und klägliche Schicksal, welches will, daß sich Alles seinem Untergang nähere, und die Väter scheinen durchaus von der guten Straße abzuweichen, auf welcher

---

*) Der Kaiserin eigene Worte. Siehe Groß-Hoffinger I. S. 135.

**) Groß-Hoffinger I. S. 184.

sie einst so ruhmwürdig dahingeschritten waren.“ Oh, die Jesuiten schreien über die Bosheit und den Haß ihrer Feinde, aber die zwei größten Feinde, welche sie haben, sind ihre eigene Unwissenheit, und die zunehmende Geisteskultur des Volkes!

Aber sie haben Jahrhunderte durch Gutes und Großes geschafft, rief die Kaiserin, sie haben Jahrhunderte durch die Wissenschaft und Künste gepflegt und behütet, die Bildung gefördert, und den Völkern ferner Welttheile das Christenthum gebracht. Wenn Ihr jetzt, Ihr klugen jungen Leute, Alle vermeint, daß die Jesuiten alte Leute sind, welche nichts mehr zu leisten vermögen, so sollet Ihr ihnen mindestens die Ehrfurcht bezeigen, die man dem Alter schuldig ist, und dem greisen Orden, welchem ich die Macht genommen, zu schaden, solltet Ihr dankbar sein für die Großthaten seiner Jugend!

Nein, Majestät, rief Joseph erglühend in edlem Zorn, kein Volk hat die Verpflichtung der Dankbarkeit gegen dies Institut, das die schwärmerische Einbildungskraft eines spanischen Veteranen in einer der südlichen Gegenden Europa's entwarf, welches eine Universalherrschaft über den menschlichen Geist zu erwerben suchte, und seinen Ruhm, die Ausbreitung seiner Größe und die Verfinsterung der übrigen Welt zum ersten Augenmerk seiner Pläne machte. Aber am allerwenigsten hat Deutschland Grund, den Jesuiten dankbar zu sein! Ehe sie in Deutschland bekannt geworden, war die Religion eine Glückseligkeitslehre der Völker; aber die Jesuiten haben sie zu einem empörenden Bild umgeschaffen, zum Gegenstand ihres Ehrgeizes, und zum Deckmantel ihrer Entwürfe sie herabgewürdigt. Der Jesuiten Intoleranz war Schuld und Ursach, daß Deutschland das Elend eines dreißigjährigen Krieges dulden mußte. Ihre Principien haben die Heinriche von Frankreich um Leben und Krone gebracht, und sie allein sind Urheber des entsetzlichen Edikts von Nantes gewesen! Die Erziehung der Jugend, Literatur, Belohnungen, Ertheilung der größten Würden im Staate, das Ohr der Könige, und das Herz der Königinnen, Alles war ihrer weisen Führung anvertraut! Man weiß aber nur zu sehr, welchen Gebrauch sie davon gemacht, welche Pläne sie ausgeführt, und welche Fesseln sie den Nationen auferlegt haben. Wahrlich, wenn ich zu irgend einem Haß fähig wäre, so müßte ich diese Menschengattung hassen, welche einen Fénélon verfolgt,

und welche die bulla in coena Domini hervorgebracht, die soviel Verachtung für Rom erzeugt hat!*)

Nun, es will mich bedünken, daß der Herr Sohn eines tapferen Hasses fähig ist, und daß er sich nicht zu beklagen hat über sein allzuweiches und gutes Herz, rief Maria Theresia mit flammenden Blicken. Ging's nach Ihm, so würden die Väter Jesu noch heute verbannt, und könnten geschmäht und verhöhnt in der Fremde umherirren. Aber sie würden freilich nit weit zu wandern haben, denn der König von Preußen, den doch mein Herr Sohn auch den weisen und großen Friedrich nennt, der König von Preußen ist gern bereit, uns auch die Jesuiten zu nehmen, wie er uns Schlesien genommen hat. Will auf all die Beschuldigungen, welche der Herr Sohn gegen die Jesuiten geschleudert hat, Ihm auch nur antworten mit den Worten dieses Königs, der ja doch allen modernen Freigeistern und Philosophen als Muster vorleuchtet. Der König hat auch schon das Gerücht vernommen, welches jetzt die Welt durchrauscht, das Gerücht, es wolle der heilige Papst zu Rom den Orden der Jesuiten ganz und gar aufheben, und in Bezug darauf hat der preußische König an seinen Agenten in Rom, den Abbé Colombine, ein Schreiben gerichtet, von welchem mir unser dortiger Gesandter eine Abschrift hat zugehen lassen. Hab' sie heute mit dem italienischen Courier bekommen, und es macht mir Freude, sie dem Herrn Sohn vorzulesen. Höre Er nur!

Die Kaiserin nahm von ihrem Schreibtisch ein Blatt Papier, und mit athemloser Hast, mit glühenden Wangen las sie: „Sagen Sie es Jedermann, der es hören will, jedoch ohne Prahlerei und Affektation, und suchen Sie auch eine schickliche Gelegenheit, es dem Papst oder seinem ersten Minister zu sagen, daß in Ansehung der Jesuiten mein Entschluß dahin gefaßt sei, sie auf alle Fälle in meinen Staaten in jenem Zustande, in welchem sie sich bis jetzt befanden, beizubehalten. Im Breslauer Frieden habe ich in Ansehung der Religion den Status quo für Schlesien garantirt. Ich habe in allen Rücksichten nie bessere Priester als die

---

*) In dieser ganzen Rede des Kaisers ist kein Wort Erfindung, sondern sie enthält nur die eigenen Worte des Kaisers. Siehe: Briefe von Joseph II. S. 15—16.

Jesuiten gefunden. Fügen Sie zugleich auch hinzu, daß, da ich in die Klasse der Ketzer gehöre, der heilige Vater mich eben so wenig von der Obliegenheit, mein Wort zu halten, als von den Pflichten eines ehrlichen Mannes und eines Königs dispensiren könne." Friedrich.*)

Nun? rief die Kaiserin, nachdem sie zu Ende gelesen. Soll ich, die apostolische Majestät, mich beschämen lassen von dem Ketzerkönig? Wollt Ihr alles Ernstes verlangen, daß ich einem katholischen Orden mich grausamer zeige als ein protestantischer Fürst? Nimmer und nimmer soll das geschehen! Hab' in meinen Landen keine Ursach, den frommen Söhnen Loyola's zu zürnen, bin ihnen Lieb' und Dankbarkeit schuldig für viel Gutes und Schönes, das sie nach langen Zeiten in Oesterreich zu Stande gebracht, und will sie dafür schützen und hochhalten, so lang mir Gott das Leben läßt!

Der Kaiser war eben im Begriff, eine heftige Antwort zu geben, als die Thür sich öffnete und der Kammerhusar mit feierlicher Stimme verkündete: Se. Durchlaucht der Fürst Kaunitz, Se. Eminenz der päpstliche Nuntius Monsignore Garampi!

Maria Theresia befahl, sie eintreten zu lassen, und nahm wieder auf ihrem Fauteuil Platz, hinter welchem der Kaiser sich aufstellte, die leuchtenden Blicke der Thür zugewandt, durch welche jetzt der Fürst eintrat, Hand in Hand mit dem päpstlichen Nuntius.

Beide Herren näherten sich schweigend und mit feierlichem Ernst der Monarchin, welche ihnen in gespannter Erwartung entgegensah, und dem Nuntius mit einem huldvollen Lächeln die Hand zum Kusse darreichte.

Bin wahrlich gespannt, zu erfahren, was diese beiden Herren zu gemeinsamer Audienz zu mir führt! sagte die Kaiserin nach einer Pause. Man ist's nit gewohnt, den Gesandten Sr. Heiligkeit des Papstes gerade in Gesellschaft des Fürsten Kaunitz Durchlaucht zu mir kommen zu sehen und wenn Se. Eminenz es heute vorgezogen haben, statt in Begleitung des Herrn Cardinals Migazzi, lieber in der des Herrn Fürsten Kaunitz zu kommen, so muß das wohl seine absonderlichen und ungewöhnlichen Beweggründe haben.

---

*) Peter Philipp Wolf: Allgemeine Geschichte der Jesuiten, Bd. 4. S. 53.

Das kommt daher, Majestät, sagte Kaunitz ruhig, daß das, was der Herr Nuntius heute vorzutragen hat, eigentlich zunächst nicht die Kirche allein, sondern mehr noch den Staat angeht, und bei Staatsgeschäften gebührt es wohl d em Reichskanzler und ersten Minister Eurer Majestät zugegen zu sein.

Ew. Eminenz haben mich im Namen des Papstes in Staatsgeschäften zu sprechen? fragte die Kaiserin verwundert. Sprechen Sie also! Was ist's, das Se. Heiligkeit Ihnen aufgetragen?

Der Nuntius nahm aus seinem Talar ein zusammengefaltetes Pergamentblatt hervor, von welchem an seidenen Fäden die großen päpstlichen Siegel herabhingen.

Se. Heiligkeit beauftragt mich, Ihro apostolischen Majestät ein Breve vorzulesen, sagte Monsignore Garampi feierlich. Wollen mir Ew. Majestät die Erlaubniß dazu ertheilen?

Lesen Sie! sagte die Kaiserin, indem sie sich aus ihrem Sessel erhob, um die Botschaft des Papstes anzuhören.

Der Nuntius entfaltete das Pergament, und unter dem feierlichen, athemlosen Schweigen der Andern las er jenes Breve, welches seitdem in der Geschichte nach seinen Anfangsworten den Namen: „Dominus ac Redemptor noster“ erhalten hat. Dieses Breve begann mit einer Auseinandersetzung, daß es von jeher in der Gewalt der Päpste gelegen, religiöse Orden zu begründen und aufzuheben, und daß die Päpste zu allen Zeiten von dieser Gewalt Gebrauch gemacht. So habe Gregor alle Bettelorden, Clemens V. den Tempelorden, Pius V. den Orden der Humiliatenbrüder u. s. w. aufgehoben. Sodann wandte sich das Breve zu einer Beleuchtung des Jesuitenordens. Es sagte, dieser Orden der Gesellschaft Jesu sei von den Päpsten großmüthig und freigebig unterstützt, wegen seines guten Zweckes, beizutragen zur Förderung der Frömmigkeit und Religion, zur Bekehrung der Ketzer und Ungläubigen. Es sei aber in dieser Gesellschaft seit ihrem Entstehen mannigfacher Saamen der Zwietracht und Eifersucht aufgekeimt, nicht allein in ihrem Innern, sondern auch gegen andere Orden, gegen Akademieen, Universitäten, öffentliche Schulen, ja sogar selbst gegen die Fürsten, in deren Staaten sie aufgenommen worden.

Als der Nuntius bis hierher gelesen, hielt er aufathmend einen

Moment inne und ließ seine Blicke hinüber schweifen nach der Kaiserin, die ihm mit bleichem Antlitz, mit unruhigen Blicken zugehört hatte, während das Antlitz des Kaisers immer heller, immer strahlender von Freude und Zuversicht geworden war, und seine leuchtenden Augen die Blicke des Fürsten Kaunitz suchten, um in ihnen die Bestätigung seiner Wünsche und Hoffnungen zu finden. Aber das Antlitz des Fürsten war so unbewegt und ehern, wie immer, kein Zug seines Gesichts, kein Zucken seiner Lippen verrieth bei ihm irgend eine Bewegung, ruhig und kalt hefteten sich seine großen lichtblauen Augen auf den Nuntius und schweiften dann zuweilen langsam und theilnahmlos hinüber nach der Kaiserin und ihrem Sohn.

Lesen Sie weiter, Eminenz, lesen Sie weiter! sagte Maria Theresia jetzt athemlos.

Der Nuntius verneigte sich ein wenig, und mit lauter erhobener Stimme las er: „In Rücksicht, daß zwischen dem heiligen Stuhl und den Königen von Frankreich, Spanien, Portugal und beider Sicilien, deren Voreltern sich durch angeerbte Frömmigkeit und Großmuth auszeichneten, Zwietracht entstanden ist, welche durch die Intriguen des Ordens der Gesellschaft Jesu hervorgerufen, in Betracht, daß diese Gesellschaft die reichen Früchte nicht mehr bringen, und den Nutzen nicht mehr schaffen kann, welchen sie gestiftet; in Betracht dessen heben wir mit reifer Ueberlegung, aus gewisser Kenntniß und aus der Fülle der apostolischen Macht, die erwähnte Gesellschaft auf, unterdrücken sie, löschen sie aus, schaffen sie ab.“ *)

Ein durchdringender Schrei tönte von den Lippen der Kaiserin und wie zerschmettert von der unerwarteten Nachricht, taumelte sie rückwärts und sank laut ächzend wieder in den Fauteuil nieder. Als aber der Kaiser sich zu ihr niederbeugte, als er zu ihr sprechen wollte, wehrte sie ihn mit Heftigkeit zurück.

Schweig, sagte sie heftig. Will zu dieser Stund' weder tröstliche noch triumphirende Wort' von Dir vernehmen. Rath' Dir ab, Deine Freude nit gar so laut werden zu lassen, denn noch bin ich allein Herrin in meinen Landen, und keine andere Stimme hat zu gebieten als die meine!

---

*) Dr. Adam Wolf, Oesterreich unter Maria Theresia, S. 430.

Und indem ihre flammenden Blicke sich mit einem drohenden Ausdruck jetzt auf den Nuntius hefteten, sagte sie: Se. Heiligkeit hat es nicht für nöthig erachtet, sich vorher wegen dieser traurigen und höchst betrübenden Angelegenheit mit mir und meinem Hofe zu verständigen, wie er das ohne Zweifel mit den Höfen von Spanien und Frankreich gethan. Mögen diese also das heilige Breve, dessen Inhalt ihnen natürlich kein Geheimniß gewesen, unverzüglich verkünden. Mich hat dies Geheimniß wie ein Blitzstrahl überrascht, und ich muß mir erst Zeit gönnen, mich zu erholen, um meine Entschließungen zu treffen.

Nein, Majestät, sagte der Nuntius, Niemand hat dieses Breve gekannt, Niemand hat vor seinem Erscheinen mit Bestimmtheit von demselben gewußt. Im tiefsten Geheimniß, in der Stille der Nacht hat Se. Heiligkeit es mit dem Kardinal Zelada ausgearbeitet, und weder die Gesandten in Rom, noch die Congregation der Jesuiten wußten etwas davon.*) Auch hat Se. Heiligkeit mich ausdrücklich ermächtigt und mir befohlen, Ihro apostolischen Majestät der Kaiserin Maria Theresia von ihm zu sagen, „daß Se. Heiligkeit es der Kaiserin und der ganzen Welt versichere, er habe sich in der Jesuiten-Angelegenheit nicht durch irgend eine Rücksicht der Welt, auch nicht aus Zwang oder Gefälligkeit für die bourbonischen Höfe bestimmen lassen, sondern sei einzig und allein den Befehlen seines Gewissens und seiner reiflichen Ueberlegung gefolgt.“**) Mit Gebet und Einsamkeit hat er sich vorbereitet zu dem großen, ernsten Schritt, mit Gebet hat er ihn vollendet. Und jetzt beschwört und bittet Se. Heiligkeit die Allerchristlichste Kaiserin, für Ihre Lande seinem Breve die Bestätigung zu ertheilen, auf daß alle Welt erkennen möge, welche unerschütterliche Eintracht herrschet zwischen dem heiligen Stuhl zu Rom und dem Kaiserhofe Oesterreichs.

Das ist der Moment, wo die Staatsgeschäfte beginnen, sagte Kaunitz, sich der Kaiserin nähernd. Ich bitte Ew. Majestät, mir den schriftlichen Befehl zuzustellen zur Publicirung des Breve, welches ich alsdann dem Kardinal Migazzi mitzutheilen habe.

Bitt' Er nicht, Seine Bitte kommt zu früh! rief die Kaiserin heftig.

---

*) Adam Wolf, Maria Theresia rc., S. 430.

**) Ebendaselbst S. 431.

Bin noch nit entschlossen zu thun, was Er verlangt. Hat Se. Heiligkeit, ohne mich zu fragen und mich nur zu benachrichtigen, ohne mich auch nur einer vertraulichen Mittheilung zu würdigen, seine Entschliessungen getroffen, so werde ich nun auch, ohne Rücksicht auf den päpstlichen Stuhl, die meinigen treffen.

Aber ich bin von der Weisheit und Erhabenheit Eurer Majestät überzeugt, daß diese Ihre Entschließungen im Einklang stehen werden mit denen des heiligen Vaters zu Rom! rief Joseph glühend, und indem er halb ein Knie vor der Kaiserin beugte, und ihre Hand an seine Lippen drückte, fuhr er fort: „Oh Majestät, lassen Sie diese Stunde zu einer segenbringenden für Ihre Völker werden! Geben Sie Ihrem Sohn das heilige und schöne Vorrecht, im Namen aller dieser Völker zu Ihnen zu flehen: erlösen Sie uns aus den tyrannischen Händen, welche bis hierher unsern Geist gefesselt und in Banden hielten, befreien Sie uns von dem Zwang, den die Jesuiten über unsere Gewissen und unsere Herzen ausgeübt. Oh seien Sie diesmal, wie immer, unsere weise Mutter, welche nichts will, als das Wohl Ihres Volkes, nichts begehrt als die Größe Ihres Landes! Oh meine Kaiserin und Herrin, es ist ein großer erhabener Entschluß, den ich im Namen Oesterreichs von Ihnen erflehe, aber mit goldenen Lettern wird der Genius der Weltgeschichte ihn einzeichnen in seine Bücher, und leuchtend wird er den kommenden Geschlechtern entgegenstrahlen als ein Denkmal der Erhabenheit und Größe Maria Theresia's, die ihr eigenes Herz überwand, um ihrem Volk genug zu thun. Oh meine Mutter, wenn in meinem Herzen noch irgend eine Stelle gewesen, zu welcher die Liebe und Anbetung für Ew. Majestät nicht gedrungen, so wird mein ganzes Herz davon erfüllt werden zu dieser Stunde, in welcher Ew. Majestät einen neuen Segen und eine neue Kraft über Oesterreich ausgießen, indem Sie das Wort des Papstes bestätigen und Oesterreich frei machen von der Gewalt der Jesuiten!“

Ich kann nicht, ich kann nicht! rief Maria Theresia, wider ihren Willen tief bewegt von den glühenden Worten ihres Sohnes, der jetzt noch immer vor ihr knieend, mit leuchtenden Augen zu ihr aufschaute. Nein, ich kann nicht thun, was ich für grausam und verderblich halte. Die frommen Väter haben allzeit treu zu uns gehalten,

seit mehr als einem Jahrhundert sind sie die Beichtväter unsers Hauses gewesen, unsere Geheimnisse sind in ihrer Brust so fest und sicher bewahrt gewesen, als habe sie nur das Ohr Gottes vernommen, ich kann ihre Treue gegen uns nicht lohnen mit grausamer Untreue! Stehe also auf, mein Sohn, denn ich kann Dir Deinen Wunsch nicht erfüllen.

Der Kaiser richtete sich mit finsterm Antlitz und düstern Blicken empor und trat zurück. Aber jetzt näherte sich der Kaiserin, die sich wieder von ihrem Sessel erhoben hatte, Fürst Kaunitz, und tiefer, wie er es sonst gewohnt war, sich vor ihr neigend, sagte er mit seiner kalten, besonnenen Ruhe: Ich bitte Ew. Majestät jetzt, auch mir einen Moment Gehör zu gönnen.

Spreche er, Herr Fürst, rief die Kaiserin ungeduldig, aber ich sag' Ihm zuvor, meinen Entschluß wird er diesmal nit ändern! Weiß wohl, daß Er, so wie der Kaiser, ein Feind der Jesuiten ist, und daß Euch Beide das päpstliche Breve gar sehr erfreut. Will Euch Beiden aber nicht den Willen thun, will mich nit einschüchtern lassen von Eurer Freude und Eurem Zorn; noch bin ich die Herrscherin, und also will ich entscheiden!

Auch will ich es nicht wagen, gegen diese Entscheidung anzukämpfen, sagte Kaunitz gelassen. Nur auf das, was Ew. Majestät vorher gesagt in Bezug auf die Treue und Verschwiegenheit der Jesuiten, welche kaiserliche Beichtväter gewesen, möchte ich mir Erlaubniß erbitten, Ew. Majestät einige Worte zu erwiedern.

Ah, also eine neue Beschuldigung, rief die Kaiserin hohnlächelnd. Lasse Er hören!

Ich wünschte sie indessen nur vor den Ohren Ew. Majestät hören zu lassen, sagte Kaunitz, und ich möchte Ew. Majestät um die Gnade bitten, mir auf wenige Minuten eine Privat-Audienz zu bewilligen. Ew. Majestät haben ein scharfes Ohr, und ich vermag leise zu sprechen. Ich bin überzeugt, daß man dort drüben in der Fensternische nicht verstehen möchte, was wir hier Beide sprechen werden!

Maria Theresia blickte unschlüssig und verlegen auf den Kaiser hin, der indessen die ungewöhnliche Bitte des Fürsten mit vollkommener Gelassenheit und einem unbefangenen Lächeln aufnahm.

Kommen Sie, Monsignore, sagte Joseph weiter, indem er seinen Arm vertraulich unter den Arm des Nuntius schob, kommen Sie, und lassen Sie uns versuchen, ob Se. Durchlaucht Recht hat und ob man wirklich dort in der Fensternische nichts zu hören vermag von den geheimnißvollen Worten, welche der Herr Fürst jetzt zu der Kaiserin sprechen wird.

Die Kaiserin blickte ihrem Sohn nach, bis dieser mit dem Nuntius sich in die äußerste Fensternische zurückgezogen hatte.

Jetzt red' Er, sagte sie dann, sich an den Fürsten wendend, der gelassen ein zusammengefaltetes Papier aus seinem Busen hervorgezogen hatte, und es langsam und spielend aus einer seiner Hände in die andere schob.

Ew. Majestät bemerkten vorher, sagte Kaunitz leise, die Jesuiten seien seit einem Jahrhundert die treuen und verschwiegenen Beichtväter der kaiserlichen Familie gewesen, und Ihre Geheimnisse seien in ihrer Brust so fest und sicher bewahrt worden, als habe sie nur das Ohr Gottes vernommen. Sind Ew. Majestät fest überzeugt, das dem so ist?

Ich bin davon fest überzeugt, sagte die Kaiserin laut und energisch. Ich habe meinem Beichtvater alle meine Geheimnisse anvertraut, und er hat mich niemals verrathen, ja ich bin überzeugt, daß er selbst nicht mit Gott von Dem gesprochen, was ich ihm in der heiligen Beichte anvertraut.

Und ist denn das am Ende ein so großes Verdienst! fragte Kaunitz gelassen. Gilt es nicht in der katholischen Kirche für ein heiliges, unverbrüchliches Gesetz, daß der Priester die Geheimnisse des Beichtstuhls bewahren muß, und sie nur dann verrathen und mittheilen darf, wenn ein ausdrücklicher Dispens des Papstes ihn dazu ermächtigt?

Es ist so, sagte die Kaiserin, und Er sieht also, daß sich die frommen Väter Jesu den Gesetzen der Kirche gehorsam unterwerfen, denn das Beichtgeheimniß ist ihnen, wie allen andern Priestern, heilig.

Verzeihen mir Ew. Majestät noch eine Frage. Wird nicht auch der Priester, welcher die Beichtgeheimnisse verräth, ohne vom Papst dazu ermächtigt zu sein, von der Kirche als ein Verbrecher bezeichnet, wird er nicht als ein Uebelthäter ausgestoßen, auf immer von seinem Amt enthoben und muß in strenger Klosterhaft büßen für seinen Verrath?

Ja, Er hat Recht, Herr Fürst! Wer das Beichtgeheimniß verräth, den nennt das Gesetz des Papstes einen Verbrecher, die heilige Kirche stößt ihn aus, und niemals wieder darf er die Funktionen der Priester verrichten.

Dann, Majestät, war der Papst wohl befugt, den Orden der Jesuiten zu bestrafen, sagte Kaunitz, dann werden Ew. Majestät die weise Anordnung des Papstes billigen müssen. Denn dieses Papier führt den Beweis, daß der Orden nicht viel hält von der Geheimhaltung der Beichte, und daß es wenig auf sich hat mit der Treue und der Verschwiegenheit der kaiserlichen Beichtväter. Wollen Ew. Majestät die Gnade haben, dies Papier anzuschauen?

Er reichte mit einem leisen Neigen seines stolzen Hauptes der Kaiserin das Papier dar, welches sie hastig nahm und auseinander schlug. Aber wie sie alsdann die Augen darauf heftete, zuckte sie zusammen, und ihre Wangen erbleichten. Was ist das? murmelte sie entsetzt, indem sie halblaut las: „Beichte der Kaiserin Maria Theresia, gehalten am 20. Mai 1772 und von mir unmittelbar nachher niedergeschrieben.“ — Aber dies ist eine Verleumdung, eine Intrigue, mit welcher man mich zu überraschen trachtet! Oh, Durchlaucht, es ist das eine ziemlich plumpe Lüge, welche Seinem Scharfsinn wenig Ehre macht!

Ich lüge niemals, sagte der Fürst ernst. Ew. Majestät haben ja überdies nur nöthig das Blatt umzuschlagen, und zu lesen, was da geschrieben steht. Ew. Majestät allein können ja wissen, ob Ihre damals gehaltene Beichte wirklich dem entspricht, was dieses Blatt enthält.

Die Kaiserin warf einen schnellen forschenden Blick auf den Fürsten, dann schlug sie das Blatt um und heftete ihre Augen auf das Papier.

Eine tiefe, durch keinen Laut, keinen Seufzer unterbrochene Stille herrschte jetzt in dem Gemach. Drüben in der Fensternische stand der Kaiser mit ineinandergeschlagenen Armen, neben ihm der Nuntius, die Hände über der Brust gefalten. Beide schauten mit ernsten, gespannten Blicken hinüber zu der Kaiserin, welche immerfort las, und auf deren Antlitz der Fürst seine kalten, stieren Augen gerichtet hielt.

Jetzt ließ Maria Theresia die Hand, welche noch immer das Papier hielt, sinken, und starrte düster und in sich gekehrt zur Erde nieder. Es ist keine Verleumdung, murmelte sie leise in sich hinein. Oh ich

entsinne mich sehr wohl jenes Tages, an welchem ich Porhammer, um meinem geängsteten Herzen Erleichterung zu schaffen, jene Beichte hielt. Der Fürst hatte mir eben die Nothwendigkeit auseinandergesetzt, daß Oesterreich seinen Antheil forderte an der Theilung Polens, und ich hatte endlich, obwohl widerstrebend, nachgegeben. Da ließ ich Porhammer kommen, und in heiliger Beichte vertraute ich ihm alle die Zweifel und Beängstigungen meines Gewissens an. Und Alles, was ich gesagt, das steht da Wort für Wort geschrieben! Es ist, als wenn ich in einen Spiegel schaue, und da mein eigen zuckend Herz erblicke. Sag' Er mir, Herr Fürst, fuhr sie dann fort, ihr Haupt rasch erhebend und Kaunitz mit blitzenden Augen anschauend, sag' Er mir schnell und ohne Umschweife, woher hat Er das Papier?

Se. Heiligkeit der Papst Ganganelli hat es mir gesandt, sagte Kaunitz. Ew. Majestät wissen, daß auf Befehl des Papstes der Jesuitengeneral Ricci vor einigen Monaten verhaftet und auf die Engelsburg gebracht ward. Bei dieser Gelegenheit untersuchte man seine Papiere und fand da diese Schrift, welche der treue Porhammer seinem General gesandt hatte.*)

Die Kaiserin ächzte laut auf und zerknitterte in ihrem zornigen Schmerz das Papier in ihrer Hand. Wahrlich, es ist eine scharfe und schneidende Waffe, welche Ihm da der Papst gesandt hat, sagte sie dann nach einer Pause, und Er hat mein Herz damit getroffen, daß es blutet. Muß es freilich zugeben, daß der Mann, dem ich mein Lebtag vertraut, der zwanzig Jahre mein Beichtvater gewesen, daß der Mann ein Verräther gewesen! Aber das Eine böse Beispiel entscheidet nicht für Alle! Weil der Porhammer ein Verräther und Meineidiger ist, kann man nicht den ganzen Orden verdammen.

Aber er scheint doch in Uebereinstimmung mit dem General des Ordens gehandelt zu haben, sagte Kaunitz bedächtig. Ricci hat diese geschriebene Beichte empfangen und wohl aufbewahrt, ohne den Peter für diesen Verrath zu züchtigen.

Er hat Recht! sagte die Kaiserin rasch. Der Ordensgeneral wußte um das Verbrechen und bestrafte es nicht! Ach, nun ist meine Hand

---

*) v. Hormayr, Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. 2. Jahrgang. S. 55. — Preuß, Friedrich der Große. Th. IV. S. 38.

gelähmt, und ich kann den Blitz nicht mehr aufhalten, der herniederfährt, den Orden zu zerschmettern. Möge denn geschehen, was ich nicht mehr hindern darf!

Aber dies da, fuhr sie fort, indem sie auf das zerknitterte Papier in ihrer Hand deutete, dies da bleibe ein Geheimniß zwischen uns. Ich dank's Ihm, daß Er nit im Beisein und vor den Ohren des Kaisers mir das Dementi gegeben, es würd' mich sehr beschämt und den Joseph gar sehr erfreut haben. Werd's Ihm nimmer vergessen, wie taktvoll und schonend Er Sich in dieser Sach' gegen mich benommen, werd' Ihm auch dafür mein Leblang eine wohlaffectionirte und treue Kaiserin bleiben, und er kann allzeit auf mich zählen!

Sie nickte ihm freundlich zu, und that dann einige Schritte vor, indem sie den beiden Herren, welche in der Fensternische standen, mit erhobener Hand winkte, zu ihr zu kommen.

Tritt hierher zu mir, mein Sohn, sagte die Kaiserin, Joseph die Hand darreichend. Hast vorher gar eindringliche und feurige Worte zu mir gesprochen, und sollst jetzt sehen, daß sie nit ungehört an meinem Ohr und meinem Herzen vorübergerauscht sind. Sie Beide aber, meine Herren, Sie, Herr Nuntius, und Er, Herr Fürst, vernehmen Sie jetzt, was die Kaiserin Maria Theresia Ihnen zu sagen hat, und was, so hoffe ich, den Beifall meines Mitregenten und Sohnes, des Kaisers Joseph, haben wird. Monsignore, Sie haben mir im Auftrage Sr. Heiligkeit das Breve des Papstes Clemens XIV. vorgelesen, welches den Orden der Jesuiten vernichtet. Ich meinestheils würde mich niemals haben veranlaßt gesehen, die Jesuiten in meinen Staaten zu unterdrücken. Da jedoch Seine Heiligkeit die Aufhebung des Ordens für nothwendig erachtet, so werde ich mich als eine treue gehorsame Tochter der Kirche nicht länger widersetzen, und bin bereit, die Aufhebungsbulle vollziehen zu lassen.*) Berichten Sie das Sr. Heiligkeit, und damit Sie sehen, daß ich mich beeile, seinen Befehlen zu genügen, verweilen Sie noch einen Moment.

Sie trat zu ihrem Schreibtisch, und warf mit flüchtiger Hand einige Zeilen auf ein Papier, das sie alsdann dem Fürsten Kaunitz darreichte.

---

*) Groß-Hoffinger I. S. 193. Der Kaiserin eigene Worte.

Herr Fürst, sagte sie, Er bat mich vorher, Ihm, um der Form zu genügen, in einem eigenen Handbillet den Befehl zu ertheilen, das Aufhebungsbreve des Papstes vollziehen zu lassen. Nehme Er das Billet hier, und begebe Er Sich damit zum Cardinal Migazzi. Se. Eminenz möge alsdann das Weitere verfügen, und die Begräbnißfeier für den armen, verblichenen Orden veranlassen!

Sie wandte ihr Haupt hastig ab, um Niemand die Thränen sehen zu lassen, welche auf einmal ihren Augen entstürzten, und durchschritt das Gemach, um sich hinauszubegeben. Tief ergriffen und schweigend schauten der Kaiser und die beiden Minister der hohen Gestalt der Kaiserin nach, welche gebeugt und kummerbelastet der Thür zuschwankte. Aber an dieser Thür wandte sich die Kaiserin noch einmal um, und ließ die Herren ihr zuckendes Antlitz, und ihre von Thränen überflutheten, bleichen Wangen sehen.

Wenn der Cardinal in's Jesuiter-Collegium fährt, ihnen das Aufhebungsbreve vorzulesen, sagte Maria Theresia laut und gebieterisch, so soll ihm ein kaiserlicher Commissarius beigegeben werden. Dieser Commissarius hat sogleich nach der Kundmachung den Jesuiten meinen Schutz und meine Gnade zu versprechen, wenn sie als getreue Diener der Kirche und des Staats sich aufführen werden. Auch soll ihnen in meinem Namen gesagt werden, daß ich befehle, es solle mit allem Glimpf, Gelindigkeit und gutem Anstand gegen sie verfahren werden, und daß ich's auch künftig nimmer dulden werde, daß man den gewesenen Jesuiten mit Unanständigkeit und Hohn begegne.*) Sie nickte noch einmal leicht mit dem Kopf und ging hinaus.

Schweigend schauten die Herren ihr nach. Keiner wagte die Größe und Bedeutsamkeit dieses Moments durch irgend ein Wort zu entweihen. Ohne ein Wort zu sagen, machte daher der Nuntius dem Kaiser seine ceremonielle Abschiedsverbeugung, als aber dann auch Kaunitz sich verneigen wollte, schritt der Kaiser rasch auf ihn zu, und schloß ihn fest und innig in seine Arme.

Ich danke Ihnen, flüsterte er leise. Sie haben alle Ihre Versprechungen

---

*) Der Kaiserin eigene Worte. Siehe: Adam Wolf, Maria Theresia &c. S. 432.

erfüllt, Sie haben Oesterreich groß und frei gemacht. Ich werde Ihnen das nie vergessen, und bleibe Ihr Schuldner so lang ich lebe! —

Ernst und schweigend schritten sodann die beiden Herren durch den Vorsaal und über die Treppe hinab zu dem großen Portal, vor welchem ihre Staatscarossen hielten.

Fürst Kaunitz nickte dem Nuntius einen letzten stummen Abschiedsgruß zu, und angstvoll erbebend vor der rauhen Luft des Septembertages,*) gegen den er sich indeß durch sechs Mäntel und einen Muff geschützt hatte, eilte er in seine dicht geschlossene Kutsche. Aber als die Thür hinter ihm geschlossen war, und der Wagen mit ihm dahinrollte, ließ der Fürst den Muff, den er sich angstvoll vor den Mund gehalten, herabgleiten, und, — etwas Unerhörtes und Seltenes! — ein Lächeln umspielte seine schmalen Lippen.

Wie's nun auch kommen möge, sagte er bedächtig, ich werde Minister, das heißt, Oesterreichs unumschränkter Beherrscher bleiben. Ob nun Maria Theresia oder Joseph Kaiser von Oesterreich sich nennen wird, ich werde sein Herrscher bleiben. Beiden bin ich unentbehrlich, Beide haben sie erkannt, welchen Schatz sie an mir besitzen, und haben mich ihrer ewigen Dankbarkeit versichert. Polen ist gefallen, die Jesuiten sind gestürzt, aber Kaunitz wird immerdar aufrecht stehen, eine Säule, an welche Oesterreich und sein Kaiserhaus sich anlehnen! —

Am andern Tage fuhr ein Schrei der Ueberraschung und des Entsetzens durch ganz Wien, denn wie die Windsbraut sausete die Nachricht durch alle Straßen, und durch alle Häuser: „der Jesuiten-Orden ist aufgehoben! Cardinal Migazzi ist so eben ins Jesuiter-Collegium gefahren, um den frommen Vätern das Breve des Papstes vorzulesen, und sie aufzufordern, binnen vier Wochen ihre Häuser zu räumen und ihre Ordenskleider abzulegen!“

Und so geschah es! Vier Wochen nach dem Tage, an welchem der Cardinal im Jesuiter-Collegium das Breve vorgelesen, öffneten sich die Pforten des Gebäudes und ein seltsamer, feierlicher Anblick bot sich der Menge dar, welche Kopf an Kopf gedrängt, die ganze Straße erfüllte.

Angeführt von ihren Obern gingen die Jesuiten in ihren langen

*) Das Aufhebungsbreve langte am 10. September 1763 in Wien an.

schwarzen Ordenskleidern, den schmal und lang aufgeschlagenen Hut auf dem Haupt, den Rosenkranz an dem blauen Gürtel hängend, aus diesem großen, finstern Gebäude hinaus, das sie seit einem Jahrhundert inne gehabt. Jeder von ihnen trug eine Bibel oder ein Erbauungsbuch unter dem Arm, Aller Gesichter waren traurig und bleich, Aller Lippen fest aufeinander gepreßt, als wollten sie das Wort des Unmuths, oder den Seufzer des Schmerzes zurückhalten. Nur ihre finsterblitzenden Augen sprachen zu der Menge, und schienen unter diesen Hunderten nach einem befreundeten Gesicht, einem theilnehmenden Auge zu suchen. — Aber das Volk schaute in dumpfer Bestürzung diesem seltsamen, aus lebendigen Leichen bestehenden Leichenzug zu, und nur hier und da sah man ein altes Mütterchen weinend ihre Hände falten, eine reichgeputzte Dame an einem Fenster der Häuser, vor welchen der Zug vorüberkam, ihr Taschentuch auf ihre Augen drücken.

Kein Ruf, kein Gruß, aber auch keine Verwünschung und kein Hohn ertönte aus dieser Menge, die überall schweigend sich aufthat, und diesen feierlichen, schwarzen Zug, der sich langsam in ihrer Mitte fortschlängelte, hindurch ließ.

So unter athemloser Stille, umwogt von dem Volk, bewegte sich der Zug weiter durch die Straßen dahin bis zu dem Kohlmarkt. In der Mitte desselben hielt der Rector an, und in einem weiten Kreis sammelten sich um ihn die Ordensbrüder.

Jetzt entblößte der Rector sein Haupt, die Jesuiten folgten seinem Beispiel; sie neigten ihr Haupt zum Gebet; und das Volk, hingerissen von dem feierlichen, tiefernsten Anblick, plötzlich von wunderbarem, großmüthigem Mitleid ergriffen für diese Ausgestoßenen, Vertriebenen, die von dieser Stunde an keinen Namen, keinen Stand und keinen Beruf mehr haben und auf ewig vor der Welt verschwinden sollten, das Volk schaute jetzt mit Thränen auf die schwarzen Gestalten, die mit gesenkten Häuptern da standen, und in einem letzten Gebet Abschied nahmen von ihrer großen Vergangenheit und ihren großen Erinnerungen; das Volk sank auf seine Kniee nieder, um zum letzten Male mit den frommen Vätern die Gebete zu beten, welche es von ihnen gelernt!

Es war ein letzter Triumph, eine letzte Schaustellung, welche die klugen Väter sich bereitet hatten. Jetzt war das Gebet beendet, und der

Rector trat zu Denen, welche ihn umgaben, und reichte ihnen die Hand. Und Jeder dieser bleichen, finstern Männer flüsterte leise einige Worte, auf die der Rector leise eine Antwort gab.

So schritt der Rector immer weiter, weiter durch die Reihen der Ordensbrüder und als er von Jedem mit einem Händedruck Abschied genommen, Jedem leise einige Worte gesagt, trat er aus ihrem Kreis heraus, und schritt langsam, nur von zwei Jesuiten begleitet, von dannen, hinein in die Menge, in deren Gewoge er bald verschwunden war.

Und seinem Beispiel folgten jetzt alle Ordensbrüder. Schweigend und düster verloren sie sich hier und dorthin, und bald war von all diesen schwarzen Gestalten nichts mehr zu sehen, als hier und dort ein schwarzer, langaufgekrämpter Hut, der über den Köpfen des Volks sich fortzubewegen schien, und endlich auch in der Ferne verschwand.

Das war das Leichenbegängniß der Jesuiten, welche ein Machtspruch Ganganelli's getödtet hatte, von welchen die Wiener meinten an diesem Tage für immer Abschied genommen zu haben, und von welchen die ganze Welt glaubte, daß sie für immer gestorben seien.

Sie aber wußten es besser, sie glaubten nicht an ihren Tod, und die Worte, welche der Jesuitenrector, Abschied nehmend, zu seinen Brüdern geflüstert, bezeugten das.

Wann wird unser Orden wieder auferstehen? hatte Jeder von Ihnen gefragt.

Und Jedem von ihnen hatte der Rector geantwortet: „Er wird auferstehen, wann seine Zeit gekommen ist. Harret auf diese Zeit! Unsterblich wie die Seele ist der Orden Loyola's!“



Druck von C. Guthschmidt & Comp. in Berlin, Lindenstraße 81.

Kaiser Joseph der Zweite

und

sein Hof.

Von

L. Mühlbach.

Zweite Abtheilung:

Kaiser Joseph und Marie Antoinette.

Dritter Band.

Sechste Auflage.

Berlin, 1860.
Druck und Verlag von Otto Janke.

Kaiser Joseph

und

Marie Antoinette.

Von

L. Mühlbach.



Dritter Band.

Sechste Auflage.



Berlin, 1860.
Druck und Verlag von Otto Janke.

Viertes Buch.

In Wien.

I.

Herzenskämpfe.

Die acht Tage Frist, welche die Kaiserin der Comtesse Starhemberg gegeben, waren verflossen, und am Morgen des achten sollte die junge Gräfin sich entscheiden, ob sie den ihr von der Kaiserin bestimmten Gemahl annehmen, oder als Nonne in ein Kloster gehen wolle.

Die Gräfin hatte diese acht Tage in einer seltsamen, fieberhaften Aufregung zugebracht, und sowohl ihr Oheim als die ganze Dienerschaft des Hauses hatten viel von ihren Launen zu leiden gehabt, und in heimlicher Angst und Sorge viel um sie gelitten.

Sie wird sich das Leben nehmen, flüsterten die Diener unter einander, wenn sie die Gräfin mit jedem Morgen bleicher aus ihren Gemächern hervortreten sahen, um, stumm an ihnen vorüberschreitend, hinabzugehen in den Hof, dort das wildeste und unbändigste ihrer Pferde zu besteigen, und von ihren beiden Dienern begleitet von dannen zu reiten. Wenn sie dann nach vielen Stunden heimkehrte, so wußten die beiden Diener viel zu erzählen von dem wilden Ritt der Gräfin, wie sie im Augarten im rasendsten Galopp durch die Alleen dahin gebraust, so daß die Diener ihr kaum zu folgen vermocht, wie sie dann wieder auf einmal ihr Pferd angehalten, und ganz unbeweglich und starr, das Haupt vornüber geneigt an den Hals ihres Pferdes, stundenlang auf derselben Stelle verweilte. Einer der Diener wollte behaupten, sie habe vor Ermattung geschlafen, der andere versicherte, er habe gesehen, daß die Gräfin bitterlich geweint habe. Und der allerunangenehmste und ärgerlichste Umstand in diesen Erzählungen der Diener war es für den alten Grafen Starhemberg, daß unglücklicherweise seine Nichte diesen seltsamen Reverien gerade an solchen Stellen des Augartens sich hingegeben, wo sie nicht unbemerkt geblieben. Denn dreimal war, wie die Diener erzählten, der Kaiser Joseph allein, und wie er es pflegte, nur von einem einzigen Jokey begleitet, die einsame Allee hinter ihr herauf geritten gekommen.

Aber die Gräfin hatte ihn nicht eher bemerkt, bis der Kaiser dicht bei ihr war, bis er mit lauter Stimme ihren Namen rief und sie begrüßte. Die beiden ersten Male, wo dies geschah, hatte die Gräfin einen Schrei des Entsetzens ausgestoßen; sich flüchtig vor dem Kaiser verneigend, hatte sie ihrem Pferd die Sporen in die Seiten gedrückt, und war mit wildem Ruf von dannen gesprengt.

Aber das dritte Mal hatte der Kaiser, welcher sie von fern gewahrte, und sah, daß sie, das Haupt vornüber geneigt, das Antlitz ganz begraben in den dichten Mähnen des Arabers, sein Kommen gar nicht gewahrte, einen Seitenweg eingeschlagen, welcher dicht neben dem Platz ausmündete, wo die junge Gräfin hielt. So war er, aus diesem Seitenweg hervorkommend, plötzlich neben ihr gewesen. Die Gräfin hatte wieder, wie die beiden ersten Male, von dannen sprengen wollen; aber der Kaiser war dem zuvorgekommen, indem er mit einem raschen Griff die Zügel ihres Pferdes angehalten, und es zum Stehen gezwungen hatte.

Nun hatte die Gräfin einen so wilden, drohenden Schrei ausgestoßen, daß die Diener erzählten, sie hätten gefühlt, wie sie selber vor Schrecken erblaßten, und gedacht, der Herr Kaiser müßte nun sehr böse werden über den respektwidrigen Schrei. Aber der Kaiser hatte gelacht, und mit lauter freundlicher Stimme hatte er gesagt: Jetzt sind Sie meine Gefangene, Gräfin, und nicht eher gebe ich die schöne Amazone frei, bis sie mir sagt, weshalb sie mich so hartnäckig flieht, und weshalb man sie überhaupt niemals mehr bei Hofe sieht?

Bei diesen Worten des Kaisers war die Gräfin so bleich geworden, daß die Diener vermeint hatten, sie würde sterben, und daß der Kaiser ganz angstvoll gefragt hatte: Aber mein Gott, Comtesse, was fehlt Ihnen? Sie werden ohnmächtig werden?

Da war die Gräfin plötzlich in ein lautes Lachen ausgebrochen, und mit einem gewaltigen Ruck ihr Pferd von der Hand des Kaisers losmachend, war sie vorwärts gesprengt. Aber der Kaiser hatte seinem Pferd die Sporen in die Seiten gedrückt und war ihr nachgeeilt. Nun war ein wildes Jagen, ein rasendes Wettrennen gefolgt. Mit lautem Ruf hatte die Gräfin ihr Pferd angetrieben, zornig hatte sie es geschlagen mit der Reitgerte, daß das Pferd sich hochaufbäumte, und da war der Kaiser

wieder an ihrer Seite gewesen, und den Moment benutzend, hatte er abermals ihr Pferd beim Zügel ergriffen.

Zum zweiten Male gefangen! hatte er mit einem fröhlichen Lachen gerufen.

Da hatte die Comtesse ihn angeschaut mit bösen, blitzenden Augen. Weshalb lachen Ew. Majestät? hatte sie gefragt.

Weil ich finde, daß wir da eine allerliebste komische Scene aufgeführt haben, hatte der Kaiser geantwortet. Aber schauen Sie mich nicht so zornig an, Comtesse, ich fürchte mich doch nicht vor Ihren schönen Augen. Sie müssen mir Rede stehen, und ich lasse Sie nicht frei, bevor Sie mir nicht meine Frage beantworten: weshalb fliehen Sie mich so hartnäckig, und weshalb sieht man Sie nie bei Hofe?

Jetzt war das bleiche Gesicht der Gräfin purpurroth geworden, und wie sie dann gesprochen, war ihre Stimme so sanft und weich gewesen wie die schönste Musik.

Sire, hatte sie gesagt, Sire, Sie fragen, weshalb ich nicht mehr bei Hofe erscheine? Weil ich mich arm, unglücklich und elend fühle; weil ich weiß, daß ich mit meinem ganzen Wesen nicht passe in diese glänzenden, lächelnden, heitern Kreise, und endlich, weil ich weiß, daß mich Niemand dort vermißt. Sie fragen, weshalb ich Ew. Majestät fliehe? Sire, ich frage Sie: Wenn Jemand traurig und einsam in dunkler Nacht dahin schleicht, kann man von Dem sagen, daß er die Sonne flieht?

Sie erwiedern meine Frage mit einer Frage, hatte der Kaiser gesagt, Sie weichen mir aus, aber Sie antworten mir nicht.

Ich weiß keine Antwort, hatte sie gerufen, und ich beschwöre Sie, Majestät, lassen Sie mein Pferd jetzt los, wenn Ew. Majestät nicht wollen, daß ich todt zu Ihren Füßen niederstürzen soll.

Und wie sie so gesprochen, war sie bleich gewesen, wie eine Leiche, und ihre ganze Gestalt hatte gezittert und gebebt. Der Kaiser hatte es gesehen, und ganz erschrocken den Zügel ihres Pferdes loslassend, hatte er sich tief vor ihr verneigt, und schweigend sein Pferd umwendend, war er von dannen geritten. Nun hatte auch die Gräfin den Heimweg eingeschlagen, und ganz langsam, im Schritt reitend, war sie in das Hôtel zurückgekehrt. —

Ein Glück war es für den alten Grafen, daß die beiden Diener, welche die Gräfin begleitet hatten, verständige und kluge Leute waren, und so gut ihre Berichte abstatteten. Denn von seiner Nichte selbst hätte Graf Starhemberg nichts erfahren; mit keinem Wort hatte sie dieser dreimaligen Begegnung mit dem Kaiser erwähnt, ja, sie sprach überhaupt kein Wort, und nicht einmal hatte ihr Oheim, seit jenem unglückseligen Tage, wo der Heirathsantrag des Grafen Esterhazy und das Billet der Kaiserin gekommen, Gelegenheit gefunden, sich mit seiner Nichte zu besprechen. Die Wahrheit zu sagen, hatte er diese Gelegenheit auch gar nicht gesucht, denn die blitzenden, wilden Augen der Comtesse, und ihre bleichen Wangen flößten ihm Schrecken ein, und er war es ganz zufrieden, daß seine Nichte, wie sie es wünschte, selbst ihr Diner nicht mit ihm theilte, sondern sich auf ihrem Zimmer serviren ließ.

Aber die Speisen, welche man für sie auftrug, kamen immer unberührt wieder aus ihrem Zimmer. Die Comtesse schien gar keiner Nahrung mehr zu bedürfen, und auch keines Schlafs, denn die ganzen Nächte hindurch war sie wach. Stundenlang hörte der alte Graf, welcher die Zimmer unter den ihren bewohnte, sie da oben auf und nieder gehen, bald langsam, dann wieder so rasch und wild, als wiederhole sie da oben mit sich selber das Wettrennen, das sie im Augarten mit dem Kaiser gehabt. Dann wieder musicirte sie stundenlang, und obwohl ihr Oheim wußte, daß sie eine außerordentliche Clavierspielerin, eine hochgebildete Sängerin war, hatte er doch nicht geahnt, welch eine große Künstlerin sie sei. Es lag eine wunderbare, magische Gewalt in der Musik, welche sie so in der Stille der Nacht, unter dem Schweigen der Welt, ihrem Instrument entlockte, und allnächtlich übte sie auf den alten Grafen dieselbe Macht aus. Wie von dieser Musik gelockt und gerufen, verließ er seine Gemächer, schlich er, mit dem brennenden Licht in der Hand, die breite Treppe hinauf, und trat leise auf den Zehen in das Vorzimmer seiner Nichte. Dann setzte er sich nieder auf den Lehnsessel, der da dicht neben der Thür stand, hinter welcher seine Nichte weilte, und mit wahrer Andacht, mit tiefem Entzücken lauschte er auf diese Musik, welche ihm alle Leiden und Qualen, alle Entzückungen und Wonnen eines Menschenherzens zu verrathen schien. Wie diese Töne klagten und weinten, welch eine tiefe, leidenschaftliche Seele in dieser wundervollen

Stimme sich verrieth! Das war nicht mehr seine Nichte, die wilde Comtesse Starhemberg, das war ein junges Mädchen voll tiefen, leidenschaftlichen Gefühls, ein junges Mädchen voll Schüchternheit und Gluth, voll Unschuld und Liebe!

Oft unterbrach sie sich mitten in ihrem Gesange, und es schien dann, als ob Schluchzen ihre Stimme erstickte, als ob der Schmerz sie übermannte, und ihre Musik sich auflöste in Thränen. — So war es allnächtlich gewesen, aber nie hatte der alte Graf seine Nichte so wundervoll singen, so leidenschaftlich klagen und weinen gehört, als in der Nacht, welche ihrem dritten Abenteuer mit dem Kaiser gefolgt war, in dieser Nacht, die dem Tage vorherging, an welchem Leonore ihren Entschluß fassen sollte.

Und wie er sie so laut weinen hörte, hatte die Liebe und das Mitleid selbst seine Scheu vor der Heftigkeit seiner Nichte überwunden, und ohne weiter zu überlegen, nur seinem Herzen folgend, öffnete er die Thür und trat ein.

Leonore bemerkte ihn gar nicht. Sie war von ihrem Stuhle am Clavier zur Erde niedergesunken, und das Haupt tief auf ihre Brust geneigt, die gefalteten Hände hoch emporgehoben zum Himmel, weinte und schluchzte sie laut. Das weiße Nachtgewand war von ihren Schultern herabgeglitten, das lange aufgelöste Haar fiel über die knieende Gestalt wie ein dunkler Trauerschleier nieder.

Als der Graf mit zärtlichem Ton ihren Namen rief, blickte sie auf; der Schein der Kerzen, welche am Clavier standen, fiel gerade auf ihr Antlitz, über welches die Thränen wie lichte Perlen niederrollten. Das Kommen des Grafen schien sie gar nicht zu überraschen und zu erzürnen, sie hob die Augen mit einem unbeschreiblich rührenden Ausdruck zu ihm empor und sagte leise und wehmüthig:

Sieh, mein Oheim, was die Kaiserin aus mir gemacht hat!

Der Graf neigte sich zu ihr nieder, und zog sie sanft empor in seine Arme; willenlos wie ein Kind ließ sie sich aufrichten, und lehnte matt ihr Haupt an ihres Oheims Schulter. Dann auf einmal schien sie wie aus einem Traum zu erwachen, ein Zittern durchflog ihre ganze Gestalt, sich heftig aufrichtend legte sie ihre beiden Hände auf die Schultern des Grafen und sah ihm fest in's Gesicht.

Oheim, sagte sie hastig, ist es unabänderlich? Muß ich mein Herz beugen, und meinen Willen brechen lassen? Muß ich, wie eine Sklavin, einem fremden Willen gehorchen?

Der alte Graf seufzte tief auf. Ich fürchte, mein armes Kind, daß Du es mußt, sagte er. Ich habe gethan, was in meinen Kräften stand, aber es ist Alles vergeblich gewesen.

Was hast Du gethan? fragte sie hastig.

Ich habe mich zuerst noch einmal mit dem Grafen Esterhazy besprochen; aber der behauptet, von Deiner Schönheit und Deinem absonderlichen Wesen bezaubert zu sein, und nicht nur dem Befehl der Kaiserin, sondern den glühenden Wünschen seines Herzens zu folgen, indem er um Dich wirbt. Ich versuchte also mein Heil am Hofe selber. Allein ich fand Niemand geneigt, mir beizustehen, denn die Kaiserin ist noch immer sehr verstimmt und mißmuthig über die unglückliche Aufhebung der Jesuiten, und Niemand wollte es unternehmen, der Kaiserin in ihrer Lieblings-Angelegenheit, in der Heirathsmacherei, entgegen zu treten. So unternahm ich denn, was Keiner wagen wollte, ich ging zur Kaiserin selber, und beschwor sie, Dich frei zu geben, und Dich zu erlösen von der traurigen Alternative zwischen dem Kloster und der Heirath. Allein ich fand die Kaiserin ganz unbeugsam. „Sie heirathet den guten Grafen, oder sie geht in's Kloster!“ Das war Alles, was sie mir auf mein eindringliches Flehen erwiederte. Ich sagte ihr, Deine Vermählung würde mein Tod sein, denn ich würde die Trennung von Dir nicht ertragen können; darauf antwortete sie mir: „der Esterhazy ist ein gar gefälliger, lieber Mensch. Er wird gewiß einwilligen, wenn Er ihn bittet, mit seiner jungen Frau bei Ihm in Seinem Hôtel zu wohnen.“ Ich wagte zu sagen, der Charakter des Grafen passe nicht zu dem Deinen, worauf sie erwiederte: „gerade darum gebe ich sie ihm, damit er sie sanft mache und ihren störrischen Sinn breche. Ihr ungebändigt Herz soll einen Herren annehmen, entweder Gott oder einen Gemahl! Und als sie mich entließ, befahl sie mir, Dir zu sagen, daß sie morgen Alles in der Kammer-Kapelle herrichten lassen würde, daß sie Dir selber die Ehre erzeigen wolle, Deine Brautmutter zu sein und Dich Deinem Gemahl zu übergeben, daß aber, wenn Du Dich weigerst, der kaiserliche Staatswagen, den sie senden würde, um Dich abzuholen, Dich

sogleich statt in die Burg, in das Kloster Unserer lieben Frauen fahren würde. Du siehst also, all mein Flehen war vergeblich, die Kaiserin giebt nicht nach.

Und das war Alles, was Du thatest, Oheim? fragte die Gräfin, ihre durchdringenden Blicke auf das Antlitz des Grafen geheftet.

Ich versuchte noch Etwas, sagte der Graf leise und mit niedergeschlagenen Augen. Ich ging zum Kaiser und bat ihn um sein Fürwort und seine Vermittelung.

Und was antwortete er Dir, Oheim? fragte die Gräfin rasch, indem sie ihre Hände fester auf die Schultern des Grafen legte, als wollte sie sich auf ihn stützen, um nicht umzusinken. Ich beschwöre Dich, sammle Deine Gedanken, Oheim, und wiederhole mir jedes Wort, das er gesprochen! Was erwiederte Dir der Kaiser, als Du ihn batest, für mich bei der Kaiserin ein Fürwort einzulegen?

Ich will Dir genau seine Worte wiederholen. Der Kaiser sagte: „Liebster Graf, ich bedauere, Ihnen nicht dienen zu können, denn was die Heiraths-Angelegenheiten anbetrifft, so duldet darin die Kaiserin durchaus keine Mitregentschaft, sondern hält sehr fest an ihrer Souverainetät! Ueberdies finde ich, daß die Comtesse sich gar nicht zu beklagen hat, denn die Kaiserin hat für sie wirklich eine sehr gute und passende Wahl getroffen. Der Graf Franz Esterhazy ist jung, hübsch, außerordentlich reich, ein Günstling der Kaiserin und von einer großen Sanftmuth und Herzensgüte. Sie sollen sehen, liebster Graf, er wird da ein Wunder zu Stande bringen, er wird aus Ihrer Nichte eine sanfte, gehorsame und liebevolle Frau machen, und sie wird damit aufhören, den Grafen leidenschaftlich zu lieben, denn der Haß eines jungen Mädchens gegen den ihr bestimmten Gemahl ist oft weiter Nichts als cachirte Liebe." Das waren genau die Worte des Kaisers, mein Kind. Ich drang nicht weiter in ihn, denn ich sah ein, daß es vergeblich gewesen wäre.

Leonore antwortete nicht. Sie hatte langsam ihre Hände von den Schultern des Grafen niedergleiten lassen und stand da, das Haupt tief auf ihre Brust geneigt, die Arme schlaff an ihrer Gestalt niederhängend, eine schöne Statue der Trostlosigkeit und der schmerzlichen Ermattung.

Aber auf einmal richtete sie sich wieder stolz empor, und das Haupt zurückwerfend, sagte sie mit einem verächtlichen Lächeln: Er wird sich dies-

mal getäuscht haben, und das Prognostikon, das er mir gestellt, wird nicht eintreffen!

Aber mein geliebtes Kind, sagte der Graf, ich —

Was beliebt? fragte sie mit schneidender Kälte. Wollen Sie mir etwa auch prophezeihen, daß ich sehr glücklich sein werde mit diesem „guten jungen Mann!" Wollen Sie mir auch etwa beweisen, daß ich ein beneidenswerthes Geschöpf bin? Wollen Sie —

Aber mein Kind, rief ihr Oheim bittend, Du ereiferst Dich in der That ohne Grund. Ich wollte von dem Allen nichts sagen!

Nein, Sie wollten mir nur einfach Ihren Glückwunsch darbringen zu der morgenden Feier, rief sie hohnlachend. Aber sagen Sie doch, Herr Oheim, sind denn alle Vorbereitungen getroffen? Haben Sie ein glänzendes Fest arrangirt? Haben Sie die Räume dieses stillen, verdrießlichen, alten Hauses benachrichtigt, daß morgen ein glückstrahlendes junges Liebespaar in dieselben einziehen wird, und daß sie daher sich schmücken müssen mit Blumen und Guirlanden, um uns würdig zu empfangen? Haben Sie gesorgt für ein glänzendes Brautkleid und einen schönen Schleier, der mein bräutliches Erröthen zu verbergen versteht, haben Sie mir auch einen schönen Brautschmuck gekauft, recht schöne goldene Ketten, damit ich sie immer recht metallhell klingen höre die Ketten, welche die Frau Kaiserin in ihrer Güte und Barmherzigkeit mir auferlegt? Und endlich, und vor allen Dingen, haben Sie auch für einen recht vollen, schönen Myrthenkranz gesorgt, der meine bräutliche Stirn zieren soll, auf daß — Oh, ich bin das unglückseligste, beklagenswertheste Geschöpf, unterbrach sie sich plötzlich mit einem lauten Aufschrei, und ihre beiden Hände vor ihr Antlitz schlagend, weinte und schluchzte sie laut.

Der Graf hielt es nicht für angemessen, es abzuwarten, bis dieser Paroxysmus ihres Kummers vorübergegangen, er wagte auch nicht, ihr zu sagen, daß er wirklich alle diese Dinge, nach welchen sie in dem Hohn ihres Schmerzes gefragt, bedacht und besorgt habe, daß der Brautanzug und der Schmuck bereit und das Hochzeitsfest arrangirt sei, sondern er zog es vor, sich leise von dannen zu schleichen, und seine arme Nichte, welcher er doch nicht zu helfen vermochte, allein zu lassen.

II.

Die Trauung.

Um elf Uhr sollte die feierliche Ceremonie vor sich gehen. Der große kaiserliche Gallawagen, den die Kaiserin gesandt hatte, um das Brautpaar abzuholen, war schon vorgefahren, hinter ihm standen schon die vergoldeten Staaskarossen der Grafen Starhemberg und Esterhazy. Die beiden Herren aber harrten noch immer vergeblich des Erscheinens der Braut. Seit zwei Stunden war der Graf Esterhazy schon in dem Hôtel, drei Mal hatte er seine Braut schon um eine Audienz ersuchen lassen, aber immer vergeblich, denn immer hatte die Comtesse erwiedern lassen, sie sei noch mit ihrer Toilette beschäftigt, und werde ihn rufen lassen, sobald diese vollendet sei.

Ich fürchte noch immer, sie spielt uns einen bösen Streich und opponirt sich gegen die Kaiserin, seufzte der alte Graf, angstvoll nach der Thür seiner Nichte hinblickend.

Opponirt sich gegen die Kaiserin? wiederholte Esterhazy verwundert. Sie scherzen, theurer Graf! Die Comtesse wird nicht wagen, wozu kein Mann den Muth finden würde.

Ah mein junger Herr, meine Nichte hat vielleicht mehr Muth, als alle Männer! sagte der Graf kopfschüttelnd.

Aber mein Gott, rief Esterhazy, was habe ich denn verschuldet, um so sehr ihren Haß zu verdienen?

Sie sind ihr aufgedrängt worden, das ist Alles! Meine Nichte ist eine jungfräuliche Amazone, welche den Gedanken nicht ertragen kann, ihre Freiheit, ihre Unschuld und Schönheit hingeben zu sollen an einen Mann und zwar auf Befehl! Hätte man ihrem stolzen Herzen Zeit gelassen, so würde sie vielleicht von selbst und mit Freuden gethan haben, was sie jetzt nur gezwungen thut.

Sie glauben im Ernst, lieber Graf, daß die Comtesse mich lieben könnte? fragte Graf Esterhazy mit einem verstohlenen Seitenblick auf den großen Spiegel, der ihm seine eigene schlanke und zierliche Figur und sein hübsches, sanftes Gesicht zeigte.

Ich bin davon überzeugt, betheuerte der alte Graf, und Se. Ma-

jestät der Kaiser ist derselben Meinung. Sie werden dieses stolze, jungfräuliche Herz doch zuletzt bezwingen, und dann wird es sich Ihnen in inniger und treuer Liebe hingeben. Fassen Sie also Muth! Haben Sie Geduld mit den Launen eines jungen Mädchens, welches heute zum ersten Mal es lernen soll, ihren Willen einem andern Willen unterzuordnen; geben Sie ihren Launen nach, dulden Sie ihr Zürnen und Grollen, das doch weiter nichts ist, als die aufsteigende Wolke eines Gewitters an einem heißen Sommertage. Wenn die Wolke sich entladen, wenn es tüchtig gedonnert und geblitzt hat, dann scheint die Sonne wieder, und tausend Blumen sprießen auf, welche der Regen wach gerufen. Lassen Sie es also immerhin ein wenig donnern und blitzen, und wehren Sie dem Regen ihrer Thränen nicht, sondern denken Sie dabei an die schönen Blumen der Zukunft und haben Sie Geduld!

Oh gewiß, ich habe Geduld, sagte Graf Esterhazy lächelnd, es wird meiner schönen Gemahlin nicht gelingen, dieselbe zu erschöpfen! Ich —

Eben öffnete sich die Thür der Comtesse, und die heraustretende Kammerfrau ersuchte den Grafen Esterhazy, sich zu ihrer Herrin zu begeben.

Der Graf nahm mit einem Händedruck und einem Lächeln Abschied von dem alten Herrn, und eilte in das Zimmer der Comtesse. Sie stand in der Mitte des Zimmers, als er eintrat, und so geblendet war er von ihrer stolzen Schönheit, daß er mit einem lauten Ausruf der Bewunderung an der Thür stehen blieb und staunend zu ihr hinschauete. Seit jenem Tage, wo er auf Befehl der Kaiserin um ihre Hand geworben, hatte er sie nicht wieder gesehen und die Gräfin erschien ihm heute noch schöner, noch reizender als damals. Wie wundervoll ihre hohe schlanke Gestalt sich ausnahm in diesem schweren weißen Stoffkleid, das bis zu der schlanken zarten Taille besetzt war mit Silberspitzen von unschätzbarem Werth, und in einer langen weißen Schleppe endigte, der wie ein glänzender Schwan hinter ihr herrauschte. Wie köstlich das Collier von Diamanten funkelte, das ihren vollen weißen Hals umgab, und in einzelnen Zacken und Spitzen niederfiel auf die schönen Schultern und den von Silberspitzen leicht verhüllten Busen. Wie prächtig dieses Diadem von Myrthen, deren Blüthen aus Diamanten bestanden, sich ausnahm in dem tiefschwarzen, nur leicht von Silberpuder an-

gehauchten Haar, das einer hohen, stolzen Krone gleich sich über der Stirn der Gräfin erhob, und von welchem ein langer silberdurchwirkter Schleier bis auf ihre Füße niederfiel, der, wenn sie sich bewegte, die ganze wunderholde Erscheinung wie glitzernde, von der Sonne beschienene Schneeflocken umrieselte! Aber wie wenig paßte der Ausdruck ihres Antlitzes zu dieser kostbaren und festlichen Toilette! Ihre Wangen waren von einer durchsichtigen Blässe; die stolze Gräfin hatte es verschmäht, der damaligen Mode gemäß, Schminke aufzulegen, und unter erborgter Röthe ihre Blässe verschwinden zu lassen. Um ihren kleinen Mund mit den leicht aufgeworfenen, purpurrothen Lippen spielte ein Lächeln der Verachtung, aus ihren großen schwarzen Augen sprühete der Zorn in hellen Flammen auf.

Sie ließ es sich anfangs gefallen, daß der Graf, ganz geblendet von ihrem Anschauen, noch immer stumm ihr gegenüber stand. Dann aber wandte sie sich mit einer stolzen Kopfbewegung ihm zu.

Sie haben also wirklich den Muth gehabt, wiederzukommen, Herr Graf Franz Esterhazy? sagte sie. Sie beben nicht zurück vor dem ungeheuern Frevel, den Sie begehen wollen?

Wenn ein Mann des Glückes theilhaftig werden soll, das schönste, bezauberndste, liebreizendste Wesen sein eigen zu nennen, und wenn er dann in sehnsuchtsvollem Verlangen seine Arme diesem Glück entgegen streckt, nennen Sie das einen Frevel? fragte der Graf.

Sie zuckte leicht die Achseln. Phrasen, sagte sie verächtlich. Ich nenne das einen Frevel, wenn ein Mann die Umstände benutzt, und eine Frau annimmt, welche nicht ihr eigener, freier Wille, sondern eine tyrannische Gewalt ihm zuführt. Und ich habe Ihnen gesagt, daß ich Sie nicht liebe, Sie niemals lieben werde, ja, in der Verzweiflung meines Herzens habe ich Sie zum Vertrauten eines Geheimnisses gemacht, das bis dahin, außer Ihnen, meine Lippen kaum Gott gestanden hatten. Ich habe Ihnen gesagt, daß ich einen andern Menschen liebe, zärtlich, leidenschaftlich liebe! Oh, nicht wahr, Sie sind jetzt gekommen, um mir zu sagen, daß Sie mich retten wollen? Nicht wahr, Sie beben zurück vor Ihrem fürchterlichen Vorhaben? Sie werden ein Mädchen nicht zwingen Ihre Gemahlin zu werden, welche nimmer einwilligen würde Ihnen ihre Hand zu geben, wenn sie nicht auf der andern Seite mit dem

Kloster bedroht würde. Oh mein Gott, seien Sie barmherzig, sagen Sie mir, daß Sie uns Beide erlösen wollen von der Zukunft, daß Sie den Muth gefunden, dem tyrannischen Befehl der Kaiserin entgegen zu treten, daß Sie ihr nicht gehorsamen wollen!

Ich habe einen höhern, einen köstlichern Muth gefunden, rief Graf Esterhazy, sie mit glühenden Blicken anschauend, den Muth Ihnen zu trotzen, und Ihres Zorns und Ihrer Weigerung unerachtet, die wunderholde, bezaubernde Gemahlin anzunehmen, welche die Gnade der Kaiserin mir gewähren will!

Dann sind Sie ein Elender! rief sie mit einem flammenden Zornesblick.

Ich verzeihe Ihnen dieses Wort, weil ich Sie liebe, sagte er lächelnd.

Aber wenn Sie nicht Mitleid haben wollen mit mir, sagte sie fast flehend, mein Gott, so haben Sie es doch mit Sich Selber. Hat Ihnen mein Oheim nicht erzählt von meinem wilden, unbändigen Sinn? Hat er Ihnen nicht gesagt, wie ich ihn martere und quäle mit meinen Launen? Nun wohl, und ich liebe meinen Oheim! Urtheilen Sie also, welch ein Leben ich Ihnen bereiten würde, Ihnen, welchen ich jetzt nicht liebe, welchen ich hassen würde, wenn er mich zwingt, seine Gemahlin zu werden. Oh, mein Herr, glauben Sie es mir, ich verstehe mich auf den Haß, und ich würde mich in meinem Haß an Ihnen zu rächen wissen! Haben Sie also Mitleid mit Sich Selber! Nehmen Sie nicht eine Gemahlin an, welche es zur einzigen Aufgabe ihres Lebens machen würde, Sie noch elender und unglücklicher zu machen, als sie es selber ist.

Ah, rief er lächelnd, wenn ich nicht Mitleid habe mit Ihnen, wie dürfte ich dann Mitleid haben mit mir? Wer das höchste Glück erringen will, muß bereit sein, sein eigenes daran zu wagen! Ich baue auf die Stärke meiner Liebe, daß es mir gelingen werde, Ihren Haß zu besiegen!

Sie sind also ganz unbeugsam? fragte sie entsetzt.

Unbeugsam, denn ich liebe Sie! sagte er mit seiner sanften, freundlichen Stimme.

Sie schleuderte auf ihn einen Blick wilden Hasses.

Nun wohl denn, rief sie trotzig. Aber so wahr ein Gott im Himmel ist, Sie werden eines Tages diese Stunde bereuen.

Er zuckte leicht die Achseln. Kommen Sie, Comtesse, sagte er, es ist die höchste Zeit. Die Kaiserin erwartet uns mit dem ganzen kaiserlichen Hofstaat und mit ihrem Sohn, dem Kaiser, in der Kammerkapelle!

Eine Purpurröthe überdeckte einen Moment das Antlitz Leonorens, und mit einer raschen Bewegung hüllte sie sich in ihren Schleier ein. So kommen Sie, sagte sie nach einer Pause, lassen Sie uns zur Trauung gehen.

Sie näherte sich mit hastigen Schritten der Thür, aber als Graf Esterhazy im Begriff war diese zu öffnen, legte sie hastig ihre beiden Hände auf seinen Arm und hielt ihn zurück.

Nein, nein, sagte sie athemlos, es ist unmöglich! Ich kann nicht! — Und plötzlich, ganz überwältigt von ihrer tiefen innern Bewegung, glitt sie auf ihre Kniee nieder, und streckte flehend ihre Hände zu dem Grafen empor.

Haben Sie Erbarmen mit mir, rief sie, Erbarmen mit meiner Seele, welche verloren ist, wenn Sie sie nicht erretten. Oh erlösen Sie mich doch von dem furchtbaren Unheil, das uns Beide bedroht, das Ihnen Ihre Ruhe und Ihren Frieden, das mir das Heil meiner Seele kosten wird. Denn ich sage Ihnen, ich werde verloren gehen, wenn ich jetzt thun muß, wogegen meine Vernunft und mein Herz sich aufbäumt. Ich habe einen wilden störrischen Sinn, das Unglück wird ihn zu Stein verhärten, es wird alle die sanfteren Blüthen meines Gemüthes brechen, und ich werde ein kaltes, boshaftes, rachsüchtiges Weib werden! Ich fühle das, ich habe das klar erkannt in diesen acht fürchterlichen Tagen, in denen ich gerungen habe mit mir selber, und in denen ich zu Gericht gesessen habe über mir und meiner Zukunft. Haben Sie also Erbarmen mit mir um des Heils meiner Seele willen.

Mein Gott, Comtesse, rief der Graf empfindlich, wenn ich Ihnen so sehr ein Gegenstand des Abscheues bin, wenn Sie sogar fürchten, das Heil Ihrer Seele durch mich einzubüßen, so bleibt Ihnen ja ein Mittel Sich Selber zu erretten! Die Kaiserin hat Ihnen ja eine Alternative gestellt.

Ja, sie hat mir die Wahl gelassen zwischen Ihnen und dem Kloster! Und ich war entschlossen lieber das Kloster anzunehmen, als Ihre Hand Ich bereitete mich vor in meinen Gedanken zu dieser grauenvollen Oede

des Klosterlebens, aber da, in einer fürchterlichen Stunde der Schmerzen ward es mir klar, daß dieses Opfer meine Kräfte übersteigt, daß ich es meinem Herzen nicht abringen kann! Nein, ich kann nicht in ein Kloster gehen, nein, ich kann mich nicht einschließen in eine Zelle! Wollen Sie wissen, weshalb nicht, soll ich Ihnen sagen, warum ich, wenn mir nur diese Wahl bleibt, lieber noch Ihre Gemahlin, als eine Nonne werde? Weil die in ihrem Kloster eingeschlossene Nonne des einzigen Glückes entbehren würde, welches mir noch geblieben: des Glückes, Ihn zu sehen, Ihn zu sprechen, Ihn, den ich liebe, um dessen Anschauen ich eine Welt voll Qualen annehmen, um dessen Liebe ich meine Seligkeit hingeben würde! Oh, nicht wahr, Sie werden nicht eine Gemahlin wollen, welche Ihnen so fürchterliche Bekenntnisse macht? Nicht wahr, jetzt schaudern Sie zurück vor Ihrer eigenen Zukunft? Sie wollen nicht ein Weib, welches um eines Andern willen bereit ist, mit einem Meineid vor den Altar zu treten, welche um einer sündigen Liebe zu genügen bereit ist, eine ehrvergessene, treulose Frau zu werden? Oh, ich gebe Ihnen das Recht, dies Alles, was ich Ihnen da gesagt, der Kaiserin zu wiederholen, ich gebe Ihnen das Recht, jetzt, indem die Kaiserin mir die Hand reichen wird, um mich zum Altar zu führen, ihr zu sagen: Majestät, ich nehme diese Frau nicht an, denn sie trägt eine verbrecherische Liebe im Herzen, und ich will nicht eine Gemahlin, welche vielleicht eines Tages mein Haus und meinen Namen beschimpfen könnte! Sagen Sie das der Kaiserin im Vertrauen, sie hat ein großes Herz, sie wird es als ein Geheimniß bewahren, aber sie wird uns Beide erlösen von dieser gezwungenen Ehe!

Unmöglich, Comtesse, unmöglich, selbst wenn ich auch ehrlos genug wäre, Sie so verleumden zu wollen! Aber der Etiquette gemäß werden wir die Kaiserin erst nach der Trauung sprechen. Der Hofstaat der Kaiserin erwartet uns an der Thür der Kammerkapelle. Die Oberhofmeisterin Ihrer Majestät wird die Kaiserin vertreten und Sie zum Altar führen, während die Kaiserin selbst in ihrem Oratorium der Ceremonie beiwohnt. Sie sehen also wohl, daß ich nicht mehr zu der Kaiserin sprechen kann!

Doch, Sie können es! Sie können mich vor dem Altar verwerfen! Oh sehen Sie doch, wie tief ich mich demüthige, ich liege auf meinen

Knieen und erflehe von Ihnen meine Schmach und meine Verwerfung, erflehe, daß Sie mich von Sich stoßen! Seien Sie barmherzig, sagen Sie Nein, wenn der Priester das Ja von Ihnen fordert. Alsdann wird die Kaiserin Sie rufen, und eine Erklärung von Ihnen fordern, und Sie werden sie ihr geben!

Graf Esterhazy blickte lächelnd und gedankenvoll zu ihr nieder, und in dieser demüthigen Stellung, mit diesem flehenden angstvollen Ausdruck, mit den Thränen, die in ihren Augen standen, schien ihm die Gräfin schöner noch als sonst. Und wie er sie, welche in athemloser Spannung seiner Antwort entgegenharrte, jetzt anschaute, erinnerte er sich der Worte, welche Graf Starhemberg vorher zu ihm gesagt. Dieser Worte: „geben Sie ihren Launen anscheinend nach! Dulden Sie ihr Zürnen und ihr Grollen, das doch weiter nichts ist, wie die aufsteigende Wolke eines Gewitters an einem heißen Sommertage.“

Ich werde ihren Launen anscheinend nachgeben! sagte Graf Esterhazy zu sich selber, und indem er sich sanft lächelnd zu der Gräfin niederneigte, reichte er ihr seine beiden Hände dar, um sie aufzurichten. Stehen Sie auf, sagte er freundlich. Es geziemt der stolzen Gräfin nicht, vor Ihrem Sclaven zu knieen. Und daß ich Ihr Sclave bin, sollen Sie jetzt erkennen müssen. Ich habe keine Kraft, Ihrem Willen zu widerstehen, und da Sie befehlen, daß ich statt Ja lieber Nein sage, nun, so werde ich es sagen!

Die Gräfin flog mit einem lauten Freudenschrei von ihren Knieen empor. Ein seliges Lächeln strahlte auf ihrem Angesicht, eine köstliche Gluth flatterte wie Morgenröthe über ihre Wangen, in göttlichem Feuer strahlten ihre Augen.

Sie war wunderschön in dieser Begeisterung der Freude, und Graf Esterhazy sah es.

Ich danke Ihnen, oh ich danke Ihnen, sagte sie mit einem wunderlieblichen Lächeln. Sie sind ein edles, großes Herz, und in allen Tagen des Lebens dürfen Sie von dieser Stunde an auf meine Freundschaft, auf meine Schwesterliebe zählen! Jetzt, mein Freund, jetzt kommen Sie! Ich nehme Ihr Opfer an und ich danke Ihnen. Lassen Sie uns zur Trauung gehen!

Jetzt war sie es, welche die Thür öffnete und in den Vorsaal ein-

trat. Staunend schaute Graf Starhemberg, welcher das Paar im Vorsaal erwartet hatte, dies glückstrahlende Antlitz, diese freudeglühenden Wangen. Sie bemerkte es, und lachte hell auf.

Findest Du nicht, mein theurer Oheim, sagte sie, daß ich ganz und gar das Aussehen einer glücklichen Braut habe? Ich danke es meinem edlen, lieben Grafen Esterhazy! Kommen Sie, theurer Freund, und auch Sie, mein Oncle, lassen Sie uns zur Trauung gehen!

Sie nahm mit einem lieblichen Lächeln den Arm des Grafen, und ließ sich von ihm an den Wagen geleiten. Der alte Graf folgte ihnen kopfschüttelnd und ganz sprachlos vor Verwunderung.

An der Pforte der Kammerkapelle empfing die Oberhofmeisterin der Kaiserin die Braut, und führte sie an den Altar, um welchen in einem weiten Kreise die Damen und Herren des Hofes sich aufgestellt hatten. Hunderte von Kerzen brannten auf den Kronleuchtern und den goldenen Candelabern vor dem Altar, und gossen ein Meer von Licht durch die ganze Kapelle aus. Inmitten dieses goldgelben Lichts schwebte die Gräfin, in ihren silberflimmernden Gewändern, mit ihren in allen Farben funkelnden Brillanten wie eine Sternenkönigin daher, ihr Antlitz strahlend in einem seligen Lächeln. Wie sie gefolgt von dem Grafen sich an der Hand der Oberhofmeisterin dem Altar näherte, trat ihnen der Kaiser entgegen und grüßte die schöne Braut und reichte dann dem Grafen Esterhazy die Hand, um ihn zum Altar zu führen.

Das Lächeln blieb noch immer auf dem Antlitz der Gräfin, es war die lieblichste, glücklichste Braut, welche man sehen konnte.

Der Geistliche begann seine Rede, in tiefer Andacht hörte die hohe Versammlung, hörte das Brautpaar ihm zu. Aus dem Oratorium schaute die Kaiserin mit theilnehmenden, freundlichen Blicken auf das Brautpaar hin.

Jetzt waren die einleitenden Worte des Geistlichen beendet, und das eigentliche Trauungs-Ceremoniel begann. Der Priester wandte sich an den Grafen, und forderte ihn auf, es laut vor aller Welt mit einem Ja zu bestätigen, daß er die Comtesse Leonore von Starhemberg zu seiner ehelichen Gemahlin annehmen, als solche sie ehren, lieben und hochhalten wolle.

Eine kleine Pause trat ein, mit einem süßen, bezaubernden Lächeln schaute Leonore auf ihren Bräutigam hin.

Erstaunt von dem Zaudern desselben, wandten sich Aller Augen auf den Grafen hin; dieser richtete seine Blicke hinüber nach dem Oratorium der Kaiserin, er sah das zornige Aufblitzen ihrer Augen, er sah die düstern Falten, welche sich auf ihrer Stirn zusammenzogen.

Ist es Ihr Wille, diese Frau zu ehelichen, so bekräftigen Sie solches mit einem lauten und feierlichen Ja! wiederholte der Geistliche mit lauter Stimme.

Ja! sagte Graf Esterhazy, unverwandt hinüberschauend nach der Kaiserin.

Ein Schrei tönte von den Lippen der Gräfin, Todtenblässe bedeckte ihre Wangen, und einer Ohnmacht nahe war sie im Begriff umzusinken. Aber plötzlich fühlte sie sich von einem Arm gehalten und empor gerichtet, und eine leise bittende Stimme flüsterte in ihr Ohr: arme Gräfin, erinnern Sie Sich, daß das Kloster Sie bedroht!

Leonore erkannte sehr wohl die Stimme des Kaisers, sie wußte, daß er es war, welcher sie aufrecht hielt, sie fühlte alle die neugierigen, staunenden, höhnenden Blicke, welche sich auf ihr Antlitz bohrten, und ein trotziger, verzweiflungsvoller Muth kam über sie.

Ohne ihn nur anzublicken, richtete sie sich aus den Armen des Kaisers empor, und nahm hastig das Riechfläschchen, das die herzugetretene Oberhofmeisterin ihr darreichte. In vollen Athemzügen sog sie den scharfen Duft ein, und sich dann wieder stolz aufrichtend, wandte sie ihr Antlitz wieder dem Altar und dem Geistlichen zu.

Dieser fuhr in der heiligen Ceremonie fort. Ist es Ihr Wille, diesen Mann zu ehelichen, sagte er, so bekräftigen Sie solches mit einem lauten und feierlichen Ja!

Leonore schwieg, aber nicht zögernd und unentschlossen, sondern in dem vollen Bewußtsein der Bedeutung dieses Moments, ganz entschlossen ihr Schicksal auf sich zu nehmen, und ihre jetzige Rolle mit Würde zu Ende zu führen.

Die Etiquette erforderte, daß sie, um das entscheidende Ja sprechen zu können, erst die Erlaubniß der Kaiserin empfangen habe. Die Gräfin wußte das, und wandte sich demgemäß schweigend und mit einer tiefen Verbeugung an die Oberhofmeisterin. Diese wandte sich jetzt dem Oratorium zu, in welchem die Kaiserin saß, und wiederholte die Verbeugung und gleichsam die stumme Anfrage.

Maria Theresia nickte bejahend, und die Oberhofmeisterin überlieferte durch ein eben solches Kopfnicken die Einwilligung der Kaiserin an die Braut. Diese verneigte sich tief gegen die Kaiserin, und sich dann dem Priester zuwendend, sagte sie, der empfangenen kaiserlichen Erlaubniß gemäß: Ja! —*)

Die Trauung war zu Ende, und das junge Paar empfing die Glückwünsche des Hofes; selbst die Kaiserin war aus dem Oratorium in den Raum der Kapelle getreten, um einige freundliche und gnädige Worte an das Brautpaar zu richten.

Hab' Ihr einen gar guten und sanften Mann ausgewählt, sagte sie, der Gräfin freundlich zunickend, zweifle gar nit, daß Sie glücklich mit Ihm wird.

Ich zweifle auch nicht, Majestät, sagte Leonore, sich tief verneigend, die glücklichen Ehen werden im Himmel geschlossen, und gewiß hat Gott diese Ehe im Himmel geschlossen, denn sonst würden es Ew. Majestät auf Erden nicht gethan haben.

Maria Theresia warf einen zornigen Blick auf die Gräfin, und ihr stolz den Rücken zuwendend, richtete sie gnädige und huldvolle Worte an den Grafen Esterhazy.

Was haben Sie denn der Kaiserin geantwortet, Frau Gräfin? flüsterte der Kaiser. Ihro Majestät nahm ja eine ganz zornige Miene an.

Ich habe Ihro Majestät nur gesagt, daß ich überzeugt bin, daß sie diese Ehe nur befohlen hat, weil sie schon vorher im Himmel beschlossen worden, sagte Leonore ernst.

Der Kaiser lächelte. In der That, das ist eine sehr kühne Antwort, sagte er.

Haben Ew. Majestät mich jemals für feig gehalten? fragte sie. Ich meine doch, in dieser Stunde bewiesen zu haben, daß ich viel Muth besitze.

Sie meinen, weil Sie dem Grafen Esterhazy Sich vermählt haben? Nun, ich denke, es gehört nicht gar so viel Muth dazu, einen jungen, reichen, schönen und guten Mann zu heirathen! Er wird Sie auf den Händen tragen, Gräfin, und Sie werden sehr glücklich sein, denn Esterhazy wird Ihnen allezeit ein unterwürfiger und gehorsamer Sclave sein!

---

*) Karoline Pichler. Denkwürdigkeiten aus meinem Leben. Th. I. S. 32.

Und ich werde mir Mühe geben, ein guter Sclavenzüchter zu sein, sagte Leonore, indem sie einen zornflammenden Blick auf den Grafen schleuderte, der sich eben ihr näherte, um seiner jungen Gemahlin den Arm zu bieten, und auf Befehl der Kaiserin ihr in die innern kaiserlichen Gemächer zu folgen.

Als die Hoffestlichkeit beendet war, welche die Kaiserin zu Ehren des neuvermählten Paares befohlen hatte, fuhr die Oberhofmeisterin mit der jungen Gräfin in das Hôtel des Grafen Esterhazy, dessen Gebieterin Leonore von nun an sein sollte. Die Kaiserin hatte der Oberhofmeisterin die Charge übertragen, als Brautmutter die Neuvermählte ihrem Gemahl zu übergeben, und ihr zu helfen die glänzenden Gewänder abzulegen, und das reizende Negligé überzuwerfen, welches schon bereit lag.

Aber die junge Gräfin hatte sich entschieden geweigert, sich dieser Etiquette zu fügen, und ihr prachtvolles Hochzeitsgewand schon abzulegen.

Haben Sie die Güte, Frau Oberhofmeisterin, sagte sie, der Kaiserin zu berichten, daß Sie mich, wie Ihro Majestät befohlen, bis in mein Toilettenzimmer geleitet haben, das wird ihr genügen. Auch können Sie hinzufügen, fuhr sie mit einem hastigen Blick auf die halboffene Thür fort, daß Sie mich nicht eher verlassen haben, als bis mein Herr Gemahl gekommen war.

Sie deutete mit der Hand nach der Thür hin, auf deren Schwelle so eben der Graf erschien, und sich tief vor den Damen verneigte.

Ich verlasse Sie jetzt, Frau Gräfin, sagte die Oberhofmeisterin, Leonore auf die Stirn küssend. Möge der Himmel Sie segnen!

Ich hoffe, er wird es! sagte Leonore, indem sie die Oberhofmeisterin zur Thür geleitete.

Graf Esterhazy blieb nun allein mit Leonoren. Mit einem sanften Lächeln schritt er auf sie zu, und reichte ihr seine beiden Hände dar.

Ich heiße Sie willkommen in meinem Hause, dessen Herrin Sie von dieser Stunde an sein werden, sagte er. Alles was ich habe und bin, gehört, wie ich selber, von dieser Stunde an Ihnen, und Ihnen allein!

Die Gräfin nahm seine dargebotene Hand nicht an, sondern trat stolz einen Schritt zurück. Berühren Sie mich nicht, sagte sie, ihre Hand drohend gegen ihn ausstreckend. Eine unübersteigliche Kluft liegt zwischen uns.

Bezeichnen Sie sie mir, Leonore, damit meine Liebe versuchen kann, sie auszufüllen, rief der Graf.

Sie heißt meine Verachtung! sagte sie kalt. Sie haben an mir feig und ehrlos gehandelt, Sie haben ein Weib, welches Ihnen vertrauete, welches auf ihren Knieen Sie um Gnade bat, mit einer gemeinen Lüge betrogen, und in feigem Hohn sie hintergangen. Gott im Himmel, welcher mein Flehen und mein Beten nicht erhört hat, Gott möge jetzt meinen Racheschwur vernehmen! Ja, ich werde mich rächen für dieses feige Verbrechen, das Sie an mir begangen haben, ich werde Sie bereuen machen, was Sie gethan haben! Hinfort hat mein Leben nur noch einen Zweck: Sie zu peinigen und zu martern, und an Ihnen Vergeltung zu üben für alle die Marter, welche ich durch Sie erduldet habe! Oh, ich sage Ihnen, Sie sollen an jedem Tag und zu jeder Stunde bereuen, daß Sie mich zu Ihrer Gemahlin gemacht, mich, welche Ihnen ihr ganzes zuckendes Herz geöffnet hatte, welche sich vor Ihnen in den Staub demüthigte, und Sie um Erbarmen bat! Sie haben kein Erbarmen an mir geübt, nun wohl, ich werde auch keines üben! Aber minder feig wie Sie, welcher mich bis zum letzten Moment betrog durch eine Lüge, sage ich es Ihnen, und Sie mögen nun auf Ihrer Hut vor mir sein! Ich sage Ihnen, ich werde mich an Ihnen rächen!

Ich fürchte Ihre Rache nicht, sagte Esterhazy freundlich, nein, ich fürchte sie nicht, denn ich vertraue Ihrem stolzen und edlen Herzen. Eines Tages wird es meiner Liebe gelingen, von Ihnen Verzeihung zu erlangen für diese kleine List, mit welcher ich Sie heute hinterging. Ich danke es dieser List, daß ich jetzt das Glück habe, das schönste, edelste und reinste Wesen als meine Gemahlin in mein Haus geführt zu haben!

Sie sollen dies Glück theuer büßen! rief sie mit einem rauhen Lachen.

Ich nehme jede Buße an, welche Sie mir auferlegen, sagte er lächelnd, indem er sich ihr näherte. Aber der Sünder, welcher gebüßt hat, wird ja vom Himmel in Gnaden wieder aufgenommen! Sie sind mein Himmel, Leonore, und eines Tages werden Sie mir gnädig sein, wie er!

So gnädig, wie der Himmel mir gewesen! rief sie, ihre großen, blitzenden Augen mit einem zornigen Ausdruck zum Himmel erhebend.

Gehen Sie, mein Herr, wir haben jetzt genug geredet, von jetzt an werden wir handeln! Gehen Sie!

Wie, Leonore, rief der Graf lächelnd, Sie wollen mich verbannen? Sie wollen mir nicht einmal das süße Recht gönnen, neben Ihnen zu sein? Zürnen Sie mir, aber seien Sie nicht grausam! Gestatten Sie mir wenigstens, auf die keuschen und reinen Lippen meiner schönen Gemahlin einen Kuß, den ersten Kuß meiner Liebe zu drücken.

Und mit einer raschen und unvorhergesehenen Bewegung stürzte er zu ihr, und preßte sie mit Ungestüm in seine Arme.

Leonore stieß einen wilden und drohenden Schrei aus, mit einem einzigen heftigen Ruck machte sie sich aus seinen Armen los, und stieß ihn von sich.

Keuchend vor Anstrengung, bleich vor Zorn, mit blitzenden Augen stand sie dem Grafen gegenüber.

Sie sind nicht bloß ein Lügner und ein Feigling, sagte sie athemlos, Sie sind auch ein Ehrloser, denn Sie wollen ein Weib überwältigen, welches Ihnen gesagt hat, daß es Sie haßt und verabscheut.

Aber Leonore, sagte er flehend, meine Gemahlin —

Sie schüttelte unwillig ihr Haupt. Herr Graf Franz Esterhazy, sagte sie langsam, ich verbiete Ihnen, mich jemals wieder, wenn wir allein sind, Ihre Gemahlin zu nennen. Innerhalb dieser Zimmer bin ich die Gräfin Starhemberg, und Niemand hat das Recht, mich mit einem andern Namen zu nennen. Sobald ich die Schwelle meiner Gemächer überschritten habe, mögen Sie mich immerhin Ihre Gemahlin nennen. Ich werde diesen Schimpf mit kalter Verachtung zu ertragen wissen der Welt gegenüber, aber mir selber gegenüber werde ich ihn nicht dulden! Gehen Sie!

Sie deutete mit erhobenem Arm nach der Thür hin, und wie der Graf in ihr zornsprühendes stolzes Antlitz schaute, fand er nicht den Muth ihr zu widersprechen, und die heftige Scene, die er so eben erduldet hatte, wieder zu erneuern.

Man muß sich anscheinend ihren Launen fügen, sagte er leise zu sich selber, und sich dann lächelnd vor seiner Gemahlin verbeugend, schritt er, rückwärts gehend, wie vor einer Königin, der Thür zu.

Leonore blieb mit erhobenem Arm stehen, bis sich die Thür hinter

ihm geschlossen hatte, dann stürzte sie hin, und schob den Riegel vor, und jetzt, da sie allein war, da Niemand sie sehen konnte, außer Gott, jetzt stürzte die juwelenfunkelnde Braut auf ihre Kniee nieder, und weinte bitterlich.

III.

Der Fürst Louis von Rohan.

Der Erzbischof Fürst Louis von Rohan, der Gesandte Frankreichs am österreichischen Kaiserhof, hatte die Kaiserin um eine geheime Audienz bitten lassen, und die Kaiserin hatte ihm dieselbe gewährt.*) Dies war indessen seit einem Jahr das Erstemal, daß Maria Theresia dem Gesandten Frankreichs eine solche Gunst erwies, und der stolze Fürst wollte daher die Gelegenheit benutzen, ganz Wien, welches sehr wohl wußte, daß die Kaiserin dem Fürsten Erzbischof sehr wenig geneigt sei, und ihn niemals allein, immer nur an großen Courtagen in Gemeinschaft mit allen übrigen Gesandten empfing, ganz Wien also zu zeigen, daß die Kaiserin ihm jetzt wieder ihre Gnade bewilligt habe, und ihn daher zu einer Privataudienz zulasse.

Begleitet von einem glänzenden Gefolge begab sich der Fürst deshalb nach der Burg. Sechs von Goldtressen strotzende Lakaien standen in doppelter Reihe hinten auf dem vergoldeten, zurückgeschlagenen Wagen, in dessen Kissen von weißem Atlas der Erzbischof im vollen Ornat seiner hohen kirchlichen Würden sich lehnte, mit einem bezaubernden Lächeln die Frauen, mit einem huldvollen Kopfnicken die Männer grüßend, welche sich auf den Straßen heranbrängten, den schönen Cardinal zu sehen. Vier Pagen in den Farben der beiden Rohans standen zu beiden Seiten auf dem Tritt des Wagens, und streuten mit vollen Händen kleine Silbermünzen aus unter das Volk, das seine Arme nach dem Fürsten ausstreckte, um zugleich seinen Segen und seine Gabe von ihm zu er-

*) Erst zu Anfang der achtziger Jahre ward der Fürst Rohan zum Cardinal und Großalmosenier von Frankreich ernannt. Bis dahin war er Erzbischof von Straßburg.

flehen. In vier glänzenden und vergoldeten Wagen folgten die acht Cavaliere des Erzbischofs, welche den höchsten und ältesten Adelsfamilien Frankreichs angehörten, und in vier andern Wagen folgten die Hausofficiere und Kammerlakaien des stolzen Fürsten.*) Langsam und feierlich bewegte sich dieser Zug von dem französischen Gesandtschaftshôtel durch die Straßen Wiens nach der Burg hin, und bei jedem Schritt vorwärts vergrößerte sich derselbe durch das herbeiströmende, jauchzende Volk, und überall, wo er vorüberkam, öffneten sich die Fenster der Häuser und der Paläste, und die einfache Bürgersfrau wie die stolze Gräfin schauten heraus, um mit dem Winken ihrer Hand, mit dem Lächeln ihres Mundes, mit dem Aufflammen ihrer Augen den schönen Kirchenfürsten zu grüßen, von dem Jedermann wußte, daß er ein großer Kenner der Frauenschönheit, ein ebenso vollendeter Weltmann als ein würdevoller Erzbischof sei.

Der Fürst Rohan hatte also diese Audienz, welche ihm die Kaiserin ertheilte, zugleich zu einem öffentlichen Triumph für sich gemacht, und er war sich sehr wohl bewußt, daß die Kaiserin sich darüber ärgern würde, daß er damit Rache nahm für manche Zurücksetzung und Kränkung, welche er in der letzten Zeit vom österreichischen Kaiserhof erlitten hatte.

Er ließ es daher ruhig geschehen, daß das Volk, als er, vor der Burg angelangt, sich in seinem Wagen erhob, in ein stürmisches Jubelrufen ausbrach, und so über der Menge, gleichsam wie auf einem Thron stehend, breitete er seine beiden Arme aus, und segnete das Volk, welches sofort verstummte und auf seine Kniee niedersank. Unter dem feierlichen Schweigen, das nun eingetreten war, verließ der Cardinal sodann seinen Wagen, und betrat das Kaiserschloß, gefolgt von seinen Officieren und Pagen, seinen Kammerdienern und Lakaien. Das Volk, welches sich wieder von seinen Knieen erhoben hatte, jauchzte hinter ihm her, und brachte dem schönen und freigebigen Cardinal ein dreimaliges Lebehoch aus. So laut und tobend war dieses Geschrei, daß es sogar im Innern der Burg gehört ward, daß es sogar Maria Theresia's Ohr erreichte; so lange und anhaltend war dieses Geschrei, daß es noch nicht verstummt war, als der Cardinal Fürst Rohan, sein glänzendes Gefolge in dem

*) **Mémoires sur la vie privée de Marie Antoinette. Vol. I. p. 47.**

Vorsaal zurücklassend, in den kleinen Empfangsaal eintrat, in welchen ihn die Kaiserin beschieden hatte.

Maria Theresia stand am Fenster, und wandte ihr Haupt nur halb rückwärts nach dem Fürsten Rohan, der mit unübertrefflicher Würde und Anmuth so eben seine Verbeugung machte. Die Kaiserin erwiederte dieselbe nur mit einem unmerklichen Kopfnicken.

Kann mir der Herr Cardinal nicht erklären, was dieses Toben des Volkes bedeutet? fragte die Kaiserin rasch und mit heftiger Stimme.

Ich bin sehr unglücklich, Ew. Majestät hierin nicht gefällig sein zu können, sagte der Fürst ehrfurchtsvoll. Ich habe kein wüstes Geschrei und kein Toben vernommen, sondern nur auf meinem Wege hieher das Volk so zuvorkommend und freundlich, zugleich so ehrfurchtsvoll und fromm gesehen, daß es meinem Herzen als Priester und als ein halber Unterthan Eurer Majestät wohl gethan hat! Ew. Majestät müssen es schon gnädigst gestatten, daß ich mich mindestens einen halben Unterthan der erhabenen Mutter meiner künftigen Königin und Herrin nennen darf!

Ich wünschte lieber, meine Tochter fände an Ihnen dereinst einen ganzen Unterthan, rief Maria Theresia, hab' aber alle Ursache zu fürchten, Herr Erzbischof, daß Sie ihr das nimmer sein werden! Aber bevor wir davon weiter sprechen, ersuche ich den Herrn Erzbischof, mir gefälligst zu sagen, was dieser Aufzug zu bedeuten hat, mit welchem es dem Gesandten Frankreichs beliebt hat, heute hierher zu kommen! Wir sind, so viel ich weiß, weder in der Faschingszeit, noch habe ich eine unvermählte Erzherzogin, um welche der Herr Gesandte feierlich zu werben käme!

Und Ew. Majestät wollen auch sicher nicht den tollen Scherz des Faschings mit der feierlichen Anwerbung um eine Erzherzogin auf eine Vergleichungslinie stellen, sagte der Fürst mit seinem ehrfurchtsvollen Ton.

Bleiben Sie bei der Sache, wenn's beliebt, rief die Kaiserin. Weshalb kommt der Herr Erzbischof in so feierlichem Aufzug hierher?

Weil es in der That für mich ein großer Festtag ist, wenn die erhabene Mutter der Dauphine von Frankreich mir endlich, nach langem vergeblichen Bitten, eine Audienz gewährt, und weil ich solchen Festtag mit allen *erlaubten* Ehren feiern möchte!

Und weil Sie hoffen, daß auf diese Weise ganz Wien sogleich von dieser Audienz erfahre, rief die Kaiserin heftig, weil Sie wissen, daß

das Gerücht davon bis nach Frankreich, bis zu den Ohren der Frau Dauphine dringen wird!

Ich habe leider wenig Grund zu glauben, daß die Dauphine so besondern Antheil an dem Gesandten Frankreichs nimmt, um sich dafür zu interessiren, ob derselbe von der Souverainin einer auswärtigen Macht gnädig empfangen wird, sagte der Fürst, immer noch in seiner ehrfurchtsvollen, gebeugten Haltung.

Die Kaiserin schleuderte einen vollen Zornesblick auf den Erzbischof, der es wagte, ihr mit seiner undurchdringlichen, stählernen Ruhe und seiner unerschütterlichen Höflichkeit zu trotzen.

Ich ersuche den Herrn Fürsten jetzt zur Sache zu kommen, rief sie ungestüm. Weshalb haben Sie diese Audienz gewünscht? Was begehrt der Gesandte Frankreichs von der Kaiserin von Oesterreich?

Erlauben mir Ew. Majestät zu sagen, daß, wenn ich blos als der Gesandte Frankreichs hierher gekommen wäre, um von der Kaiserin von Oesterreich in einer Audienz empfangen zu werden, Ew. Majestät dann mich nicht allein, sondern umgeben von Ihrem Hofstaat, mit dem ganzen Ceremoniell Ihrer Kaiserwürde im großen Thronsaal würden empfangen haben, während ich begleitet von meinen Attaché's, meinen Officieren und Cavalieren würde erschienen sein. Ew. Majestät erzeigen mir aber die Gnade mich allein zu empfangen, ohne Ceremoniell von beiden Seiten, daraus folgt, daß ich nicht bloß hier der Kaiserin von Oesterreich als officieller Gesandter Frankreichs gegenüber stehe, sondern daß die erhabene Mutter der Dauphine auch mir, dem Erzbischof und dem Cousin des Dauphins, eine vertrauliche Audienz gewährt hat.

Das heißt mit andern Worten: Sie sind hierher gekommen, um abermals über die Frau Dauphine Klage zu führen, rief Maria Theresia heftig. Sie wollen wieder mit den Unannehmlichkeiten anfangen, um derenwillen ich es seither vermieden habe, den Herrn Erzbischof allein zu sprechen!

Nein, Majestät, das heißt, ich betrachte es als eine heilige, unabweisbare Pflicht für mich, zu Ew. Majestät vertraulich zu sprechen, — für die Mutter der Dauphine, mich vertrauensvoll anzuhören.

Nun, die Mutter der Frau Dauphine hört Sie an, rief die Kaiserin, das Wort Frau scharf betonend.

Verzeihen mir Ew. Majestät diesen anscheinenden Verstoß gegen das Ceremoniell, sagte der Fürst lächelnd. Allein als Kirchenfürst steht es mir vor allen Dingen zu, die Wahrheit zu sagen, und die Wahrheit ist, daß die Dauphine von Frankreich noch immer nicht die Frau Dauphine ist! Ew. Majestät wissen das so gut als ich!

Ich weiß, daß es den Feinden meines Hauses und meiner Tochter noch immer gelingt, den Dauphin in scheuer und feindseliger Entfernung von der Dauphine zu halten, rief die Kaiserin schmerzlich.

Aber die Dauphine besitzt in ihrer Schönheit, Anmuth und Liebenswürdigkeit Waffen, mit denen sie alle ihre Feinde besiegen könnte, wenn sie nur wollte, sagte der Fürst achselzuckend. Unglücklicherweise scheint die Dauphine aber ihre Feinde gar nicht zu fürchten, und statt sie zu bekämpfen, giebt sie ihnen immer neue Angriffswaffen in die Hände!

Nun, was ist's? fragte die Kaiserin ungeduldig. Was für Klagen giebt es schon wieder gegen die Dauphine? Sprechen Sie, Herr Erzbischof.

Ew. Majestät sind die Einzige, vor welcher der hohe und stolze Sinn der Dauphine sich willig beugt. Marie Antoinette ehrt und liebt Sie als ihre Mutter, sie erkennt Ihre Größe und Ihren Geist als Regentin und Frau an. Wenn Ew. Majestät der Dauphine daher einen Rath ertheilen, so wird er für sie doppelt in's Gewicht fallen, und sie wird ihm folgen als gehorsame Tochter, und als dankbare Verehrerin der hohen Tugenden Ihrer Majestät.

Und welchen Rath soll ich meiner Tochter geben?

Den Rath, Majestät, daß die Frau Dauphine ihren Feinden weniger Veranlassung gebe, sie der Leichtfertigkeit und der gänzlichen Verachtung aller Etiquette zu zeihen.

Wer wagt es, die Dauphine der Leichtfertigkeit zu zeihen? rief die Kaiserin mit zornblitzenden Augen.

Diejenigen wagen das, die in der Verderbniß ihres eigenen Herzens die Harmlosigkeit und Unschuld mit der Rücksichtslosigkeit der Leichtfertigkeit verwechseln, und das für überlegtes Handeln nehmen, was doch nichts ist, als das unüberlegte Sichgehenlassen eines keuschen und nichts Böses ahnenden Sinns!

Der Herr Erzbischof belieben in Räthseln und Sentenzen zu sprechen, die ich nicht verstehe! rief die Kaiserin.

Ich werde mir erlauben, mich verständlich zu machen, sagte der Fürst lächelnd. Es giebt viele Dinge, die an sich harmlos und unschuldig sind, die aber durch die Umstände und durch die Augen, von denen sie betrachtet werden, gerade den entgegengesetzten Charakter annehmen. Die Frau Dauphine begeht daher nur deshalb Fehler, weil sie selber zu unschuldig und harmlos ist, und es nicht begreift, daß andere Menschen es weniger sind als sie! In ihrer hohen Stellung ist es aber leider nicht immer erlaubt, unschuldig und harmlos zu sein, und was einer gewöhnlichen Dame wohl ansteht, ist unziemlich, wenn es eine Fürstin thut. Einer Gräfin zum Beispiel mag es verstattet sein, im Innern ihrer Gemächer mit ihren jungen Dienerinnen die fröhlichen Spiele ihrer Kindheit zu spielen und ein lustiges Hetzjagen durch alle Zimmer zu halten, aber ich glaube nicht, daß Ew. Majestät solche geräuschvolle Erheiterungen für die Dauphine von Frankreich geeignet halten!

Sie ist noch so jung, meine arme Antoinette, sagte die Kaiserin mit einem sanften Lächeln, kaum achtzehn Jahre, und da ihre Feinde es verhindern, daß sie eine Frau ist, so sollten sie ihr wenigstens gestatten, ein wenig länger Kind zu bleiben. Hab' schon gehört von diesen harmlosen Belustigungen, welche die Dauphine sich im Innern ihrer Gemächer mit den Prinzessinnen von Frankreich, ihren jungen Schwägerinnen, erlaubt. Wenn man gerecht sein wollte, müßte man es sehr liebenswürdig und gefällig finden, daß die Dauphine, um ihre jungen, unerwachsenen Schwägerinnen zu amüsiren, sich herabläßt, mit ihnen Kinderspiele zu spielen. Aber ich weiß wohl, daß man ihr selbst daraus ein Verbrechen macht, und daß Frau von Marsan*) es der Dauphine niemals verzeihen kann, daß sie im liebevollem Eifer für ihre Schwägerinnen sich ein wenig um die Erziehung derselben hat bekümmern wollen. Der Salon der Oberhofmeisterin ist seitdem ein Foyer der Intriguen, oder vielmehr der Klatschereien gegen die Dauphine geworden. Ihre kleinsten Handlungen werden da ausgedeutet und ausgebeutet, und aus ihrer Heiterkeit und ihrem Frohsinn macht man dort der armen Dauphine ein Verbrechen.**) Wenn der Fürst über nichts weiter zu klagen hat, als

*) Die Oberhofmeisterin der Prinzessinnen von Frankreich.

**) Mémoires de Madame de Campan. Vol. I. p. 65.

über diese unschuldigen Kinderspiele, so war's nit nöthig deshalb mit so feierlicher Miene hierher zu kommen!

Ich bin nicht gekommen, Majestät, um zu klagen, am allerwenigsten um anzuklagen, sagte der Fürst gelassen, ich bin gekommen, um Ew. Majestät anzuflehen, daß Sie die Dauphine warnen möchten vor ihren Feinden. Denn es ist leider nicht mehr zu leugnen, die Dauphine hat Feinde, mächtige Feinde am Hofe und in der Nähe des Königs sogar. Diese Feinde sprechen nicht blos von den unschuldigen Kinderspielen der Dauphine, sondern mit einer Miene wahrhaft entrüsteter Tugend erzählen sie von noch andern Belustigungen, die freilich am französischen Königshofe ganz unerhört sind.

Und worin bestehen diese Belustigungen?

Darin, daß die Frau Dauphine sich heimlich, ohne Wissen und Erlaubniß Sr. Majestät des Königs, ein Liebhabertheater hat einrichten lassen.

Ein Liebhabertheater? rief die Kaiserin entsetzt. Das ist nicht wahr, das ist nicht möglich! Das ist wieder eine der boshaften Erfindungen von den Feinden der Dauphine!

Verzeihen Ew. Majestät, es ist die Wahrheit! sagte der Kardinal ernst. Man spielt jetzt bei Hofe heimlich Theater. Die Dauphine und die beiden neuvermählten Prinzessinnen von Frankreich übernehmen die Damenrollen, die Herrenrollen werden von den beiden Brüdern des Dauphin's ausgeführt, und wenn diese nicht ausreichen, erlaubt man dem Geheimsecretair der verstorbenen Königin, Herrn von Campan und dessen Sohn, welcher eine gleiche Charge bei der Frau Dauphine versieht, am Theaterspiel Theil zu nehmen, und neben den Prinzen und Prinzessinen zu agiren. Die hohe Truppe hat ihre Bühne in dem Zimmer eines Entresols aufgeschlagen, der unbenutzt und der Dienerschaft nicht zugänglich ist. Der Herr Graf von Provence gilt für den ersten Liebhaber der Gesellschaft, aber auch der Graf von Artois spielt mit vieler Grazie. Ueber das Spiel der Prinzessinnen erlaube ich mir kein Urtheil. Das Hauptstudium der Damen soll sich auf die schönen und prachtvollen Costüme beziehen, darin aber sollen alle Drei die größten Künstlerinnen sein, und glänzend mit einander rivalisiren.

Maria Theresia schien diese boshafte Bemerkung des Fürsten

gar nicht gehört zu haben. Und wer sind die Zuschauer? fragte sie hastig.

Die hohen Schauspieler haben nur Einen Zuschauer, Majestät. Der Herr Dauphin allein macht das ganze Publikum der hohen Truppe aus.

Maria Theresia athmete erleichtert auf, und ein Lächeln verklärte ihr Angesicht.

Der Fürst fuhr fort. Selbst die Prinzessinnen-Tanten des Dauphins hat man nicht in das Geheimniß eingeweiht, weil man ihren strengen Tadel fürchtet, und meint, sie würden es für ihre Pflicht erachten, den König von diesen seltsamen und unerhörten Belustigungen, denen die königlichen Prinzen und Prinzessinnen sich hingeben, in Kenntniß zu setzen, damit er denselben durch ein Machtwort sofort ein Ende gebe!

Ich werde der Dauphine den Rath geben, diese Art der Unterhaltung aufzugeben, sagte die Kaiserin ruhig, nicht weil ich sie unpassend finde, sondern weil sie ihren Feinden eine willkommene Gelegenheit zur Medisance giebt. Wenn die Dauphine für ihre Theaterbelustigungen die Billigung ihres Gemahls hat, und dieser allein Zeuge derselben ist, so sollte das eigentlich selbst ihren Feinden genügen, und überdies ist es, wie mir scheint, gar nicht eine so unerhörte und fürchterliche Sache, die königlichen Prinzen und Prinzessinnen sich mit Comödienspiel belustigen zu sehen. Ich will nicht daran erinnern, daß König Ludwig XIV. als junger König vor seinem ganzen Hofe als Tänzer im Costüm auf der Bühne erschien, aber in den Tagen der frommen und tugendhaften Madame de Maintenon selbst war das Theaterspielen am Hofe von Versailles erlaubt, und in den Zimmern dieser Dame führten die königlichen Prinzen und Prinzessinnen die Dramen von Corneille und Racine auf.

Aber sie hatten mindestens dazu die Billigung des Königs, sie handelten nicht heimlich hinter seinem Rücken; außerdem befand sich aber auch unter den Schauspielerinnen keine zukünftige Königin von Frankreich.

Der Dauphine von Frankreich mag indessen erlaubt sein, was die Königin von selber unterlassen wird! rief die Kaiserin. Da man ihr erlaubt in Versailles das junge Mädchen zu bleiben, das sie in Schönbrunn gewesen, so darf man sich nit wundern, daß sie ihre jungen Mädchenspiele fortsetzt, und daß die Dauphine in Versailles mit ihren

Schwägern und Schwägerinnen eben so vergnügt Theater spielt vor ihrem Gemahl, wie sie es in Schönbrunn mit ihren Schwestern und Brüdern vor ihrer Mutter gethan!

Die Etiquette scheint allerdings an beiden Höfen sehr verschieden zu sein, bemerkte der Fürst mit leichtem Achselzucken. Hier in Wien zum Beispiel ist den Erzherzoginnen erlaubt, was man in Paris der Dauphine als einen unverzeihlichen Verstoß gegen die Etiquette auslegt.

Also noch ein neuer Vorwurf! rief die Kaiserin ungeduldig. Was ist's, sagen Sie schnell!

Die Dauphine von Frankreich hat gefunden, daß die Etiquette sehr lästig ist, welche der zukünftigen Königin von Frankreich befiehlt, niemals ohne Begleitung zweier Hofdamen durch das Schloß, oder gar durch die Gärten von Versailles zu gehen. Sie hat daher zum Entsetzen des ganzen Hofes, zum Staunen aller Welt, diese Etiquette abgeschafft, und durchwandert oft die Gallerien und Säle des Schlosses, nur von zwei Lakaien begleitet, ja selbst im Park hat man sie so promeniren sehen.

Und dies ist Alles, was mir der Herr Gesandte zu sagen hat? fragte Maria Theresia ungeduldig.

Es ist Alles! Aber erlauben mir Ew. Majestät zu sagen, daß diese Dinge, so klein sie immer erscheinen mögen, doch durch die Umstände die höchste Wichtigkeit erlangen. Der Ruf einer Frau wird selten mit einem einzigen entscheidenden Dolchstoß, sondern gemeinhin mit Nadelstichen gemordet, und selbst eine Königin kann sich daran verbluten!

Nur muß man gestehen, daß es dem Herrn Erzbischof und Fürsten von Rohan sehr wenig zusteht, ein bestimmtes Urtheil über den Ruf der Frauen zu fällen, rief die Kaiserin, deren Zorn von der sentenzenreichen Weise des Fürsten gereizt worden. Wenn der Gesandte Frankreichs es sich erlaubt, bei mir über allerlei kleine unschuldige Verstöße gegen die Etiquette als über arge Vergehen Klage zu führen, so werde ich meinen Gesandten in Paris mit ganz andern und ernsthafteren Klagen zu dem König von Frankreich beordern.

Klagen über die unverzeihliche Gleichgültigkeit des Dauphins gegen seine Gemahlin, nicht wahr? fragte der Fürst mit dem Anschein der Theilnahme.

Nein, Klagen über das unverzeihliche Betragen des französischen

Gesandten in Wien, mein Herr, rief die Kaiserin erglühend. Hab' lange genug die ärgerlichen Dinge, welche man sich hier erlaubt, mit Langmuth ertragen, und darüber geschwiegen wegen der Egards, welche ich gern gegen das befreundete Königshaus von Frankreich bewahren möchte. Aber wenn der Herr Gesandte Frankreichs doch so gar streng im Punkt der Etiquette ist, sollte er selber sie doch mindestens äußerlich ein wenig strenger beobachten, und sie als einen schützenden Schleier über sein Leben ausbreiten. Da der Herr Erzbischof es liebt, in Sentenzen zu sprechen, so möge er mir auch eine Sentenz erlauben. Wer unschuldig ist, und reines Herzens, dem mag es verziehen sein, wenn er im Bewußtsein tadellosen Wandels die Rücksichten der Etiquette zuweilen aus den Augen setzte, wer aber ein üppiges Leben führt, und sich Vergehen gegen die Moralität, ja gegen die Kirche zu Schulden kommen läßt, der sollte mindestens aus Klugheit die Etiquette niemals verletzen, sondern sie vielmehr benutzen als einen Schild, hinter dem er seine Scham und seine Unehre verbirgt!

Ich danke Ew. Majestät für diese Sentenz, welche voll großer Weisheit ist, sagte der Fürst sich tief verbeugend. Nur erlauben mir Ew. Majestät die Frage: an wen soll ich diesen Spruch der Weisheit befördern? Denn ohne Zweifel ist er nicht für die Frau Dauphine von Frankreich bestimmt.

Nein, für Sie Selber ist er bestimmt, Herr Fürst! rief die Kaiserin außer sich vor Zorn. Für den Prälaten, den Kirchenfürsten, der sonder Scheu aller guten Sitte Hohn sprechend, seinen Liebesaventuren nachgeht, und wenig eingedenk seines Standes und seiner kirchlichen Würde, selbst mit den Damen meines Hofes seine Liebesintriguen unterhält. Für den Gesandten Frankreichs ist mein Spruch gewesen, für den Fürsten Louis von Rohan, welcher es zu vergessen scheint, daß er an diesem Hofe die Ehre Frankreichs zu vertreten hat, und ein gar wüstes lockeres Leben führt. Es ist schön, mein Herr, ein glänzendes Haus zu machen und sich zu umgeben mit königlichem Luxus, aber um solchen Aufwand mit Würde machen zu können, muß man ihn auch bezahlen können, und nicht auf Kosten der Leichtgläubigkeit Anderer ihn führen. Ganz Wien kennt jetzt schon die Verlegenheiten, welche im französischen Gesandtschaftshôtel herrschen, ganz Wien weiß, daß, während

der Herr Gesandte in seinen mit orientalischer Pracht ausgestatteten Salons seinen Gästen von seiner eigenen Capelle Concerte vorspielen läßt, die Diener der Gesandtschaft, welche schon lange vergeblich auf ihre Gage warten, ihren Handelsgeschäften nachgehen, und von dem Recht der Gesandten, ihren persönlichen Bedarf steuerfrei einzuführen, einen unrechtmäßigen Gebrauch machend, einen gar seltsamen Handel mit Contrebande eingerichtet haben. Ganz Wien nennt jetzt schon das Hôtel der französischen Gesandtschaft das Strumpfwaarenlager, und es sind vielleicht von dem Secretariat des Herren Fürsten von Rohan in dem letzten Jahr mehr seidene Strümpfe verkauft worden, als in Paris und Lyon zusammengenommen.*) Hab' also, um diesem Scandal ein Ende zu machen, die Steuerfreiheit der Gesandten ein- für allemal für Oesterreich aufheben müssen, und weiß sehr wohl, daß ich mir damit den Tadel der auswärtigen Höfe zugezogen. Sie nennen das Engherzigkeit von mir, und wissen nicht, daß es das anstößige Benehmen des französischen Gesandten ist, welches mich dazu gezwungen hat!

Ew. Majestät sind in der That außerordentlich gnädig, Sich so speciell um die Details meiner Haushaltung zu bekümmern, sagte der Fürst mit vollkommener Gelassenheit, und ich gestehe Ew. Majestät, daß Sie besser unterrichtet sind, als ich! Ich zum Beispiel habe nichts gewußt von diesem Handel mit seidenen Strümpfen, aber — ebensowenig weiß ich auch von den Liebesintriguen, welche ich mit den Damen dieses Hofes unterhalten soll. Ich habe leider ein gar kaltes Herz, und ohne Zweifel liegt es daran allein, daß keine einzige der Damen Eindruck auf dasselbe gemacht hat, und nur meiner Gleichgültigkeit und Indolenz schreibe ich es zu, daß ich nicht eine Einzige zu nennen wüßte, welche mir schön und liebenswerth erscheint. Da nun diese Beschuldigungen, welche man gegen meinen innern Haushalt wälzt, — denn Ew. Majestät werden mir gestatten, meine Herzensangelegenheiten als meinen innersten Haushalt zu bezeichnen, — da nun diese Beschuldigungen vollkommen unbegründet sind, so wage ich daraus zu folgern, daß auch jene Beschuldigungen, welche man gegen meinen äußern Haushalt richtet, nicht

*) Mémoires de Madame de Campan. Vol. I. p. 47.

minder unbegründet sein mögen. Es ist vielleicht in meinem Secretariat ebenso wenig mit seidenen Strümpfen gehandelt, als in meinem Herzen mit den Damen des österreichischen Hofes verhandelt worden ist! Was aber den Aufwand anbetrifft, dessen mich Ew. Majestät beschuldigen, so finde ich nicht, daß derselbe meinem Rang, meinem Namen und den Mitteln, welche ich besitze, nicht angemessen wäre, und das ist wohl das Einzige, was ich darüber zu sagen nöthig habe!

Der Herr Gesandte macht sich seine Rechtfertigungen gar leicht und bequem! rief die Kaiserin spöttisch, und wenn man ihn anhört, möchte man glauben, nicht eine einzige der Beschuldigungen, welche ich leider zu machen gezwungen bin, wäre wahr.

Daß dies indeß möglich ist, Majestät, haben wir an dem Beispiel der Frau Dauphine gesehen! sagte der Fürst lächelnd. Ich war leider auch gezwungen, Beschuldigungen gegen dieselbe zu erheben, und Ew. Majestät sagen mir auch, daß sie unbegründet sind. Wenn aber die Verstöße gegen die Etiquette für eine Dame gar keine Bedeutung haben, so sehe ich nicht ein, weshalb ich, ein Mann, so ängstlich auf die Etiquette halten sollte! Und es sind doch, wie mir scheint, auch nur Fehler gegen die Etiquette, welche man mir vorwirft. Ich glaube aber, daß man in Frankreich es dem Fürsten Rohan leichter verzeiht, wenn er, trotz seiner Kirchenwürde, mit allen Damen des Wiener Hofes Liebes-intriguen hat, als man es der Dauphine von Frankreich verzeiht, wenn sie auch nur einen Schritt über die Grenzlinie hinaus thut, welchen die Etiquette und die scheue Ehrfurcht des Volkes seit uralten Zeiten um die Prinzessinnen und Königinnen von Frankreich gezogen. Maria Antoinette hat aber mehr als einen Schritt darüber hinaus gethan, und ich fürchte, sie wird das eines Tages schwer zu bereuen haben! Ihre Feinde sind wachsam, und —

Ja, ich sehe, daß sie wachsam sind, rief die Kaiserin heftig, ich sehe das an Ihnen, Herr Fürst von Rohan. Oh leugnen Sie es nicht, ich weiß, daß Sie zu den Feinden der Dauphine gehören, daß Sie auf Seite derer stehen, welche Zeter schreien, wenn dieses junge unschuldige Wesen auch nur Einen Moment vergißt, daß sie bewacht wird von lauter Menschen, welche inmitten eines lasterhaften und entarteten Hofes keinen Glauben mehr an die Unschuld haben können, und Alle für

schuldig halten müssen, weil sie selber sich schuldig fühlen! Ich weiß, daß Sie gleich allen Uebrigen mit bösen Augen auf dieses arme Kind hinschauen, welches allein und vereinsamt einer Welt von Intriguen machtlos gegenüber steht, und keine andere Waffe gegen dieselbe hat, als ihre Unschuld und ihr reines Bewußtsein. Aber hüten Sie Sich wohl, mein Prinz, die wehrlose Dauphine wird eines Tages Königin werden, und die Königin wird alsdann die Macht haben, diejenigen zur Rechenschaft zu ziehen, welche die Dauphine beleidigt und gekränkt haben!

Ich hoffe, daß man mich nicht beschuldigen wird, jemals zu diesen gehört zu haben, rief der Fürst, welcher jetzt zum ersten Mal in dieser Unterredung seine stolze Würde verlor und dessen Wangen erbleichten.

Ich, die Kaiserin von Oesterreich, ich beschuldige Sie, rief die Kaiserin, ihren drohenden Arm gegen den Fürsten erhebend.

Aber zu einer Beschuldigung bedarf es der Beweise, sagte der Fürst heftig. Wann habe ich mich jemals feindlich gegen die Dauphine bewiesen? Denn unmöglich können Ew. Majestät die Mahnungen, welche ich zu gutem Zwecke an Ew. Majestät in Betreff auf die Dauphine zu richten wagte, als Beschuldigungen und Anklagen auslegen wollen! Wodurch aber hätte ich es sonst gezeigt, daß ich zu den Feinden der Dauphine gezählt werden könnte?

Wodurch Sie das gezeigt haben, Herr Fürst von Rohan? fragte die Kaiserin mit zornsprühenden Augen. Dadurch, daß Sie mit den Feinden der Dauphine befreundet sind, dadurch, daß Sie Theil nehmen an den Intriguen gegen sie, dadurch, daß Sie dieser Person, welche zur Schmach ganz Frankreichs sich eine Gräfin und die Geliebte des Königs nennen darf, in ihren elenden und boshaften Manoeuvres hülfreich sind, und ihr die Waffen in die Hand geben, um damit mich und mein Haus anzugreifen. Oh, mein Herr, es macht Ihnen, einem wirklichen Fürsten, und außerdem einem Kirchenfürsten wenig Ehre, mit dieser Person, welche ihre Schande und Schmach mit dem erborgten Grafentitel aufputzt, in so vertraulichem Briefwechsel zu stehen, daß Sie es selbst nicht scheuen, über die Mutter der Dauphine zu einer Dubarry in beleidigenden Worten zu sprechen.

Wann hätte ich das gethan! rief der Fürst entsetzt. Wann wäre ich so ehrlos, und, was eben so schlimm ist, so lächerlich dumm

gewesen, an die Gräfin Dubarry jemals ein Wort über die erhabene Kaiserin Maria Theresia zu schreiben?

Ah, Sie wagen es zu streiten, sagte die Kaiserin stolz. Ich bekenne Ihnen, daß mir an Ihrem Beifall wie an Ihrem Tadel wenig gelegen ist, und daß ich Ihnen gerade deshalb die erbetene Audienz bewilligt habe, um Ihnen zu beweisen, daß die Kaiserin Maria Theresia gar nicht berührt wird von den Worten des Herrn Fürsten von Rohan. Weil Sie's aber wagen, Ihren Brief an die Gräfin Dubarry abzuleugnen, will ich Ihnen doch dessen Inhalt zurückrufen. Oh, Sie sollen wenigstens sehen, mein Herr, daß ich auch ziemlich gut unterrichtet bin von dem, was sich am französischen Hofe zuträgt! Selbst über die vertraulichen Orgien des Oeil de Boeuf, zu denen König Ludwig nur seine Favoriten zuläßt, empfange ich meine Berichte, und ich will Ihnen sagen, was bei einer dieser letzten Orgien geschah. Die Gräfin Dubarry ergötzte sich mit sehr wenig Zurückhaltung und Decenz über das, was sie „die Falschheit und Verstellungskunst" der Kaiserin Maria Theresia nannte, und um zu beweisen, daß das, was sie behauptete, auch wahr sei, zog die Gräfin Dubarry einen Brief aus ihrem Portefeuille hervor. Sehen Sie, rief sie, das ist ein Brief des Fürsten Louis Rohan, hören Sie nur, wie der die Kaiserin schildert! — Nun, Herr Erzbischof, sehen Sie jetzt, daß ich gut unterrichtet bin? Wollen Sie jetzt noch leugnen, daß Sie mit dieser Person correspondiren?

Ich leugne es! sagte der Fürst mit feierlicher Entschiedenheit. Ich habe niemals an die Gräfin Dubarry geschrieben, und am allerwenigsten über die geheiligte Person der Kaiserin Maria Theresia!

Nun, das ist in der That eine freche Lüge, rief die Kaiserin verächtlich. Man wird des Herrn Erzbischofs Gedächtniß aufzufrischen suchen müssen! Ich werde Ihnen vorlesen, was Sie über mich geschrieben! Hören Sie nur!

Die Kaiserin zog aus ihrer Kleidertasche ein Papier hervor, und es entfaltend, las sie: „Ich habe wirklich Maria Theresia über das Schicksal des bedrängten Polens weinen sehen; aber diese Fürstin, welche so sehr geübt ist in der Kunst der Verstellung, scheint mir auch ihre Thränen ganz in ihrer Gewalt zu haben. In der einen Hand hält sie das Taschentuch, um ihre Thränen zu trocknen, mit der andern faßt sie nach

dem Schwert der Verhandlungen, um die dritte Macht bei der Theilung zu sein."*) — Nun, Herr Erzbischof, ich frage Sie auf Ihre Ehre und Ihr Gewissen, haben Sie das geschrieben?

Der Fürst war bleich geworden, und rückwärts schwankend, mußte er seine Hände auf die Lehne eines Sessels stützen, um nicht umzusinken.

Auf Ihre Ehre und Ihr Gewissen, haben Sie das geschrieben? wiederholte die Kaiserin.

Der Fürst Erzbischof hob langsam sein bleiches Antlitz empor, und Maria Theresia's glühenden Augen mit einem traurigen Blicke begegnend, sagte er ernst und fest: Ja, Majestät, ich habe das geschrieben! Ich darf meine Worte nicht verleugnen!

Sie gestehen also zu, daß Sie zu den Feinden der Dauphine gehören, daß Sie mit dieser elenden Gräfin im Briefwechsel stehen?

Nein, ich gestehe das nicht zu, denn es ist eine Unwahrheit. Ich habe in einem gereizten, unseligen Moment, den ich indeß nicht zu entschuldigen wage, den Brief geschrieben, in welchem jene Zeilen enthalten sind, allein dieser Brief war nicht an die Gräfin Dubarry gerichtet!

Und wen wünscht der Herr Erzbischof als den Empfänger desselben zu bezeichnen? fragte die Kaiserin verächtlich lachend.

Ich bezeichne Niemand, Majestät, ich weiß nur, daß Derjenige, welchem ich diesen Brief geschrieben, mein Vertrauen gemißbraucht und denselben der Dubarry mitgetheilt hat. Fern sei es von mir, ihn nennen zu wollen! Möge der Zorn Ihrer Majestät mich allein zerschmettern, ich allein will der Schuldige bleiben und die Strafe leiden.

Ich weiß von keiner Schuld, sagte die Kaiserin hoheitsvoll, und wie mir scheint, sind Sie meines Zornes nicht werth. Die Maria Theresia steht da vor Gott und aller Welt, und Jedermann hat ein Recht über sie zu urtheilen, der Fürst Rohan so gut, als der Zeitungsschreiber, und der Bettler. Alle diese Urtheile der Menschen verwehet der Wind, aber Gott zeichnet die Thaten auf, und an ihm ist's, zu strafen und zu richten! Werd' mich vor dem Fürsten von Rohan weder rechtfertigen, noch verlohnt es sich der Müh' über ihn erzürnt zu sein! Mag er über mich schreiben und denken, was er will, es berührt mich nicht. Aber ich wollte

---

*) Mémoires de Weber, concernant Marie Antoinette. Vol. III. p. 305.

ihm nur beweisen, daß wir ihn kennen, die Dauphine und ich, daß wir wissen, was man von Ihnen zu erwarten hat!

Die Dauphine weiß auch um diesen Brief! rief der Fürst entsetzt.

Nun, sie ist es, die mir die Abschrift gesandt hat, sagte die Kaiserin.

Der Fürst stieß einen dumpfen Schrei aus, und schlug seine beiden Hände vor sein todtenbleiches, zuckendes Angesicht. Ich bin verloren, murmelte er leise, und tiefe schmerzliche Seufzer drangen aus seiner Brust hervor.

Die Kaiserin schaute mit finstern, mißtrauischen Blicken zu ihm hin, diese so plötzliche, so heftige Bewegung des stolzen Fürsten schien sie zu überraschen, und ihr Zweifel über die Aechtheit derselben zu erregen.

Wozu dies Comödienspiel, Herr Fürst Erzbischof? fragte sie rasch. Es ist gar nit nöthig eine Scene der Zerknirschung zu spielen, denn ich sage Ihnen, ich zürne Ihnen um meinetwillen gar nicht!

Aber die Dauphine wird es mir niemals verzeihen, sagte der Fürst leise und mit zitternder Stimme, indem er seine Hände langsam von seinem Angesicht niedergleiten ließ. Vergeben mir Ew. Majestät diese Scene der Zerknirschung, die aber, das schwöre ich, kein Comödienspiel war. Ich sah in diesem fürchterlichen Moment nur mit prophetischem Aug' hinein in die Zukunft, und ich sah da viel Kummer und viel Thränen!

Kummer und Thränen für wen? fragte die Kaiserin verächtlich.

Kummer und Thränen für mich, und vielleicht auch für die Dauphine. Sie hält mich jetzt für ihren Feind und wird darnach handeln. Der Haß der Feindschaft aber ist ein zweischneidiges Schwert, mit dem man eben so leicht sich selbst, als seinen Feind verwunden kann. Ich bitte Ew. Majestät nicht um Vergebung für jene Worte, welche ich geschrieben, ich weiß, daß Maria Theresia groß genug denkt, um den Irrenden verzeihen zu können, aber noch in diesem Moment beschwöre ich Ew. Majestät, warnen Sie die Dauphine! Lassen Sie dieselbe nicht weiter gehen auf diesem gefährlichen Pfad, den sie betreten hat. Sie ist eine Nachtwandlerin, welche nicht sieht, daß sie am Rande eines Abgrundes dahinschreitet. Warten Ew. Majestät es nicht ab, daß Ihre Feinde Ihnen zuvorkommen, und die Dauphine mit lautem Zuruf erwecken, denn sie würde alsdann hinunterstürzen in den Abgrund. Noch

ist es Zeit, Majestät, noch kann dem Unheil vorgebeugt werden! Marie Antoinette ist ein holder Engel der Unschuld, Keuschheit und Güte, aber die Welt, in welcher sie lebt, versteht nicht die Sprache der Engel, und um nicht von ihrer Reinheit und ihrem Glanz geblendet zu werden, sind die Bösen bemüht, den Staub der Gemeinheit darauf zu werfen, und ihr eine um die andere die Federn aus ihren Engelsflügeln auszureißen! Warnen Sie die Dauphine! Sie möge auf ihrer Huth sein vor ihren Feinden, aber so wahr ein Gott im Himmel lebt, ich gehöre nicht zu diesen. Marie Antoinette wird das niemals glauben wollen, und das wird die Todeswunde sein, an der ich einst sterben werde! — Ich bitte Ew. Majestät, mich jetzt entlassen zu wollen!

Ohne eine Antwort der Kaiserin abzuwarten, verbeugte sich der Fürst, und wandte sich dann der Thür zu. Maria Theresia schaute mit trüben, sinnenden Blicken seiner hohen stolzen Gestalt nach, und längst noch, nachdem die Thür sich hinter ihm geschlossen, blieb sie so stehen, den traurigen und ahnungsvollen Gedanken nachhängend, die wie eine düstere Wolke ihre Seele beschatteten.

Ja, er hat Recht, sagte sie dann, in sich erschauernd, sie wandelt am Rande eines Abgrundes dahin, und man muß sie warnen vor der Gefahr! Ich will Jemand hinschicken zu ihr, der sie beobachtet, der sie warnt, der ihr Rath ertheilt. Mein Gott, mein Gott, wo aber finde ich Jemand, der das wagen wird? Jemand, der unabhängig, edel und großmüthig genug ist, um eine solche schwierige Aufgabe übernehmen zu wollen? Wer liebt sie genug, um selbst ihren Zorn nicht zu fürchten, und sie inmitten der Schmeichelei, welche sie umgiebt, die Stimme des Tadels und der Warnung hören zu lassen? Wem vertrauet sie genug, um ihm zu verzeihen, wenn er es wagt, bei ihr den Mentor zu spielen? Ach, sie ist so unglücklich, meine arme Antoinette, und ich hab' nicht die Kraft ihr zu helfen! Es ist ein elend Ding um unsre Erdenmacht, und mit allen Schätzen der Welt erkauft man sich doch keinen Freund, der sonder Eigennutz und Furcht uns liebt um unserer selber willen! Du mein Gott, hilf Du der armen Kaiserin, laß sie den Freund finden, dessen ihre arme Tochter so sehr bedarf!

VI.

Das Fest der Uebernahme Polens.

Der entscheidende Schritt war geschehen; die drei Mächte, so lange in Feindschaft und Haß getrennt, hatten sich jetzt in Liebe und Freundschaft vereinigt, um gemeinsam dem unglücklichen Polen die Ruhe und den Frieden zu geben, nach welchem es selber in ewigen Kämpfen und mit blutigen Thränen so lange vergeblich gerungen hatte. Polen mußte büßen für seine Schuld und seine Fehler, und da es nicht verstanden, sich selber zu regieren, waren die drei Mächte herbeigekommen, um als bedrohte Nachbarn dem König Stanislaus bei der Regierung Polens behülflich zu sein, und einen Theil der Last, welche offenbar für seine Schultern zu schwer war, von denselben abzuwälzen. — Vergebens hatte Stanislaus Augustus sich lange geweigert, diesen freundnachbarlichen Hülfsleistungen seine Zustimmung zu geben, vergebens hatte er sich an England und Frankreich um Hülfe gewandt. Beide Mächte wollten um des unglücklichen, von langen Kämpfen zerfetzten und zertretenen Polens willen nicht einen Krieg mit den drei Verbündeten wagen, welche mit gezückten Schwertern sich an den Grenzen ihrer durch die Feder eroberten neuen Besitzungen aufgestellt hatten, und bereit waren, mit vereinter Macht ihre neuen Länder zu vertheidigen.

Wohl hatte König Stanislaus da in dem ersten Sturm seiner Verzweiflung geschworen: er werde sich eher die rechte Hand abschlagen lassen, als mit derselben die Theilungsacte, welche die drei Mächte ihm zur Unterschrift vorgelegt, unterzeichnen. Die Mächte, von des Königs langem Widerstand erzürnt, erklärten endlich durch ihre Gesandten in Warschau: „es giebt eine Grenze der Mäßigung, welche Gerechtigkeit und Würde den Höfen vorschreibt," und an dieser Grenze ständen sie jetzt, die schleunige Annahme des Theilungsvertrages erwartend.*) Der russische Botschafter aber fügte drohend hinzu, wenn der König sich weigere, die Theilungsacte zu vollziehen, und einen Reichstag zu berufen, der die Eroberungen anerkenne, so werde den König und sein Land das Entsetz-

*) v. Raumer. Beiträge zur neueren Geschichte. Th. IV. S. 516.

lichste treffen, was sich nur ereignen könne, und der König dürfe überzeugt sein, „daß man ihm selber auch nicht einen silbernen Löffel lassen werde.“*)

Der schwache und unglückliche König hatte nicht den Muth solchen Drohungen zu trotzen, oder die Krone freiwillig niederzulegen, mit welcher die Gunst der russischen Kaiserin einst das Haupt des schönen Grafen Poniatowski geschmückt hatte. Er unterwarf sich dem Willen seiner mächtigen Nachbarn, und trat nun als vierte Macht in die Reihen der theilenden Mächte, bemüht, für sich und seine Person wenigstens so viel Vortheile und so viel Besitz als möglich zu erringen. Gehorsam den Befehlen der drei Mächte, berief er den Reichstag und forderte ihn auf, der Theilungsacte durch seine feierliche Zustimmung die Sanction zu verleihen.

Die unglücklichen, verzweifelnden, darnieder geschmetterten Polen hörten wenig auf den Ruf dieses Königs, den eine fremde Gewalt ihnen aufgedrungen; nur einige furchtsame oder käufliche Seelen folgten dem Rufe, und die Reichsversammlung bestand nur aus sechs und dreißig Mitgliedern, welche unter dem Zwang und Schutz der österreichischen und preußischen Husaren, die in Warschau eingerückt waren, zu der Theilung Polens ihre Einwilligung gaben.

Und so war das Unerhörte geschehen, und stumm und unthätig vor Staunen und Ueberraschung schaute ganz Europa zu, wie Rußland, Oesterreich und Preußen sich in die schönsten Provinzen Polens theilten, und das Königreich um den dritten Theil seines ganzen Umfangs verkleinerten.

Nicht eine Hand erhob sich, um die Rechte Polens zu vertheidigen, und der Vergrößerungslust der drei Mächte zu wehren; man ließ es ruhig geschehen, daß der König von Preußen sich die Herrschaft Pomerellen und den Netzdistrict erwarb, daß Rußland sich Liefland und die schönsten und größten Woiwodschaften nahm, daß Oesterreich sich außer der Zipser Gespannschaft noch einen Theil von Galizien und Lodomerien und fast das ganze Gebiet von Krakau aneignete.

Hier und da hörte man wohl eine tadelnde Stimme, aber sie verhallte unter dem Geklirr der Waffen, und unter dem Fußtritt der Regimenter, welche die drei Mächte ausmarschiren ließen zur Besetzung ihrer

*) v. Raumer. Beiträge zur neueren Geschichte. Th. IV. S. 507.

neuen Grenzen. Und wenn doch eine solche Stimme das Ohr der Fürsten erreichte, so trösteten sich Oesterreich und Preußen damit, daß die Kaiserin von Rußland ihnen gesagt: „sie wolle allen Tadel auf sich nehmen," und Katharina lachte zu diesem Tadel, und nannte ihn nur moutarde après diner.*) — Der König von Preußen aber, gleichsam um sich selber zu beschwichtigen, sagte laut: „jetzt erst wird der König von Polen und die Republik eine gewisse Festigkeit haben, und wird eine achtungswerthe Mittelmacht zwischen den drei andern Staaten bilden müssen, damit diese sich nicht einander zu nahe kommen."**)

Die Polen unterwarfen sich grollend und schweigend dem furchtbaren Verhängniß, das über sie hereingebrochen war, und um dem Blutvergießen, den Verfolgungen, den Drohungen und all den Qualen der Ungewißheit endlich ein Ziel zu setzen, fügten sie sich in das Unabweisbare, leisteten sie den neuen Herrschern, welche die Schwäche ihres Königs und ihre eigene Schuld ihnen gegeben, den Eid des Gehorsams und der Treue.

Nun erst, nachdem dies geschehen, nachdem die neuen Grenzpfähle aufgerichtet, nachdem die alten Provinzen Polens neue Namen angenommen, und sich zu österreichischen, russischen und preußischen Provinzen verjüngt hatten, nun erst, da die Festungen des einstigen Königreiches sich den Truppen der neuen Herrscher geöffnet hatten, nun erst konnten die drei Mächte sagen, daß die Theilung geschehen sei, und konnten ihrer neuen Besitzungen sich freuen.

Selbst Maria Theresia war es zufrieden, diese traurige und mißliche Sache, welche Jahrelang ihr Herz gemartert und gequält hatte, endlich beendigt und zum Abschluß gebracht zu sehen, und vielleicht, um Gott dafür zu danken, vielleicht um aller Welt zu zeigen, daß die Theilung Polens jetzt auch ihre volle Zustimmung und Billigung gewonnen, hatte sie befohlen, im Stephansdom zu Wien ein feierliches Tedeum zu Ehren der Erwerbung des neuen Königsreichs Galizien abzusingen.

Der ganze Hof sollte dieser Feierlichkeit beiwohnen, und zu der großen Cour, die nach der kirchlichen Feier in den kaiserlichen Gemächern

*) v. Raumer, Beiträge. S. 542.

**) Ebendaselbst. S. 507.

stattfinden sollte, waren auch die neuen Unterthanen Oesterreichs, die Standesherrn, Grafen und Barone aus Galizien beschieden, welche nach Wien gekommen, um der Kaiserin den Huldigungseid zu leisten, und sich dadurch den Besitz ihrer Güter zu sichern.

In der Antichambre der Kaiserin erwarteten die Damen in glänzender Galatracht, strahlend von Juwelen, die Ankunft der Kaiserin, um in ihrem Gefolge sich in den Dom zu begeben. Die schönen, stark geschminkten Gesichter der Damen zeigten heute ein heiteres Lächeln, eine behagliche Zufriedenheit, denn Alle hatten sie zu leiden gehabt von den Zwistigkeiten um Polen, welche der Kaiserin Maria Theresia so viel schlaflose Nächte, so viel Thränen und Sorgen gemacht hatten. Jedermann war daher froh, diese unangenehme Angelegenheit endlich beendigt zu sehen, und hoffte, daß jetzt auch wieder im Innern der Kaiserburg Zufriedenheit und Glück einziehen würde.

Aber die Damen, welche da im Vorzimmer der Kaiserin warteten, wagten doch nicht, sich diese Hoffnungen laut einander mitzutheilen, oder sich des neuen Triumphes Oesterreichs zu freuen. Nur flüsternd unterhielten sie sich von dem großen Ereigniß, das sie heute hier zusammengeführt, und dann warfen sie scheue und verstohlene Blicke auf jene Dame hinüber, die da allein und abgesondert, in düsterm Trauergewande, mit ungeschminkten Wangen, bleich und stumm an der Wand lehnte, kaum im Stande, die Thränen zurückzuhalten, die in ihren Augen zitterten. — Diese Dame war Frau von Salmour, die Oberhofmeisterin der Erzherzogin Mariane. Gleich den übrigen Damen war sie, ihrer Pflicht gemäß, in der Antichambre der Kaiserin erschienen, um, wie es die Etiquette gebot, ihrer Gebieterin zur Stephanskirche zu folgen. Aber an ihren bleichen Wangen, ihren verweinten Augen und ihren zitternden Lippen konnte man errathen, welchen Kampf diese Frau gekämpft, und wie schwer es ihr geworden, ihren Schmerz um das geliebte Vaterland zu unterdrücken, um ihrer Pflicht zu genügen.

Vom Stephansthurme ertönte das feierliche Geläute der Glocken, welches ganz Wien anzeigen sollte, daß die Kaiserin sich in den Dom begebe, um Gott zu danken, weil er Oesterreich neuen Glanz und neue Macht verliehen habe, und mit dröhnender Zunge den Ruhm und die neue Größe Oesterreichs zu verkünden. Und jetzt wurden die Flügel-

thüren geöffnet, und am Arm des Kaisers, gefolgt von den Prinzen und Prinzessinnen, den Ministern und Generälen, trat die Kaiserin in die Antichambre ein. Schweigend hatten sich die Damen zu beiden Seiten aufgestellt, um die Kaiserfamilie vorüber zu lassen, und dann ihnen zu folgen. Maria Theresia's flammendes Auge überflog mit einem raschen Blick ihre Reihen, und haftete auf dem bleichen Antlitz der Gräfin von Salmour. Mit einem leisen Wink ihres Hauptes rief sie dieselbe zu sich und stand still, die Gräfin erwartend, welche langsam aus den Reihen der Damen hervortrat, und sich der Kaiserin näherte.

Eine tiefe Stille herrschte im Gemach, Aller Augen waren mit neugierigen Blicken auf die Kaiserin geheftet, und auf Frau von Salmour, die in ihren Trauergewändern so seltsam contrastirte zu dem heutigen Fest des Triumphes.

Frau von Salmour, sagte die Kaiserin, laut genug, um von Jedermann gehört zu werden, ich entbinde Sie heute von Ihrer Pflicht. Sie hat nicht nöthig mit uns in den Dom zu gehen.

Die Gräfin verbeugte sich tief, und inmitten des allgemeinen Schweigens sagte sie ernst: Ew. Majestät haben Recht, mich heute nicht in die Kirche gehen zu lassen, denn ich könnte vielleicht versucht sein, dem Himmel Wünsche vorzutragen gegen die Bedrücker meines Vaterlandes.*)

Mit einem wahren Schrecken und Entsetzen richteten sich jetzt Aller Augen auf die Kaiserin, Jedermann erwartete, von ihr eine heftige und zürnende Antwort zu vernehmen.

Allein das Antlitz der Kaiserin blieb vollkommen heiter und ruhig. Sie hat Recht, sagte sie freundlich, und es ist schön von Ihr, daß Sie den Muth hat die Wahrheit zu sagen.

Sie nickte der Gräfin freundlich zu, und war im Begriff weiter zu gehen, aber plötzlich blieb sie stehen, und wandte sich noch einmal zu Frau von Salmour um.

Ist die Gräfin Wielopolska noch in Wien? fragte die Kaiserin hastig.

Seit gestern, Majestät, ist sie wieder hier.

---

*) Historisch. Siehe: Swinburne: the courts of Europe at the close of the last century. Vol. I. p. 348.

Sie sollte, während wir in der Kirche beten, zu der Gräfin gehen, sagte Maria Theresia theilnehmend.

Frau von Salmour schüttelte langsam ihr Haupt, und ihre Blicke wandten sich mit einem seltsamen Ausdruck auf den Kaiser hin, welcher mit trüben Mienen der Unterredung seiner Mutter zugehört hatte.

Verzeihung, Majestät, sagte Frau von Salmour, sich dann wieder der Kaiserin zuwendend. Die Frau Gräfin ist, wie sie mir sagte, im Begriff, eine große Reise anzutreten, und da sie heute mit den Vorbereitungen zu derselben beschäftigt ist, empfängt sie Niemand. Wir haben gestern schon von einander Abschied genommen. Die Gräfin Wielopolska verläßt Wien für immer.

Es freut mich, daß die Gräfin reisen will, das wird sie zerstreuen, sagte Maria Theresia freundlich, der Frau von Salmour einen Abschiedsgruß zuwinkend und dann am Arm des Kaisers weiter schreitend.

Joseph folgte ihr sinnend und gedankenvoll, eine trübe Wolke lagerte auf seiner Stirn, und weder die triumphirenden Klänge des Tedeums noch der Anblick dieser festlich geputzten Menschenmenge, welche die Kirche erfüllte, um mit der Kaiserfamilie Gott zu danken für den neuen Glanz Oesterreichs, vermochte sein Antlitz zu erhellen. Wie er jetzt im Stephansdom den Jubelklängen des Tedeums zuhörte, das den Erwerb eines Theils von Polen feiern und gewissermaßen sanctoniren sollte, erinnerte sich der Kaiser mit einer Art Beschämung jenes Tages, an dem er zum erstenmal als Kaiser einer öffentlichen Feierlichkeit beigewohnt hatte.*) Diese Feierlichkeit damals hatte der Erinnerung an die glückliche Befreiung Wiens von der Belagerung der Türken gegolten, und auf derselben Stelle, auf welcher der Kaiser jetzt knieete, um Gott für das eroberte Polen zu danken, hatte er damals gekniet, um den Manen Johann Sobieski's und den Polen zu danken, welche damals vor noch nicht einem Jahrhundert das unglückliche Wien von den Türken befreit hatten.

Und von diesen trüben und beschämenden Erinnerungen wandten sich alsdann die Gedanken des Kaisers zu dieser schönen und unglücklichen Frau hin, zu der Gräfin Wielopolska, deren bleiches, schmerzzuckendes Antlitz oft wie ein letzter Strahl der untergehenden Abendsonne vor

*) Siehe die erste Abtheilung dieses Werkes. Th. II.

seinem innern Auge vorübergeschwebt war, und deren süße Stimme er wider seinen Willen oft noch in der Stille der Nacht flüstern hörte von den schönen Tagen, welche gewesen. Mit einem seltsamen ihm unerklärlichen Wehegefühl wiederholte er sich die Worte der Frau von Salmour, diese Worte, welche, wie es ihm schien, zumeist an ihn gerichtet waren, rief er sich die traurigen und vorwurfsvollen Blicke zurück, mit welchen Frau von Salmour ihn angeschaut.

„Die Gräfin Wielopolska verläßt Wien für immer," hatte Frau von Salmour gesagt, und doch war sie nicht gekommen, Abschied zu nehmen von der Kaiserin, doch hatte sie den Kaiser nicht zum letzten Lebewohl zu sich gerufen! Ein Gefühl unaussprechlicher Sehnsucht, schmerzvoller Zärtlichkeit erfaßte den Kaiser, er hätte zu der Gräfin hineilen, und zu ihren Füßen knieend, sie um Vergebung anflehen mögen für diese Jubelklänge des Tedeums, dessen letzte Accorde eben die glänzenden, von tausend Kerzen funkelnden Hallen des Doms durchrauschten. Aber ihre Geschicke waren doch auf ewig von einander geschieden, und keine Brücke gab es mehr herüber und hinüber! Es half nichts sie wiederzusehen, sie hatten doch einander nichts mehr zu sagen, nichts, was sie nicht schon längst in bitter durchwachten Nächten und in dem stummen Abschiedsblick jenes letzten Begegnens bei der Kaiserin gesagt hatten. In jener Stunde hatte die Gräfin ihm gesagt, eines Tages würden sie sich noch wiedersehen, eines Tages würde sie ihn rufen lassen zu einem letzten Lebewohl, und er hatte ihr schwören müssen, alsdann ihrem Ruf zu folgen. Dieser Tag des letzten Lebewohls war also noch nicht gekommen, und Frau von Salmour hatte also Unrecht; Gräfin Anna Wielopolska verließ nicht auf immer Wien, sonst würde sie ihr Wort erfüllt, und Joseph gerufen haben zum letzten Lebewohl!

So ganz versenkt war der Kaiser in diese Gedanken, daß er gar nicht gewahr worden, daß das Tedeum und das nachfolgende Gebet längst beendet war, und die Kaiserin sich schon von ihrem Sitz erhoben hatte. Erst als sie leise seine Schulter berührte, und ihn aufforderte mit ihr die Kirche zu verlassen, erwachte der Kaiser aus seinem Sinnen und sprang rasch empor, um Maria Theresia den Arm zu bieten, und sie zu ihrem Wagen zu geleiten.

Eine zweite Feierlichkeit, wie gesagt, folgte dieser ersten. Nach dem

Tedeum sollten die neuen polnischen Vasallen, welche heute in der Oberhofkanzlei den Huldigungseid geschworen, in erster großer Cour ihrem neuen Herrscherpaar vorgestellt werden.

In dem großen Thronsaal, im vollen Pomp ihrer kaiserlichen Würde auf dem Thron sitzend, neben welchem Kaiser Joseph stand, empfing Maria Theresia ihre neuen Unterthanen, diese großen Grundbesitzer derjenigen polnischen Provinzen, welche jetzt unter dem Titel des Königreichs Galizien dem österreichischen Kaiserstaat einverleibt waren. In feierlichem Zuge gingen diese neuen Vasallen an dem Thron vorüber, und indem Jeder derselben vor dem Thron sich tief und ehrfurchtsvoll verneigte und halb seine Kniee beugte, nannte der Oberhofmarschall mit lauter Stimme den Namen des Knieenden, und Maria Theresia empfing jeden dieser Namen mit einem grüßenden Kopfneigen und einem huldvollen Lächeln.

Nachdem diese Ceremonie beendet war, stieg die Kaiserin von ihrem Thron, um ihre neuen Vasallen auf eine weniger ceremoniöse und stolze Weise zu begrüßen, und sich in huldvoller und herablassender Weise mit ihnen zu unterhalten. Niemand verstand es so gut, wie Maria Theresia, diejenigen zu bezaubern, die sie für sich gewinnen wollte, und auch jetzt noch, obwohl ihre Schönheit und ihre Jugend längst verwelkt war, übte ihre stolze, majestätische Erscheinung, ihr glühendes, schönes Auge, ihr edles, gütevolles Wesen den alten Zauber. Man sah, wie die umdüsterten Gesichter der Polen, wenn Maria Theresia mit ihnen sprach, sich nach und nach erheiterten, und während sie vorher schweigend und mit finster zusammengezogenen Augenbrauen dagestanden, fingen sie nun an mittheilsamer zu werden, und sich den Gruppen anzuschließen, welche sich jetzt hier und da in dem Saal gebildet hatten, und in denen man zum ersten Mal die Polen neben den Ungarn, den Italienern und Deutschen als Unterthanen und Vasallen Oesterreichs erblickte.

Die meisten dieser neuen Unterthanen hatten ihre polnische Uniform und Nationalgewänder abgelegt, und waren in eleganter französischer Tracht vor der Kaiserin erschienen.

Nur Wenige hatten den trotzigen Muth gehabt, den Thronsaal der neuen Herrscherin angethan mit dem schönen, goldgestickten polnischen Nationalkostüm zu betreten, und unter diesen Wenigen war es ein Greis

von hoher, stolzer Gestalt, von ehrfurchtgebietender Erscheinung, welcher die Blicke Aller auf sich zog.

Während alle seine Landsleute sich beugten und lächelten, und schöne Worte machten, stand dieser Greis in dem polnischen Nationalgewande allein und abseit in einer Fensternische. Mit finstern Blicken, mit verschränkten Armen, die bleichen Lippen fest aufeinander gepreßt, stand dieser Mann da, und schaute fast verächtlich dem bunten Treiben in dem Saal zu. Eben ging die Kaiserin vorüber, und grüßte ihn mit einem huldvollen Lächeln. Der Greis senkte kaum merklich sein Haupt, und die Falte auf seiner Stirn ward noch finsterer und tiefer.

Kaiser Joseph unterbrach sich mitten in einem angefangenen Gespräch mit zwei jungen polnischen Grafen, deren Heiterkeit und unbefangenes Wesen bewies, wie gut es die Polen verstehen, ihrer Schmerzen zu vergessen, nnd sich in glücklichem Leichtsinn dem Genuß des Augenblicks hinzugeben.

Können Sie mir sagen, meine Herren, wer jener stolze, finstere Greis dort ist? fragte der Kaiser hastig.

Wie die Blicke der Grafen dem Finger des Kaisers folgten, wurden ihre Gesichter ernst, und fast beschämt senkten sie die Blicke zu Boden, als sie gewahrten, daß die Augen des Greises fest auf sie gerichtet waren.

Das ist, sagte der Eine von ihnen fast scheu und ängstlich, das ist der Graf von Kamienski.

Ah, der große Parteigänger früherer Tage! rief der Kaiser lebhaft. Nun, da er nicht zu mir kommt, will ich zu ihm gehen, um ihn zu begrüßen.

Er nickte den Andern einen freundlichen Abschiedsgruß zu, und den Saal durchschreitend, ging er zu dem Greis hin, der ihn ohne das mindeste Zeichen von Ueberraschung oder Freude mit einem ernsten, kalten Gruß empfing.

Ich freue mich, den Grafen Kamienski begrüßen zu können, und ihm meine Achtung zu bezeugen, sagte der Kaiser freundlich, indem er dem Grafen seine Hand darreichte.

Dieser schien die gnädige Begrüßung des Kaisers nicht zu gewahren, und nahm die Hand des Kaisers nicht an. Er machte nur eine stumme Verbeugung und warf einen düstern, scheuen Blick auf das freundliche Antlitz des Kaisers.

Aber Joseph ließ sich nicht zurückschrecken von dem kalten abstoßenden Wesen des Polen, dessen düstere Schwermuth der Kaiser in seinem Zartsinn gar wohl zu würdigen wußte.

Sind Sie zum ersten Male in Wien? fragte der Kaiser.

Zum ersten und zum letzen Male, sagte der Graf langsam und feierlich.

Und gefällt Ihnen Wien?

Nein, Majestät, es gefällt mir nicht sonderlich.

Der Kaiser lächelte. Dieses herbe, abstoßende Wesen, statt ihn zu verletzen, gewann vielmehr sein Herz und erfüllte ihn mit Hochachtung vor diesem edlen, schmerzbeladenen Sohn seines Vaterlandes, der so wenig Höfling war, daß er seinen neuen Herrschern gegenüber unverholen die Trauer um sein Vaterland auf seinem Antlitz und in seinem Wesen trug.

Es wundert mich, daß es Ihnen in Wien nicht gefällt, sagte der Kaiser freundlich. Sie treffen wenigstens sehr viele Landsleute hier. Es waren noch niemals so viel Polen hier in Wien, als eben heute.

Ein flammender Zornesblick des Polen traf das lächelnde Antlitz des Kaisers. Nun, sagte der Graf, ich meine doch, daß an jenem Tage, als König Sobieski die Türken verjagte, ganz Wien mit Polen angefüllt war. Doch das sind beinahe hundert Jahre her, und das Gedächtniß der Menschen reicht nicht so weit.*) — Aber, fuhr der Graf dann sanfter fort, ich bin nicht hierher gekommen, um Ew. Majestät an vergangene Zeiten zu erinnern. Es muß sich ein Jeder in seine Gegenwart schicken, und Ew. Majestät sehen ja, mit welcher Heiterkeit und welchem guten Anstand meine Landsleute das verstehen.

Und doch versichere ich Ihnen, Herr Graf, daß diese Alle mir weniger gefallen, als Sie, sagte der Kaiser mit innigem Ton. Ihr Trübsinn macht Ihnen mehr Ehre, als jenen Herren dort ihre Heiterkeit. Ich weiß, trotz der Gegenwart, auch die Vergangenheit wohl zu schätzen, und

---

*) Diese Unterredung ist historisch. Der Kaiser selbst liebte es sie zu erzählen, und versicherte, dieses herbe Wesen, und dieser stolze amor patriae des Grafen hätte ihn so erfreut, daß er die größte Neigung gehabt, ihn zu umarmen, und es nur nicht gethan, weil er hätte fürchten müssen, zurückgestoßen zu werden. Siehe: Swinburne I. S. 349.

wenn die Söhne den Trauerflor tragen und weinen um ihre verstorbene Mutter, so zeigt das nur, daß sie gute und dankbare Söhne sind, und Jedermann wird sie deshalb hoch schätzen.

Der Graf blickte betroffen in das edle, von Geist und Güte leuchtende Antlitz des Kaisers. Sire, sagte er traurig, hätte der König Stanislaus Ihnen geglichen, so wäre Vieles anders gekommen! Aber es hilft nichts, darüber zu klagen, und ich bin nicht dazu hierher gekommen. Bin aber auch nicht gekommen, um mich zu freuen, und um einen Gruß von der Kaiserin zu buhlen.

Die Kaiserin wird sich indessen freuen, einen so tapfern und berühmten Helden kennen zu lernen, sagte Joseph freundlich. Erlauben Sie mir, Sie der Kaiserin vorzustellen.

Der Graf schüttelte langsam sein Haupt. Ich kam nach Wien, sagte er, nicht um der Kaiserin willen, sondern um einer Frau willen, von welcher ich wußte, daß der heutige Tag sie zerschmettern würde. Während meine Landsleute hierher gingen, wollte ich bei ihr bleiben, um sie zu trösten.

Diese Frau ist eine Polin? fragte der Kaiser hastig.

Ja, Sire, diese Frau ist die letzte Polin, und ich fürchte, sie wird es machen, wie ihr Vaterland, sie wird sterben!

Und darf ich den Namen dieser Frau wissen?

Es ist die Gräfin Anna Wielopolska, sagte der Graf leise. Sie ist es, welche mich hierher gesandt hat, und da sie sagte, daß es der letzte Dienst ist, welchen ich ihr erzeigen könnte, bin ich gegangen.

Sie bringen mir eine Botschaft von der Gräfin? fragte der Kaiser athemlos.

Die Gräfin Wielopolska läßt dem Kaiser Joseph sagen, er möge gnädigst des Schwurs gedenken, den er ihr geleistet am Tage, wo die Kaiserin die Theilungsacte unterzeichnete.

Ich gedenke dessen! Weiter, weiter! murmelte der Kaiser.

Eingedenk dieses Schwurs möge der Kaiser die Gnade haben, heute Nachmittag um sechs Uhr zu ihr zu kommen.

Wo finde ich sie?

In derselben Wohnung und demselben Zimmer, wo Ew. Majestät sie früher gefunden haben. Meine Botschaft ist erfüllt, erlauben Ew. Majestät, daß ich mich beurlauben darf.

Ohne die Antwort des Kaisers abzuwarten, verneigte sich der Graf und wandte sich ab. Langsam und hochaufgerichtet, ohne auch nur einen seiner Landsleute eines Blickes zu würdigen, schritt der hohe stolze Greis durch den Saal dahin und ging von dannen.

Der Kaiser schaute ihm sinnend nach. Er ist der letzte Pole, wie sie die letzte Polin ist, seufzte er leise. Unsere Geschicke sind entschieden, die letzte Polin ruft nach mir zum letzten Lebewohl!

V.

Das letzte Lebewohl.

Gräfin Anna Wielopolska war allein in ihrem Zimmer, das heute, wie sie selber, festlich geschmückt und wie zum Empfang eines hohen Gastes bereit war. Ein kostbarer Teppich bedeckte den Fußboden, wundervolle Blumen standen in schön gemalten und vergoldeten Gefäßen umher, das Pianoforte war geöffnet, und die aufgeschlagenen Noten bewiesen, daß die Gräfin noch immer, trotz ihres Kummers, ihrer Lieblingskunst treu geblieben war. Aber sonst war sie verändert und verwandelt, und ihre einst so stolze, imponirende Schönheit hatte jetzt etwas Rührendes, Mitleiderregendes angenommen. Das war nicht mehr die hohe, imponirende, lebenskräftige Gestalt früherer Tage, es war ein bleiches, zusammengesunkenes Weib, mit tief eingefallenen Wangen, auf denen in leuchtender Pracht diese purpurrothen Flecken, „die Rosen des Todes" aufgeblüht waren, mit großen, verklärten Augen, welche strahlten, als ahnten sie schon die Herrlichkeit des Jenseits, mit glühend rothen Lippen, die ein zugleich trauriges und glückliches Lächeln umspielte.

Wie wenig glich diese zarte, durchsichtige, lilienhafte Gestalt jener Erscheinung, welche Kaiser Joseph damals in Neustadt zuerst auf dem Balcon gewahrte, und von der er damals das Bouquet von weißen und rothen Blumen empfangen hatte. Und doch war es dieselbe Frau, und sie trug heute dieselben Gewänder, denselben Schmuck wie damals. Das lange, schwarze Sammetgewand umhüllte wieder ihre hohe Gestalt, mit Perlen und Brillanten waren ihr Hals und ihre Stirn geschmückt, ein schwarzer Schleier fiel hernieder von ihrem Haupt, und umflatterte sie

wie eine unheilsvolle Wolke, und an ihrem Busen prangte wieder ein Bouquet von weißen Rosen, zusammengehalten von einer purpurrothen Schleife, die in langen Enden herniederfiel.

Alles an ihr war wie damals, und doch war sie selber eine Andere geworden. Damals hatte sie noch gehofft, gefürchtet und gehaßt. Jetzt hoffte und fürchtete sie nichts mehr, und statt des Hasses war die Liebe in ihr Herz eingezogen.

Wie sehnsuchtsvoll ihr Herz klopfte, mit welchen ungeduldigen und zärtlichen Blicken sie immer wieder hinüber schaute zu der Pendule, die dort über dem Kamin stand, zu welchem himmlischen Lächeln sich ihr Antlitz verklärte als jetzt der Zeiger die volle Stunde bezeichnete, und die Uhr mit lautem, dröhnendem Schlag sechs Mal anschlug.

Die Stunde ist da! flüsterte sie leise. Jetzt werde ich ihn wiedersehen!

Eben rollte ein Wagen heran, und schien vor ihrem Hause anzuhalten. Ein Zittern durchflog ihre ganze Gestalt, und eine glühende Röthe übergoß auf einen Moment ihre bleichen Wangen.

Er ist es! Ich fühle es, er ist es! hauchte sie athemlos, indem sie angstvoll ihre beiden Hände auf ihr Herz preßte, das mit ehernen Schlägen in ihrer kranken Brust hämmerte. Mit schwankenden Schritten näherte sie sich der Thür, aber dann auf einmal stand sie still und horchte. Es war ihr, als hörte sie Schritte, welche sich näherten, als erkenne sie die Stimme dessen, der da draußen im Vorzimmer mit Matuschka sprach.

Ja, er ist es, er kommt! flüsterte sie, und mit einer angstvollen und eiligen Bewegung zog sie aus ihrer Kleidertasche ein Etui, das sie öffnete, und aus welchem sie ein kleines Fläschchen hervorzog.

Einen Moment betrachtete sie dasselbe mit sinnenden Blicken, und es gegen das Fenster emporhebend, schien sie dessen durchsichtigen, purpurrothen Inhalt zu prüfen. — Die Stimmen und die Schritte kamen näher und näher.

Es ist die höchste Zeit! murmelte die Gräfin, und hastig die goldene Kapsel des Fläschchens öffnend, führte sie dasselbe an ihre Lippen und leerte es bis auf den Grund.

Jetzt gehört mir noch eine letzte Stunde des Glückes! flüsterte

sie, indem sie die Flasche wieder in ihrer Kleidertasche verbarg und der Thür zueilte.

Diese ward jetzt geöffnet, und der Kaiser trat ein.

Anna streckte ihm ihre beiden Hände entgegen, und grüßte ihn mit einem wunderbaren Lächeln.

Tief erschüttert und schweigend blickte der Kaiser in ihr wundersam verklärtes, von der Glorie des Todes strahlendes Angesicht. Lange schauten sie einander so an, schweigend, und doch zu einander sprechend mit ihren Blicken, ihren Gedanken und ihrem Lächeln.

Auf einmal ließ der Kaiser ihre Hände los, und sanft seine beiden Hände an ihre Wangen legend, zog er ihr Haupt an seine Brust, und hielt es dort fest. Sie ließ es geschehen, und schaute zu ihm empor mit einem seligen Lächeln.

Sprich nicht zu mir, Anna, sagte Joseph leise. Denk', ich sei ein Sterndeuter, der jetzt in seinem Himmel lesen will!

Er hielt immer noch ihr Haupt zwischen seinen Händen, und schaute sie an mit tiefen innigen Blicken.

Ich lese viel Trauriges und Schmerzliches da, sagte er nach einer Pause. Viel Thränen und Qualen haben meine Sterne getrübt, aber sie haben doch nicht ihren Glanz verdunkeln können. Ich erkenne sie wieder, die schöne Königin der Nacht, die mir einst in Neustadt erschien. Sie ist immer noch das strahlende, herrliche, stolze Weib, welches sie damals war.

Nein, sagte sie lächelnd, sie ist eine Andere geworden, sie ist zu dieser Stunde ein demüthiges, zagendes Weib, das nichts mehr auf Erden begehrt und will, als einen Blick des Geliebten, als seine Vergebung, als das Glück, ihm sagen zu können, daß sie ihn grenzenlos liebe, und dann in seinen Armen sterben zu können.

Wenn mau wahrhaft liebt, denkt man nicht an das Sterben und den Tod, sondern an das Leben, sagte Joseph sie fester an sich drückend.

Der Tod ist der Anfang des ewigen Lebens, flüsterte sie lächelnd, und darum, wer wahrhaft liebt, sehnt sich nach dem Tode, weil er dann seine Liebe als köstliches, unverlierbares Gut mit sich nehmen kann in das ewige Leben.

Laß uns jetzt nicht vom Tode sprechen, rief Joseph fast rauh, nicht

in dieser Stunde, in der ich Dich endlich wieder gefunden habe, so wie ich Dich immer in meinen Träumen und meinen Gedanken geschaut habe. Oh Anna, Anna, und bist Du denn wirklich nur gekommen, um wieder fortzugehen? Ist es denn wahr, daß Du fortgehen willst auf Nimmerwiederkehr? Hast Du mich wirklich rufen lassen zum letzten Lebewohl?

Nein, ich habe Dich rufen lassen zum ewigen Willkommen! rief sie mit leuchtenden Augen. Oh mein Freund, mein Geliebter, sei willkommen, tausendmal willkommen! Mein Herz öffnet Dir weit seine Thore, und läßt Dich einziehen in seinen Tempel, auf dessen Altar Dein Name allein als göttliche Flamme brennt. Willkommen, mein Herr und mein Gebieter, willkommen meinem Herzen, meinen Augen und meiner Seele! Jetzt ist Alles wieder Tag in mir, und seliges Schauen, jetzt jubelt Dir mein ganzes Sein entgegen, und schmiegt sich an Dich in seliger Lust!

Und so bist Du denn endlich Mein, rief Joseph, sie fest in seine Arme drückend. So hat denn endlich die Liebe dies kalte Götterherz bezwungen, und will mit ihrer Herrlichkeit mich verklären. Oh Anna, jetzt sollst Du's wissen, daß ich grenzenlos um Dich gelitten habe! Der Mann darf's sagen, denn der Kaiser hat seine Pflicht gethan. Er hat nicht gezaudert, nicht geschwankt, er hat die Arbeit, welche das Geschick ihm übertragen, muthig und ohne Murren auf seine Schultern genommen, aber jetzt, jetzt eben ist eine Feierstunde, und nun darf der Mann es sagen, wie sein Herz geblutet hat bei der Arbeit, wie oft seine Thränen sie bethaut haben, wie oft er unter Lachen und Scherzen seine Verzweiflung und seinen Jammer verstecken mußte. Ach Anna, es ist ein gar elend und jammervoll Ding um ein Menschendasein, und das bischen Aufputz, welches eine Krone giebt, macht's doch nicht schöner. Nur die Liebe thut's, und die hast Du, schönes grausames Weib, mir entzogen, und ich habe um Dich geseufzt und geklagt, wie ein armer, verliebter Knabe, der gar noch nicht ahnt, daß alles Glück enden, und alle Liebe vergehen muß. Niemand hat das geahnt, Anna, Niemand hat gewußt, daß der Kaiser ein gar trauriger gebeugter Mann war.

Ich hab's gewußt, flüsterte sie leise. Ich hab's gewußt, denn ich litt an Deinen Schmerzen, und Deine Thränen waren auch die meinen.

Nein, nein, Du lügst, rief er rauh, indem er, wie aus süßen Träumen erwachend, sie unsanft aus seinen Armen ließ. Du hast mich verlassen, Du allein, Du wolltest nur eine Polin sein, kein Weib, und um Polens willen verließest Du mich.

Und jetzt, sagte sie, sich sanft an ihn schmiegend, jetzt bin ich keine Polin mehr, sondern nur ein Weib, ein Weib, welches Dich liebt, und welches zu Dir kommt, um es Dir zu sagen, ein Weib, welches Alles verläßt, ihr Vaterland, ihre Erinnerungen und ihre Schmerzen, um selig nur ihrer Liebe zu leben und zu sterben!

Sprich nicht vom Sterben! sagte Joseph, sie fest an seine Brust pressend. Oh Anna, jetzt bist Du wieder mein, jetzt soll Alles wieder sein, wie damals in jenen schönen Abendstunden, wenn ich hier in diesem Zimmer bei Dir war, und in seliger Lust Deinem Lächeln zuschaute, Deiner Stimme horchte. Oh, wie oft habe ich mich nach Deiner Stimme gesehnt, wie oft ist sie mir erklungen, wenn ich in der Oper neben der Kaiserin saß, wie schwang sie sich da, einem Engel gleich, leuchtend und jubelnd über das Gezwitscher und Gepfeife der Sänger empor, daß ich nichts mehr vernahm von der süßlichen Erdenmusik, sondern nur Dich noch hörte, Dich, meine Himmelsmusik. Komm, Anna, laß mich Deine Stimme wieder hören, singe mein Herz wieder in Ruhe und Frieden ein, wie Du es damals so oft gethan.

Ja, ich will singen! sagte sie ernst, und auf des Kaisers Arm gelehnt, ging sie zu dem Clavier hin, und ließ sich auf dem Sessel vor demselben niedergleiten.

Der Kaiser stand neben ihr, und schaute lächelnd zu, wie ihre schlanken, durchsichtigen Finger sich auf die Tasten legten, und langsame, feierliche Accorde denselben entlockten. Jetzt verschmolzen diese Accorde in einander, jetzt hoben sie sich zu harmonischen Klängen, zu einer schwermuthsvollen, sanften Melodie. — Der Kaiser horchte auf, und schien über etwas nachzusinnen. Dann lächelte er wieder. Er hatte diese Musik erkannt, es war die Melodie jenes Liedes, das die Gräfin Wielopolska damals in Neustadt vor ihm und dem König gesungen, es war die Melodie der Klage um die sterbende Polenkönigin, aber dieser Melodie hatte die Gräfin jetzt andere Worte untergelegt, und mit rührend schöner Klagestimme sang sie:

Die Sonne ist hinunter,
Und tiefe Nacht umhüllt
Mit ihrem schwarzen Schleier
Das Weib, von Schmerz erfüllt.

Das Weib, das bleich und elend
Dort durch die Straßen schleicht,
Und deren Trauerklage
Den Himmel nicht erreicht.

Ein Purpur hüllt die Glieder,
Die kranken, wie zum Hohn,
Und über ihrem Haupte
Schwebt eine Königskron'!

So wandert sie von dannen,
Dahin durch Sturm und Nacht,
Die Kön'gin, die das Schicksal
Zur Bettlerin gemacht.

Die Kön'gin ohne Krone,
Die Kön'gin ohne Land,
Von der die Menschen Alle
Sich mitleidslos gewandt!

Zur Bettlerin erniedrigt
Ist Polens Königin!
Sie schleicht von Thür zu Thüren,
Streckt ihre Hände hin,

Und fleht um eine Gabe,
Und fleht um ein Stück Brod.
Oh Bettlerin, Du Arme,
Was suchst Du nicht den Tod?

Der Tod nur kann erlösen
Und sühnen Deine Schmach,
Der Tod nur kann versöhnen,
Was man an Dir verbrach.

Wenn Leben eine Schande,
So ist der Tod Gewinn.
Die Bettlerin wird sterbend
Doch wieder Königin!

Der Tod ist Polens Ehre,
Das Leben ist uns Schmach,
Und —

Sie stockte, ihre Hände sanken kraftlos von den Tasten nieder, und mit einem matten Schrei fiel sie zurück an die Lehne des Sessels.

Der Kaiser neigte sich zu ihr nieder, und mit einer Bewegung des Schreckens hob er ihr Haupt empor, und schaute in ihr bleiches, schmerzzuckendes Antlitz. Dann, ohne ein Wort zu sagen, legte er seine beiden Arme um sie, und sie wie ein Kind emporhebend an seine Brust, trug er sie durch das Zimmer, und legte sie sanft auf dem Divan nieder.

Sie schaute zu ihm empor mit zärtlichen Blicken, und versuchte ihre Hand empor zu heben, aber sie sank kraftlos wieder zurück.

Joseph sah es, und ein leises Schmerzgestöhn drang aus seiner Brust hervor.

Ich habe Dich verstanden, Anna, sagte er, sich über sie neigend, Du willst sterben!

Der Tod ist Polens Ehre, das Leben ist uns Schmach! flüsterte sie kaum hörbar.

Ein wilder Schrei des Zorns und des Schmerzes zugleich drang von seinen Lippen. Und alles dies war also doch nur eine Lüge! sagte er mit leidenschaftlicher Heftigkeit. Die Liebe hat Dein Herz nicht bezwungen, die Polin hat sich dem Weibe nicht gebeugt! Oh Anna, Anna, wie konntest Du so grausam sein!

Grausam gegen mich selber, sagte sie matt. Denn indem ich mir den Tod gab, wußte ich, wie schön das Leben sei. Aber auf dem Grabe meiner Mutter habe ich einst geschworen, die Schande Polens nicht zu überleben. Würdest Du mich noch haben lieben können, wenn ich meinen Schwur gebrochen hätte? Treu meinem Wort im Leben und im Tode, sterbe ich als Polin, und lebe weiter als das Weib, das Dich liebt und ewig lieben wird. Vergieb mir diese Schmerzensstunde! Aber

ich wollte, bevor ich sterbe, noch eine Stunde glücklich sein, und Dir, mein Freund, danke ich diese einzige Stunde des Glücks, die ich erlebt!

Und ist keine Hülfe möglich, keine? fragte er mit von Thränen erstickter Stimme.

Sie lächelte matt. Es ist ein sicheres Gift, und eigens um es zu bekommen, bin ich nach Paris gereiset zum Grafen Cagliostro. Nein, weine nicht, Du fühlst und weißt, so gut als ich, daß ich nicht mehr leben konnte. Oh, schau mich an, und so unter Deinen Blicken laß mich sterben!

Und ich? Muß ich denn ewig leben! rief Joseph voll zornigen Schmerzes.

Du mußt leben, denn Deine Völker hoffen auf Dich, sagte sie feierlich, Du mußt leben, um der Welt und Nachwelt das Beispiel eines großen Fürsten zu geben, der, sich selber überwindend, nur leben will zum Glück und Wohl seines Volkes. Oh mein Freund, ich schaue jetzt in die Zukunft, und ich sehe Dich groß und glänzend vor mir, nur schmückt eine Märtyrerkrone Dein Haupt. Das macht, Du hast Großes gewollt, und nach dem Edlen und Höchsten gerungen, und die Menschen verzeihen das niemals, denn die Edlen und Besten unter ihnen steinigen sie. Aber vorwärts, immer vorwärts, mein Held, mein Fürst. Denke an Deine Völker und strebe nach ihrem Glück!

Ich schwöre es in Deine sterbende Hand, daß ich das will, sagte Joseph mit überquellenden Thränen, indem er neben ihr niederkniete, und ihre schon erkaltenden Hände küßte.

Denke auch, flüsterte sie, denke, daß unter Deinen Völkern jetzt auch meine Brüder, die Polen, sind, versprich mir, daß Du auch den Polen ein guter und großmüthiger Fürst sein willst.

Ich verspreche es Dir!

Rechne ihnen ihr Unglück und ihre Schande nicht zur Schmach an, sei ihnen milde und weich, und versöhne sie durch Wohlthaten und durch Großmuth mit dem Schicksal, das sie in den Staub getreten hat. Schwöre mir, daß Du den Polen ein guter und großmüthiger Fürst sein willst!

Ich schwöre es Dir! Ich werde ihr Unglück ehren, und darnach trachten, sie glücklich zu machen!

Ein Lächeln verklärte wie ein letzter Sonnenstrahl ihr Antlitz. Ich danke Dir, hauchte sie leise. In jedes Polen Auge, den Du glücklich machst, grüßt und segnet Dich mein Geist! Leb' wohl! — Oh, diese fürchterlichen Schmerzen! Leb' wohl!

Nur noch ein letzter Blick, ein letztes Zucken ihrer ganzen Gestalt. Dann war Alles still.

Neben der Leiche kniete der Kaiser, die Hände gefaltet zum Gebet, die großen blauen Augen, denen heiße Thränen entquollen, zum Himmel emporgerichtet.

Die Uhr über dem Kamin schlug mit lautem dröhnendem Schlag sieben Mal.

Die letzte Stunde des Glückes war zu Ende! — Am andern Morgen trat der Kaiser mit bleichem Angesicht, mit trüben Augen, aber vollkommen ruhig und gelassen in das Kabinet der Kaiserin.

Ich komme, um mir von Ew. Majestät Urlaub zu erbitten, sagte der Kaiser matt.

Urlaub? fragte Maria Theresia verwundert. Was soll's, mein Sohn? Willst Du schon wieder einmal eine Reise machen?

Ich muß, Majestät. Ich muß dem neuen Königreich Galizien die Grüße seiner edlen Königin bringen, und sehen, was ihnen fehlt, und wodurch es uns gelingen kann, sie zu versöhnen. Ein Fürst muß sein Land und sein Volk kennen, um zu wissen wo es mangelt, und wie er helfen kann.

Doch ist's dazu just nit nöthig, daß er überall selbst hingeht, sagte die Kaiserin empfindlich. Denk' auch wohl, meine Länder und Völker zu kennen, und mich darauf zu verstehen, wie man sie glücklich macht, bin aber doch nimmer so viel auf der Landstraße gewesen, wie der Herr Sohn.

Weil Ew. Majestät in Wien viel Wichtigeres zu thun hatten, und Ihre Beamten in alle Provinzen schicken konnten, um Bericht zu erstatten. Erlauben Sie mir, daß ich als Ihr Beamter nach Galizien gehe, ich verspreche, treuen Bericht abzustatten, und mit scharfen Augen zu sehen.

Nöthig ist's wohl, daß etwas von uns'rer Seit' geschieht, sagte die Kaiserin sinnend. Hab' auch schon d'ran gedacht, aber hab' mir sagen

lassen, daß das Land Galizien gar ein schlimmes Land, und ein rohes Volk darin, das uns nicht günstig gesinnt ist.

Man kann nicht verlangen, daß ein Volk seine Unterdrücker sogleich lieben soll, sagte Joseph achselzuckend.

Ein gar barbarisches Land soll's sein, fuhr die Kaiserin fort, keine Landstraßen darin, keine Gasthäuser, meilenweit oft keine Hütte und kein Dorf, und die Gefahr, in der Einsamkeit von einem Räuber überfallen zu werden. Oh, mein Sohn, verschiebe wenigstens Deine Reise auf eine mildere Jahreszeit. Ich fürchte für Dich Anstrengungen und Gefahren.

Ich, Majestät, fürchte Beides nicht, sagte Joseph ernst. Anstrengungen lassen sich überdauern, und Gefahren, die von außen kommen, fürchte ich nicht! Ich bitte Ew. Majestät, geben Sie mir Urlaub, um die neuen Provinzen zu bereisen.

Aber es soll in dieser Jahreszeit ganz unmöglich sein, mit einem Wagen durch das Land zu kommen, es fehlen die Landstraßen und die Brücken.

So werde ich zu Pferde reisen, Majestät.

In dieser rauhen Witterung! Und dann, mein Sohn, vergißt Du, daß es unmöglich ist, die Küchenwagen nachzusenden, und es giebt dort keine Hôtels. Wovon willst Du leben? Wo willst Du Nachts Dein Haupt ruhen?

Ueberall dort, wo die Nacht über mich herein bricht. Entweder in einer Bauernhütte, auf meinem Pferd, oder auf der Erde. Und was das Essen anbetrifft, so meine ich, ich werde, wo ein ganzes Volk sein Brod findet, doch auch ein Stückchen für mich auftreiben können. Und giebt's das nicht, und müssen Millionen Menschen dort hungern, so ist's nicht mehr als billig und recht, daß ihr Fürst, wenn er ihnen nicht helfen kann, wenigstens mit ihnen hungert. Nochmals, ich bitte Ew. Majestät um Urlaub, damit ich heute noch abreisen kann nach Polen.

Du willst es, mein Sohn! Reise denn, und Gottes Segen mit Dir! sagte die Kaiserin, Joseph ihre Hand darreichend, die er innig küßte, indem er von der Kaiserin Abschied nahm.

Noch Eins, mein Sohn, rief die Kaiserin, als Joseph schon im Begriff war das Zimmer zu verlassen. Hast Du schon gehört, daß die arme, schöne Gräfin Wielopolska sich selbst den Tod gegeben hat, weil sie das Unglück Polens nicht überleben wollte?

Ich habe es gehört, sagte der Kaiser ruhig.

Vielleicht wär's gut, mein Sohn, wenn Du Deine Abreise um einen Tag verschieben könntest. Alle hier anwesenden Polen wollen der Leiche folgen, und da wir Beide die Gräfin gekannt, und oft bei uns gesehen haben, so würde es wohl einen guten Eindruck auf unsere neuen Unterthanen machen, wenn wir unsere Theilnahme recht offenkundig bewiesen, und Du selber die Leiche zu ihrem Grabe begleitest. Hab' auch befohlen, daß man nit spreche von Selbstmord, sondern sage, daß die Gräfin am Schlagfluß gestorben sei, damit man ihr ein Grab in geweihter Erde nit versagen kann!

Man wird die Gräfin Wielopolska nicht hier begraben, Majestät, sagte Joseph. Der Graf von Kamienski geleitet die Leiche nach Polen. Bei Krakau erhebt sich ein hoher Grabhügel, von dem die Sage geht, daß die erste Königin Polens, die schöne Wanda, dort bestattet sei. Auf der Höhe dieses Hügels wollen ihre Freunde jetzt die letzte Polin, die schöne Anna Wielopolska begraben. Nur in geweihter Erde Polens kann dies Heldenherz Ruhe finden. Ganz Polen ist ihr Grab, und ich werde hingehen, einige Blumen auf dies Grab zu pflanzen.

VI.

Das Concert.

Die ganze vornehme Welt Wiens war in dem großen Concert-Saale versammelt, in welchem Therese von Paradies heute ihr erstes Concert geben wollte, seit sie durch die Wunderkur Mesmers ihr Augenlicht wieder erhalten hatte. Jedermann war daher neugierig und gespannt, sich selbst durch den Augenschein zu überzeugen, wer von den streitenden Parteien Recht habe, der Doctor Mesmer und die Familie Paradies, welche behaupteten, daß Therese wirklich geheilt sei, oder die Herren Barth und Ingenhaus und das ganze Corps der Aerzte, welche sagten, eine solche Heilung sei ganz unmöglich, und das Ganze sei nur eine Betrügerei Mesmers, zu deren Ausführung die Familie von Paradies ihre Hand geboten.

Man war also heute nicht gekommen, um dem wundervollen Spiel

Theresens zuzuhören, sondern um sie zu sehen und sein Urtheil zu fällen. Dies Concert sollte zugleich eine öffentliche Prüfung sein, und Herr von Paradies hatte daher öffentlich in den Zeitungen bekannt machen lassen, daß in den Pausen des Concerts Therese bereit sei, sich mit Jedermann zu unterhalten und Proben davon abzulegen, daß sie wirklich sehend und daß ihre wunderbare Heilung keine Chimäre sei.

Auch Herr Professor Barth mit seinen Freunden, dem Doctor Ingenhaus und Pater Hell, war zu dem Concert gekommen und hatte mit triumphirender Miene und einem höhnischen Lächeln in der ersten Reihe des Zuschauer-Raumes Platz genommen. Als er jetzt den Herrn von Paradies erblickte, der in den Saal getreten war, mit vergnügtem Blick das zahlreiche Publikum überschauend und sich den reichen Gewinn dieses Abends berechnend, stand Professor Barth auf und ging zu ihm hin.

Sie sind also noch immer überzeugt, daß Ihre Tochter wirklich sehen kann? fragte der Professor.

Nun, ich denke, Sie sind es eben so gut wie ich, sagte Herr von Paradies lächelnd. Waren Sie nicht zugegen, als Theresen zum ersten Male die Binde abgenommen ward, gaben Sie nicht laut und öffentlich Zeugniß ab, daß sie wirklich sehend sei?

Ja, ich machte mir den Spaß! rief Herr Barth lachend; wollte sehen, wie weit die Leichtgläubigkeit der Menschen gehe, wollte auch durch mein Zeugniß den Herrn Mesmer sicher machen, um ihn nachher desto sicherer zu fangen. Und ich denke, es ist mir gelungen; man erzählt sich schon allerlei seltsame Geschichtchen von ihrer Tochter, welche gerade nicht dafür sprechen, daß sie besser sehen kann als früher. Hat sie nicht vor einigen Tagen, als man ihr eine Blume zeigte, gemeint, das sei ein gar schöner Stern? Und hat sie nicht auch, obwohl sie sehen kann, mit der Nadel, die sie zum Haar ihrer Mutter führen wollte, dieselbe in die Wange gestochen?

Allerdings kommt dergleichen vor, sagte Herr von Paradies lächelnd, aber das gerade spricht für ihr Sehen. Sie ist noch wie ein junges Kind, das die Namen der Dinge, die sie umgeben, nicht kennt und sie oft verwechselt. Auch hat sie noch keinen Begriff von Entfernungen und die entfernten Gegenstände scheinen ihr oft so nahe, daß sie nach ihnen greift, die nahen so entfernt, daß sie gerade auf sie zugeht und sich an

ihnen stößt. Aber das Alles wird sich durch die Uebung verlieren, und wenn Therese, wie das bald geschehen kann, ganz allein durch die Straßen geht, so wird wohl Niemand mehr zweifeln, daß sie sehen kann.

Sie sind also fest davon überzeugt?

Ja, ich bin fest davon überzeugt!

Es ist von Ihnen wahrhaft großmüthig, dies so offen zu bekennen, sagte Professor Barth, ihn starr ansehend. Dies Bekenntniß wird Ihnen viel Geld kosten!

Wie? fragte Herr von Paradies erschrocken; wie kann es mir Geld kosten, wenn Therese sehen kann?

Nun, das ist ganz einfach, sagte Professor Barth gleichgültig. Haben Sie, oder vielmehr hat nicht Ihre Tochter eine Pension von der Kaiserin?

Gewiß, und eine sehr bedeutende.

Und diese Pension werden Sie gewiß verlieren, fuhr Professor Barth fort, indem er mit Vergnügen das plötzliche Erblassen und Zittern des Herrn von Paradies bemerkte. Die Kaiserin hat diese Pension an Ihre Tochter gegeben, weil sie blind war, jetzt, da sie sehen kann, bedarf sie dieser Pension nicht mehr, weil sie nun für sich selber sorgen kann. Eine Pension, welche nur der Blinden bewilligt worden, kann der Sehenden nicht mehr zu Gute kommen! Ich selber habe heute bei dem zweiten Leibarzt Ihrer Majestät, dem Herrn von Störk, darauf angetragen, daß, wenn sich heute das Sehen Ihrer Tochter bestätigt, Herr von Störk die Kaiserin ersuche, ihr die Pension zu entziehen und sie einer andern Bedürftigen zuzuwenden.

Aber wissen Sie, sagte Herr von Paradies, daß Sie dadurch mich und meine ganze Familie in's Elend stürzen würden? Wir haben nichts als diese Pension, und sie ist groß genug, daß wir anständig von ihr leben können. Wenn uns dieselbe entzogen wird, sind wir Bettler!

Pensionen können doch nur solchen bewilligt werden, die sich entweder um den Staat verdient gemacht oder durch unverdientes Unglück Ansprüche auf eine Staats-Unterstützung haben. Der erste Grund ist bei Ihnen nie vorhanden gewesen, der zweite Grund fällt weg, sobald Ihre Tochter nicht mehr blind ist. Sie ist durch die Gnade der Kaiserin zu einer Künstlerin ausgebildet, und damit ist ihr ein Kapital

gegeben, das sie jetzt verwerthen kann. Sie wird Unterricht ertheilen und Concerte geben.

Aber es ist unmöglich davon mit einer Familie zu leben, sagte Herr von Paradies ängstlich.

Sie werden vielleicht nicht so bequem und anständig leben können, wie von der großmüthigen und großartigen Pension der Kaiserin, aber enfin, Sie werden wenigstens das Nothwendigste haben und nicht zu verhungern brauchen. Die kaiserliche Pension aber bekömmt eine arme blinde Gräfin, die ich seit einiger Zeit behandle, und die nach meiner Meinung eben so unheilbar blind ist, wie Ihre Tochter es war. Ich habe Alles mit dem Herrn von Störk verabredet. Schon morgen früh wird die Kaiserin die Pension, welche bisher das blinde Fräulein von Paradies erhielt, und die ihr jetzt nicht mehr zusteht, auf die blinde Gräfin Dellricht übertragen, und diese, das versichere ich Sie, wird die Pension ihr Leben lang behalten, denn sie wird niemals daran denken, sich von Herrn Mesmer kuriren zu lassen.

Aber, mein theuerster Herr Professor, flüsterte Herr von Paradies, haben Sie doch Erbarmen mit mir, mit meiner ganzen Familie. Seit sechszehn Jahren haben wir diese Pension, und sie ist uns zugesichert für Theresens ganze Lebensdauer. Sie uns jetzt nehmen, heißt eine ganze Familie in's Elend stürzen!

Wenn Ihre Tochter sehen kann, verliert sie die Pension und meine Gräfin bekommt sie. Herr von Störk hat mir sein Ehrenwort gegeben, und die Kaiserin hat ihm noch niemals eine Bitte abgeschlagen, weil er niemals Ungerechtes bittet.

So sind wir also verloren, murmelte Herr von Paradies dumpf in sich hinein.

Alles kommt darauf an, ob Ihre Tochter wirklich sehen kann, sagte der Professor mit scharfer Betonung. Wenn sie blind ist, sind Sie gerettet, denn Sie behalten die Pension und es ist möglich, daß Herr von Störk dann die Kaiserin bewegt, dieselbe noch ein wenig zu erhöhen, in Anbetracht der vielen Leiden und Täuschungen, die Sie und Ihre Familie erduldet haben. Nun, das Alles wird sich ja heute Abend noch entscheiden, und wir Alle werden dann wissen, was wir zu thun haben!

Er grüßte Theresens Vater mit einem flüchtigen Kopfnicken und kehrte zu seinem Platz zurück.

Nun ich denke, daß ich da eben dem Herrn von Paradies ein sehr wirksames Recept gegen die Mesmersche Wunderkur an die Hand gegeben habe, flüsterte Herr Professor Barth seinem ärztlichen Collegen zu. Ich hoffe, es wird sich heute Abend doch zeigen, daß Therese noch immer blind ist. Wir dürfen es nicht dulden, daß ein Charlatan alle Kunst und Wissenschaft der Aerzte widerlegen und zu nichte machen kann.

Sie haben Recht, zur Ehre der Wissenschaft dürfen wir das nicht dulden, sagte Doctor Ingenhaus. Alles was man thun kann, um das Ansehen der Wissenschaft zu retten, muß geschehen.

Lassen Sie uns jetzt sehen, was geschieht, flüsterte der Professor, indem er seine Blicke auf das junge Mädchen hinwandte, das eben in den Saal trat.

Ein allgemeines Gemurmel, eine sichtbare Aufregung entstand in dem Publikum. Jedermann erhob sich ein wenig, um Therese anzusehen, die, obwohl man sie seit Jahren kannte, doch heute Alle als eine fremde, nie gesehene Erscheinung interessirte. Eine Blinde, welche alle Aerzte, sogar der berühmte Augenarzt Professor Barth für unheilbar erklärt hatten, und die Mesmer durch seine bloße Berührung, durch das bloße Auflegen seiner Hand kurirt hatte, das war wohl geeignet, Staunen und Neugierde zu erregen und selbst das eleganteste Publikum in einige Aufregung zu versetzen.

Vielleicht war Therese sich dieses Eindrucks bewußt, den ihre Erscheinung erregte, denn während sie sonst, wenn sie als Blinde Concerte gab, leicht und lächelnd in den Saal getreten war, kaum geleitet von der Hand ihrer Mutter, schlich sie jetzt schüchtern mit niedergeschlagenen Augen, mit gebeugtem Haupte, linkisch in jeder Bewegung, langsam daher. Sonst hatte das Publikum, sobald Therese in dem Saal erschien, sie mit lautem Applaus begrüßt; heute empfing es sie schweigend, athemlos, in der Spannung der Neugierde alle gewohnte Freundlichkeit gegen die Künstlerin vergessend.

Mit staunendem Interesse sah man indeß, wie Therese langsam den Raum durchschritt, welcher zwischen der Thür und dem in der Mitte des Saals aufgestellten Flügel sich befand. Vielleicht durch ein Versehen

oder aus Absicht standen drei Stühle, dicht zusammengestellt, gerade in ihrem Weg. Therese umging sie mit Leichtigkeit und kam an ihnen vorüber, ohne sie auch nur mit dem Saume ihres weißen Atlas-Kleides zu berühren. Eine allgemeine Bewegung entstand in dem Saal. Sie sieht wirklich! Sie ist wirklich geheilt! Sie ist nicht mehr blind! flüsterte und murmelte das Publikum untereinander, und mit erneuerter Theilnahme schauten Alle wieder auf sie hin.

Drei Personen waren es indessen, auf welche dieses Beifallsgemurmel des Publikums einen ganz andern und verschiedenen Eindruck machte.

Professor Barth vernahm es mit innerer Wuth und legte seine Stirn in finstere Falten, Herr von Paradies erblaßte und fühlte sich von tödtlicher Angst ergriffen. Mesmer aber, welcher da drüben unweit des Flügels hinten an der Wand lehnte, vernahm dieses Beifallsgemurmel mit unaussprechlichem Entzücken, und seine großen, leuchtenden Augen wandten sich mit einem strahlenden Ausdruck des Glücks auf Therese hin.

Und wie von diesem Blick und diesem Anschauen bezaubert, schlug jetzt Therese von Paradies ihre Augen auf und wandte sie mit einem freudigen Ausdruck gerade hinüber auf Mesmer. Wieder entstand ein Gemurmel des Beifalls über den strahlenden, seelenvollen Blick dieser Augen, welche sonst immer stier und seelenlos in das Leere geschaut. Das war ein neuer Beweis, daß Therese wirklich sehen konnte.

Aber dieses Gemurmel des Publikums erinnerte das junge Mädchen, welches bis jetzt nur Mesmer gesehen, daran, daß sie nicht allein mit ihm sei. Gleichsam erschrocken wandte sie das Auge von ihm ab, und richtete es jetzt zum ersten Mal auf das Publikum, auf jenes Publikum, das da Kopf an Kopf gedrängt mit glühenden Augen, mit Blicken streng prüfender Neugierde sie anstarrte.

Das Anschauen dieser Masse Menschen, der vielen Gesichter, der blitzenden Augen, das viele Durcheinander machte Therese stutzen und erfüllte sie mit einem unerklärlichen Gefühl der Angst und des Entsetzens. Sie trat einen Schritt rückwärts, als wollte sie zurückweichen vor den vielen Augen, welche auf sie eindrangen, dann griff sie hastig mit ihren Händen umher, als suche sie nach einem Stützpunkte, um nicht umzusinken, und sah doch den Stuhl nicht, der dicht neben ihr stand, und auf den sie sehr bequem ihre Hand hätte lehnen können.

Staunend blickte das Publikum sie an, und jetzt waren es die Gesichter des Professor Barth und des Herrn von Paradies, welche einen freudigen Ausdruck annahmen, während Mesmers Antlitz sich umdüsterte und eine finstere Wolke sich auf seiner Stirn lagerte.

Therese stand noch immer schwankend und allein da, verwirrt einige Schritte vorwärts gehend und dann wieder angstvoll und zitternd still stehend.

In athemlosem Schweigen starrte das Publikum sie an und inmitten dieses Schweigens vernahm man auf einmal aus dem Hintergrunde des Saals eine Stimme, welche rief: „Will denn Niemand dem armen Mädchen die Hand reichen und sie zum Flügel führen? Man sieht ja, daß sie noch immer blind ist!“ —

Therese zuckte zusammen und schleuderte einen zornigen Blick hinüber nach jener Richtung, von woher die Stimme erschallte. „Ich bin nicht blind!“ rief sie hastig und als habe diese Beschuldigung ihr ihre ganze Energie und Thatkraft wiedergegeben, schritt sie rasch vorwärts und ging gerade auf das Instrument hin.

Ein rauschender Sturm des Beifalls erschallte durch den ganzen Saal, Therese dankte mit einem freundlichen Lächeln und einer Verneigung, und während sie die Handschuhe auszog um zu spielen, blickte sie hinüber zu Mesmer, dessen Stirn jetzt wieder heiter war und der sie anschaute mit strahlenden Augen.

Ganz befangen von seinem Anschauen, kaum wissend, was sie that, glitt das junge Mädchen auf den Sessel nieder und begann zu spielen. Nicht Einmal, während sie spielte, warf sie den Blick auf die Tasten hin, nicht Einmal sah sie hinüber nach dem Publikum, wie gebannt schauten ihre Augen hinüber nach Mesmer, dessen Blicke den ihrigen begegneten und mit gebieterischem Willen sich in ihr Antlitz bohrten. Und unter diesen Blicken jauchzte ihre Seele auf in Entzücken und Wonne, wie getragen von Begeisterung flatterten ihre Finger über die Tasten hin in schmelzenden und weichen, in starken und mächtigen Klängen, die so glühenden und gewaltigen, so geheimnißvollen und zarten Gefühle verkündend, welche die Seele des jungen Mädchens erfüllten.

Man hatte Therese oft schon so auf dem Flügel in freien Phantasien sich ergehen hören, aber niemals waren ihre Phantasien so voll der edelsten Musik, niemals mit so vollendeter Meisterschaft ausgeführt worden.

Wie Therese daher geendet hatte, und mit einem Seufzer, als erwache sie eben aus einem entzückenden Traume, ihre Hände von den Tasten gleiten ließ, brach das Publikum wieder in einen lauten einstimmigen Applaus aus. Allein dieser Applaus galt diesmal nicht den Augen Theresens, sondern ihrer Künstlerschaft und ihrem wunderschönen Spiel. Therese fühlte das, und mit einem wunderlieblichen Lächeln ihr Haupt dem Publikum zuwendend, grüßte sie es mit einer leichten Verbeugung.

Aber mit diesen freien Phantasieen sollten für heute die Produktionen der Künstlerin beendet sein, und die Produktionen der geheilten Augen beginnen. Herr von Paradies hatte in den Annoncen, welche das Concert seiner Tochter betrafen, das Publikum aufgefordert, Notenhefte und Bücher mitzubringen, damit Therese das Publikum von ihrer Heilung überzeuge, indem sie nach den ihr unbekannten Noten spiele und aus den fremden Büchern lese. Diesem Programm zufolge trat jetzt Herr von Paradies welcher sich, während seine Tochter spielte, in finsterm, unheilvollem Nachsinnen in eine Fensternische zurückgezogen hatte, an das Instrument heran, und sich tief vor dem Publikum verneigend, sagte er mit lauter Stimme: Ich ersuche diejenigen hochverehrten Damen und Herren, welche meiner Bitte gemäß Noten oder Bücher mitgebracht haben, sie gefälligst mir überliefern zu wollen, damit ich sie meiner Tochter gebe und sie aus denselben spiele und lese, auf daß das geehrte Publikum selbst erkenne und entscheide, ob Therese sehend oder blind ist. Ich ersuche Sie um so mehr, mir diesen Liebesdienst zu erzeigen, fuhr Herr von Paradies mit zitternder Stimme fort, als mein geängstetes Vaterherz durch diese Probe doch endlich seine Zweifel gelöst sehen wird, und mit Bestimmtheit erfahren kann, wer Recht hat, der Herr Doctor Mesmer, welcher behauptet, daß meine Tochter sehen kann, oder ich, welcher leider befürchtet, daß sie noch immer blind ist!

Ein Gemurmel des Erstaunens durchrauschte das Publikum, ein Schrei des Entsetzens ertönte von Theresens Lippen, und mit einem Ausdruck schmerzlichen Flehens richtete sie ihre Blicke hinüber zu Mesmer, der todesbleich, wie gelähmt vor Schrecken, unbeweglich dastand, und in dessen Augen für den Moment das mächtige Feuer erloschen war, mit dem er sonst Alle, die ihn anschauten, zu bannen wußte.

Professor Barth hatte mit einem behaglichen Lächeln diese schnelle, unerwartete Scene beobachtet, und sich an Doctor Ingenhaus wendend, sagte er leise: Sie sehen, mein Recept war gut und kräftig, denn es hat schon gewirkt!

Aus der Reihe des Publikums erhoben sich jetzt zwei Herren, und näherten sich Herrn von Paradies. Der Eine überreichte ihm ein Buch, der Andere ein Notenheft.

Herr von Paradies hielt beides seiner Tochter hin. Sie griff, mit einem vorwurfsvollen Blick auf ihren Vater, zuerst nach dem Buche und schlug es auf.

„Emilia Galotti, von Gotthold Ephraim Lessing,“ las sie mit lauter, silberheller Stimme.

Sie kann sehen! Es ist unzweifelhaft, sie sieht! flüsterten die Zuschauer untereinander. Sie konnte doch nicht wissen, was für ein Buch man ihr gab! Sie ist nicht mehr blind!

Theresens scharfes Ohr hatte dieses Geflüster mit Entzücken vernommen, und sie wollte jetzt dem Urtheil des Publikums eine neue Bestätigung geben.

Sie wandte sich daher wieder dem Publikum zu, und mit einem bezaubernden Lächeln sagte sie: „Ich bitte eine der Damen um die Gefälligkeit, mir die Seite bezeichnen zu wollen, welche ich lesen soll, und eine andere Dame, gnädigst hierher zu kommen und zuzusehen, ob ich die Seitenzahl richtig treffe.“

Sofort erhoben sich zwei Damen. Die Eine, den vornehmsten und größten Kreisen Wiens angehörend, näherte sich Theresen, die andere, eine allbekannte und berühmte Künstlerin des Theaters, sagte: „ich bitte Fräulein Therese, gefälligst Seite 71 aufschlagen zu wollen.“

Therese blätterte mit hastiger Hand in dem Buch und reichte es lächelnd der Gräfin hin.

Es ist richtig, meine Liebe, sagte die Dame freundlich, Seite 71! Haben Sie die Güte zu lesen!

Immer höher stieg jetzt der Enthusiasmus des gläubigen Publikums. Man flüsterte es jetzt nicht mehr, sondern man sagte es ganz laut: „Sie kann sehen, es ist keine Lüge, die Wunderkur ist eine Wahrheit.“ Und immer grollender ward das Gesicht des Herrn Professor Barth, immer

ängstlicher und bleicher das des Herrn von Paradies, immer freudiger und strahlender das des Doctor Mesmer.

Therese hatte gewartet, bis die gefällige Gräfin auf ihren Platz zurückgekehrt war. Alsdann las sie die ihr von der Schauspielerin bezeichnete Seite des Lessingschen Trauerspiels, das erst seit kurzer Zeit in Wien bekannt geworden war.

Ein Jubel, stärker noch als derjenige, mit welchem man ihr meisterhaftes Clavierspiel belohnt hatte, erschallte jetzt, als die Lectüre beendigt war. Er galt indeß nicht mehr der Künstlerin, sondern der geheilten Blinden!

Und aus dem Hintergrunde des Saals rief jetzt eine Stimme: „Ich dächte, es wären genug der Proben und Fräulein von Paradies erfreute uns lieber mit einer ihrer herrlichen musikalischen Leistungen. Jedermann wird sich jetzt wohl genügend überzeugt haben, daß das Fräulein nicht mehr blind, sondern vollkommen sehend ist."

Eine allgemeine Stille folgte diesen Worten. Herr von Paradies war es, welcher dieselbe unterbrach.

Ich kann mich der Meinung jenes geehrten und unbekannten Gönners des Herrn Doctor Mesmer nicht anschließen, sagte er mit scharfer Betonung. Ich suche in diesem Streit ganz zu vergessen, daß ich der Vater des Fräulein von Paradies bin, und stelle mich auf Seiten des zweifelnden, ungläubigen Publikums, welches durchaus mit positiver Bestimmtheit erfahren will, ob wohl in unseren Tagen noch Wunder geschehen, und ob es möglich ist, daß ein Mensch durch das bloße Auflegen seiner Hand Lahme gehend und Blinde sehend machen kann.

Mein Recept hat Wunder gethan, murmelte Professor Barth seinem Freunde zu.

Herr von Paradies fuhr fort. Indem ich mich aber so auf die Seite des zweifelnden Publikums stelle, muß ich mir eingestehen, daß die eben geleistete Probe mich nicht hat überzeugen können, ja daß es möglich wäre, Zweifel an ihrer Aechtheit zu erheben! Es wäre möglich zu denken, daß Herr Doctor Mesmer die große Künstlerin, welche die Gnade hatte die Seitenzahl zu bestimmen, um die Gunst angefleht hätte, gerade diese Seitenzahl zu nennen, und daß sie es in der Großmuth ihres Zutrauens zu Mesmer, der seit einiger Zeit ihr Arzt ist, ihm

bewilligt hätte. Es wäre möglich, daß die gnädige Gräfin nicht bemerkt hätte, daß gerade diese Seite durch einen schrägen Kniff am obern Ende bezeichnet war, und demgemäß auch von einer Blinden leicht gefunden werden konnte. Daß dem aber so ist, davon bitte ich Jedermann, sich zu überzeugen.

Er nahm das Buch, das Therese so eben auf das Instrument gelegt hatte, und blätterte darin.

Hier ist Seite 71, und hier ist der Kniff! sagte er, das aufgeschlagene Buch in die Höhe haltend.

Vater, Du hast so eben einen Kniff in das Papier geschlagen, ich hab's gesehen, rief Therese, alles Andere vergessend, glühend vor Zorn.

Ihr Vater wandte halb das Haupt zu ihr hin. Gesehen!! sagte er achselzuckend, und sich dann wieder dem Publikum zuwendend, fuhr er fort: es wäre ferner möglich, daß der Herr Baron von Horka, einer der gläubigsten Mesmerianer, welcher die Güte hatte, das Buch mir hier zu übergeben, im Auftrage Mesmers gerade das Buch gebracht, und daß Therese dies durch Mesmer erfahren hätte; wer von einer Sache gründlich überzeugt zu sein wünscht, muß mit dem größten Mißtrauen die Sache prüfen. Nur von dem glühenden Verlangen beseelt, fest und unumstößlich von der Heilung meiner geliebten Tochter überzeugt zu werden, ersuche ich das hochgeehrte Publikum zu erlauben, daß Therese jetzt auch versuche, aus diesen Noten zu spielen.

Das Publikum gab durch allgemeines Applaudiren seine Zustimmung zu erkennen, und Herr von Paradies reichte daher das Notenheft seiner Tochter dar.

Sie achtete nicht darauf, und nahm es nicht an, sie schien ganz und gar der Gegenwart entrückt, sich gar nicht bewußt zu sein, was hier geschah. Die Hand aufgestützt auf die Lehne des Stuhls, welcher an dem Instrumente stand, schaute sie hinüber zu Mesmer, dessen große glühende Augen jetzt wieder mit feuriger Gluth auf sie gerichtet waren, dessen wunderbar schönes und stolzes Angesicht mit dem Ausdrucke eines gebietenden Herrschers ihr zugewandt war. Ihre Blicke wurzelten fest in einander, und aus den seinen schien Therese Trost und Freudigkeit zu empfangen, denn ihre Wangen, welche, während ihr Vater sprach, anfangs marmorbleich geworden waren, strahlten jetzt wieder im schönsten Inkarnat, und ein glückliches Lächeln umspielte ihre schmalen Lippen.

Ihr Vater hielt ihr noch immer das Notenblatt dar, ohne daß sie es bemerkte. Im Publikum entstand ein leichtes Murren und Zischeln, eine unruhige Bewegung, und sofort wandte Mesmer seine Blicke von Theresen ab, dieser Menge zu, welche ihn heute schon so vielfach in Aufregung versetzt hatte. Jetzt durchflog ein leichtes Beben Theresens ganze Gestalt, und wie aus einer seligen Verzückung erwachend, wandte sie den Blick wieder der Erde zu.

Mit einer Geberde des Schreckens nahm sie das aufgeschlagene Notenblatt aus den Händen ihres Vaters, der sie mit einem kalten, spöttischen Lächeln anblickte, und legte es auf das Pult vor dem Instrument.

Marsch aus Oedipus von Gluck! sagte sie mit lauter Stimme, indem sie sich vor dem Instrumente niedersetzte.

Mein Gott, Therese, Du liesest den Titel, ohne das Titelblatt aufgeschlagen zu haben? fragte ihr Vater laut.

Sie schrak zusammen und schlug die Augen zu ihm empor. Ich habe ihn vorher schon gesehen, als der Herr Kapellmeister, Ritter von Gluck, die Güte hatte, die Noten zu überreichen.

Und Du kennst den Herrn Ritter von Gluck? fragte ihr Vater verwundert. Er ist indessen niemals in unserem Hause gewesen.

Ich habe ihn bei Herrn Doctor Mesmer gesehen, sagte sie schüchtern.

Ah! der Ritter von Gluck, der die Noten brachte, ist also gleich dem Baron von Horka, der das Buch brachte, auch ein Freund des Herrn Doctor Mesmer, rief Herr von Paradies mit einem Lachen, welches seine Tochter erbleichen machte.

Um ihn zum Schweigen zu bringen, legte sie ihre Finger auf die Tasten und begann ein Präludium, das durch seine Kunstfertigkeit, seine perlenden Läufe, seine klaren Doppeltriller, seine kunstvollen, harmonischen Uebergänge Jedermann entzückte und in Staunen versetzte. Die allgemeine Aufmerksamkeit hatte sich jetzt wieder ausschließlich der Künstlerin zugewandt, und mit bewundernder Theilnahme folgte man ihrem herrlichen Spiel und dem meisterhaften Vortrag dieses erhabenen Trauermarsches aus Glucks Oedipus.

Auf einmal stockte sie und hielt mitten in einem angefangenen Tact inne. Ihre Augen hefteten sich mit entsetztem Ausdruck auf ihre Hände, welche mit hastiger Beweglichkeit über die Tasten hin und her

fuhren. Ihr Vater, welcher neben ihr stand und die Noten umgewendet hatte, betrachtete sie mit einem kalten, spöttischen Blick. Er sah die tödtliche Angst, die aus ihren Mienen sprach, er sah, wie sie bleich geworden war, und mit einem Ausdruck des Entsetzens ihre hüpfenden Finger betrachtete. Jetzt schien sie sich innerlich zusammen zu raffen, und fest und sicher spielte sie weiter. Aber nur wenige Takte, alsdann stockte sie abermals und ein vollkommener Mißton unterbrach ihr Spiel.

Therese schauderte, sie wagte es nicht, hinüber zu sehen nach Mesmer, der unbeweglich mit niedergeschlagenen Blicken dastand; mit einem leisen Seufzer schloß sie die Augen.

Aber nun auf einmal schien wieder Leben und Kraft sie zu durchströmen, und mit erneuter Energie spielte sie weiter. Wie Schmetterlinge flatterten ihre Hände jetzt über die Seiten hin, wie Perlen rollten die Läufe auf und nieder, und dazwischen in mächtigen, vollen Accorden ertönte die feierlich majestätische Melodie des Trauermarsches. Das Publikum, ganz hingerissen von Begeisterung, war kaum noch im Stande seinen Enthusiasmus zurückzuhalten, und die Künstlerin nicht mitten im Spiel mit einer Beifallssalve zu unterbrechen.

Plötzlich aber legte Herr von Paradies seine Hände mit einer ungestümen Bewegung auf die kunstfertigen Finger seiner Tochter, und machte sie verstummen.

Du spielst schon seit langer Zeit nicht mehr die Noten, welche da stehen! rief er entsetzt. Das, was Du da spielst, ist freie Phantasie aus der Oper Orpheo, aber es ist nicht der Trauermarsch, der hier vor Dir liegt. Ich frage das verehrte Publikum, ob ich Recht habe oder ob das wirklich der berühmte Trauermarsch ist, den wir Alle kennen und der hier auf dem Pult steht?

Eine tiefe Stille trat nun ein, dann sagte eine zarte, bewegte Stimme: Nein! das war nicht der Trauermarsch, aber es war eine schöne und herrliche Zusammenstellung von Melodieen aus dem Orpheo.

Herr von Paradies stieß einen Schrei aus, und mit dem Ausdruck tiefsten Schmerzes, die Arme um den Nacken seiner Tochter legend, rief er: Oh mein armes geliebtes Kind, also es ist doch wahr, was ich lange und mit bitterm Schmerz befürchtete! Das Wunder bestätigt sich nicht, und meine arme geliebte Therese ist blind, und wird blind bleiben, so lange sie lebt!

Vater! schrie Therese emporspringend, Vater, Du weißt —

Ich weiß, daß Du blind bist, rief er, sie unterbrechend und sie fest in seine Arme drückend, komm, meine arme Tochter, komm und fürchte nichts. Verzage auch nicht, noch ist Dein Vater da, der wird Dich stützen und führen und Dir seine Augen leihen und für Dich sehen. O mein Kind, mein Kind, Gott vergebe es Denen, welche in unseren Herzen so lange diese Hoffnungen entzündeten! Jetzt ist Alles verloren, Alles hin; Du bist und bleibst blind, und Dein armer Vater kann nur über Dich weinen!

Das Publikum hatte mit tiefer Rührung diesem glühenden und schmerzlichen Ausbruch der väterlichen Zärtlichkeit zugehört, hier und da sah man die Damen ihre Batisttücher an die Augen drücken, hörte man halblaute Worte der Theilnahme!

Nur Herr Professor Barth ließ sich nicht fortreißen von der allgemeinen Rührung, und als er an dem erbleichten Antlitz seines Freundes Ingenhaus gewahrte, daß auch dieser voll Mitgefühl für den schmerzbewegten Vater sei, fuhr ein höhnisches Lächeln über seine harten Züge hin.

Theuerster Freund, flüsterte er, sich zu ihm wendend, ich habe da an diesem Herrn von Paradies mit meinem Recept eine Kur zu Stande gebracht, um welche die ganze Fakultät mir eine Dankadresse votiren müßte. Ich denke, ich habe mein Wort erfüllt, und die Ehre der Wissenschaft ist gerettet!

In diesem Augenblick tönte ein gellender Schrei von Theresens Lippen, mit Ungestüm suchte sie sich aus ihres Vaters sie umschlingenden Armen zu befreien.

Vater, laß mich los! rief sie. Ich bin nicht blind, ich bin geheilt! Mesmer hat mir mein Augenlicht wiedergegeben, und ich kann sehen, aber was ich sehe, ist fürchterlich, oh fürchterlich!

Und mit einem dumpfen Schmerzenslaut sank sie ohnmächtig wieder zurück in die Arme ihres Vaters.

Er hob sie mit seinen Armen empor, sein bleiches, schmerzzuckendes Antlitz mit einem flehenden Ausdruck dem Publikum zugewendet, grüßte er es zum Abschied mit einer leichten Bewegung des Hauptes, und schwankte dann mit seiner rührenden und traurigen Last der Ausgangsthür des Saals zu.

Das Publikum blickte ihm schweigend und gerührt nach, bis die Thür sich hinter ihm geschlossen, dann erhoben sich Alle mit geräuschvollem Stuhlrücken. — Das Schauspiel war zu Ende, aber der Streit nicht, und wie Herr Professor Barth mit Ingenhaus langsam durch die Menge, die sich dem Ausgange zudrängte, sich Bahn machte, hörte er zu seinem Verdruß gar viele und angesehene Personen, welche erklärten, daß sie vollkommen überzeugt wären von der Heilung der Blinden, und daß es keinem Zweifel unterliegen könne, wie Mesmer ihr wirklich das Augenlicht wiedergegeben habe.

VII.

Die Katastrophe.

Erst nach stundenlangem Bemühen gelang es, Therese aus ihrer tiefen Ohnmacht zu erwecken; man hatte sie sanft auf dem Divan ihres Zimmers gebettet, und ihre Mutter hatte leise weinend voll zärtlicher Sorge sich um sie beschäftigt, während ihr Vater mit grollenden Mienen, mit finsteren Blicken neben dem Divan stand, und das Erwachen Theresens erwartete.

Mit einem tiefen Seufzer schlug sie jetzt die Augen auf, und blickte befremdet und verwundert umher. Wo bin ich? flüsterte sie leise.

Du bist in Deinem Zimmer, Du bist bei Deiner Mutter, rief ihre Mutter, sich verneigend, und ihr Antlitz mit Thränen und Küssen bedeckend.

Nein, nein, ich bin im Concertsaal, flüsterte sie matt und wie im Traume, da sitzen sie, Kopf an Kopf gedrängt, und stieren mich an, mit den kalten neugierigen Dolchen, welche sie Augen nennen, und die meinem Herzen so wehe, ach so wehe thaten. Da sitzen sie und klatschen in die Hände, wie die Wilden, aus kindischer Freude über die Thränen und Seufzer meiner Seele, welche sich zu Musik crystallisirten. Aber ich muß sprechen, ich muß! Laßt mich los! Ihre Augen sind auf mich gerichtet und höhnen mich! Laßt mich, ich bin nicht mehr ohnmächtig, laßt mich wieder zum Flügel gehen und spielen!

Sie wollte sich aufrichten, aber ihr Vater drückte sie in die Kissen zurück. Bleib, mein armes Kind, es ist vergeblich, uns noch länger zu

belügen. Habe doch Vertrauen zu Deinen Eltern, gestehe es nur, Du irrst Dich, Du bist nicht mehr im Concertsaale, und wenn Du sehen könntest, würdest Du erkennen, daß Deine Mutter Dich nicht täuscht, daß Du wirklich in Deinem Zimmer bist. Du hast nur Mesmer zu Gefallen uns die Wahrheit verborgen, Du bist nicht geheilt, die Kur ist nicht gelungen, Du bist blind.

Oh, mein Gott, seine Worte und seine Stimme klingen wie Wahrheit, und doch weiß er, daß er eine Lüge spricht, rief sie mit durchdringendem Schmerzensschrei, indem sie mit unwiderstehlicher Gewalt sich von dem Divan aufrichtete, und gerade und frei sich ihren Eltern gegenüber stellte. Ich weiß jetzt Alles, Alles, fuhr sie athemlos fort. Die Ohnmacht hielt vorher noch meine Sinne gefangen, jetzt aber bin ich erwacht und sehe Alles! Ja mein Vater, ich sehe! Ich sehe dort am Fenster die blühenden Topfgewächse, welche Mesmer mir gestern brachte, dort drüben steht mein Flügel und die schwarzen und weißen Tasten scheinen mir zu winken und mich zu sich zu rufen. Zwei aufgeschlagene Bücher liegen auf dem mit einem schönen bunten Teppich bedeckten Tisch, der in der Mitte des Zimmers steht, daneben liegen Zeichnungen, Malereien und Kupferstiche. Oh, mein Vater, sage ob ich das Alles nicht gesehen und nicht richtig bezeichnet habe?

Du weißt, daß es so aussieht in Deinem Zimmer, sagte ihr Vater achselzuckend, und deshalb ist Deine Schilderung richtig.

Und dann, fuhr sie athemlos fort, sehe ich auch Euch Beide! Ich sehe das liebe, sanfte Antlitz meiner Mutter, welches mit zärtlicher Theilnahme mir zugewendet ist, und deren liebe milde Augen um mich geweint haben. Ich sehe das strenge, ernste Antlitz meines Vaters; dieselbe Wolke, welche schon im Concert seine Züge verdüsterte, lagert noch auf demselben, und es ist mir, als ob aus seinen Augen ein böser fremder Dämon mich anschaute. Was ist das, mein Vater? Was hat Dich plötzlich so geändert und umgewandelt, daß Du Deine Therese nicht mehr liebst, daß Du ihr Verderben willst, und ihr Glück verleugnest? —

Ich will nicht länger das Spielzeug eines Betrügers sein! sagte ihr Vater finster. Ich will nicht, daß ganz Wien mich als einen gläubigen Mann verlache, der an die lächerlichen Wunderkuren des Herrn Mesmer glaubt, während alle Welt den Charlatan durchschaut. Ich will endlich

den Muth haben, es zu bekennen, daß wir betrogen sind, daß Therese noch immer blind ist!

Ein gellender Schmerzensschrei tönte von Theresens Lippen, ihre ganze Gestalt erbebte wie im Krampf des Schmerzes.

Nein, es ist nicht wahr, ich bin nicht blind! rief sie außer sich. Oh, mein Gott, erbarme Dich meiner, sende mir Hülfe in meiner Noth! Ich bin allein, Mesmer, Mesmer! —

Auf einmal verstummte sie und ihr Antlitz nahm einen freudigen Ausdruck an, ihre Wangen übergoß ein glühendes Roth. Mit vorgebeugtem Kopf, die halbgeöffneten Lippen von einem seligen Lächeln umspielt, die weit geöffneten strahlenden Augen der Thür zugewandt, schien sie zu horchen und auf ein kommendes Glück zu lauschen.

Jetzt erbebte ihre ganze Gestalt, dann durchschauert von Glück, murmelte sie leise: Er kommt, er kommt!

Die Thür ward hastig geöffnet, und Mesmers hohe gebieterische Gestalt erschien auf der Schwelle. Mit einem Freudenschrei flog Therese zu ihm, und mit glühender Gewalt seine beiden Hände ergreifend, zog sie ihn vorwärts.

Kommen Sie, Meister, jetzt ist Alles gut, jetzt sind Sie da, und Niemand kann mir mehr etwas anhaben, Ihre Hände werden mich schützen, Ihr Arm wird mich aufrecht halten.

Sie schmiegte sich an ihn und lächelte selig, als er sanft seinen Arm um sie legte, und dann mit seiner Rechten leise über ihr Antlitz fuhr. Ihre großen Augen zu ihm aufschlagend, schaute sie tief in seine Augen, die fest auf ihr ruhten.

Ich lese in Ihren Blicken, Meister, daß Sie nicht mit mir zufrieden sind? fragte sie angstvoll. Ja, Sie zürnen mir, weil ich heute mich im Concert so linkisch und ungeschickt benahm. Ich weiß es wohl, Meister, es war thöricht und kindisch, aber wie ich den Saal durchschritt, und plötzlich aufschauend die vielen Köpfe erblickte, diese vielen neugierigen feindlichen Gesichter, diese Blicke, die wie Nadelstiche meine ganze Gestalt verwundeten, da kam die alte Angst wieder über mich und das Entsetzen vor den Menschengesichtern, und da schien es mir wieder, wie ich vorwärts schritt, als ob die Wände mir entgegen kämen, um über mir zusammenzustürzen, und ich wollte nicht vorwärts gehen, denn ich fürchtete den Tod.

Und was war es, was mitten im Spiel Sie auf einmal beunruhigte? fragte Mesmer sanft.

Oh, das war wieder kindisch, sagte sie lächelnd. Ich kann es immer noch nicht lernen, von den Noten zu spielen, und dann wieder meine fliegenden, zappelnden Finger zu sehen. Das verwirrt mich, das macht mich schwindlich, die Noten und die Finger hüpfen dann wie im wilden Tanze durcheinander, und ich weiß nicht mehr, wie ich spiele und was ich sehe.

Und das Alles ist so natürlich und wahr, sagte Mesmer traurig, denn auch das Sehen hat seine Sprache, und die müssen Sie erst lernen, wie die Kinder das Sprechen lernen! Aber man wird Ihnen keine Zeit dazu lassen, armes Kind, man wird Sie wieder hinein zwingen in die Nacht und das Schweigen, meine liebe Therese!

Sie warf ihre beide Arme um seinen Nacken, und hielt sich krampfhaft fest an seiner hohen Gestalt. Retten Sie mich, Meister, retten Sie mich! rief sie flehend.

Er neigte sich über sie und streichelte ihr Haar, und ließ seine strahlenden Blicke lange auf ihrem Antlitz ruhen.

An der andern Seite des Zimmers stand Herr von Paradies und neben ihm seine Gattin, welche in tiefer Bewegung ihrer Tochter zugehört hatte, und jetzt leise ihre Hand auf ihres Gatten Arm legte.

Sage mir, was dieses Alles zu bedeuten hat? Was quälst und marterst Du die Arme so sehr? Was leugnest Du auf einmal, daß sie sehen kann, da Du doch —

Still, unterbrach sie ihr Mann leise. Höre nur dies: Wenn Therese nicht mehr blind ist, werden wir die kaiserliche Pension verlieren und können mit unsern Kindern betteln gehen!

Ach arme Therese! flüsterte seine Frau tief aufathmend. Arme Therese, jetzt weiß ich Alles! Du wirst blind bleiben müssen Dein Leben lang.

Ich bin gekommen zu Ihrer Hülfe, Therese, sagte Mesmer jetzt, nachdem Therese von seiner Hand beschwichtigt wieder still und sanft geworden war. Ich weiß Alles was hier vorgeht, fuhr er fort, seine zürnenden Blicke auf Theresens Eltern heftend, Sie wollen dieses arme Kind wieder zurück stoßen in ihre Nacht. Aber so schnell soll es Ihnen

nicht gelingen. Meine Ehre, mein Name, meine Zukunft und das System einer neuen Wissenschaft, deren Verkünder ich bin, stehen auf dem Spiel. Ich werde für Therese und für mich selber kämpfen gegen Ihre Grausamkeit. Sie wissen es, daß diese Aufregungen, diese Kämpfe geeignet sind, Therese wieder blind zu machen, und Sie werden sie doch nicht schonen. Ich bin also gekommen, sie von hier fortzuführen und sie mit mir in meine Villa zu bringen zu meinen andern Kranken. Oh seien Sie ruhig, Niemand wird darin etwas Anstößiges finden, denn Therese wird dort unter dem Schutze meiner Frau sein, der ich heute zum ersten Mal vergebe, daß sie meine Frau ist, denn sie macht es mir möglich, Therese zu beschützen und über sie zu wachen, auf daß sie vollständig genese. Therese, mein Wagen wartet vor Ihrer Thür. Sind Sie bereit mit mir zu gehen und bei mir zu bleiben, bis Ihre Kur vollendet ist, und Ihre Augen stark genug sind, um das Weinen und die Menschengesichter vertragen zu können?

Ich bin bereit, Meister, mit Ihnen zu gehen, rief sie freudig.

Aber ich werde es nicht dulden! sagte ihr Vater, heftig näher schreitend. Therese ist meine Tochter, und Niemand als ich allein hat zu entscheiden, was mit ihr geschehen soll. Therese verläßt mein Haus nicht und bleibt unter dem Schutze ihrer Eltern!

Sie geht mit mir! sagte Mesmer mit einer Stimme, welche mächtig war wie ein Donner. Ihr habt sie in meine Kur gegeben, und so lange sie krank ist, gehört sie ihrem Arzte. Komm, Therese, ich trage Dich zum Wagen!

Leicht wie eine Feder hob er sie empor, und wandte sich mit ihr der Thür zu. Mit einem Ausruf des Zorns stürzte Herr von Paradies ihm nach, während seine Frau zur Erde niedergesunken war und betete.

Wie Mesmer aber die Thür öffnen wollte, stand Herr von Paradies vor derselben und deckte mit seinem Rücken den Ausgang.

Lassen Sie uns gehen! rief Mesmer glühend und mit flammenden Blicken.

Gehen Sie, aber lassen Sie meine Tochter hier!

Nein, sie geht mit mir! Ihr sollt sie nicht wieder blind machen!

Er suchte mit dem rechten Arm, welchen er frei hatte, während Therese in seinem linken Arm ruhte, Herrn von Paradies von der Thür

fortzudrängen. Als dieser sich widersetzte, drang ein wildes spöttisches Lachen von Mesmer's Lippen, die Riesengestalt richtete sich in ihrer ganzen Höhe auf, sein starker, muskelkräftiger Arm hob die kleine zierliche Gestalt des Herrn von Paradies empor und schleuderte sie weit hinein in das Zimmer.

Lebt wohl und fürchtet nichts, rief er mit lauter Stimme, Therese bleibt bei mir! Aber doch ist Eure Pension noch nicht verloren, denn noch könnt Ihr ja sagen, daß sie blind ist. Ich nehme sie mit mir, um sie zu heilen. — — — — — — — — — — — — — —

Dies war indeß eine vergebliche Hoffnung! Die Feinde Mesmer's, an ihrer Spitze der Professor Barth, waren einflußreicher und mächtiger als er, und Herr von Paradies, welcher zitterte für seine Pension, verband sich mit ihnen. Man wußte es endlich dahin zu bringen, daß Herr von Störk, der Leibarzt der Kaiserin, einen Befehl erwirkte, demzufolge Herr von Paradies ermächtigt ward, seine Tochter sogleich der Kur Mesmer's zu entziehen, und sie wieder unter die eigene väterliche Obhut zu stellen.

Mit diesem schriftlichen Befehl begab sich Herr von Paradies, begleitet von seiner Gemahlin, in die von Mesmer und seinen Kranken bewohnte Villa und begehrte seine Tochter zurück. Aber Therese weigerte sich, ihren Aeltern zu folgen; als ihr Vater ihre Hand gegen sie ausstreckte, floh sie entsetzt zu Mesmer hin, und ihn angstvoll mit ihren beiden Armen umklammernd, beschwor sie ihn, sie zu beschützen, und es nicht zu dulden, daß man sie ihm entreiße, um sie wieder in die Nacht ihrer Blindheit zurückzustoßen.

Eine fürchterliche Scene folgte nun, die Mesmer selbst in einfach rührenden Worten schildert:

„Theresens Vater, sagt er, wollte sie mit Gewalt fortführen, und drang mit entblößtem Degen, wie ein Rasender, auf mich ein. Es gelang mir wohl, den Wüthenden endlich zu entwaffnen und ihn zu entfernen, aber Mutter und Tochter fielen mir ohnmächtig vor die Füße, die Erstere vor Entsetzen und Zorn, die Andere, weil ihr barbarischer Vater sie mit dem Kopf wider die Wand gestoßen hatte. Die Mutter ward ich nach einigen Stunden los, aber wegen des Schicksals der armen Therese war ich in der äußersten Unruhe; Gallerbrechen und Rasen

erneuerten sich bei ihr alle Augenblicke, ja, in Folge dieser furchtbaren Aufregungen, erblindete sie auf's Neue. Ich zitterte für ihr Leben und ihren Verstand, dachte an keine Rache gegen die Aeltern, vernachlässigte alle rechtlichen Mittel, und suchte bloß die Unglückliche, welche in meinem Hause geblieben war, zu retten."

„Herr von Paradies, gestützt von den Personen, welche seine Triebfedern waren, schrie ganz Wien voll. Ich wurde dadurch ein Gegenstand der abgeschmacktesten Verleumdungen, ja man brachte mit leichter Mühe den allzugutmüthigen Herrn von Störk dahin, daß er befahl, es solle das Fräulein von Paradies ihren Aeltern ausgeliefert werden."*)

Mit diesem erneuerten Befehl begab sich Herr von Paradies, begleitet von einigen Freunden und Dienern, abermals zu Mesmer, der Therese nun, trotz ihres Flehens und Jammerns, ihrem Vater übergeben mußte.

Therese, sei es in Folge der heftigen Gemüthserschütterungen, des vielen Weinens, des Kummers um den vorlornen Freund, Therese war jetzt wieder blind, und sie gab als Blinde noch viele Concerte in Wien.

Professor Barth und die Aerzte überhaupt triumphirten, Mesmer aber verließ im Zorn über seine hohnlachenden Verfolger Wien und ging nach Paris, um dort seiner Lehre und seiner Erfindung des thierischen Magnetismus Ausbreitung, Ruhm und Anhänger zu verschaffen.

Therese von Paradies war und blieb blind. Ob sie jemals sehend gewesen? Das ist eine Frage, welche damals wie noch jetzt unentschieden geblieben. Die Aerzte leugnen es, die Anhänger Mesmer's bejahen es, und behaupten mit voller Bestimmtheit, daß es der magnetischen Kraft Mesmer's vollständig gelungen sei, die Blinde zu heilen, daß sie aber wieder erblindet sei, in Folge der grausamen Härte ihres Vaters, der eine blinde Tochter haben mußte, um die kaiserliche Pension nicht zu verlieren.

---

*) Justinus Kerner. Franz Anton Mesmer 2c. S. 70.

Fünftes Buch.

Marie Antoinette.

I.

Le roi est mort, vive le roi!

Es war am Abend des 10. Mai 1774. Das sonst so geräuschvolle von Jubel und Lust durchhallte Königsschloß von Versailles war heute düster und still. Kein lautes Wort, kein lauter Schritt ward in den Corridors und in den Sälen gehört, welche seit einem halben Jahrhundert zum erstenmal heute öde und leer standen. Das Königthum, welches hier sonst seine Feste gefeiert, lag jetzt eben in einer Krisis, es stand da mit zersetztem Mantel, mit beschmutzter Krone, mit hängenden schlaffen Zügen und wartete auf den letzten Seufzer eines Sterbenden, um sich wieder zur Jugend und Schönheit, zur Reinheit und Majestät zu verklären, und sein wüstes Greisenangesicht in ein Jünglingshaupt zu verwandeln.

Das Königthum, es schwebte als Engel der Hoffnung über dem einen Flügel von Versailles, in welchem der Dauphin mit seiner Gemahlin verweilte, als Dämon des Todes über dem anderen Flügel von Versailles, in welchem ein alter, sterbender, entnervter Greis, den man fünfzig Jahre lang König Ludwig den Funfzehnten genannt, seine letzte Rechnung mit dem Leben machte.

Es ist wahr, die Rechnung war eine sehr große und fürchterliche, und unter den Todesqualen und Schmerzen, welche des Königs von Alter, Laster und Krankheit verwüsteten Körper durchwühlten, hatte der König einsehen lernen, daß es zu spät sei, Abrechnung zu halten mit der Welt, und die höchste Zeit, seine Rechnung anzufangen mit dem Himmel.

Er hatte daher dem Flehen und Bitten seiner Töchter nachgegeben und nach dem Erzbischof von Paris gesandt, um von ihm den Segen der Kirche und den Trost der heiligen Sacramente zu empfangen, und damit diese unentweiht einziehen könnten in das Schloß, hatte der König

das für ihn größte und schwerste Opfer gebracht, hatte er die schöne Gräfin Dubarry aus Versailles entfernt, und sie nach Schloß Ruelles gesandt.

Aber Herr von Beaumont, der Erzbischof von Paris, forderte von Ludwig dem Fünfzehnten noch ein anderes Zeichen der Reue, er forderte, daß er öffentlich vor seinem Hofe bekenne, daß er ein sündhaftes und strafwürdiges Leben geführt habe. Anfangs hatte der Stolz des Königs sich gegen diese Demüthigung gesträubt, aber bald hatte die Todesangst des königlichen Sünders diesen Stolz gebeugt, und um Frieden zu machen mit dem Himmel, hatte der König sich bereit erklärt, der Tugend und Moral dies letzte große Opfer zu bringen.

Auf einmal also öffneten sich die Pforten des königlichen Krankenzimmers, und die Schaar der von Erwartung und Neugierde zermarterten Höflinge, welche seit drei Tagen nur fragten: „wie geht es dem König? wird der König genesen?“ und welche die Gegenwart hätten festhalten mögen, weil sie vor der Zukunft zitterten, welche noch nicht wagten, die Vorzimmer des Königs zu verlassen und in die des Dauphins zu eilen, weil es ja noch möglich, daß Jener genesen könnte, diese Schaar der Höflinge sahen da auf dem prunkenden Paradebett eine blutige, entstellte, verschwollene Gestalt, ein von den Pocken verzerrtes und verstümmeltes Gesicht mit blutunterlaufenen Augen, mit zerfetzten, blutigen Lippen, — die Gestalt des sterbenden Königs von Frankreich! Vor diesem Paradebett aber stand im vollen Ornat der Erzbischof von Paris, ihm zur Seite der Groß-Almosenier und der Minister Herzog von Aiguillon, während die Töchter des Königs am Bette ihres Vaters knieten, und mit leisen Worten des Trostes und der Hoffnung den ächzenden König zu trösten suchten.

Der König wünscht seinen Freunden und Getreuen ein letztes Lebewohl zu sagen, rief der Herzog von Aiguillon mit lauter Stimme.

Ein leises Gemurmel des Entsetzens durchlief die Reihen der Höflinge. Jeder von ihnen fürchtete die Ansteckung, welche der König aus jeder Pore seines von den furchtbarsten Pockengeschwüren verpesteten Körpers ausdampfte. Mehr als dreißig Personen waren schon dieser Ansteckung erlegen, und erst vor einigen Tagen hatte der schöne Marquis von Letorières es mit dem Tode büßen müssen, daß er, dem dringenden Wunsch des Königs nachgebend, in die Thür seines Krankenzimmers

getreten war und sich einige Minuten mit ihm unterhalten hatte. — Niemand mochte daher mehr dies Zimmer betreten, Jedermann hatte vergessen, daß es ein König sei, welcher sie gerufen, und erinnerte sich nur, daß es ein von scheußlicher Krankheit verpesteter Mensch sei.

Aber der Herzog von Aiguillon rief ihr Gedächtniß wach.

Der König wünscht seinen Freunden und Getreuen ein letztes Lebewohl zu sagen, rief er zum zweitenmal, und jetzt wagten die Hofleute nicht länger mehr zu zaudern, denn es war ja immer noch möglich, daß der König genesen konnte, und dann würde er ihnen das Zaudern dieser Stunde niemals verziehen haben!

Seufzend und innerlich Gebete der Angst murmelnd, kamen sie näher und traten in das gefürchtete Gemach ein, dessen verpestete Luft und dessen Verwesungsgeruch selbst nicht von den Weihrauchdüften überdeckt werden konnte, die in großen bläulichen Wolken aus den goldenen, von den Chorknaben des Erzbischofs geschwenkten Rauchfässern empor wirbelten.

Mit angehaltenem Athem, mit festgeschlossenen Lippen umgingen die Hofherren das Bett des Königs, der seine halbgebrochenen, blutunterlaufenen Augen auf sie gerichtet hielt, und Worte der Begrüßung murmelte, die indeß Niemand verstand. Endlich hatte der Erste des Zuges die Thür wieder erreicht. Die Ceremonie des letzten Levers war überstanden, und mit eilfertiger Hast drängten Alle dem ersehnten Ausgang zu.

Die feierliche und mächtige Stimme des Erzbischofs von Paris, dessen ernste, mahnende Worte schon so oft das Gewissen der leichtsinnigen und egoistischen Höflinge des Königs getroffen, gebot ihnen jetzt still zu stehen und sich noch einmal umzuwenden.

Der Erzbischof stand da neben dem Bette des Sterbenden, und hielt das heilige Viaticum mit beiden Händen hoch empor.

Der König wünscht seinen Freunden und Getreuen Abbitte zu thun wegen seines sündhaften und scandalösen Lebenswandels, sagte Herr von Beaumont, jedes Wort scharf und schneidend betonend. Obwohl der König über sein Betragen Niemand Rechenschaft schuldig ist, als Gott allein, so erklärt er durch meinen Mund, daß er es herzlich bereut, seinen Unterthanen Schande gemacht zu haben, und daß er noch zu leben

wünscht, um eine Stütze der Religion und des Glückes seiner Völker sein zu können.*)

Ein langanhaltendes, jammervolles Aechzen ertönte von dem Bett des kranken Königs. Schaudernd und todesblaß eilten die Höflinge zurück in das Vorzimmer, sich entsetzt bewußt werdend, daß es zu Ende gehe mit dem König und mit ihrer eigenen Macht, und daß der Morgen einer neuen Zeit zu dämmern beginne! —

Während dies sich auf dem einen Flügel des Schlosses von Versailles begab, herrschte auf dem andern Flügel, in welchem der Dauphin mit seiner Gemahlin wohnte, eine tiefe, schauerliche Ruhe. Alles war hier Einsamkeit, Oede und Schweigen. Hier und da nur in den großen, öden Gemächern brannte ein Licht und warf einen fahlen, gelblichen Schein auf die verblaßte Pracht und die verwitterte Herrlichkeit, welche hier herrschte. Aber auf einmal ward dieses Schweigen der Einsamkeit durch die laute, majestätische Stimme des Donners unterbrochen und zu den einsamen Lichtern der Zimmer zündete der Himmel seine blendend hellen Fackeln des Blitzes an. — Die ganze Natur schien Theil nehmen zu wollen an dem letzten Todeskampf einer sterbenden Monarchie, und der Donner schien es dem Himmel und der Erde mit seiner hallenden Stimme verkünden zu wollen, daß die Stunde der Geburt einer neuen Monarchie und einer neuen Zeit gekommen sei!

Der Dauphin hatte sich mit seiner Gemahlin und der ganzen königlichen Familie in die Kapelle des Schlosses begeben, um noch einmal zu Gott zu beten für das Leben des Königs. In tiefer Andacht knieeten alle die jungen, lebensfrischen Gestalten um den Altar, auf welchem das heilige Sacrament enthüllt worden, und mit zitternden Lippen, mit Thränen in den Augen flehten die jungen Prinzen und Prinzessinnen, an ihrer Spitze der Dauphin und die Dauphine, zu Gott, ihrem Großvater das Leben zu erhalten, und ihn noch einmal genesen zu lassen. Dann begannen die Priester vor den Altären die „Gebete der vierzig Stunden“ und die kleine, nur aus der königlichen Familie und ihren

---

*) Soulavie. Mémoires historiques et politiques du Régne de Louis XVI. Vol. I. p. 103.

Dienern nebst wenigen Freunden bestehende Gemeinde stimmte leise ein in die heiligen Gesänge.

Auf einmal ward der Himmel draußen von finstern Wolken umdüstert; die Nacht mit ihren Todesschatten schien die ganze Kapelle einzuhüllen; der erste laute Donnerschlag ließ sich auch hier hören. Bald folgte ihm ein zweiter, dann heulte und pfiff der Sturm, Ströme von Regen schlugen prasselnd gegen die Fenster, Blitze, sich von Minute zu Minute erneuernd, machten die Kerzen auf den Altären erbleichen und schleuderten eine schreckliche Helle in die entsetzensvolle Finsterniß. Dann wieder und immer wieder grollte der Donner, erneuerte sich der drohende Glanz des Blitzes, der die Decke und die Wände der Kapelle zu zerreißen schien; mit dem Rollen des Donners vereinigten sich die heiligen Gesänge, welche man fort und fort sang, den Ausdruck des Entsetzens in der Stimme wie im Gesicht, denn während man Gott um Erbarmen anflehte, antwortete der Himmel mit seiner Stimme des Zorns, als wolle er mit derselben endlich jetzt das königliche Gewissen noch wach rufen, das so lange geschlummert hatte.

Vor dem Altar lag das junge Paar, der unschuldige Erbe eines lasterhaften, verderbten Königs, mit seiner jungen Gemahlin, Beide in Thränen zerfließend, Beide zitternd vor dem Grabe, das für ihren Vater geöffnet war, vor dem Thron, der sie selber erwartete.

Endlich war der heilige Dienst beendet, Jedermann erhob sich von den Knieen; schweigend, in tiefer Stille verließen Alle die Kapelle, kein Ton ward gehört außer dem Schall der eiligen Schritte, mit welchen Jeder sich entfernte, um in dem Innern seiner Gemächer aufathmen zu können von der Last, welche seine Seele bedrückte.

Auch der Dauphin und die Dauphine kehrten schweigend und lautlos in ihre Gemächer zurück, und heute zum erstenmal schien der Dauphin sich innig und tief der Bande bewußt zu sein, welche ihn mit seiner jungen Gemahlin vereinten; denn statt in seine Gemächer zurückzukehren, reichte er ihr den Arm und ging mit ihr. Die wenigen treuen Diener des jungen Paares, welche im Vorzimmer standen, blickten ihnen mit einem wehmüthigen Lächeln nach, und falteten ihre Hände zum Gebet, nicht für den sterbenden König, sondern für dies junge, unerfahrene, unschuldige Paar, das jetzt, vielleicht schon in wenigen Stunden, die Last der Krone auf sich nehmen sollte.

Wie der Dauphin mit der Dauphine am Arm in ihr Wohnzimmer eintrat, rollte ein Donner daher, stärker wie er bis dahin noch erschallt war, und wie in Feuer schien das ganze Gemach auf einmal getaucht. Die Dauphine stieß einen leisen Schrei aus, und klammerte sich angstvoll an den Arm ihres Gemahls, der geblendet und überrascht auf der Schwelle der Thür stehen geblieben war. Durch die Ritzen der Fenster und durch die offene Thür heulte und pfiff der Sturm und zischte durch das ganze Zimmer, daß die Lichter auf dem Armleuchter, welcher da drüben auf dem Tisch stand, schwankten, und ihre gelbe Flamme senkten, und daß dies Licht, welches unmittelbar neben der Thür auf dem Fensterbrett stand, verlöschte. Aber sofort, und der Anwesenheit des hohen Paars gar nicht achtend, sprang Herr von Campan mit dem verlöschten Licht zu dem Armleuchter hin, es hastig wieder anzündend, um es dann eilig wieder an seine vorige Stelle zu setzen.

Der Dauphin, welcher eben im Begriff gewesen, mit seiner Gemahlin das Zimmer zu durchschreiten, um sich mit ihr in das daneben befindliche Kabinet zu begeben, hatte diese hastige und ungewöhnliche Handlung des sonst so ehrerbietigen und ceremoniellen Geheim-Secretairs der Dauphine bemerkt und blieb stehen.

Was bedeutet dieses Licht da auf dem Fenster, Herr von Campan? fragte Ludwig mit seiner sanften, hellen Stimme.

Herr von Campan schien zu erschrecken, und sehr froh darüber zu sein, daß ein neuer heftiger Donnerschlag die hastigen Worte, die er murmelte, vollkommen unhörbar machte.

Aber der Dauphin wartete das Ende des Donners gelassen ab und erneuerte seine Frage.

Verzeihung, Hoheit, sagte Herr von Campan verwirrt, dies Licht bezieht sich einfach auf ein Ceremoniell.

Auf ein Ceremoniell? fragte der Dauphin verwundert. Wollen Sie mir dies Ceremoniell erklären?

Ew. Hoheit befehlen es?

Ich bitte Sie darum, — falls die Frau Dauphine es erlaubt, sagte Ludwig, sich an Marie Antoinette wendend, die bleich und erschöpft an seinem Arm hing, und nur mit einer leisen Bewegung ihres schönen Hauptes ihre Zustimmung zu erkennen gab.

Nun, wenn Ew. Hoheit befehlen, muß ich die Wahrheit sagen, seufzte Herr von Campan. Ew. Hoheit haben befohlen, daß, sobald ein trauriges, aber jetzt schon unvermeidliches Ereigniß hier eingetreten ist, die königliche Familie und der ganze Hof, welcher zu dieser Stunde im Schloß versammelt ist, Versailles verlassen soll, um nach Choisy zu gehen. Aber in dem feierlichen Augenblick, den wir erwarten, würde der Anstand und die Schicklichkeit es nicht gestatten, daß die positiven Befehle zur Abreise laut wie sonst von Mund zu Munde wiederholt würden. Der Ober-Stallmeister ist daher mit mir übereingekommen, wie er ohne alles Geräusch seine nöthigen Ordres empfangen kann. Die Gardes du Corps, die Pagen, die Stallmeister, die Wagen, die Kutscher und Lakaien, sie Alle sind jetzt schon im Hofe da unten versammelt, und schauen erwartungsvoll zu diesem Fenster und zu diesem einzelnen Licht hier empor. Sobald dieses Licht hier verlischt, besteigen die Gardes du Corps die Stallmeister und Kutscher ihre Pferde, die königlichen Carrossen fahren vor, die Lakaien öffnen den Schlag, denn Jedermann weiß alsdann, daß der königliche Hof im Begriff ist, Versailles zu verlassen.

Demzufolge, sagte der Dauphin hastig, ist dieses einzelne Licht, welches da im Fenster brennt, das Signal, welches den Wartenden da unten im Hof verkündet, daß der König todt sei?

Herr von Campan verneigte sich schweigend. Der Dauphin aber zog seine Gemahlin hastiger vorwärts und trat mit ihr in das Kabinet ein. Er achtete gar nicht darauf, daß die Dauphine seinen Arm losließ, und erschöpft auf den Divan niederglitt. Die Hände auf dem Rücken gefaltet, das Haupt auf die Brust gesenkt, ging er hastig in dem Kabinet auf und ab. Dann auf einmal blieb er mitten im Zimmer stehen, und seine sanften blauen Augen zum Himmel empor hebend, rief er mit bewegter Stimme: Gott ist gerecht! Es giebt eine Vergeltung im Himmel, und er übt sie auf Erden zu dieser Stunde!

Marie Antoinette, deren große dunkle Augen ihrem Gemahl immer gefolgt waren, erhob sich rasch vom Divan und trat zu ihm hin. Was wollen Sie damit sagen, mein Gemahl? fragte sie verwundert, indem sie ihre schöne weiße Hand auf die breite, kräftige Schulter des Dauphins legte.

Ich will damit sagen, Antoinette, sagte er feierlich, daß jenes einsame Licht, welches zuerst den Tod des Königs verkünden soll, daß

jene dort unten im Hof harrenden Stallmeister und Pagen, die auf das Erlöschen des Lichtes warten, daß dies Alles eine Vergeltung ist für die traurige und fürchterliche Sterbestunde meines Vaters.

Ich verstehe Sie noch immer nicht, mein Gemahl, sagte die Dauphine.

Ich glaube es wohl, rief der Prinz heftig, ich glaube es wohl, daß Sie mich nicht verstehen, denn ich habe Ihnen niemals von meinem Vater und von der Stunde seines Todes erzählt, nicht wahr?

Thun Sie es jetzt, mein Gemahl, bat die Dauphine mit sanfter, schmeichelnder Stimme.

Ja, ich will es thun, sagte Ludwig düster. Ich will Ihnen erzählen von der Sterbestunde meines Vaters. Er war ein so edler, hochherziger, großmüthiger Mann, und sie verließen ihn doch, diese schmeichelnden, egoistischen Hofleute, welche allemal nur da zu finden sind, wo es ihr eigener Vortheil erheischt. Der Dauphin lag einsam und verlassen in seinem Krankenzimmer, aber ein Engel wachte an seiner Seite Nacht und Tag, und pflegte ihn mit unerschütterlicher Liebe und Treue. Dieser Engel, das war seine Gemahlin, meine Mutter! Der Hof befand sich zu Fontainebleau, und der Vater des Dauphins, König Ludwig, hatte befohlen, daß, sobald der Dauphin, mein Vater, gestorben sei, der Hof nach Choisy abreisen solle. Jedermann also bereitete sich darauf vor, denn Jedermann wußte, daß die letzte Stunde des armen Märtyrers, der so viel leiden mußte, ohne jemals eine Sünde begangen zu haben, bald kommen werde. — Der Dauphin, welcher zum letzten Male die schöne Frühlingsluft einathmen, und den blauen Himmel schauen wollte, ließ sich im Fauteuil an das geöffnete Fenster tragen, und von da konnte er schauen, wie Jedermann schon eilig seine Vorbereitungen zur Abreise traf, er sah da die Carrossen, welche man mit Koffern und Kisten belud, Stallmeister, welche neben ihren Pferden standen; er sah, daß Alle bereit seien abzureisen, und daß man nur noch warte auf seinen Tod. Mit einem traurigen Lächeln wandte er sich an seinen Arzt: „Ach, sagte er sanft, ich muß mich schon beeilen zu sterben, denn ich sehe es wohl, wenn ich noch länger zögere, mache ich zu viel Menschen ungeduldig!“*)

*) Soulavie: Mémoires etc. Vol. I.

Entsetzlich! flüsterte die Dauphine, ihre schönen, von Thränen umdüsterten Augen voll mitleidiger Zärtlichkeit auf den Gemahl heftend.

Ja, entsetzlich, wiederholte der Dauphin. Aber Sie sehen, es ist eine Vergeltung im Himmel. Wie damals, warten auch heut die Equipagen im Hof, wie damals wollen wir nach Choisy abreisen, und wenn dieses kleine Licht da am Fenster verlischt, so ist das ein symbolisches Zeichen, daß das Leben eines Königs erloschen ist. Oh, wenn alsdann mein Vater hier wäre! Wie viel würdiger wäre sein Haupt, eine Krone zu tragen, als es das meine ist!

Er muß ein sehr edler, bewunderungswürdiger Mann gewesen sein, sagte die Dauphine leise, gleich Ihnen wünschte ich, er lebte noch! Und er ist so jung gestorben! An welcher Krankheit starb er, mein Gemahl?

Der Dauphin warf einen raschen, forschenden Blick auf das Antlitz seiner Gemahlin. Er starb an derselben Krankheit, welche bald darauf auch meine Mutter tödtete, sagte er düster, und deren Name zugleich eine Anklage ist!*) Sprechen wir nicht davon, werfen wir keine trüben Schatten auf diese düstere Stunde, in welcher —

Ein furchtbares, entsetzenvolles Getöse übertäubte in diesem Moment die Stimme des Dauphins. Wie ein lauter, ungeheurer Donner rollte es daher, nur daß der Donner nicht vom Himmel kam, sondern aus dem Vorzimmer der Dauphine, nur, daß nicht Gott diesen Donner geschaffen, sondern die Masse der Höflinge, welche die Vorzimmer des eben gestorbenen Königs in eiligem Lauf verlassen hatten, um die aufgehende Macht des eben erstehenden Königs Ludwigs des Sechszehnten zu begrüßen!**)

Der Dauphin und seine Gemahlin verstanden die Sprache des irdischen Donners, und überwältigt von diesem großen und heiligen Moment, sanken Beide auf ihre Kniee nieder, hoben Beide ihre Arme

---

*) Der allgemeinen Annahme nach war der Dauphin und seine Gemahlin vergiftet worden, und zwar im Interesse einer politischen Partei, deren Chef der Herzog von Choiseul war. — Der Dauphin sowie seine Gemahlin gehörten zur anti-österreichischen Partei.

**) Madame de Campan. Mémoires etc. Vol. I. p. 78.

zum Himmel empor und riefen, ihr Antlitz von Thränen überfluthet: Mein Gott, mein Gott, führe und beschütze Du uns, wir sind noch zu jung, um regieren zu können!*)

Im gleichen Moment ward die Thür des Kabinets hastig geöffnet, und die Oberhofmeisterin Marie Antoinettens erschien auf der Schwelle. Hinter ihr sah man Hunderte von Damen und Herren, welche, Kopf an Kopf gedrängt, ihre neugierigen Augen hinein bohrten in das Zimmer, und dort mit einer Art Schrecken und Angst sahen, was sie noch niemals gesehen: ein junges Königspaar, welches nicht mit stolzem Entzücken, sondern demüthig und schmerzbewegt seinem glänzenden Geschick entgegen trat.

Frau von Noailles verneigte sich fast so tief, daß sie auf den Knieen lag, während das junge Königspaar sich aus seiner knieenden Stellung aufrichtete.

Ihre Majestäten mögen mir gnädigst verzeihen, wenn ich einzutreten wagte, sagte die Oberhofmeisterin mit dem vollen Aplomb ihrer Würde, deren Gesetze Niemand besser kannte, als Frau von Noailles. Ich komme aber, die Majestäten zu ersuchen, die inneren Gemächer zu verlassen, um im großen Vorsaal die Glückwünsche der königlichen Prinzen und Prinzessinnen, und der Groß-Offiziere und Groß-Würdenträger Ihres Hofes zu empfangen, welche Alle vor Begierde glühen, ihren neuen Souverainen ihre Huldigung darzubringen.

Eine solche Bitte aus dem Munde der Frau von Noailles hieß, dem jungen Königspaar einen unumgänglichen Akt der Etiquette ankündigen, dem man sich daher nicht widersetzen dürfte.

Der junge König reichte also seiner Gemahlin den Arm, und auf ihn gelehnt, mit der Rechten das von Thränen feuchte Taschentuch an ihre Augen drückend, gesenkten Hauptes, rührend in dieser trauervollen, kindlichen Haltung, trat Marie Antoinette zum ersten Mal in den Kreis ihres Hofes, der mit lauten Glückwünschen das Herrscherpaar umringte.

Während die Gemahlinnen der Prinzen von Provence und Artois tief gerührt und mit Thränen die junge Königin in ihre Arme schlossen, näherten sich die beiden Prinzen in tiefster, ceremonieller Haltung dem König ihrem Bruder.

---

*) Madame de Campan. Mémoires etc. Vol. I. p. 78.

Lassen Sie uns, sagte der Graf von Provence feierlich, lassen Sie uns die Ersten sein, Sire, welche Eurer Majestät, unserm König, ihre Huldigung darbringen und ihre —

Ach, mein Bruder, unterbrach ihn der König mit vor Rührung zitternder Stimme, soll mich meine Krone sogleich eines Glückes berauben? Lassen Sie mir doch den schönen Namen: Bruder! Ich verliere zu viel, wenn Sie mich nur Ihren König nennen!

Und ich gewinne also in dieser Stunde doppelt, denn ich gewinne einen gnädigen König und behalte einen geliebten Bruder! rief der Graf von Provence, sich in die geöffneten Arme des Königs werfend.

Eine Viertelstunde später war das Schloß von Versailles öde und leer. Die Stallmeister, die Garden, die Pagen und Lakaien hatten ihre Schuldigkeit gethan; so wie das Licht am Fenster erlosch, bestiegen sie ihre Pferde, ließen sie die Carrossen vorfahren. Jedermann beeilte sich, das Schloß zu verlassen, um dieser verpesteten Luft und dieser Ansteckung zu entfliehen, welche schon so viele Opfer gefordert hatte. Und nicht allein der Hof des neuen Königthums verließ in angstvoller Eile Versailles, sondern auch die Diener und Freunde des alten Königthums beeilten sich, fortzukommen. Niemand fand es für nöthig, die Treue gegen König Ludwig le Bien-Aimé noch bis eine Minute über seine Todesstunde festzuhalten! Alles flüchtete sich aus dem Hause des Todes, Alles wollte sich retten aus der Luft, deren Einathmen Verderben und Krankheit nach sich zog; selbst der Herzog von Villequier, der erste Kammerherr des Königs, vergaß zum ersten Mal in seinem Leben der Etiquette, und statt, wie es diese erheischte, bei der noch nicht erkalteten Leiche des Königs Wache zu halten, wollte auch er sich aus dem Schloß entfernen. Aber indem er sich anschickte, das Sterbezimmer zu verlassen, wollte er seiner Flucht doch den Anschein des Rechtes geben.

Mein Herr, sagte er, sich an Andouillé, den ersten Chirurgen des todten Königs wendend, mein Herr, ich verlasse Sie jetzt, damit Sie Ihr Werk beginnen. Ihre Pflicht ist es, den Körper zu öffnen und einzubalsamiren!

Andouillé erblaßte, denn wenn er diesem Befehl des Herzogs nachkommen mußte, war sein Tod unvermeidlich.

Ich bin bereit, Herr Herzog, sagte er nach einer Pause, aber

während ich operire und schneide, werden Sie die Güte haben, den Kopf zu halten, Ihre Charge macht Ihnen das zur unumgänglichen Pflicht!*)

Der Herzog von Villequier erwiederte nichts, er verneigte sich leicht gegen den Arzt, und verließ eiligst das Gemach.

Herr Andouillé folgte seinem Beispiel, aber rücksichtsvoller noch als die übrigen Diener des Königs, sorgte er ein wenig für die einsame Leiche. Er rief einige subalterne Diener und befahl ihnen bei der Leiche zu wachen, dann, als er hinunter ging in den Hof, um seine Equipage zu besteigen, sah er da einige Arbeiter, welche Handlangerdienste bei den Bauten im Schloß zu thun hatten.

Herr Andouillé rief sie zu sich, und befahl ihnen dem Ober-Hofmeister zu sagen, daß man Weingeist in den Sarg des Königs gießen, und auch die Leinentücher damit tränken solle.

Das war die Leichenrede des Königs Ludwigs des Funfzehnten, dessen Körper einsam in dem öden Schloß von Versailles stand, nur bewacht von einigen niedern Dienern und Arbeitern.

II.

Die beiden Mémoires.

Es war in der Frühe des andern Morgens. Der Hof hatte sich mit dem jungen Königspaar nach Choisy begeben, und dorthin strömten jetzt von Paris aus ganze Schaaren von Menschen; Fürsten, Grafen und Marquis, Feldmarschälle, Generale und Officiere, die Magistratur, der Maire und die Geistlichkeit von Paris, Abgeordnete der Bürgerschaft, wie der einzelnen Gewerke; jeder Stand, jeder Rang, jede Klasse sandte ihre Vertreter, um dem jungen Königspaar zu huldigen, und den Segen des Himmels auf dasselbe herabzuflehen.

Ein wahrer Freudentaumel hatte sich der ganzen Bevölkerung bemächtigt, Entzücken und Lust strahlte von allen Gesichtern, und Niemand gedachte mehr des todten Königs Ludwigs le Bien-Aimé, dessen Leiche zu derselben Stunde, in welcher die halbe Bevölkerung von Paris nach Choisy eilte,

---

*) Campan I. 79.

um den König und die Königin zu sehen, nach St. Denis in das letzte Ruhelager der Könige gebracht ward. Es war ein wenig ceremoniöser Zug, dieser Leichenzug König Ludwigs des Fünfzehnten. In einer großen Jagdcarosse stand der Sarg des Königs, in einer zweiten und dritten Carosse folgten der Herzog von Ayen, der Herzog von Aumont und zwei Priester. Zwanzig Pagen, und ebenso viel Stallknechte schlossen den Zug, der unbemerkt, von Niemand beklagt und beweint, in St. Denis anlangte. Eiligst, während die Priester einige Gebete murmelten, ließ man den Sarg hinab in die Königsgruft, deren Eingang man alsdann nicht blos vermauerte, sondern auch die Fugen sorgsam verkittete, damit der Dunst des verwesenden Körpers nicht noch aus der Wohnung der Todten sich hervordränge, um die Lebenden zu vergiften.

Keiner der königlichen Prinzen war dem Sarge gefolgt. Was kümmerte sie der todte König! Nur der lebende König hatte Ansprüche auf ihre Liebe, ihre Treue und Ergebenheit. Und der lebende König war zu Choisy, nach ihm hin drängten sich alle Herzen, ihn suchten alle Blicke, alle Wünsche, alle Hoffnungen. Tausende von Menschen drängten sich in den Sälen und Vorsälen, Unruhe und Erwartung, Furcht und Hoffnung war auf allen Gesichtern zu lesen.

Wer wird Einfluß haben? Das war die große Frage, welche alle Gemüther beschäftigte. Wird es die Königin sein, oder die Tanten des Königs? Welches Schicksal erwartet die Gräfin Dubarry? Welche Minister wird der neue König sich wählen?

Während man in den Sälen und Antichambres, in den Zimmern der Prinzen, und in den Corridors diese Fragen debattirte, war der König noch immer unsichtbar, verweilte er einsam noch immer in seinem Kabinet. Vergebens harrten die Großwürdenträger und die persönlichen Diener des Königs seit Stunden schon im Vorsaal des Rufes Sr. Majestät; die Thür seines Kabinets blieb noch immer geschlossen.

Der König war allein in diesem Kabinet. Sein nachlässiger Anzug, sein ungeordnetes, verwirrtes Haar, seine trüben, verweinten Augen, und endlich die auf den Armleuchtern herunter gebrannten Lichter, die eben im Verlöschen waren, bewiesen, daß der junge König die Nacht nicht geschlafen, und sein Cabinet gar nicht verlassen hatte.

Er selber hatte gar nicht daran gedacht, daß nach so vielen auf-

regenden Scenen des verflossenen Tages ein wenig Schlaf ihm wohl Bedürfniß gewesen. Ruhelos war er die ganze Nacht in seinem Kabinet auf- und abgegangen, und vor seinen trüben Blicken hatte die Zukunft sich wie eine schwere, unheilsvolle Wolke aufgethürmt.

Und diese Beängstigungen der Nacht hatte auch der Tag nicht zu verscheuchen vermocht. Immer sorgenvoller und ängstlicher war das Antlitz des jungen Königs geworden, große Schweißtropfen standen auf seiner Stirn, und sein Antlitz, welches niemals schön und anmuthig anzusehen, war heute in seiner Erschlaffung und Abspannung besonders wenig anziehend.

Ich bin noch so jung, murmelte der König leise vor sich hin, ich weiß Niemand, zu dem ich Vertrauen haben kann, Niemand an diesem Hofe, der es redlich und wahr mit mir meint. Ich habe sie Alle sich bücken und beugen sehen vor der fürchterlichen Person, welche den Thron meiner Väter befleckt und das Alter meines Großvaters entehrt hat. Ich habe sie Alle dem Laster ihre Hymnen und der Verderbtheit ihre Schmeicheleien darbringen hören. Oh, es ist eine fürchterliche Oede um mich her. Zu wem soll ich mich flüchten in der Einsamkeit meines Herzens? Wer wird dem armen, unerfahrenen König ein guter Rathgeber sein?

Ein leises Kratzen an der Thür ließ sich hören, und wiederholte sich nach einer Pause lauter und vernehmbarer. — Der König schritt langsam und schwankend hin und öffnete die Thür.

Herr von Nicolai! sagte er verwundert, den Greis anschauend, welcher gebeugten Hauptes vor ihm stand. Was führt Sie zu mir?

Sire, der Befehl und Wille ihres Herrn Vaters, des verstorbenen Dauphins führt mich her, sagte der alte Mann feierlich.

Der König trat zurück, und winkte Herrn von Nicolai einzutreten. Jetzt reden Sie, sagte er hochaufathmend. Ich weiß, Sie waren ein treuer Diener meines Vaters, Sie waren bei ihm in seiner Sterbestunde, und ich habe deshalb oft versucht, mich Ihnen zu nähern, und mir Ihre Liebe zu gewinnen. Aber ich fühlte, daß Sie mich absichtlich flohen, und nur um Ihnen gefällig zu sein, gab ich Sie auf.

Sire, ich fürchtete an derselben Krankheit sterben zu müssen, welche den Dauphin und die Dauphine hinwegraffte, wenn ich mir nicht den

Anschein gab nur ganz passiver und harmloser Beobachter zu sein, sagte Herr von Nicolai feierlich. Nicht, als ob ich den Tod so sehr fürchtete, aber der Dauphin hatte mir das Leben zur Pflicht gemacht, ich hatte ihm schwören müssen, das Vermächtniß, welches er mir übergab, treu zu bewahren und es eines Tages demjenigen seiner Söhne zu übergeben, welcher Nachfolger König Ludwigs des Fünfzehnten sein würde.

Und dieses Vermächtniß? rief der König athemlos. Man hat es Ihnen nicht geraubt? Sie haben es gerettet vor den Feinden meines Vaters? Oh sagen Sie, wo ist dieses Vermächtniß?

Hier ist es! sagte der Greis, ein großes versiegeltes Papier aus seinem Gewande hervorziehend und es dem Könige darreichend.

Ludwig ergriff es hastig, und seine Augen auf die Adresse richtend las er mit tiefbewegter Stimme: „Papiere, welche demjenigen meiner Söhne bestimmt sind, der nach meinem Vater zur Regierung gelangen wird. Abzugeben am Tage der Thronbesteigung.“

Ew. Majestät sehen, daß ich meinen Schwur treulich erfüllt, und daß ich lange genug gelebt habe, um diese Papiere in die Hände Desjenigen niederzulegen, welcher statt Ihres edlen Vaters den Thron Ludwigs des Heiligen besteigt.

Oh, warum lebt mein Vater nicht, um ihn statt meiner in Besitz zu nehmen! rief Ludwig tiefbewegt.

Er mußte sterben, damit er das Elend nicht sehen könne, welches seitdem über Frankreich gekommen ist, sagte der Greis feierlich. Er mußte sterben, um der Welt ein Zeugniß abzulegen von der Schlechtigkeit Derer, die seine Feinde und die Feinde Frankreichs waren, und welche seitdem über Frankreich geherrscht haben. Sein Tod ist nicht umsonst gewesen, und auch Ew. Majestät wird von demselben gelernt haben!

Ja, ich habe davon gelernt, sagte der König düster. Ich kenne die unsichtbare Hand, welche meinen Vater, meine Mutter, und die Königin, meine Großmutter, getödtet hat, ich kenne sie und —

Der Dauphin, unterbrach ihn Herr von Nicolai, der Dauphin, ihr Vater, hat auf seinem Sterbebette allen seinen Feinden vergeben, auch Denen, welche vielleicht seinen Tod verschuldet haben. Er beschwört durch meinen Mund den König, gleich ihm zu verzeihen und zu vergeben, wie er vergeben hat!

Ich werde dem Befehl meines Vaters gehorchen, sagte der König matt, möge Gott Diejenigen strafen, welche schuldig sind!

Und jetzt, da ich meine Pflicht erfüllt habe, möge Ew. Majestät die Gnade haben, mich zu entlassen, bat Herr von Nicolai.

Aber bevor Sie gehen, werden Sie mir sagen, womit ich Ihnen dienen kann? Nein, schütteln Sie nicht das Haupt! Lassen Sie mein junges Königthum nicht gleich fühlen, daß es zu ohnmächtig ist, die Treue, Liebe und Großmuth zu belohnen. Sie haben an meinem Vater und an mir gehandelt als ein wahrer Freund. Sagen Sie mir, wie es mir möglich sein wird, Ihnen eine Freude zu machen?

Dadurch, Sire, daß Sie die Gnade haben, die Papiere Ihres Vaters genau zu lesen und seine Worte tief in Ihr Herz zu prägen.

Ich werde das thun, mein Freund, ich gebe Ihnen mein Wort darauf, ich werde diese Papiere sogleich lesen, und jedes Wort meines Vaters wird für mich ein Befehl sein! Aber nun sagen Sie mir auch einen Wunsch, den ich Ihnen erfüllen kann?

Der Greis wiegte lächelnd sein Haupt. Den Wunsch, den ich habe, kann mir nur Gott erfüllen, kein irdischer König hat die Macht dazu! Ich habe mein Tagewerk vollbracht, jetzt möchte ich ausruhen und schlafen, um nicht hier unten, sondern da oben im Himmel meine Augen wieder aufzuschlagen, wo sie meinen edlen und geliebten Herrn, Ihren Vater, wiedersehen werden! Ew. Majestät sehen wohl, daß Sie nichts für mich thun können, ich bitte nur um die Gnade, mich entfernen zu dürfen!

Der König reichte dem Greise seine Hand dar und schaute ihm nach, bis die Thür sich hinter seiner gebeugten Gestalt geschlossen hatte.

Oh wie arm sind doch die Könige, sagte er dann schmerzvoll, sie besitzen nur Gold, um Dienstleistungen und Schmeicheleien zu bezahlen, aber sie haben nichts um die Treue und die Liebe belohnen zu können!

Mit einem tiefen Seufzer nahm er das Paket, welches Herr von Nicolai ihm gebracht und entsiegelte es. Zwei Hefte Papiere waren in demselben enthalten.

Der König nahm das erste und las: „Ueber den Allianz-Traktat, der zwischen Ludwig XV. und Maria Theresia am ersten Mai 1756 geschlossen ist; eine Auseinandersetzung und Beweisführung, daß diese Allianz früher oder später mit dem Verderben und Unglück Frankreichs enden wird.“

Es ist wahr, murmelte der König, indem er die von der Hand seines Vaters eng beschriebenen Papiere betrachtete, es ist wahr, der Dauphin war immer ein Feind der Oesterreicher. Alle, die ihm nahe standen und seine Gesinnungen kannten, haben mir dies erzählt, und er hat diese Feindschaft mit seinem Tode büßen müssen!

Er wandte die Papiere in seiner Hand um und durchflog die einzelnen Blätter. Sollten diese Blätter weiter nichts enthalten, als eine politische Abhandlung? fragte er leise. Nicht ein einziges liebevolles Wort des Vaters an seinen Sohn? Vielleicht finde ich ein solches am Schluß des Mémoire! Ah, in der That, da ist eine Nachschrift!

Und mit lauter, bewegter Stimme las der König: „Wer auch von meinen vier Söhnen den Thron Ludwigs XV. einzunehmen berufen ist, er höre und beherzige den letzten Liebes- und Warnungsruf seines Vaters: Hüte Dich, mein Sohn, vor jeder Allianz mit Oesterreich! Wolle nie eine Verbindung schließen mit einer Tochter aus dem Hause Oesterreich, denn die Verbindungen mit den Prinzessinnen von Oesterreich haben den Königen von Frankreich niemals Segen gebracht!“

Der König seufzte tief auf, und senkte sein Haupt traurig auf seine Brust. Es ist zu spät, mein Vater, sagte er, Dein Sohn hat nicht mehr die Macht Deinem Befehl zu gehorchen, sein Geschick ist entschieden!

Er legte langsam das Mémoire auf den Tisch und nahm das zweite Papier.

Ich will doch, bevor ich das gründlicher lese, sehen, was dieses zweite Papier enthält, sagte er, und er las die Ueberschrift:

„Liste mehrerer Personen, welche ich, der Dauphin Ludwig, demjenigen meiner Söhne empfehle, welcher der Nachfolger Ludwigs XV. sein wird.“

Oh, rief der König freudig, das ist ein sehr nützliches Papier und ein guter Rathgeber. Sehen wir doch gleich, welche Personen mir mein Vater besonders empfohlen hat! Zuerst: „Herr von Maurepas, ein ehemaliger Minister, der, wie man mir sagt, sein Attachement für die wahren und allein richtigen Principien der durch Frau von Pompadour gestürzten anti-österreichischen Politik treu bewahrt hat.“ — Ah, das ist sehr gut, rief der König, sich in seiner Lecture unterbrechend, das werde ich mir merken, und Herr von Maurepas soll, so Gott will, nicht länger

in der Verbannung schmachten! — Ah, ich finde hier viele andere Namen, fuhr der König fort, Namen, die auch ich hoch halte und liebe. Da ist Herr von Machault und Herr von Nivernois, Herr von Muy und der Graf Périgord, die Grafen Broglie und D'Estaing, auch der Graf von Vergennes und viele andere, mir wohlbekannte Namen. Oh welch einen sichern und weisen Blick hat doch mein edler Vater gehabt, denn diese Männer, welche er vor vierzehn Jahren seinem Sohn empfohlen hat, sie haben sich bewährt alle diese Zeit hindurch, und niemals haben sie ihr Haupt gebeugt vor der herrschenden Partei, und niemals haben sie sich erniedrigt, den Favoritinnen und Maitressen zu schmeicheln! Nur Einer ist da, sagte der König, wieder in das Papier schauend, Einer, den mein Vater nicht ganz erkannt, oder der sich nicht bewährt hat, der Herzog von Aiguillon! Es ist wahr, er ist seiner politischen Gesinnung treu geblieben, und ist als Minister nicht in die Fußtapfen Choiseuls getreten, aber, — der Freund und Genosse der Dubarry kann nicht mein Minister bleiben! Herr von Aiguillon mag immerhin ein guter Politiker sein, aber er ist kein ehrenwerther Charakter, und ich will zu meinen Ministern nur solche wählen!

Aber, unterbrach sich der König auf einmal ängstlich, wo werde ich einen Minister finden an der Stelle des Herrn von Aiguillon? Wer ist befähigt, aufrichtig, ehrlich und geistvoll genug, um der Minister eines armen, unerfahrenen, jungen Königs zu sein?

Er nahm wieder die Liste zur Hand. Da ist Herr von Maurepas, Vergennes, Machault und Muy, würdige und ehrenwehrte Männer. Ob ich sie wähle, ob — Mein Gott, wer giebt mir Rath? Wer liebt mich genug, um mit mir zu überlegen, was zn meinem und zum Besten Frankreichs geschehen muß? Ich kann doch nicht allein beschließen, allein handeln, ich muß doch Jemand haben, mit dem ich berathen und überlegen kann!

Auf einmal flog es über das bleiche, geängstete Antlitz des Königs wie ein heller Sonnenblick, und ein Lächeln verklärte seine Züge.

Ich will zu der Dauphine gehen, sagte er leise, mit ihr will ich überlegen. Als meine Gemahlin hat sie wohl ein Recht auf mein Vertrauen und obwohl wir Beide uns nicht lieben, so glaube ich doch, daß wir einander gute und treue Freunde sind. Ja, ich will zu Marie Antoinette gehen, und sie soll mir helfen, mir würdige Minister auszuwählen!

Der König nahm die Personenliste seines Vaters, und schritt mit ungewohnter Eilfertigkeit der Thür zu. Aber auf einmal stockte sein Fuß, und sein Antlitz nahm wieder seinen düstern, ängstlichen Ausdruck an.

Nein, sagte er, die Dauphine ist nicht geeignet, mir in dieser Sache Rathschläge zu ertheilen. Sie würde mir lauter Minister von der politischen Gesinnung des Herrn von Choiseul empfehlen, sie wäre im Stande diesen Mann selber wieder in das Ministerium rufen zu wollen. Nein, der letzte Wille meines Vaters und meine eigene Gesinnung verbieten es mir, die österreichische Allianz weiter auszubilden. Ich werde Marie Antoinette ehren und lieben als meine Gemahlin, aber sie wird in der Politik niemals meine Rathgeberin sein! Ich schwöre das bei dem Andenken meines Vaters, der gestorben ist als ein Opfer der österreichisch-französischen Partei, ich werde der Politik meines Vaters treu bleiben. Ich werde also nicht zu meiner Gemahlin gehen, aber zu wem denn? Wer ist hier an diesem Hofe, der geeignet ist, mir seinen Rath und seinen Beistand zu leihen? — Ah, rief der König auf einmal laut und freudig, ich werde zu der Schwester meines Vaters, zu Madame Adelaide gehen, und sie wird mir helfen, mir und meinem Lande würdige Minister auszuwählen. Der Geist meines Vaters wird mit mir sein, und unsere Wahl leiten!

Der König nahm hastig die Papiere, und in das kleine Vorzimmer eilend, befahl er einem dort harrenden Lakayen, zu Madame Adelaide zu eilen, und ihr den Besuch des Königs zu melden.*)

III.

Frankreich und Oesterreich.

Während der König sich zu Madame Adelaide begab, um mit ihr an der Ernennung seines neuen Ministeriums zu arbeiten, befand sich die Königin in ihren Gemächern, in welchen sie heut zum erstenmal ihren

---

*) Madame Adelaide, die geistvollste, gebildeteste und geschickteste der Töchter Ludwigs XV. gehörte durchaus, gleich dem Grafen von Provence, zu den entschiedensten Gegnern der österreichisch-französischen Allianz, und daher auch

Hofstaat, die Palastdamen, die Hofdamen, die Kammerfrauen, die Vorleserin, und endlich die Kammerherren und Stallmeister, nebst ihrem frühern Lehrer, dem Abbé Vermond empfangen hatte. Jetzt war dieser große Act der Etiquette beendet, und die junge Königin hatte sich in ihr Kabinet zurückgezogen, um sich ihren Träumen und Gedanken nach so vielen Aufregungen endlich wieder einmal ungestört überlassen zu können.

Aber diese Ruhe sollte auch jetzt nur von kurzer Dauer sein, denn bald kam Herr von Campan, dieselbe zu unterbrechen, indem er der Königin den Gesandten der Kaiserin von Oesterreich, den Grafen von Mercy meldete.

Die Königin befahl mit lebhafter Stimme ihn eintreten zu lassen und ging dem Grafen alsdann sehr hastig einige Schritte entgegen. Die Oberhofmeisterin Frau von Noailles, welche zugleich mit Herrn von Campan in das Gemach der Königin eingetreten war, um, wie es ihr

---

zu den Feinden der jungen Königin Marie Antoinette, mit der sie beständig in einer Art kleinen Krieges lebte, in welchem ihrer Stellung nach freilich die Königin immer offen den Sieg gewann, der aber insgeheim ihr viele Niederlagen bereitete, und die Gegner der Königin mit jedem Tage vermehrte. Dagegen war und blieb von Anfang an Madame Adelaide die treue Rathgeberin und Freundin des Königs. Ihrem Einfluß ist es zuzuschreiben, daß Ludwig XVI. auch in späterer Zeit, als er seiner Gemahlin in zärtlichster Liebe zugethan war, doch niemals seine Politik änderte, und nicht die Partei Choiseul wieder ihre Macht gewinnen ließ. — Madame Adelaide gab dem König auch gleich nach seiner Thronbesteigung den Rath, die Herren von Maurepas und von Vergennes, Beide unversöhnliche Feinde des Herzogs von Choiseul und seiner österreichischen Politik, zu seinen Ministern zu ernennen, und dem ersteren bei seiner Person die Stelle eines Premiers und eines besondern Rathgebers des Königs zu gewähren. Der König befolgte diesen Rath der Madame Adelaide, und beide Minister erhielten sich in seiner Gunst, obwohl die Königin unaufhörlich an ihrem Sturz arbeitete, und ihre Feindschaft gegen sie gar nicht verhehlte. Der König ließ außerdem, um zu jeder Zeit unbemerkt zu Madame Adelaide gelangen zu können, eine geheime Treppe von seinem Kabinet aus anlegen, welche mit den Gemächern seiner Tante in Verbindung stand, damit er zu jeder Zeit zu ihr eilen, und sich Rath holen könnte. Siehe Soulavie II. p. 162. — Campan I. p. 72.

Dienst erheischte, bei der Audienz zugegen zu sein, sah diese Zuvorkommenheit der Königin gegen den Gesandten mit tiefem Erschrecken, und ihre Stirn legte sich in düstere Falten.

Marie Antoinette achtete nicht darauf. Sie reichte sogar mit einem süßen Lächeln dem alten Grafen ihre Hand dar, und duldete es freundlich, daß er sie an seine Lippen zog und küßte.

Frau von Noailles seufzte und räusperte sich ganz hörbar. Das gehört zur großen Cour der Gesandten, sagte sie leise vor sich hin, aber es ist ganz unstatthaft in einer Privat-Audienz.

Die Königin hörte es nicht, sie hatte die Anwesenheit der Oberhofmeisterin ganz vergessen, und das schöne Lächeln, und die leuchtenden Blicke, mit welchen sie den Grafen Mercy anschaute, galt nicht ihm, sondern ihrer geliebten Heimath, den Erinnerungen an ihre Mutter, ihre Geschwister, und alle die reinen Freuden ihrer Kindertage.

Was bringen Sie mir, Herr Graf? fragte Maria Antoinette mit ihrer schönen sonoren Stimme. Nicht wahr, es sind Nachrichten aus Wien angelangt, und zwar gute, nicht wahr?

Ich bringe die Condolenzbriefe und die Glückwunschschreiben der Kaiserin Maria Theresia und des Kaisers Joseph, sagte der Graf lächelnd.

Aber sind Sie denn ein Zauberer? rief die Königin verwundert. Unser Königthum ist noch nicht vierundzwanzig Stunden alt, und der Courier, welcher dem Hofe von Wien die Nachricht bringt, kann kaum den vierten Theil des Weges zurückgelegt haben. Sie müssen also durchaus ein Zauberer sein, wenn Sie jetzt schon die Glückwunschschreiben meiner Mutter und meines Bruders empfangen haben!

Die Sache geht indeß ganz natürlich zu, Majestät, sagte Graf Mercy lächelnd. Ew. Majestät erinnern Sich gnädigst, daß schon vor acht Tagen die Nachricht sich verbreitete, der König sei gestorben. Seine Aerzte selbst hatten sich getäuscht, und eine tiefe Ohnmacht für den Tod selber gehalten. Nach drei Stunden erwachte der König noch einmal aus seinem Todesschlaf, aber mein Courier, der die Nachricht seines Todes nach Wien brachte, war schon abgefertigt, und derjenige, den ich ihm später, als ich den Widerruf der Aerzte erfuhr, nachsendete, hat den ersten Courier nicht mehr einholen können. Als er in Wien anlangte, war der erste Courier mit dem Antwortsschreiben schon wieder abgegangen,

und so ist es gekommen, Majestät, daß diese beiden Schreiben hier schon heute vor einer halben Stunde anlangen konnten.

Der Graf reichte mit einer tiefen Verneigung der Königin zwei versiegelte Schreiben dar. Marie Antoinette nahm sie hastig, und indem sie auf dieselben ihre großen, von langen seidenen Wimpern beschatteten Augen heftete, rief sie freudig: es sind die Handschriften der Kaiserin und meines Bruders. Lassen Sie mich zuerst den Brief der Kaiserin lesen!

Sie erbrach das Schreiben und während sie es las, schwand der Glanz der Freude aus ihren schönen Zügen, und das Lächeln erstarb auf ihren purpurrothen Lippen.

Es ist nichts als ein ganz officielles Schreiben, sagte sie, das Papier auf den Tisch legend. Jetzt kenne ich auch den Inhalt des zweiten Briefes, und ich habe gar keine Lust mehr, diese steifen, ceremoniellen Phrasen zu lesen! Haben Sie mir weiter nichts zu bringen? Giebt es gar nichts Neues am Hof, und in meinem lieben Wien? Besinnen Sie Sich, Herr Graf, haben Sie mir gar nichts zu erzählen?

Graf Mercy warf einen verstohlenen Blick hinüber nach der Oberhofmeisterin, welche gerade und steif neben einem Lehnstuhl stand, und Aug' und Ohr der Königin zugewandt hatte.

Marie Antoinette fing diesen Blick des Gesandten auf und verstand ihn.

Die Frau Oberhofmeisterin wird wohl nichts dagegen haben, sagte sie, sich an Frau von Noailles wendend, wenn ich Sie ersuche, Sich in das anstoßende Zimmer zurückzuziehen. Ich wünschte von dem Herrn Grafen von Mercy noch einige Nachrichten zu vernehmen, die er, wie ich vermuthe, nur mir mittheilen soll.

Die Oberhofmeisterin blieb steif und unverändert wie vorher in ihrer angenommenen Stellung, und die Worte der Königin schienen ihr Ohr gar nicht erreicht zu haben.

Marie Antoinette erröthete, und warf ihr Haupt stolz zurück. Ich ersuche die Gräfin von Noailles, sich in das große Empfangzimmer zurückzuziehen, sagte sie gebieterisch. Ich wünschte mit dem Herrn Grafen Mercy allein zu sein.

Ich erlaube mir dagegen Eurer Majestät zu bemerken, daß ich diesen Wunsch Eurer Majestät durchaus nicht befriedigen darf, sagte Frau von

Noailles. Keine Königin von Frankreich darf den Gesandten einer auswärtigen Macht anders als umgeben von ihrem Hofstaat empfangen. Es ist schon ein unerhörter Fall, daß die Königin von Frankreich den auswärtigen Gesandten nur allein im Beisein ihrer Oberhofmeisterin empfängt, und ich werde Se. Majestät den König wegen dieses meines Fehlers um Vergebung bitten!

Die Augen der Königin schossen Blitze des Zorns auf die verwegene Oberhofmeisterin, welche es wagte sich ihr zu widersetzen, und ihr eine Lehre zu ertheilen.

Sie haben Niemand um Verzeihung zu bitten, Madame, als mich allein, rief sie, und zwar wegen Ihres ungebührlichen Betragens gegen mich.

Ew. Majestät verzeihen, sagte Frau von Noailles ruhig, aber ich handle nur meiner Pflicht gemäß, und diese gebietet der Oberhofmeisterin, strenge darüber zu wachen, daß das Ceremoniell niemals verletzt werde. Die Etiquette ist das Gesetz, welches über den Königinnen von Frankreich steht; sie müssen sich diesem Gesetz beugen, und haben es von jeher gethan!

Ich benachrichtige Sie, Madame, daß ich dieses Gesetz nicht anerkennen werde, rief Marie Antoinette mit flammenden Blicken und zitternden Lippen. Die Königin von Frankreich ist da, um Gesetze zu geben, nicht um sie zu empfangen, und was die Etiquette anbelangt, so werde ich mich deren Lächerlichkeiten und Extravaganzen nicht fügen. Noch einmal, und zum letzten Mal, Madame, ich befehle Ihnen in das große Empfangszimmer zu gehen, und mich mit dem Gesandten der Kaiserin, meiner Mutter, allein zu lassen!

Frau von Noailles erwiderte nichts, sie machte gegen die Königin ihre tiefe ceremonielle Verbeugung und wandte sich dann rückwärts gehend, langsam der Thür zu.

Marie Antoinette blickte ihr mit glühenden Blicken nach, bis die letzte Spitze ihrer langen Schleppe verschwunden war, und die sammetne Portière über der Thür niederrauschte.

Ah, endlich einmal ein kleiner Triumph über meine Tyrannin, murmelte sie, ihre Purpurlippen zornig aufwerfend, daß die beiden Reihen ihrer glänzend weißen Zähne sichtbar wurden. Ich habe lange genug geseufzt unter dem Druck, aber jetzt ist es an mir Lectionen zu ertheilen,

und Frau von Noailles hat so eben ihre erste Lection empfangen. Die Dauphine hat die Ketten getragen, aber die Königin wird sie zerreißen, und diese lächerlichen Fesseln der Etiquette sollen mich nicht länger tyrannisiren! Und jetzt, Herr Graf, fuhr sie aufathmend fort, jetzt, da wir allein sind, frage ich Sie: bringen Sie mir keine weitern Nachrichten von meiner Mutter?

Herr von Mercy warf einen langen, forschenden Blick im Zimmer umher, und als er sich überzeugt hatte, daß wirklich Niemand sein Gespräch mit der Königin belauschen könne, zog er zwei andere versiegelte Papiere aus seiner Brust hervor, und überreichte sie der Königin.

Marie Antoinette nahm sie hastig, und indem sie das Siegel des ersten Briefes rasch erbrach, begann sie zu lesen. Ah, das ist kein Brief, sagte sie dann traurig, es ist eine Instruction, welche mich unterrichtet, wie ich es anzufangen habe, mir das Vertrauen des Königs zu gewinnen, und auf seine Politik zu influiren, um ihn zu einem treuen und unerschütterlichen Bundesgenossen Oesterreichs zu machen. Ach wahrlich, die Kaiserin hat nicht nöthig mir diese Politik zur Pflicht zu machen, und mich zu ermahnen, die Interessen meines Hauses niemals aus den Augen zu verlieren. Die Königin von Frankreich wird in ihrem Herzen immer eine Oesterreicherin bleiben, und Alles dazu thun, daß die Bande innigster Freundschaft sich immer fester und unauflöslicher um Oesterreich und Frankreich schlingen! Sagen Sie das meiner Mutter, Herr Graf, sagen Sie ihr, daß ich niemals vergessen werde, daß ich ihre Unterthanin und ihre Tochter bin, und daß ich daher ihre Interessen immer zu den meinen mache! Und jetzt lassen Sie mich das zweite Schreiben sehn!

Sie erbrach das Siegel des zweiten Briefes. Mein Gott, sagte sie dann lächelnd, wieder Politik! Meine Neugierde empfängt heute keine Befriedigung, und es scheint, ich werde nichts Neues erfahren aus meinem lieben Wien!

Sie schaute wieder in das Papier und las: „Liste derjenigen Personen des Hofes von Versailles, welche ich meiner Tochter, der Königin Marie Antoinette, als besonders brauchbar empfehle, und die besonders zu Rathgebern des Königs und zur Gesellschaft der Königin geeignet sind.„ — Es war dies eine ziemlich lange Namensliste, an deren Spitze von der Kaiserin eigener Hand geschrieben stand: „Der Herzog von

Choiseul. Es muß Alles angewandt werden, denselben wieder zum Minister zu erheben, denn er ist uns treu und unveränderlich ergeben!“ — Viele andere hohe und bedeutungsvolle Namen folgten; aber wenn die Königin diese Liste der von ihrer Mutter ihr empfohlenen Personen mit der Liste der von seinem Vater an den König empfohlenen Personen hätte vergleichen können, so würde sie gefunden haben, daß nicht Einer dieser Namen auf beiden Listen sich wiederholte, und daß alle die Personen, welche Maria Theresia anführte, die offenkundigen und erklärten Gegner derjenigen Personen waren, welche auf der Liste des Dauphins enthalten waren. Auf der einen befanden sich die Namen lauter österreichischgesinnter, auf der andern die Namen lauter anti-österreichischgesinnter Personen.

Ich werde mir diese Liste getreulich aufbewahren, sagte die Königin, indem sie beide Schreiben in der Tasche ihres großen Reifrocks barg. Sie kennen ohne Zweifel die Namen derselben, aber da unten am Ende der Liste steht geschrieben: „Berathen Sie Sich immer mit Mercy.“ Nun, Herr Graf, folgen wir den Befehlen meiner erhabenen Mutter, berathen wir uns!

Wollen Ew. Majestät aber nicht zuerst auch das Schreiben des Kaisers lesen? fragte der Graf.

Wozu, rief die Königin lächelnd. Ich hasse diese kalten Schreiben der Etiquette, und es überläuft mich ein Frösteln, wenn ich solche vom Ceremonienmeister, und nicht vom eigenen Herzen diktirten Briefe meiner nächsten und theuersten Verwandten lese. Lassen Sie also den Brief immerhin neben dem officiellen Schreiben der Kaiserin uneröffnet liegen. Der König mag ihn nachher lesen!

Ew. Majestät mögen verzeihen, aber ich glaube nicht, daß das ein officielles Schreiben ist.

Ich bin fest überzeugt davon, rief die Königin lächelnd, und zur Strafe Ihres Unglaubens sollen Sie, Herr Graf, Selber mir das Schreiben vorlesen müssen.

Sie nahm das versiegelte Schreiben und öffnete dasselbe. Ohne den Brief aber auseinander zu falten, reichte sie denselben dem Gesandten dar.

Lesen Sie, Herr Graf, lesen Sie, und zwar mit lauter, deutlicher Stimme, sagte sie, indem sie sich langsam in den Fauteuil niedergleiten ließ.

Aber wenn dies mehr ist als ein officielles Schreiben, Majestät?

Nun, ich habe Vertrauen genug zu Ihnen, um Ihnen auch den Einblick in ein vertrauliches Schreiben des Kaisers zu gestatten. Hat nicht die Kaiserin geschrieben: „Berathen Sie Sich mit Mercy?“ — Nun, um mit Ihnen berathen zu können, muß ich Ihnen vertrauen. Lesen Sie also!

Graf Mercy verneigte sich, und indem er das Papier auseinander faltete, las er:

„Madame! Ich wünsche Ihnen Glück zu der Thronbesteigung Ihres Gemahls. Er wird Frankreich über die letzte Regierung beruhigen; er wird dem Volke die Liebe wiedergeben, die es sonst für seine Könige gehabt, und das Reich so glücklich und groß machen, als es vormals gewesen.“

„Die Nation seufzte unter der Last, welche ihr in den letzten Jahren von Ludwig XV. auferlegt worden. Er hatte die Parlamente verwiesen, seinen Günstlingen zu viel Herrschaft über das Volk eingeräumt, hatte die Choiseuls, Malesherbes und den Chalotais entfernt, Männer wie Maupeou, den verhaßten Abt Terray und den Duc d'Aiguillon an's Ruder gesetzt, die mit der schändlichen Dubarry das Reich plünderten und verwirrten; und dies hatte ihm die Liebe seines Volkes geraubt.“

„Ich habe diesen Prinzen oft in meinem Innersten beklagt, daß er sich so sehr zum Spiel seiner Leidenschaften gemacht, so vor den Augen seiner verehrungswürdigen Familie und seiner Unterthanen selbst herabgesetzt hat, und daß er so wankend in seinen Entschließungen als König gewesen.“

„Vereinigen Sie Ihre Bemühungen mit dem Bestreben Ihres Gemahls, Ihm die Liebe seines Volkes zu erwerben. Lassen Sie nichts unversucht, um sich die Zuneigung Ihrer Unterthanen zu versichern, und Sie werden dadurch das wohlthätigste Geschenk der Vorsehung für das Reich der Franken sein!“

„Leben Sie immer zufrieden, Königin! Befestigen Sie die Harmonie zwischen Frankreich und dem deutschen Reich, und entsprechen Sie nach allen Kräften Ihrer Bestimmung, die Sie zur Friedensstifterin von zweien der berühmtesten Nationen Europas gemacht hat.“

„Ich küsse Ihnen die Hände, und bin mit der größten Hochachtung Ew. Majestät gehorsamster Bruder und Freund Joseph.*)"

Sie hatten Recht, Herr Graf, sagte die Königin, als der Graf zu Ende gelesen, und ihr das Schreiben wieder darreichte. Das ist durchaus kein officielles, sondern ein sehr charaktervolles Schreiben meines Bruders. Es überträgt mir eine große Aufgabe. Ich soll die Harmonie zwischen Frankreich und dem deutschen Reich befestigen und die Friedensstifterin beider Nationen werden! Ach ich fürchte, ich bin dieser Aufgabe wenig gewachsen, und ich gestehe Ihnen ehrlich, ich empfinde nicht die mindeste Lust, mich in die ernsthaften Händel der Politik einzulassen. Ich bin noch so jung und wie mir scheint, habe ich das Leben noch so wenig genossen. Man wird es einer Königin von neunzehn Jahren nicht verargen können, wenn sie auch ihren Antheil fordert an den Freuden und Genüssen des Lebens. Ich will das Leben in all' seinen unschuldigen, schönen und reinen Freuden genießen, das ist meine Politik; ich will die Fesseln zerreißen, welche die Königin von Frankreich zu einer Sclavin der Etiquette machen, und ihr kaum ein menschliches Fühlen und Empfinden gestatten. Das ist eine kleine Palastrevolution, die ich mir vorgesetzt habe, und die Welt soll bald die Wirkungen davon erfahren. Aber außerdem liegt mir noch Eines sehr am Herzen, und dies zu erreichen, soll mein Bestreben sein, und dazu müssen Sie mir Ihren Rath und Beistand geben. Der Herzog von Choiseul muß durchaus wieder in das Ministerium treten. Ich weiß, daß er es wünscht, und ich bin ihm zu viel Dank schuldig, um nicht seine Wünsche berücksichtigen zu wollen. Er ist es, der meine Vermählung zu Stande gebracht, und mich zur Königin von Frankreich gemacht hat. Er ist außerdem allezeit ein treuer und eifriger Diener meiner Mutter gewesen, der treueste und gewissenhafteste Verwalter ihrer Politik. Wenn es mir daher gelingt, fuhr die Königin mit einem sanften Lächeln fort, den Herzog von Choiseul wieder zum Minister des Auswärtigen zu machen, so wird man ohne Zweifel mich gar nicht mehr mit dieser ernsthaften, und verzeihen Sie, ein wenig langweiligen Staatspolitik belästigen wollen, und Herr von Choiseul wird ein guter Remplaçant für mich sein. Er wird es

*) Briefe von Joseph II., als charakteristische Beiträge rc. S. 20. f.

verstehen, die Politik unseres Hauses zur Geltung zu bringen, und ich selber werde an ihm einen treuen und ergebenen Diener und Freund haben. Es ist also durchaus nöthig, daß wir den Herzog von Choiseul wieder an den Hof zurückrufen!

Der Herzog ist heute Morgen schon von seinem Gut Chanteloup in Paris eingetroffen, sagte Graf Mercy, aber er hält es nicht für rathsam, sich Sr. Majestät dem König vorzustellen, ohne dazu aufgefordert zu werden!

Ich werde diese Aufforderung veranlassen, rief die Königin rasch. Der König wird mir diese Bitte nicht verweigern können! Sie zucken die Achseln? Zweifeln Sie, Herr Graf?

Ew. Majestät haben die Gnade gehabt, mich Ihres Vertrauens würdig zu halten, sagte der Graf ernst, und ich darf mich rühmen, daß auch meine erhabene Kaiserin mich desselben werth erachtet. Ich bin außerdem ein alter Diener Ihres Hauses, mein Haar ist weiß geworden im treuen Dienst meiner Herrscherin. Wollen Ew. Majestät, welche ich von dem ersten Tage Ihrer Geburt an gekannt, deren Kindheit und Jugend, deren Entwickelung und endlich, deren jetzige Größe der Himmel mich begnadigt hat zu schauen, Ew. Majestät, welche ich nicht blos verehre und anbete als die Tochter meiner Kaiserin, sondern welche ich, gestützt auf mein Alter und meine langjährige Zugehörigkeit, sogar zu lieben wage, wollen mir Ew. Majestät gestatten, offen und ohne Umschweife zu Ihnen zu reden?

Ich gestatte es Ihnen nicht nur, ich bitte Sie darum.

Dann erlauben mir Ew. Majestät, Sie zu beschwören: seien Sie auf Ihrer Huth! Es ist nicht Alles an diesem Hofe, wie es sein sollte, sein müßte! Ew. Majestät hat Feinde, scharfe, wachsame Feinde, welche nur auf eine Gelegenheit warten, um ihre geheimen Drohungen in offene Gewaltthätigkeiten zu verwandeln. Der eigene Bruder Ihres Gemahls, der Graf von Provence, und die Prinzessinnen-Tanten stehen an der Spitze dieser Feinde, und glauben Ew. Majestät mir nur, daß sie mit wachsamen Augen jeden Ihrer Schritte beobachten.

Mein Gott, was that ich ihnen nur, um diese Feindschaft zu verdienen? fragte die Königin schmerzlich.

Sie sind eine österreichische Prinzessin, das genügt. Diese Ver-

mählung des Dauphins mit der Erzherzogin von Oesterreich war ein Sieg, welchen die altfranzösische Partei Ihnen, Majestät, und dem Herzog von Choiseul niemals verzeihen wird. Wenn es ihnen möglich ist, werden sie Rache dafür nehmen, und wenn Ew. Majestät nicht auf Ihrer Huth sind, werden sie diese Rache selbst bis auf Ihre erhabene Person ausdehnen! Der Graf von Provence hat eine gar scharfe Zunge und weiß sie wirksam und mit Vorsicht zu gebrauchen; die Prinzessinnen-Tanten, welche es Ew. Majestät niemals verzeihen werden, daß eine Oesterreicherin an diesem Hofe jetzt die erste Stelle einnimmt, werden sich dafür rächen, indem sie sich umgeben mit einem großen und glänzenden Anhang, der es sich zur Aufgabe machen wird, jede Miene, jedes Lächeln, jedes Wort und jeden Blick Euerer Majestät zu bewachen, um daran zu deuteln, zu feilen und zu drehen, bis sich daraus eine Waffe machen läßt, um entweder Ew. Majestät damit zu verwunden, oder Sie zu verdächtigen. Deshalb, verzeihen mir Ew. Majestät, daß ich es zum dritten Mal wiederhole, deshalb müssen Ew. Majestät auf Ihrer Huth sein, und Alles vermeiden, was Ihren Feinden Anlaß geben könnte zu Verdächtigungen irgend einer Art. Ich fürchte aber, daß Ew. Majestät in dem edlen Bewußtsein Ihrer Größe, Reinheit und Unschuld Ihre Feinde zu gering achten. Frau Gräfin von Noailles zum Beispiel! Sie gehört zu dem ältesten und größten Adel Frankreichs, eine große machtvolle Familie steht hinter ihr, die Achtung einer ganzen Nation steht ihr zur Seite, und das französische Volk, welches gewohnt ist, seine Königinnen von der strengsten Etiquette umgeben, sie gewissermaßen wie in einem Heiligenschrein eingeschlossen zu sehen, das französische Volk weiß, daß die Gräfin von Noailles das Palladium Frankreichs, welches die Ehre seiner Königin ist, mit unerschütterlicher Treue und Standhaftigkeit überwachen wird. Es wäre daher gefährlich und schlimm, wenn es den Bemühungen und den gehässigen Zuflüsterungen Ihrer Feinde endlich doch gelingen sollte, diese Frau hinüberzuziehen in das feindliche Lager, und man würde sie benutzen, um vor ganz Frankreich den Beweis zu führen, daß die Königin gebrochen habe mit den sanctionirten Gesetzen der französischen Etiquette und gering achte, was bis dahin als heilig und unverletzlich gegolten! Ew. Majestät sollten es daher gnädigst vermeiden, die Gräfin von Noailles durch Widerstand gegen

diese immerhin ein wenig drückenden Anforderungen der Etiquette zu reizen, und der Gräfin nicht anzurechnen scheinen, was nur die strengste Pflichterfüllung ihres Amtes ist. Es wäre sehr beklagenswerth, wenn die Gräfin von Noailles eines Tages dahin kommen sollte, ihr Amt niederzulegen, denn mit ihr würden die größten und mächtigsten Adelsfamilien Frankreichs in das Lager der Feinde der Königin übergehen!

Sind Sie jetzt zu Ende, Herr Graf von Mercy? fragte die Königin, welche ihm mit immer höher erglühenden Wangen, mit immer feuriger aufblitzenden Augen zugehört hatte.

Ich bin zu Ende, und ich danke Ew. Majestät, daß Sie die Gnade gehabt, mich so lange anzuhören.

Hören Sie auch jetzt meine Antwort, Herr Graf, rief die Königin, indem sie sich aus ihrem Fauteuil erhob, und groß und stolz dem Grafen gegenüber stand. Sie haben mir gesagt, daß es für mich hier mächtige Feinde giebt, welche es mir niemals vergeben werden, daß eine österreichische Prinzessin Königin von Frankreich geworden. Sie haben mich ermahnt, gegen diese Feinde auf meiner Huth zu sein, und ihnen wo möglich einige Zugeständnisse zu machen. Sie sind noch weiter gegangen, Sie haben mir Frau von Noailles als die Repräsentantin der Tugend, Ehrbarkeit und Sitte dargestellt, als die Blüthe des reinsten und ältesten Adels Frankreichs, und Sie haben Sich nicht undeutlich merken lassen, daß, wenn die Frau von Noailles mich eines Tages verließe, mich damit auch die Tugend und Ehrbarkeit und außerdem noch der hohe Adel Frankreichs verlassen würden. Oh, vertheidigen Sie Sich nicht, denn Ihre Worte haben mich nicht beleidigt, da ich weiß, daß sie aus einem treuen Herzen kamen. Aber hören Sie nun auch, was ich darauf zu erwidern habe! Ich kenne meine Feinde, und ich fürchte sie nicht, ich werde ihnen niemals Zugeständnisse machen, sie niemals zu versöhnen suchen, denn solches scheint mir der Königin von Frankreich, wie der Tochter der Kaiserin von Oesterreich gleich unwürdig zu sein. Mit offenem Visier, mit unverhüllter Brust werde ich meinen Feinden entgegentreten, und ich werde ihnen nicht den Triumph gönnen, daß sie mich jemals zittern, jemals zurückweichen sehen könnten. Ich werde mich auch gegen ihre Verleumdungen und ihre Anklagen niemals vertheidigen, nur soll mein ganzes Leben und jeder Tag meines Lebens

meine Vertheidigung sein, und damit es so sein könne, muß Jedermann mein Leben sehen und es beobachten können. Ich werde daher der Gräfin von Noailles keine Zugeständnisse machen, denn ich bedarf keiner Etiquette, um meine Tugend zu schützen, keines Ceremoniells, um mir die Grenzen zu bezeichnen, welche die gute Sitte der Königin von Frankreich, wie jeder andern Frau vorschreibt. Ich sage „wie jeder andern Frau," Herr Graf, denn ich will mir das Recht bewahren, nicht blos eine Königin, das heißt ein Popanz der Etiquette, sondern auch eine Frau zu sein, welche Herz und Sinn hat für alles Schöne, Große und Gute, und den Muth und Willen das zu zeigen, zu äußern und zu bethätigen, selbst wenn es nicht vereinbar wäre mit denjenigen Regeln, welche Frau von Noailles mit unermüdlicher Gelehrsamkeit aus den alten Pergamentbüchern vergangener Jahrhunderte zusammengesucht hat, um mir aus dem Königthum eine Qual, und aus der goldenen Krone eine Dornenkrone zu machen. Ich will dem französischen Volk zeigen, daß die Tugend und Reinheit ihrer Königin keiner Vertugadin, keiner Etiquette und keines Ceremoniells bedarf, und daß der Glanz und die Glorie des Königthums nicht in dem Schein und den Formen, sondern in der innern Wahrhaftigkeit und dem reinen Selbstbewußtsein sich äußert. Bis hierher sind die Königinnen von Frankreich Marionetten gewesen in den Händen der Etiquette, ich will sie frei machen, und die Marionette in eine Frau verwandeln, welche das französische Volk um ihrer selbst willen lieben kann, und deren Leben offen und unverhüllt vor ihm daliegt, damit das Volk sehe, daß seine Königin die Tugend liebt, und ihr folgt aus freiem Antrieb und freier Entschließung!

Das heißt königlich gesprochen und gedacht, sagte eine sanfte Stimme hinter ihr, und wie die Königin erschrocken sich umwandte, sah sie den König, welcher auf der Schwelle der kleinen Thür stand, die von dem Cabinet der Königin in die Gemächer des Königs führte. Der König hatte, um seine junge Gemahlin zu überraschen, diese Thür leise geöffnet, und so die letzten Worte der Königin vernommen.

IV.

Die Ministerliste.

Marie Antoinette eilte ihrem Gemahl mit einem heitern Lächeln entgegen, und wie sie ihm ihre Hand darreichte, hob der König diese an seine Lippen empor, und küßte sie so innig, daß die Königin zugleich vor Vergnügen und Ueberraschung erröthete.

Wissen Sie, Antoinette, was mich herführt? fragte er heiter. Die Todesangst der Frau Oberhofmeisterin, der guten Madame Etiquette. Ich begegnete ihr im großen Vorsaal, und sie beichtete mir, daß sie das unverzeihliche Verbrechen begangen, die Königin mit dem Gesandten einer auswärtigen Macht allein zu lassen. Um die Oberhofmeisterin zu beruhigen, versprach ich ihr, selber hierher zu gehen, um einer so gefährlichen Conversation ein Ende zu machen, und da bin ich nun!

Ach, sagte Marie Antoinette mit einem reizenden Schmollen, Ew. Majestät sind also nur gekommen, um der Madame Etiquette einige Vapeurs zu ersparen, nicht aus freiem Antrieb und in der Absicht mich zu sehen?

Das heißt, sagte der König verlegen, im Bewußtsein, eine Ungeschicklichkeit begangen zu haben: das heißt, ich benutzte es als Vorwand, um zu Ihnen zu gehen.

Oh, Ew. Majestät bedürfen nie eines Vorwandes, um zu mir zu kommen, sagte Marie Antoinette rasch.

Diesmal doch, denn ich habe da ein allerliebstes Tête-à-tête unterbrochen, rief der König lächelnd, indem er dem Gesandten rasch einige Mal zunickte. Der Herr Gesandte wird sicherlich sehr böse auf mich sein!

Der Herr Graf hat mir Briefe von der Kaiserin gebracht, sagte Marie Antoinette rasch. Und denken Ew. Majestät nur, es sind dies schon Glückwunschbriefe zu unserer Thronbesteigung.

Der König lächelte nur, und schien durchaus nicht verwundert zu sein.

Sie sind gar nicht überrascht, mein Gemahl? fragte die Königin. Sie halten den Grafen Mercy nicht für einen Zauberer.

Ich halte ihn für einen sehr treuen, sehr ergebenen und sehr gewandten Freund und Diener Ihres Hauses, sagte der König ernst. Ich würde mich glücklich schätzen, wenn auch wir solche Freunde und Diener besäßen. Aber über das Gratulationsschreiben wundere ich mich gar nicht, denn der Courier, durch welchen der Herr Graf seinem Hof den Tod des Königs anzeigte, ist ja schon vor acht Tagen abgegangen.

Wie, Ew. Majestät wissen das? fragte die Königin erstaunt.

Ein König muß Alles wissen, sagte der König heiter. Sind Sie nicht auch meiner Meinung, Herr Graf? Muß nicht der Beherrscher eines Landes von allen Dingen, welche in demselben geschehen, Kenntniß haben? Muß er nicht jeden wichtigen Brief, jedes wichtige Actenstück selbst lesen und prüfen, und überall seine Agenten haben, welche ihm sagen und berichten, was anderswo geschrieben wird?

Ich glaube wohl, daß das nöthig ist, sagte der Graf sichtbar verwirrt.

Ich bin überzeugt davon, rief der König lächelnd, und ich glaube, die Kaiserin von Oesterreich ist es auch. Sie wird außerordentlich gut bedient, wie man mir gesagt hat, und kein Schriftstück der französischen Gesandtschaft in Wien, sei's mit Chiffern oder gewöhnlich geschrieben, passirt die Grenze, von dem nicht die Kaiserin vorher eine Abschrift erhalten. Ist dem nicht so, Herr Graf Mercy?

Ich glaube nicht, Sire, daß sich bei der französischen Gesandtschaft in Wien irgend Jemand befindet, der zum Verräther an den Interessen seines eigenen Landes werden, und Geheimnisse verrathen könnte, sagte Graf Mercy.

Oh glauben Sie das nur immerhin, rief der König, es giebt überall und in allen Ländern gemeine und käufliche Seelen! Aber, fuhr er fort, sich an die Königin wendend, wir haben uns von der Hauptsache entfernt. Sie erzählten mir, daß Sie Briefe erhalten hätten von der Frau Kaiserin. Gute Nachrichten?

Es ist nur ein ganz officielles Schreiben, Sire, sagte die Königin, das Papier von dem Tisch nehmend und es ihrem Gemahl darreichend.

Ludwig überflog es mit einem raschen Blick, und legte es dann wieder auf den Tisch.

Und die andern Briefe? fragte er.

Welche andern Briefe? fragte die Königin.

Sagten Sie nicht, Sie hätten mehrere Briefe bekommen?

Nein, Sire, ich bekam nur diesen hier, sagte die Königin erröthend.

Ah, sehen Sie also, welch ein Mährchen man da unserer Gesandtschaft in Wien aufgebürdet hat, rief der König leichthin. Ich bekam so eben einen Courier aus Wien, er war freilich noch für meinen Vorgänger bestimmt, aber da die Depeschen an den König gerichtet waren, durfte ich sie wohl erbrechen. Nun, man berichtet mir da, daß der Herr Graf Mercy durch den österreichischen Courier vier Schriftstücke für Ew. Majestät erhalten würde, erstens ein officielles Schreiben der Kaiserin, sodann aber ein zweites geheimes Schreiben, eine Art Instruktion, zum dritten eine Liste von Personen, welche die Kaiserin Ihnen empfiehlt, und zum vierten einen Brief des Kaisers Joseph. Und von dem Allen ist nun kein Wort wahr, und Sie haben der Königin nur dies officielle Schreiben gebracht, nicht wahr, Herr Graf von Mercy?

Es ist so, wie Ew. Majestät zu sagen geruhen, sagte der Graf leise und verwirrt, während Marie Antoinette erröthend und verlegen die Augen niederschlug.

Der König weidete sich einen Augenblick an ihrer Befangenheit; er schien mit Behagen diesen ersten Triumph seines jungen Königthums zu genießen und ein Lächeln flog über seine gutmüthigen, etwas plumpen Züge hin.

Sie sehen also, ich war vollkommen falsch berichtet, sagte er dann freundlich, und es scheint wirklich, als wenn die österreichischen Beamten schwerer zu bestechen sind, als es leider die französischen zu sein scheinen, denn, wie ich höre, hat der Graf von Mercy und der Fürst Kaunitz gar keine Schwierigkeiten gefunden, das Geheimniß aller unserer Chiffern zu erfahren, und von jeder Depesche Abschrift zu erhalten. Nun, wie dem auch sei, wir werden es machen, wie die Königin, wir werden unser Leben und Betragen so einrichten, daß wir die Oeffentlichkeit nicht zu scheuen haben und vor den Redlichen und Guten bestehen können, denn den Bösen und Uebelwollenden wird man es doch niemals recht machen können. Aber da fällt mir ein, daß unsere gute Frau Oberhofmeisterin noch immer nicht von ihrer Angst und Unruhe erlöst ist, und das Tête-à-tête mit dem Gesandten einer auswärtigen Macht noch nicht

beendet glaubt. Sie wird nicht ruhig werden, bis sie Sie im Vorsaal gesehen hat, Herr Graf!

Ew. Majestät möge mir also erlauben, mich zu beurlauben, sagte Graf Mercy, sich tief verneigend.

Der König entließ ihn mit einem leisen Kopfnicken, während ihm die Königin mit einem gütevollen Blick die Hand darreichte.

Als der Graf dann schon im Begriff war das Zimmer zu verlassen, war es der König indeß, welcher ihn zurückrief.

Noch ein Wort, Herr Graf, sagte er. Senden Sie heute noch einen Courier nach Wien?

Zu Befehl, Sire, in einer Stunde schon!

Alsdann erlauben Sie mir, Ihnen ein Geheimniß mitzutheilen, welches bis jetzt nur noch von wenigen gekannt ist, und welches, wie ich glaube, auch Ihro Majestät die Kaiserin interessiren wird. Die neue Ministerliste!

Haben Ew. Majestät Ihre Minister denn schon ernannt? fragte die Königin erschrocken.

Der König nickte bejahend. Es war meine erste und heiligste Pflicht, sagte er ernst, mir erfahrene und tüchtige Räthe an die Seite zu setzen, welche meine Unerfahrenheit zu leiten und mich zu unterstützen vermöchten. Ich durfte daher diese Pflicht nicht versäumen. Ich habe deshalb Minister gewählt, welche mit den Regierungsgeschäften vertraut sind, und sich schon früher als tüchtige Minister bewährt haben.

Die Augen der Königin leuchteten höher auf, und selbst der Graf Mercy erlaubte seinen Mienen einen Ausdruck freudiger Ueberraschung.

Ich bitte Ew. Majestät, nennen Sie die Minister, denn Sie sehen wohl, ich glühe vor Ungeduld, ihre Namen zu erfahren, rief Marie Antoinette.

Zuerst also, sagte der König lächelnd, Herr von Maurepas.

Die Königin stieß einen leisen Schrei der Ueberraschung aus. Herr von Maurepas? fragte sie verwundert. Der Minister des Regenten von Orleans, der seit vierzig Jahren in der Verbannung lebt?

Derselbe, sagte der König ernst. Er war ein Freund meines Vaters, und wird daher seinem Sohn nicht seinen Rath und Beistand versagen. Er ist alt genug, um die Eitelkeiten dieser Welt verachten zu können.

und vierzig Jahre des Exils sind wohl geeignet, selbst einen etwas lebenslustigen Minister der Regentschaft in einen Philosophen und Stoiker zu verwandeln. Herr von Maurepas wird also mein erster Minister und Rathgeber sein, denn da ich das Unglück habe mit zwanzig Jahren ein König zu sein, so muß ich mich wohl bemühen, alte erfahrene Minister zu haben, deren Alter und Weisheit den Mangel meiner Jugend ausgleicht.

Und wer wird der Nachfolger des Herzogs von Aiguillon sein? fragte die Königin rasch. Denn, verzeihen mir Ew. Majestät, ich wage vorauszusetzen, daß Sie demselben seine Entlassung geben?

Ich würde ihn gern in meiner Nähe gelassen haben, sagte der König langsam, denn mit seiner Politik stimme ich vollkommen überein, und als politischen Charakter hat man ihm keine Vorwürfe zu machen. Er hat immer nur das Wohl und die Größe Frankreichs im Auge gehabt, und sich von keinen andern Nebeninteressen leiten lassen. Aber er hat sich leider zu offenkundig als ein Freund und Anhänger der Dubarry gezeigt, und aus diesem Grunde allein muß ich ihn aufgeben.

Und sein Nachfolger? fragte die Königin mit zitternder Stimme, kaum im Stande ihre Aufregung und ihren Aerger zu verbergen.

Sein Nachfolger wird der Graf von Vergennes sein!

Vergennes? rief die Königin heftig. Derselbe Vergennes, der früher in Constantinopel Gesandter war, und dort sich mit einer Sclavin vermählte?

Ah, Sie wissen von diesem albernen Mährchen, Madame, welches der Herzog von Choiseul verbreitet hat, weil er hoffte, dadurch den Grafen Vergennes, seinen verhaßten Feind, lächerlich zu machen? Niemand hat indessen an diese Erzählung aus Tausend und Einer Nacht geglaubt, und die Frau von Vergennes genießt in Stockholm, wo ihr Gemahl bis jetzt Gesandter war, der vollsten Achtung des Hofes und der Stadt. Vergennes ist ein sehr talentvoller und gescheidter Kopf, und ich denke, er wird uns als Minister des Auswärtigen gute Dienste leisten. Die andern neuen Minister sind: für das Kriegsdepartement der Graf du Muy, einer der Getreuen meines Vaters, für die Finanzen an Stelle des verhaßten Abbé Terray — nicht wahr, so nennt ihn Ihr Bruder der Kaiser? — an Stelle des verhaßten Abbé Terray der Graf von Clugny.

Ah, Clugny! rief die Königin, deren schönes Antlitz sich aufzu-

heitern begann. Ew. Majestät meinen doch den Grafen von Clugny, den Freund des Herzogs von Choiseul?

Eben den, Madame, sagte der König gelassen. Und da Sie eben den Namen des Herzogs von Choiseul nannten, fällt mir ein, daß ich ihn heute schon einmal nennen hörte. Sie, Herr Graf von Mercy gehören, glaube ich, auch zu den Freunden des Herzogs von Choiseul, und da ich unglücklicherweise nicht zu denselben gehöre, muß ich mir von Ihnen Auskunft erbitten. Man sagt mir nämlich, der Herzog von Choiseul habe sein Landgut Chanteloup, wohin ihn der vorstorbene König exilirt hatte, verlassen, und sei nach Paris gekommen. Ist dies Gerücht begründet?

Ja, Sire, es ist begründet. Der Herzog von Choiseul befindet sich seit heute morgen in Paris!

Aber was mag er da wollen? fragte der König mit der Miene vollkommener Unschuld. Warum bleibt er nicht in Chanteloup? Wenn man so glücklich ist, ein eigenes Landgut zu besitzen, so ist es jetzt gerade die Jahreszeit, um dort zu leben. Sie sollten doch Ihren Freund darauf aufmerksam machen. Und jetzt leben Sie wohl, Herr Graf, Sie kennen jetzt meine Ministerliste, und die Frau Oberhofmeisterin wird ganz in Verzweiflung sein. Haben Sie die Güte, sie zu beruhigen, und ihr zu sagen, daß sich die Königin jetzt in einem weniger ungewöhnlichen Tête-à-tête befände, in Gesellschaft ihres Gemahls!

V.

Das erste Spottgedicht.

Der junge königliche Hof hatte das Schloß Choisy verlassen, und sich nach dem Schloß La Muette nahe bei Paris begeben. Dort sollte die erste große Trauercour stattfinden, dort wollte die Königin alle die berechtigten Damen in großer öffentlicher Cour empfangen, welche den Wunsch hegten, ihrer neuen Souveränin vorgestellt zu werden. Und in diesen Zeiten des jungen Enthusiasmus wollte jede Dame zu diesem Glück gelangen, glühten Alle vor Begierde, die schöne, liebreizende, junge Königin zu sehen, welcher das französische Volk laut entgegenjubelte, und

welcher die Pariser in diesen Tagen in Versen und Gedichten, in Bildern und Darstellungen aller Art huldigten. Denn Marie Antoinette hatte sich die Herzen des Pariser Volkes zu gewinnen verstanden, und eine einzige großmüthige Handlung hatte genügt, den Enthusiasmus auf's höchste zu entflammen. Einem alten Gebrauch gemäß mußte das Volk beim Tode eines Königs der neuen Königin eine Steuer zahlen, welche den Namen „der Gürtel der Königin, la ceinture de la reine" führte. Marie Antoinette, welche erfahren hatte, daß diese Steuer gerade die niedrigen und bedürftigen Classen treffe, daß die reichern und höhern Classen Mittel gefunden, sich dieser Abgabe zu entziehen, Marie Antoinette bat den König ihr zu gestatten, daß sie dieser Steuer entsagen dürfe, und der König gewährte ihr freudig diesen Wunsch. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht durch ganz Paris, durch ganz Frankreich, und auf allen Straßen und Plätzen, in allen Cafés und Cabarets sang das französische Volk in diesen Tagen:

Vous renoncez, charmante souveraine,
Au plus beau de vos revenus.
A quoi vous servirait la ceinture de reine
Vous avez celle de Vénus.*)

Das Volk, wie gesagt, jauchzte und lachte, überall begegnete man nur heitern, freudigen Gesichtern, und Niemand schien daran zu denken, daß mit der Thronbesteigung eines neuen Königs immer auch die Trauer um den verlorenen König verbunden sei. Niemand dachte mehr an den König, welcher gestorben war, Niemand beklagte ihn, Niemand trauerte um ihn; nur ein speculativer Kopf gab sich den Anschein dies zu thun, und diese Coquetterie machte ihn zu einem reichen Mann. Dieser speculative Kopf gehörte einem Juwelier an. Er ließ schwarze Tabatièren anfertigen, auf deren von schwarzem Chagrin-Taffet, einem schweren Seidenstoff, angefertigten Deckeln sich das Bildniß der jungen Königin befand. Diese Tabatièren nannte man mit einem glücklichen Calembourg: La consolation dans le chagrin! Jedermann wollte ein solches Bildniß der Königin, dieses „Trostes im Kummer" haben, und mehr

---

*) Mémoires de Weber. Vol. I. p. 43.

als hunderttausend solcher Trauertabatièren wurden in den ersten acht Tagen in Paris verkauft.*)

Aber auch der König sollte seinen Antheil haben an diesem allgemeinen Enthusiasmus. Wie die Königin der „ceinture de la reine" zu Gunsten des Volks entsagte, so hatte der König eine andere für den König bestimmte Steuer „le joyeux avénement," mit dem sonst das Volk seinen neuen König hatte feiern müssen, aufgehoben, und als Gegenstück der Tabatière mit dem Bildniß der Königin erschien eine andere Tabatière, auf welcher man nebeneinander die Bildnisse Ludwigs XII. und Heinrichs IV. erblickte, darunter das Portrait des jungen Königs Ludwigs XVI., mit der Inschrift: Les pères du peuple, XII. et IV. font XVI. Und von diesen Tabatièren wie von denen der Königin wurden hunderttausende verkauft, und das Volk pilgerte zu ganzen Schaaren hinaus nach La Muette, um das Gitter des Schlosses zu umlagern, und dem jungen König die Grüße seiner Liebe darzubringen, oder in den Kasten, welcher auf Befehl des Königs an der Mauer aller königlichen Schlösser angebracht worden, und zu welchem der König allein den Schlüssel führte, seine Bittschriften, Beschwerden, oder Glückwunschadressen zu legen.

Der Jubelruf: es lebe der König, erschallte von der Frühe des Morgens bis in die Nacht ununterbrochen fort, und durchhallte das Schloß La Muette wie eine köstliche, lange nicht vernommene Musik. Jeder schwelgte und träumte nur von Hoffnungen, von Glück und Reichthum, überall wurden die Symbole des Ueberflusses angebracht, und die Coiffuren der Frauen schmückten sich mit einer Fülle von Kornähren. Die Dichter auch feierten in hunderten von Sinngedichten den neuen Monarchen, alle Herzen, oder vielmehr alle Köpfe glühten von einem beispiellosen Enthusiasmus, und niemals hatte der Beginn einer Regierung so viele Zeugnisse allgemeiner Liebe und Anhänglichkeit erhalten.

Aber inmitten dieses allgemeinen Freudenrausches bewahrte die anti-österreichische Partei ihr düsteres, feindliches Gesicht, und blickte, geärgert und beunruhigt von diesem Volksenthusiasmus, mit doppelt scharfen Augen auf die junge Königin hin, um mit dem boshaften

*) Mémoires de Madame de Campan. Vol. I. p. 91.

Fächer wieder zusammen und blickte mit vollkommen ernsten Zügen der Dame entgegen, deren hochtönende Titel Frau von Noailles eben mit erhobener Stimme verkündete. Aber das Mißgeschick wollte, daß die jetzt vorgestellte Dame die älteste und wunderlichste Gestalt der ganzen Versammlung war, und daß ihr Antlitz, ihre Runzeln, ihr wackelndes Haupt in dem wunderbarsten und schneidendsten Contrast zu ihrer vollkommen jugendlichen und coquetten altmodischen Toilette stand.

Ein seltsames Zucken flog über das Antlitz der Königin hin, eine glühende Röthe schoß über ihre vorher so bleichen Wangen, zum zweiten Mal siegte die Jugend und die Heiterkeit über die Königswürde und die Etiquette, zum zweiten Mal mußte Marie Antoinette den Fächer aufschlagen, um dahinter ihr Lachen zu verbergen.

Ein ziemlich vernehmbares, unwilliges Gemurmel ließ sich in den Reihen der Damen vernehmen. Sie lacht über uns! flüsterten sie untereinander. Wir sind ihr zu alt und ehrwürdig! Sie liebt nur die Jugend! Sie weiß nicht, was sich ziemt für eine Königin!

Vergebens war es, daß Marie Antoinette, mit der ganzen Kraft ihres Willens sich zusammenraffend, von nun an wieder das ernsteste, feierlichste Gesicht zeigte, vergebens, daß sie die Damen mit ihrem graziösesten Kopfneigen, ihrem reizendsten Lächeln willkommen hieß; ihre finstern Mienen erhellten sich nicht wieder, die Wolken verschwanden nicht wieder von den welken Stirnen.

Der strenge Areopagus hatte sein Urtheil gesprochen: die Königin war eine leichtsinnige Frau! Sie hatte den schlimmsten aller Fehler, sie war eine Spötterin! Sie verachtete die gute Sitte und den Wohlanstand!

Die Zahl der Feinde der Königin vermehrte sich an diesem Tage um mehr als hundert Personen, welche sich gegen die Königin bewaffneten, nicht mit Schwertern und Dolchen, sondern einfach mit ihren Zungen, die aber mit ihrem Gift und ihrer Schärfe die Königin bald tiefer und gefährlicher verwundeten, als jede andere Waffe. — Der Kampf der Zungen gegen die Königin begann, und ihre erste Waffenthat war ein Spottgedicht auf Marie Antoinette, das am andern Tage auf eine geheimnißvolle und räthselhafte Weise in tausenden von Exemplaren durch ganz Paris verbreitet ward. Die Volkssänger auf dem

Pont-neuf, welche gestern noch vor den entzückten Zuhörern der Straße ihr begeistertes Loblied:

O princesse, dans qui la France
Sous les traits d'Hébé voit Pallas,
Heureuse par tes bienfaisances,
Les vrais plaisirs guident tes pas etc.

gesungen hatten, dieselben Volkssänger des Pont-neuf sangen heute das erste Spottlied auf die Königin, und das Volk, welches gestern gejubelt hatte vor Liebe und Entzücken, das Volk lauschte heute mit staunender Neugierde und schadenfroher Lust auf das boshafte Lied von der „reine mocqueuse“, dessen Refrain also lautete:

Petite reine de vingt ans,
Vous qui traitez si mal les gens,
Vous repasserez la barrière
Laire, laire, laire, lanlaire, laire lanla.*)

VI.

Die neuen Moden.

Die Königin hatte sich in das Unabwendbare gefügt, sie hatte es aufgegeben die Wünsche ihrer Mutter zu erfüllen, und den Herzog von Choiseul wieder zum Minister zu befördern. Mit dem ihr eigenen feinen Tact hatte sie erkannt, daß sie in diesem Punkt ihren Gemahl, der sonst so sehr geneigt war, den Wünschen Anderer nachzukommen, unbeugsam finden würde, und daß daher ein ferneres Verfolgen ihrer Wünsche für sie selber gefährlich werden müßte, weil es ihr eine Niederlage bereiten, und gar leicht die Zuneigung wieder zerstören könnte, welche der König seit einiger Zeit für seine junge Gemahlin an den Tag legte.

Schon kannte Ludwig kein größeres Vergnügen, als neben seiner jungen Gemahlin zu sein, und oft sah man ihn stundenlang an ihrer Seite in den schattigen Alleen des Parks auf und abwandeln, mit heiterm Gesicht ihren Worten lauschend, und frohmüthig eingehend auf

*) Mémoires de Madame de Campan. Vol. I. p. 90. 91.

ihre muntere Laune und ihre jugendliche Heiterkeit. Schon konnte es ihm geschehen, daß er auf diesen Spaziergängen leise den Arm um ihre schöne Taille legte, und ganz verstohlen und scheu einen Kuß auf ihre volle, weiße Schulter drückte.

Das Herz des Königs war erwacht, und Marie Antoinette, welche so lange und mit so viel heimlichem Schmerz auf dieses Erwachen gehofft, Marie Antoinette sagte sich mit einem seligen Lächeln und einem verschämten Erröthen, daß der König anfange sich in sie zu verlieben.

Nun richtete sich ihr eifriges Bemühen dahin, dieses Verliebtsein immer mehr zu steigern, demselben immer mehr Nahrung zu geben, und immer mehr ihren kalten, unempfindlichen Gemahl in einen schmachtenden, zärtlichen Liebhaber zu verwandeln. — Da sie es einmal aufgegeben hatte, als Königin auf ihn zu influiren, und eine politische Rolle zu spielen, so wollte sie jetzt mit allen ihren Gedanken, allen ihren Sinnen als Frau handeln und als Frau herrschen, wo man ihr versagt hatte, als Königin zu regieren.

Die Zuneigung des Königs immer mehr zu steigern, ihn immer inniger zu fesseln an ihre Person, das war von nun an das leidenschaftliche Bestreben der Königin, und sie setzte alle Mittel der weiblichen List, der Coquetterie und der Toilette in Bewegung, um es zu erreichen.

Die Toilette ward also von nun an für Marie Antoinette ein Gegenstand der ernstesten Erwägung, des tiefsten Nachsinnens, und die sonst so einfache und prunklose Dauphine verwandelte sich auf einmal in eine junge, gefallsüchtige Frau, welche den Putz liebte, und ganze Vormittage sich mit ihrer Toilette beschäftigen konnte.

Die anti-österreichische Partei, die Prinzessinnen-Tanten, die Brüder des Königs, und endlich die Familie Orleans, welche an der Spitze dieser Partei standen, beobachteten mit innigster Befriedigung diese neue Richtung, welche der lebhafte Geist und die feurige Imagination der Königin genommen. Niemand von ihnen aber ahnte den geheimen Zweck aller dieser Toilettenkünste, Niemand begriff, daß die schöne junge Frau sich nur deshalb schmückte, nur deshalb alle Künste der Toilette zu ihrer Hülfe herbeirief, um damit das Herz des Gemahls zu erobern, Niemand begriff, daß Marie Antoinette, welche ihre Feinde der Coquetterie und der Gefallsucht beschuldigten, doch nur coquettirte mit ihrem Gemahl,

und nur ihm allein zu gefallen sich bestrebte. — Jedermann bemühte sich daher, dieser Putzsucht der Königin zu schmeicheln, denn eine Frau, welche mit den wichtigen Gegenständen der Toilette ihre Gedanken anfüllte, war für Jedermann ganz ungefährlich, konnte niemals einen politischen Einfluß erstreben!

Die Herzogin von Chartres empfahl daher der Königin eine Person, welche in diesem Augenblick in Paris für diejenige galt, welche in Sachen des Putzes und der Coiffüre den besten Geschmack, die höchste Eleganz besaß, und dazu berufen schien, in den Moden der Frauen eine Revolution zu Gunsten des guten Geschmackes und der Schönheit zu bewirken. Diese Person war die Putzmacherin Mademoiselle Bertin.

Die junge Herzogin von Chartres schilderte der Königin mit so beredten Worten, so enthusiastischer Bewunderung die Kunstwerke der Putzmacherin, daß Marie Antoinette in ihrer jugendlichen Ungeduld sogleich befahl, den Wagen vorfahren zu lassen, und die Oberhofmeisterin zu benachrichtigen, daß sie die Königin zur Mademoiselle Bertin zu begleiten habe.

Frau von Noailles vernahm diese Botschaft mit wahrem Entsetzen, und eilte mit ungewohnter Hast in das Gemach der Königin, um sich persönlich ihre Befehle zu erbitten.

Ich will zu der Putzmacherin Bertin fahren, und bei ihr einige Einkäufe machen, Madame, sagte die Königin in dem strengen Ton einer Gebieterin.

Aber Frau von Noailles ließ sich von diesem Ton nicht erschrecken. Majestät, das ist unmöglich, sagte sie feierlich. Noch niemals hat eine Königin von Frankreich den Fuß in eine Kaufhalle gesetzt, noch niemals ist sie in einem öffentlichen Lokale erschienen. Das wäre ein unerhörter Verstoß gegen die Etiquette, und ich bin gewiß, daß Ew. Majestät einen solchen nicht begehen wollen!

Nun denn, sagte die Königin mit einem kurzen, spöttischen Lachen, ich will Ihrer Ueberzeugung kein Démenti geben. Ich werde nicht thun, was noch niemals eine Königin von Frankreich gethan, ich werde nicht zu der Bertin fahren, sondern sie soll mit all ihren schönen Sachen hierher kommen, ich will sie hier empfangen und ihre Wunder schauen!

Hier? Ew. Majestät wollen hier in Ihrem Gemach eine Putz-

schöne Frau, welche glühte vor Verlangen, es allen andern Frauen zuvor zu thun in ihrem Putz und in ihrer Toilette.

Länger als eine Stunde blieb Mademoiselle Bertin in dem Kabinet der Königin, und als Marie Antoinette sie dann entließ, sagte sie: Ich wiederhole Ihnen, Mademoiselle, Sie haben da eine vortreffliche Idee gehabt, und mir eine amüsante Stunde bereitet. Sie werden von jetzt an alle Morgen zu mir kommen, und ich werde mit Ihnen meine Toilette für den Abend bestimmen und auswählen. Nur mache ich Ihnen Eine Bedingung! Sie werden niemals irgend einer Dame vorher verrathen, wie ich mich kleiden will, und Sie werden von meinen Hüten, Aufsätzen, und von all meinen Putzgegenständen erst acht Tage, nachdem ich sie zuerst getragen, den Damen Copieen liefern.

Mademoiselle Bertin nahm eine feierliche Miene an, wie sie der Ernst des Moments erheischte. Ich schwöre Ew. Majestät, sagte sie, daß ich den Putz für Ew. Majestät ganz allein, und nur bei verschlossenen Thüren arbeiten, und daß ich lieber sterben werde, als das Geheimniß desselben verrathen, wenn man mir den Verrath auch mit Gold aufwiegen möchte. Und was die Copieen anbetrifft, die ich von Originalen Eurer Majestät anfertigen werde, so sollen sie sich immer nur verhalten wie eine holprichte Uebersetzung zu einem Originalgedicht; ich werde diese Copieen nur von meinen Gehülfinnen anfertigen lassen, denn diese Hände, welche dazu berufen sind, die Ideen einer Königin auszuführen, werden niemals mehr für eine andere Sterbliche arbeiten.*)

---

*) Mademoiselle Bertin kam wirklich von diesem Tage an jeden Morgen zur Königin, der Putz ward jetzt eine Lieblingsbeschäftigung Marie Antoinettens, und es gewährte ihre eine angenehme Erheiterung, ihren Hof an jedem Abend durch irgend eine neue Mode zu überraschen. Alle Frauen natürlich wollten es ihr nachahmen, und Mademoiselle Bertin ward für die Herzoginnen und Marquisen, für alle Damen die wichtigste Person, die man umschmeichelte und hätschelte, der man die kostbarsten Geschenke machte, um dafür des Glücks theilhaftig zu werden, eine Coiffüre oder einen Putzgegenstand zu bekommen, der dem von der Königin getragenen gleichkomme. — Die geschickte Modistin ward bald in ganz Europa eine gefeierte und berühmte Person, und aus allen Ländern und Gegenden wandte man sich an sie um Copieen von den Originalen der Königin. Mademoiselle Bertin war sich aber auch sehr wohl

Und jetzt, sagte Marie Antoinette mit einem heitern Lachen, als sie ihr Kabinet verließ, jetzt soll Madame Etiquette einen neuen Grund zum Entsetzen haben! Ich bin ihr wirklich einige Revanche schuldig.

Die Königin begab sich in ihr Ankleidezimmer, in welchem die Oberhofmeisterin, die beiden Ehrendamen, die erste und zweite Kammerfrau nebst den zwei Unterbeamtinnen seit einer Stunde des Erscheinens Ihrer Majestät harrten, um die zweite Toilette der Königin zu Stande zu bringen.

VII.

Die Etiquette und der Friseur.

Diese Toilettenstunde der Königin war für die Oberhofmeisterin jeden Tag ein neuer Triumph, denn es war eine stets sich erneuernde Verherrlichung der Etiquette, deren Gewicht der Königin niemals fühlbarer gemacht ward, als in diesen Stunden. Ein eigener Codex, an welchem sogar Männer wie Richelieu, La Rochefoucauld und Dorès gearbeitet hatten, bestimmte über diese servilen Gesetze, welche jeden Schritt, jede Bewegung des Königs und der Königin wie mit einer klirrenden Kette begleiteten, und sie zu Sclaven machten, denen es nicht gestattet war, zu athmen, zu sprechen, krank oder gesund zu sein, ohne sich dabei diesen Gesetzen fügen zu müssen, welche sie stets mit einem Schwarm von Höflingen, Spionen und Neugierigen umgaben, und ihnen niemals eine Stunde des Alleinseins und der Einsamkeit verstatteten.

Die Ankleidestunde der Königin war vor allen Dingen ein Meisterwerk der Etiquette und gehörte deshalb, wie gesagt, zu den größten Genüssen der Frau von Noailles, welche niemals ein befriedigteres und

---

ihrer hohen Wichtigkeit bewußt, und behandelte Jedermann mit dem größten und lächerlichsten Stolz. Einst kam eine vornehme Dame des Hofes zu ihr, und verlangte einige Gegenstände zu kaufen. Man zeigte ihr Mehreres, welches der Dame nicht gefiel. Mademoiselle Bertin rief mit einem ärgerlichen und suffisanten Ton: „Nun, so zeigen Sie der Dame einige Proben von meiner letzten Arbeit mit der Königin.“ (Campan Mémoires I. p. 100.)

glücklicheres Gesicht zeigte, als in diesen Stunden, wo die Königin gewissermaßen willenlos in ihre Hand gegeben war.

Maria Antoinette bemerkte auch heute mit einem heimlichen Lächeln diese tiefe Befriedigung auf dem Antlitz ihrer Tyrannin, und schien sich sanfter und williger wie sonst ihren Anforderungen zu fügen.

Die erste Ehrendame goß das Wasser in das goldene Lavoir, und Marie Antoinette, welche wenigstens das Recht hatte sich selber die Hände zu waschen, hielt nun ihre Hände geduldig hin, bis die Ehrendame aus den Händen der ersten Kammerfrau das Handtuch entgegen genommen, um es dann mit einer feierlichen Kniebeugung der Königin zu überreichen.

Alsdann folgte der zweite Act der Toilettenstunde, der wichtige Moment, in welchem die Königin ihr Hemd wechselte, und das gestickte und mit Spitzen besetzte, künstlich gearbeitete Nachthemd mit dem einfachern Batisthemde des Tages vertauschte. — Dieses Anziehen des Hemdes war allezeit einer der feierlichsten und erhabensten Momente der königlichen Toilette gewesen, und auch bei der Toilette der Könige nahm es eine wichtige Stelle ein. Bei den großen Levers des Königs war nur ein Prinz von Geblüt berechtigt, dem König das Hemd darzureichen, bei den kleinen Levers bezeichnete der König jedes Mal denjenigen seiner Cavaliere, welchem er die Gunst widerfahren lassen wollte, und dieser glückliche und beneidete Sterbliche gehörte dann für den ganzen Tag zu der nächsten Umgebung des Königs; er war berechtigt an der königlichen Tafel zu speisen, und durfte bei der Jagd in die Kutsche des Königs steigen.

Auch bei der Toilette der Königin war für das Hemd eine besondere Etiquette gebräuchlich, und der Königin das Hemd überzuwerfen war eine Ehre, die allemal nur der vornehmsten und ersten Dame, welche sich in Gegenwart der Königin befand, bewilligt werden durfte.

Die Gräfin von Noailles sollte heute dieser Ehre theilhaftig werden. Schon hatte Marie Antoinette ihr Nachtgewand von ihren Schultern niedergleiten lassen, und ihre wunderschöne Gestalt ward bis zu dem Gürtel unverhüllt sichtbar. Marie Antoinette erröthete leicht, kreuzte ihre Arme über ihrem schönen Busen, und neigte ihr Haupt sanft vorwärts, bereit, das Hemd zu empfangen, welches Frau von Noailles eben aus den Händen der ersten Kammerfrau genommen hatte.

In diesem Moment vernahm man ein leichtes Kratzen an der Thür, und die Herzogin von Orleans trat ein. Ein glückliches Lächeln glitt über das strenge Antlitz der Oberhofmeisterin, denn die Ceremonie mußte sich jetzt verlängern, und der Herzogin stand das Recht zu, der Königin das Hemd zu reichen. Aber es wäre ein strenger Verstoß gegen die Etiquette gewesen, wenn die Oberhofmeisterin sich so tief hätte demüthigen müssen, um der Herzogin unmittelbar das Hemd darzureichen. Der ersten Kammerfrau allein lag die Pflicht ob, das königliche Hemde der Dame zu geben, welche es der Königin darreichen sollte. Frau von Noailles winkte demgemäß die erste Kammerfrau zu sich, welche das Hemd von ihr empfing und es der Herzogin darreichte, die noch immer damit beschäftigt war, ihre Handschuhe auszuziehen, um das unerwartete Glück genießen und den Ehrendienst leisten zu können.

Und während dieser ganzen Zeit stand Marie Antoinette mit gekreuzten Armen, gesenkten Hauptes da, in der Kühle dieses großen schattigen Zimmers in sich erschauernd vor Frost und in ihrer nackten, unverhüllten Schönheit lieblich und reizend anzuschauen, wie eine jener Nymphen, welche uns der Meißel des Phidias oder Praxiteles verewigt hat.

Endlich waren die Vorbereitungen beendigt, und die Herzogin von Orleans näherte sich mit dem Hemd der Königin.

Aber plötzlich stand sie still. Sie hatte da außen vor der Thür die Stimme von Madame, der Gräfin von Provence gehört, und es wäre ein unverzeihlicher Fehler gewesen, wenn sie der ersten königlichen Prinzessin das Vorrecht hätte entziehen wollen, der Königin das Hemd anzuziehen.

Die Herzogin hatte sich nicht getäuscht. Die Thür öffnete sich, und Madame, die Schwägerin der Königin, trat ein. Sofort trat die Herzogin von Orleans zurück. Die Oberhofmeisterin näherte sich ihr, um von ihr das Hemd zu empfangen, und übergab es dann zum zweiten Mal der Kammerfrau, damit diese es der Prinzessin darreichte.

Und die Königin stand noch immer halb entkleidet da und wartete. Ihre Wangen glühten, aber nicht mehr von Scham, sondern vor Ungeduld und Aerger, zwischen ihren Lippen hervor murmelte sie leise Worte des Mißmuths und Zorns, während ein Frösteln ihre ganze Gestalt durchschauerte.

Madame sah es, und beeilte sich ihrer königlichen Schwägerin zu Hülfe zu kommen. Ohne ihre Handschuhe abzulegen, nahm sie das Hemd und schritt rasch zu der Königin hin, aber indem sie eilig das Hemd über Marie Antoinettens Haupt warf, blieb es an ihrem hohen Toupé sitzen, und derangirte die Coiffure der Königin.*)

Ah, rief die Königin mit einem gezwungenen Lachen, Sie haben mir mein Haar ruinirt, meine Schwester! Ich werde es zum zweiten Mal arrangiren lassen müssen.

Frau von Noailles zog ihre Augenbrauen hoch empor, wie sie es zu thun pflegte, wenn irgend ein Verstoß gegen die Etiquette sie beunruhigte, und winkte der zweiten Kammerfrau, damit diese die Füße der Königin neu bekleide. —

Die Toilette der Königin nahm nun ihren ungestörten Fortgang, und ward nach allen Regeln des Ceremoniels vollendet. Die Königin mußte jetzt ihr Toilettenzimmer verlassen, um mit ihren Damen in das große Empfangzimmer zu gehen. Frau von Noailles hatte schon die Thür zu demselben geöffnet, und sich mit der Ehrendame neben derselben aufgestellt. Aber Marie Antoinette ließ sich mit einem glücklichen Lächeln auf dem Fauteuil vor der großen Psyché nieder, und sich dann an die Oberhofmeisterin wendend, fragte sie mit scharfem Ton: Ich hoffe, daß die Etiquette nicht befiehlt, daß die Königin von Frankreich mit derangirter Frisur vor ihrem Hofe erscheine. Mein Haar wird also noch einmal geordnet werden müssen.

Frau von Noailles schloß die Thür wieder, und winkte der ersten Kammerfrau das Werk zu beginnen.

Nicht doch, sagte die Königin lächelnd. Ich will meine gute Campan nicht bemühen. Haben Sie meine Befehle ausgeführt, oder vielmehr ist Ihr Mann, mein guter Geheimsekretair, nach Paris gewesen, die bewußte Person zu holen?

Zu Befehl, Majestät, sagte Frau von Campan. Die bewußte Person wartet im ersten Vorsaal.

So gehen Sie, und rufen Sie dieselbe, Campan! rief die Königin heiter, und während die Kammerfrau sich beeilte dem königlichen Be-

*) Madame de Campan. Mémoires etc. Vol. I. p. 98.

fehl nachzukommen, wandte sich Marie Antoinette zu den beiden Prinzessinnen hin.

Jetzt, meine Damen, sagte sie heiter, jetzt werden Sie den zweiten Gott von Paris kennen lernen. Sie wissen, der eine Gott ist Herr Vestris, der große Tänzer der sich selbst „le Dieu de la Danse“ nennt, der zweite aber ist Léonard, der große Friseur, den die schöne Welt von Paris „le Dieu des Coiffures“ nennt. Ich habe ihn herbeschieden, damit er mich frisire.

Aber ohne Zweifel haben Ew. Majestät vergessen, rief Frau von Noailles, daß die Königin überall nur von weiblichen Händen bedient werden darf.

Darf, Madame? wiederholte die Königin stolz. Ich werde mir erlauben, dieses „darf“ nicht zu beachten. Ich glaube, daß männliche Hände geschickter darin sind die Frisur zu machen, und ich werde daher von heute an, statt von meiner Kammerfrau, von einem Friseur mich frisiren lassen.

Die Thür öffnete sich wieder, und Madame Campan trat ein, gefolgt von dem Friseur Herrn Léonard.

Jetzt, meine Prinzessinnen und Damen, sagte die Königin sich mit ihrem lieblichsten Lächeln an die Damen wendend, jetzt werden Sie die Güte haben, in das große Empfangszimmer zu gehen, denn ich habe hier sehr ernste und wichtige Unterhandlungen vor. — Als die Königin aber sah, daß Frau von Noailles schon den Mund öffnete zu einer Bemerkung, fügte sie hinzu: die Frau Oberhofmeisterin wird die Güte haben, gleich den Kammerfrauen hier zu bleiben, und den Unterhandlungen beizuwohnen.

Als die Prinzessinnen mit den Damen sich entfernt hatten, wandte sich die Königin hastig an den Friseur, welcher mit gesenktem Haupt und ehrerbietigen Mienen, ganz das Bild der Devotion, an der Thür stand.

Jetzt, mein Herr, sagte die Königin lebhaft, jetzt werden wir sehen, ob Sie wirklich ein so großer Künstler in Ihrem Fach sind, als man behauptet. Kommen Sie hierher, und frisiren Sie mich.

Léonard verbeugte sich tief, und trat schweigend hinter den Sessel der Königin, um mit leisen und geschickten Händen ihr Haar aufzulösen, das er dann mit dem Wohlgefallen eines Bildhauers, der einen herr-

lichen Marmorblock sieht, aus welchem er die Statue einer Göttin meißeln will, durch seine Finger gleiten ließ.

Marie Antoinette bemerkte in dem Spiegel diese Bewegung des Haarkünstlers und lächelte. Wie wird die Frisur heißen, welche Sie mir geben? fragte sie.

Sie wird heißen à la Reine Marie Antoinette, sagte Léonard.

Ich habe diese Frisur niemals gesehen, rief die Königin verwundert.

Herr Léonard vergaß einen Moment seiner demüthigen Haltung und indem er sein Haupt emporhob, blitzte in seinen Augen das Feuer stolzen Selbstbewußtseins.

Ew. Majestät halten mich auch ohne Zweifel nicht so niedriger Gesinnung fähig, sagte er, daß ich beabsichtigen sollte, der Königin eine Frisur zu geben, welche schon von irgend eines Sterblichen Augen gesehen worden.

Sie werden also eine neue Frisur für mich erfinden? fragte sie heiter. Nach welcher Mode?

Ich werde eine neue Mode créiren, Majestät, sagte der Künstler stolz. Dieser heutige Tag wird eine neue Ordnung der Dinge bezeichnen, und wird Epoche machen in den Annalen der Kunst. Wollen Ew. Majestät die Gnade haben die Wahl der Frisur allein meiner Begeisterung und der Exaltation des glücklichen Moments zu überlassen?

Folgen Sie ganz Ihrer Eingebung, sagte die Königin lächelnd. Nur sage ich Ihnen, daß ich die niedrigen Frisuren nicht liebe, und daß ich der Hüte und Papillons herzlich überdrüssig bin.

Majestät, rief Léonard mit einem wegwerfenden Achselzucken, Hüte und Papillons gehören von dieser Stunde der verweseten Vergangenheit an, und was die niedrigen Frisuren anbetrifft, so weiß ich, daß das Erhabene auch in einem erhabenen Styl ausgeführt sein muß! Im Bau der Thürme und Tempel allein zeigt sich die Kunst des genialen Baumeisters!

Herr Léonard verneigte sich und begann sein Werk. Eine lange feierliche Pause trat ein; mit gespannter Erwartung blickten die Damen auf die raschen und kunstfertigen Hände Léonards hin, und selbst die Königin beobachtete mit steigender Verwunderung das Werk des Haarkünstlers, das sich in immer kühneren Schwingungen über ihrem Haupt aufthürmte. *Aufthürmte* im eigentlichen Sinne des Worts, denn

wie einen Thurm in Gestalt und Höhe wölbten die Hände des Friseurs über zierlichem Drathgeflecht und mit leichten Daunen gefüllten Kissen, welche er in seinen Cartons mitgebracht, das Haar der Königin empor zu einem Gipfel, daß dadurch die hohe und stolze Gestalt der Königin um mehr als einen Fuß breit erhöht ward. Alsdann wandte Léonard seine Augen auf den großen Toilettentisch der Königin, auf welchem in buntem Gemisch Blumen, Spitzen und Federn, welche die Königin an diesem Morgen erst von der Bertin gekauft hatte, sich befanden.

Darf ich von diesen Dingen wählen? fragte Léonard.

Die Königin nickte bejahend, und auf seinen Fußspitzen schlüpfte Herr Léonard zu dem Tisch hin, und nahm von demselben ein halbes Dutzend der schönsten, breitesten und längsten weißen Straußfedern.

Federn? rief die Königin erstaunt. Sie wollen mich doch nicht mit Federn coiffiren?

Ew. Majestät werden die Gnade haben, mich mein Werk vollenden zu lassen, und alsdann zu entscheiden, sagte Léonard, indem er die schönen Federn auf dem künstlichen Haarthurm befestigte, daß sie den hohen Bau noch um einen Fuß breit erhöheten und in graciösen Wallungen ihre flatternden Spitzen zu beiden Seiten bis auf die Schläfe des königlichen Hauptes niedersenkten.

In der That, das ist eine ganz neue und wie mir scheint, sehr kleidsame Frisur, sagte die Königin, indem sie mit sichtlichem Behagen ihr schönes Antlitz in dem Spiegel betrachtete, nicht bedenkend, daß eben ihr rosiges Gesicht, ihre leuchtenden Augen, ihre hohe, klare Stirn, und das schöne Oval ihres Gesichtes ganz dazu geeignet waren jede Coiffure zu ertragen, und sie kleidsam zu machen.

Ich adoptire die Federn, mein Herr, fuhr die Königin lächelnd fort, und ich erlaube Ihnen dieser Frisur meinen Namen zu geben. Ach, ich meine, die armen Strauße werden sich darüber eben nicht zu freuen haben, denn man wird ihnen in der nächsten Zeit viel Federn ausrupfen! Sie stehen von heute an in meinem Dienst, Herr Léonard, und Sie werden Sich an meinen Intendanten wenden, der Ihnen Ihr Gehalt anzuweisen hat.

Herr Léonard verbeugte sich mit dem Stolz eines Künstlers, der sich bewußt ist, daß ihm nur die Ehre widerfährt, welche ihm gebührt.

Sie werden jeden Morgen um diese Stunde und jeden Abend um sieben Uhr hier sein, das ist Ihr ganzer Dienst, sagte Marie Antoinette. Im Uebrigen erlaube ich Ihnen, Ihre Zeit nach Ihrem Belieben zu verwenden, und so viele Damen zu frisiren, als Ihnen möglich ist.

Ew. Majestät verzeihen, wenn ich mir eine Bemerkung erlaube, sagte die Oberhofmeisterin, sich der Königin nähernd. Eine alte, unverbrüchliche Regel untersagt jedem subalternen Beamten des königlichen Hauses, seine Talente und Fertigkeiten außerdem noch für das Publikum zu verwenden, und der Friseur der Königin darf daher niemals irgend eine andere Dame frisiren.

Ich erlaube es indessen Herrn Léonard, sagte die Königin leichthin. Selbst der größte Künstler muß einseitig und monoton werden, wenn er seine Kunst nicht viel und in den verschiedensten Formen übt. Herr Léonard soll sich daher an den Köpfen der Damen üben, um vielseitig zu bleiben, und seine Phantasie immer rege und frisch zu erhalten!

Die Oberhofmeisterin seufzte und näherte sich wieder der Thür zu dem Empfangszimmer. Diesmal säumte die Königin nicht, der stummen Aufforderung der Oberhofmeisterin zu genügen, denn sie selber glühte vor Verlangen, die Damen das Wunderwerk ihrer Frisur sehen zu lassen.

VIII.

Die neuen Moden und ihre gefährlichen Folgen.

Ein allgemeines Murmeln des Staunens und der Bewunderung entstand, als die Königin mit ihrem künstlichen Haarbau und ihren wallenden Federn in das Zimmer eintrat, und mit schlecht verhehltem Mißmuth schaute die Gräfin von Provence auf ihre königliche Schwägerin hin, deren Schönheit heute wirklich von überraschender Wirkung war.

Die Königin weidete sich einen Moment an der allgemeinen Ueberraschung, die ihr Erscheinen hervorgebracht, und näherte sich dann mit ihrem süßesten Lächeln der Gräfin von Provence.

Meine Schwester, sagte sie, erlauben Sie mir, Ihnen heute einen Vorschlag zu machen. Speisen wir heute gemeinschaftlich, vereinigen

wir uns zu einem heitern und ungenirten Mahl, zu einem rechten Diner en famille.

Gewiß werden wir mit Freuden den Befehlen Eurer Majestät folgen, rief die Prinzessin lachend, nur daß das, was Sie ein Diner en famille nennen, meine Schwester, uns Allen gar sehr verkümmert wird durch die Neugierde der guten, enragirten Bewunderer Ihrer Majestät, die aus Paris, aus Versailles und aus der Ferne herbeiströmen, um das Königspaar sein Mittagsmahl essen zu sehen.

Nicht wahr, sagte die Königin lebhaft und mit erhöhter Stimme, Sie erkennen es auch für eine ganz unerträgliche Tyrannei, dieses öffentliche Diniren, bei welchem jeder Bissen Einem vergällt wird durch das starre Angaffen dieser Menschen, welche unsere Tafel umringen, und uns jede freie Bewegung, jedes harmlose Wort, jede vertrauliche Unterhaltung unmöglich machen? Ich habe diese Tyrannei des öffentlichen Dinirens vier Jahre lang als Dauphine ertragen, und ich gestehe, daß ich herzlich satt davon bin, und daß die Königin nicht geduldig sein wird, wie die Dauphine. Wir wollen daher heute en famille speisen, meine Schwester, und das Speisen vor dem Publikum soll mit dem heutigen Tage für immer aufhören.

Ah, das ist eine allerliebste Neuerung, der wir in der That viel schöne Stunden werden zu verdanken haben, rief die Prinzessin lächelnd. Nur bedaure ich die guten Leute, welche heute hierher kommen werden, um Ew. Majestät speisen zu sehen!

Die Königin zuckte leicht die Achseln. Sie werden wieder nach Hause gehen, sagte sie, und bei ruhigem Ueberlegen werden sie finden, daß es viel menschlich-natürlicher und würdiger ist, wenn auch die Könige sich wie Menschen benehmen, und das Glück des Familienlebens und des Hauses höher schätzen, als diesen kalten Götzendienst, mit welchem die Etiquette uns ganz und gar ablösen will von der übrigen Menschheit. Ich glaube, daß, um sich populair zu machen, die Fürsten nur nöthig haben, sich ihren Völkern als Menschen darzustellen, mit einem warmen, fühlenden Herzen, und einem einfachen, prunklosen Sinn, und auf diese Weise, meine Schwester, wünschte ich mich bei dem Volk populair zu machen. Ich will nicht als Götzenbild bewundert, sondern als Frau und als Königin geliebt werden!

Nun, sagte die Prinzessin mit einem erzwungenen Lächeln, und innerlich geärgert über das schöne, energische Wesen der Königin, dieses Wollen wird Eurer Majestät erfüllt werden, denn das Volk liebt Sie und betet Sie an, und wenn die guten Pariser Sie eben sehen könnten mit diesen leuchtenden Augen, diesen purpurrothen Wangen, und diesem wundervollen pikanten Haarputz, so würde der Maire von Paris wieder sagen müssen: „Ew. Majestät sehen da vor Sich hunderttausend Liebhaber Ihrer Person!"

Die Königin lachte. Das ist allerdings eine ganz respectable Armee, sagte sie, nur wünschte ich, daß der König, mein Gemahl, immer als Feldherr an ihrer Spitze stehen möchte! Ach ich freue mich heute, das Erstaunen des Königs über unser Diner en famille zu sehen!

Se. Majestät weiß also nichts davon?

Es ist eine Ueberraschung, welche ich meinem Gemahl bereiten will, und welche, wie ich weiß, ihn freuen wird. Er selber hegte wohl den Wunsch, dieses lästige Diniren en public abzuschaffen, aber er fürchtet das Aufsehen. Nun, ich bin weniger ängstlich, wie Sie wissen, und davon sollen Sie sogleich einen Beweis haben!

Die Königin wandte mit einer halben Kopfbewegung sich nach der Oberhofmeisterin hin.

Frau Gräfin von Noailles, sagte sie laut, ich bitte Sie, dafür Sorge zu tragen, daß die Huissiers heute während des Diners Niemand in den Speisesaal eintreten lassen. Dieser Gebrauch soll von heute an beseitigt werden!

Die Gräfin hatte nur auf die Anrede der Königin geharrt, um sich ihr zu nähern. Majestät, sagte sie leise und mit dem Ausdruck tiefster Sorge, Majestät, ich beschwöre Sie, nehmen Sie Ihr Wort zurück! Es ist gefährlich, so willkürlich diese alten Gebräuche, welche Jahrhunderte geheiligt haben, abzustellen. Das Volk hängt an ihnen, und sie verlachen und verspotten, heißt das Königthum selber antasten. Seit Franz des Ersten Zeiten speiset die königliche Familie von Frankreich immer nur öffentlich, und jede anständig gekleidete Person hat das unbestrittene Recht in den Speisesaal einzutreten, und die königliche Familie diniren zu sehen. Es ist also ein Recht, welches Ew. Majestät dem französischen Volk entziehen wollen, und die Franzosen sind sehr eifersüchtig

auf ihre Rechte. Außerdem aber wage ich, Ew. Majestät zu bemerken, daß das öffentliche Diniren ein ausdrückliches Ceremoniell des französischen Hofes ist, und daß die Etiquette es als ganz unerläßlich für die königliche Würde bezeichnet.

Die Etiquette, Madame, ist indessen nicht für die Könige, sondern von den Königen gemacht, sagte die Königin stolz, und die Könige haben daher wohl das Recht, dieselbe abzuändern. Da Sie vorher von den unantastbaren Rechten des Volkes sprachen, so ist es mir wohl gestattet, die unantastbaren Rechte des Königthums denselben gegenüber zu stellen. Es ist aber ein unantastbares Recht der Könige, Gesetze zu geben, nicht sie zu empfangen. Demgemäß, Madame, gebe ich Ihnen den Rath: durchstreichen Sie in Ihrem Codex der Etiquette das veraltete Gesetz, welches die Könige zu den Diners publiques verurtheilt und schreiben Sie statt dessen dieses neue Gesetz hin: „Die königliche Familie dinirt ohne alles Ceremoniell und bei geschlossenen Thüren, und nur an großen Galatagen und bei besondern Festlichkeiten ist es dem Publikum erlaubt, dem Diner der königlichen Familie beizuwohnen." Noch Eins habe ich vergessen! Da wir von heute an ohne alles Ceremoniell speisen, so ist es auch unnöthig, daß die Ehrenfräulein zur Bedienung bei dem Diner erscheinen. Die Ehrendame und die vier Kammerfrauen genügen für den gewöhnlichen Dienst bei Tafel. Und jetzt, meine Schwester, lassen Sie uns einen Spaziergang in den Park machen!

Die Königin reichte der Prinzessin den Arm, und ging mit ihr hinaus auf die Terrasse, gefolgt von den Damen ihres Hofes.

Nur Frau von Noailles blieb zurück in dem großen, still gewordenen Empfangssaal. Wie zerbrochen stützte sie sich auf die hohe Lehne eines Fauteuils, und starrte mit trüben Blicken und bleichem Angesicht hinein in das Leere.

Es geht zu Ende mit dem Königthum, murmelte sie leise vor sich hin. Diese Frau rüttelt mit allzukecken Händen an den Säulen, welche den Königsthron tragen, er wird mit ihr zusammenbrechen, und unter seinen Trümmern den König und die Königin begraben, wenn sie fortfährt die gefährliche und unheilsvolle Bahn zu verfolgen, welche sie in dem Uebermuth ihrer Jugend eingeschlagen hat. Sie nennt die Etiquette

eine lächerliche Tyrannei; sie weiß nicht, daß die Etiquette allein es ist, welche das Königthum mit dem Schimmer des Erhabenen und Heiligen umgiebt und die Völker dergestalt blendet, daß sie ihre Fürsten als erhabene und unnahbare Gestalten schüchtern in der Ferne verehren. Laßt sie erst sehen, daß sie Menschen sind, und die Völker werden bald ihrer Ehrfurcht vergessen, und als Menschen an ihnen kritisiren und tadeln — und um das Königthum ist es geschehen! Ich sehe eine finstere, unheilsvolle Zeit kommen, fuhr die Oberhofmeisterin nach einer Pause düstern Hinbrütens fort, denn die Königin ist umringt von Feinden, und statt sie zu versöhnen, trotzt sie ihnen, und statt ihre Freunde an sich zu fesseln, verscheucht sie dieselben durch ihren Uebermuth! Oh, welche gefährliche und unheilsvolle Dinge hat sie heute mit lachendem Munde und freudiger Unschuld begonnen, aber es sind die Drachenzähne, welche eines Tages in Krieger sich verwandeln, und wider sie aufstehen werden, um sie zu vernichten! Oh, oh, das Königthum ist angegriffen, und die Königin selbst ist es, welche das gethan! Sie verachtet das Gesetz und die Sitte, ach sie weiß nicht, wie sehr sie die Putzmacherin, den Friseur und die Diners en famille eines Tages mag bereuen müssen! — Nun, ich habe meine Pflicht gethan, ich habe gesprochen und gewarnt, und ich werde ausharren, so lange meine Geduld und meine Ehre es erträgt, aber nicht länger, nein, beim Himmel, nicht länger! —

Die Oberhofmeisterin hatte Recht! Diese anscheinend so kleinen, so unscheinbaren Dinge waren doch für die Königin von den traurigsten und schlimmsten Folgen.

Die Königin, welche bis dahin sich mit einfachem und noblem Geschmack gekleidet, brachte jetzt auf einmal eine Revolution in den Moden hervor, und machte die Toilette zu einer wichtigen Angelegenheit. Alle Frauen des Hofes nicht allein, sondern auch diejenigen, welche dem Hofe fern standen, wollten das nachahmen, was die Königin that. Jede Dame wollte denselben Putz, dieselben Federn, dieselben Guirlanden tragen, wie die Königin. Der Preis der Straußfedern nahm in wenigen Wochen einen ungeheuren Aufschwung, und bald konnte man sich dieselben nur noch vom Auslande mit den größten Kosten und Schwierigkeiten verschaffen, denn diese neue Mode der Straußfedern bemächtigte sich der schönen Welt wie eine Krankheit, von der Jede

befallen ward, und welcher Niemand ausweichen wollte. Wer nur irgend auf guten Ton, auf Eleganz Ansprüche machen wollte, mußte Straußfedern tragen, mußte von der Modistin der Königin seinen Putz erhalten, mußte von Herrn Léonard frisirt werden.

Die Ausgaben der jungen Schönen vermehrten sich außerordentlich. Die Mütter und die Ehemänner seufzten, und begannen über die junge Königin zu murren, welche ihren Töchtern, ihren Gattinnen das Beispiel eines täglich wechselnden Luxus, einer launenhaften und kostspieligen Putzsucht gab. Aber die Damen waren einmal mitten im Fieber ihrer Krankheit, und wenn die Mütter oder die Ehemänner ihnen das Geld versagten, um diese kostbaren Federn und Putzsachen zu kaufen, so machten die Damen lieber Schulden, als daß sie dem stolzen Glück entsagt hätten, die Moden der Königin nachzuahmen.

Traurige und ärgerliche Familienscenen waren die Folge davon, die Eltern entzweiten sich mit ihren Töchtern, mehr als eine glückliche Ehe ward untergraben, und die Väter und die Mütter klagten laut, daß die Königin alle Damen Frankreichs in's Verderben stürzen würde!*)

IX.

Der Sonnenaufgang.

Der königliche Hof hatte sich nach Marly begeben, und feierte dort die ersten Wochen seines jungen Glanzes. Jeder Tag brachte neue Feste, neue Genüsse, überall hörte man lachen und scherzen; selbst der König verlor allmählig sein steifes und linkisches Benehmen, und ganz bezaubert von dem liebreizenden Wesen seiner Gemahlin, immer mehr sich aus dem gleichgültigen Gemahl in einen zärtlich schmachtenden Verliebten verwandelnd, war Ludwig gern bereit, allen den unschuldigen und kindlichen Wünschen seiner Gemahlin zu genügen, ließ er ihr volle Freiheit sich ihr Leben so zu gestalten, wie es ihr selber bequem und angenehm erschien, ohne danach zu fragen, ob die Wünsche der Königin auch allemal den Anforderungen der Etiquette genügten,

*) Madame Campan. Mémoires etc. Vol. I. p. 96.

und ob die Vergnügungen der jungen schönen Frau sich auch mit der Würde und Unnahbarkeit der Königin vertragen möchten.

Jeder Tag brachte neue Vergnügungen, neue Zerstreuungen, man machte Promenaden zu Wagen, zu Fuß und zu Pferd in den herrlichen Gärten von Marly, man unternahm große Jagden in den benachbarten königlichen Waldungen, oder führte improvisirte Idyllen auf, zu welchen die Königin die Rollen vertheilte, und bei welchen Marie Antoinette und die Prinzessinnen in den reizenden und malerischen Trachten der französischen Landmädchen erschienen, und mit den in Bauern verwandelten Prinzen, mit dem König die belustigendsten und heitersten Scenen darstellten.

Marie Antoinette wußte für jeden Tag eine neue Erheiterung, einen neuen Scherz zu ersinnen, und glücklich und stolz darauf, ihren Gemahl immer mehr an sich zu fesseln, machte sie es zu einem eifrigen Studium, ihm immer neue Zerstreuungen zu bereiten, ihn immer mehr in ihre Nähe und in ihre Reize zu verstricken.

Schon war der König so kühn geworden, daß er es wagte, gleich allen Andern, der Königin die glühendsten Schmeichelworte über ihre Schönheit zu sagen, und daß er zuweilen in der Extase seiner jungen, aufkeimenden Liebe die Andern noch übertraf in der Begeisterung seiner Ausdrucksweise, daß er noch feurigere Worte fand, wie der Graf von Artois, oder der Herzog von Chartres, noch geistvollere Bonmots sagte wie der Graf von Provence.

Marie Antoinette beobachtete diese Umwandlung ihres Gemahls mit Entzücken, und ihre kleinen Coquetterieen mit den Brüdern des Königs, mit dem Herzog von Chartres und den vornehmen Cavalieren ihres Hofes hatten immer nur den Einen Zweck, das Herz des Königs zu wecken, und durch die Eifersucht die Liebe in ihm wach zu rufen.

Eines Tages, sagte sie mit frohem Muth zu sich selber, eines Tages wird er doch dahin kommen, mich von Herzen zu lieben, und mir ein wenig Gewalt über sein störrisches, kaltes Herz einzuräumen. Ich harre auf diesen Tag, wie die Natur während der Nacht auf den Aufgang der Sonne harrt. Oh mein Gott, wie himmlisch schön wird es sein, wenn endlich der Morgen meines Glückes erwacht, und die Sonne wirklich aufgeht!

Aber, unterbrach sie sich selbst in ihrer Extase mit einem frohen Lachen, aber ich rede da, wie der Blinde von der Farbe. Ich preise den Sonnenaufgang und bin eine solche Barbarin, daß ich noch niemals einen Sonnenaufgang gesehen habe! Das muß wieder gut gemacht werden! Man hat mich selbst in letzter Zeit so oft die aufgehende Sonne Frankreichs genannt, daß ich doch in der That einmal das Original sehen muß, von dem ich die Copie sein soll!

Und die Königin, ganz begeistert von dieser neuen Idee, ließ die Gräfin Noailles rufen.

Madame, sagte sie ernst, ich bitte Sie, mir zu sagen, um welche Stunde die Sonne jetzt aufgeht?

Die Oberhofmeisterin blickte überrascht in das schöne Antlitz der Königin, deren schalkhaft blitzende Augen seltsam contrastirten zu ihren ernsten Mienen.

Wann die Sonne aufgeht? wiederholte Frau von Noailles verwundert.

Ja, das möchte ich wissen, sagte die Königin, und ich hoffe, daß in meiner Frage nichts ist, was gegen die strengste Form der Etiquette verstößt. Es ist mir in der That sehr wichtig zu wissen, wann die Sonne aufgeht!

Dann bedauere ich, Eurer Majestät keine genügende Antwort geben zu können, denn ich gestehe, daß ich mich noch niemals um diese Dinge bekümmert habe. Aber wenn Ew. Majestät gnädigst gestatten, will ich mich sogleich erkundigen, und Ew. Majestät die nöthige Auskunft bringen.

Ich bitte Sie darum, rief Marie Antoinette lächelnd.

Frau von Noailles zog sich eiligst zurück, und trat nach ziemlich langem Verweilen wieder zu der Königin ein.

Verzeihen Ew. Majestät, sagte sie, daß ich so lange ausblieb. Aber Niemand wußte mir Auskunft zu geben. Zum Glück begegnete mir im Corridor einer der Gärtner, welcher frische Blumen in das Kabinet Ew. Majestät getragen, und von diesem habe ich erfahren, was Niemand wußte. Die Sonne geht Morgens früh um drei Uhr auf, Majestät.

Haben Sie die Güte, demgemäß Ihre Befehle zu ertheilen, sagte die Königin. Ich will morgen früh um drei Uhr auf dem kleinen Berg hier im Garten von Marly die Sonne aufgehen sehen.

Die Gräfin von Noailles schrak zusammen, und schaute mit wahrem Entsetzen zu der Königin hin, die ihre stolzen Blicke mit einem herausfordernden Ausdruck auf sie gerichtet hielt.

Ew. Majestät wollen morgen früh um drei Uhr, das heißt mitten in der Nacht, sich in den Garten begeben, um die Sonne aufgehen zu sehen? fragte sie mit schwankender, ängstlicher Stimme.

Ja doch, rief die Königin ungeduldig. Schreibt die Etiquette vielleicht irgend ein Reglement vor, das beobachtet werden muß, wenn die Königin von Frankreich die Sonne aufgehen sieht, so sagen Sie es mir, und ich will sehen, ob ich mich demselben unterwerfen kann!

Nein, Majestät, sagte die Gräfin matt, die Etiquette schreibt gar nichts vor, denn dieser Fall ist gar nicht als möglich gedacht worden. Es ist, so lange der Thron von Frankreich steht, noch niemals geschehen, daß eine Königin von Frankreich die Sonne hat aufgehen sehen wollen.

Arme Königinnen! rief Marie Antoinette. Sie waren gewiß immer so mit sich selber und mit dem Ceremoniel beschäftigt, daß ihnen gar keine Zeit blieb, noch etwas Anderes schön zu finden und anzubeten, als sich selber. Ich bin eine bescheidene Königin, und ich will in Demuth Gott bewundern in seinem schönsten und erhabensten Werk. Da die Etiquette, wie Sie sagen, diesen Fall nicht vorgesehen, und keine Bestimmung darüber gegeben hat, so haben wir demgemäß auch nicht weiter nöthig, sie zu befragen, und können Alles nach unserer Bequemlichkeit und unsern Wünschen einrichten.

Aber zuvor erlauben mir Ew. Majestät nur eine Bemerkung, sagte Frau von Noailles feierlich. Die Etiquette schreibt vor, daß bei allen außergewöhnlichen und nicht berechneten Gelegenheiten die Königin zu dem, was sie unternehmen will, erst die Einwilligung des Königs erhalten muß.

Ah, sehen Sie wohl, rief die Königin mit einem herben Lachen, die Etiquette hat doch immer einen Schlupfwinkel offen, aus dem sie hervorstürzt, um zu meistern, und uns selbst die unschuldigsten Freuden zu vergällen. Indeß, diesmal soll es ihr doch nicht gelingen. Treffen Sie immerhin Ihre Vorbereitungen, Madame, damit morgen früh um drei Uhr Alles bereit ist. Ich werde dem König meinen Wunsch mittheilen und das wird genügen! Meine Hof-Fräulein, welche wie

ich weiß, Tagebücher führen, können dann mit beruhigtem Gewissen die Notiz in ihr Journal schreiben: „heute hat die Königin, mit Erlaubniß des Königs, die Sonne aufgehen sehen!“ —

Marie Antoinette entließ die Oberhofmeisterin mit einem kaum merklichen Kopfneigen, und begab sich dann in ihr Ankleidezimmer, um sich von Herrn Léonard zu Abend frisiren zu lassen.

Der geschickte Haarkünstler schien heute in seiner glücklichsten Extase zu sein, und bald wölbte sich über dem Haupt der Königin ein mehrere Fuß hoher künstlicher Bau, umwallt von den schönsten Straußfedern, und außerdem auf das herrlichste verziert mit Blumenguirlanden und Diamantagraffen.

Die Königin war außerordentlich befriedigt von dem Meisterwerk Léonard's, und trat daher mit einem strahlenden Lächeln und dem heitersten Ausdruck ihres lieblich schönen Angesichts in den Salon ein, in welchem sich heute neben den Prinzen und Prinzessinnen nur ein Kreis auserwählter Günstlinge und bevorzugter Damen versammelt hatte.

Dem Wunsche der Königin gemäß, führte der Hof in diesen Tagen der Sommerluft ein ziemlich freies und ungezwungenes Leben, und die steife Etiquette und die scharfen Unterscheidungen des Ranges waren bei den Réunions in den geöffneten Gartensalons und bei den Spaziergängen und Spielen im Freien gänzlich verbannt. Jedermann hatte vollkommene Freiheit, sich seiner Neigung gemäß zu beschäftigen, und entweder Theil zu nehmen an den Vergnügungen des Cercle's der Königin, oder mit dem König und dessen Vertrauten sich über die ernsten politischen Fragen des Tages zu besprechen, mit ihm im nahen Billardsaal Billard zu spielen, oder die neuen Erscheinungen der Literatur, welche in demselben Saal auf einem großen Tisch aufgehäuft waren, zu beschauen.

Heute indessen bildete die Gesellschaft des Gartensalons nur einen einzigen Cercle, und dieser hatte sich um die Königin gebildet, welche in dem hellen Glanz ihrer Schönheit Jedermann zu fesseln und unwiderstehlich an sich zu ziehen schien.

Marie Antoinette stand in der Mitte des Saals, und schaute mit strahlenden Blicken durch die geöffneten Thüren, welche auf die Terrasse führten, hinaus in den Garten, dessen Blumen den Saal mit den herrlichsten Wohlgerüchen erfüllten, und der unter dem rothgoldenen Schein

der untergehenden Sonne wie in einer Verklärung in süßem Schweigen dalag. Neben ihr stand der König, sein sanftes, gutmüthiges Gesicht von einem milden Lächeln erhellt, seine freundlichen, guten Augen mit einem Ausdruck innigster Liebe auf seine junge Gemahlin geheftet. An der andern Seite der Königin befanden sich die jungen Gemahlinnen der beiden königlichen Prinzen und die jungen Schwestern des Königs, und hinter diesen sah man eine Reihe der jüngsten, liebreizendsten und schönsten Damen der hohen Aristocratie, umringt und umflattert von einer Anzahl junger Cavaliere, durch Liebenswürdigkeit, Rang und Esprit sich der Gunst würdig machend, welche das Königspaar ihnen schenkte. An ihrer Spitze aber sah man die Prinzen des königlichen Hauses, den geistreichen Grafen von Provence, den stets liebenswürdigen und heitern Grafen von Artois mit ihrem Vetter, dem Herzog von Chartres,*) und endlich den Herzog von Lauzun, welche letztere Beide seit einiger Zeit zu den begeisterten Bewunderern der Königin gehörten. Es war ein merkwürdiger und seltener Anblick, den der französische Königshof in dieser Zeit darbot. Nur die Jugend und Schönheit schien jetzt an diesem Hofe zu thronen, das Alter mit seinem Ernst, seinen Runzeln und seiner Schwerfälligkeit schien ganz und gar aus diesen Sälen verbannt zu sein, oder fand sonst nur eine vergessene unbeachtete Repräsentantin in der Oberhofmeisterin von Noailles, die ernst und schweigend von fern stand, und mit düstern Blicken dem heitern Treiben zuschaute.

Heute indessen war auch die Oberhofmeisterin nicht in dem Salon der Königin erschienen, zum erstenmal hatte sie von der allgemeinen Erlaubniß Gebrauch gemacht, und sich in ihre Zimmer zurückgezogen. In diesem glänzenden Saal begegnete man daher heute nur heitern Gesichtern, nur jugendlichen Gestalten, hörte man nur Lachen und fröhliche Scherze. Die ganze, vielleicht aus dreißig Personen bestehende Gesellschaft befand sich noch auf der äußersten Grenze der Jugend; man konnte von diesen Cavalieren kaum schon sagen, daß sie zu Männern gereift, und auf den Angesichtern dieser jungen Frauen sah man noch

---

*) Dem nachherigen Herzog von Orleans, in der Revolution bekannt unter dem Namen: Philippe Egalité.

die Lieblichkeit des Kindes und des jungen Mädchens vereint. Der zwanzigjährige König war unter den Herren der älteste, die neunzehnjährige Königin unter den Frauen die gereifteste und ernsteste.

Und alle diese von Jugend, Schönheit und Geist strahlenden Gesichter waren der Königin zugewandt, auf sie waren alle diese leuchtenden, feurigen Blicke gerichtet, und alle diese frischen, lächelnden Lippen schienen nur deshalb das begeisterte Wort des Entzückens zurückzuhalten, weil sie auf das lebengebende Wort aus dem Munde der Königin harrten.

Marie Antoinette schien eine Zeitlang ganz versunken in den Anblick des Gartens, in dessen blühenden Gesträuchen der Abendwind seine kräuselnde Spiele begann, des Himmels, welcher vor Freude zu erröthen schien über den letzten Liebesblick der Sonne.

Ein allgemeines Schweigen war eingetreten, all dies lachende, gaukelnde, heitere Leben verstummte auf einen Moment. Da die Königin schwieg, wollte Jedermann ihr huldigen, indem er ihrem Beispiel folgte.

Auf einmal wandte Marie Antoinette ihre Blicke von dem Himmel wieder zurück auf die Erde, und ihr Antlitz, welches vorher einen schwärmerischen Ausdruck angenommen, glänzte jetzt wieder in der heitersten Laune.

Vor allen Dingen, meine Damen und Herren, sagte die Königin mit ihrer sonoren schönen Stimme, vor allen Dingen will ich Ihnen heute ein Räthsel aufgeben.

Ein Räthsel! riefen Alle erwartungsvoll.

Ja, ein Räthsel, und wehe dem, der es nicht erräth. Er wird schwer gestraft werden, und seine Strafe wird darin bestehen, daß er für diese Nacht dem Schlaf und der Ruhe entsagen muß, rief die Königin.

Das ist in der That eine harte Strafe, sagte der König seufzend; der Himmel möge daher geben, daß ich ihr Räthsel löse, und nicht zu dieser Strafe verurtheilt werde. Nun also, lassen Sie Ihr Räthsel hören!

Hören Sie Alle, sagte die Königin pathetisch, und nehmen Sie allen Ihren Verstand zusammen, um mein Räthsel zu lösen. Es heißt so: um welche Zeit geht die Sonne jetzt auf?

Eine tiefe Bestürzung zeigte sich auf allen Gesichtern; Jeder blickte verlegen und schweigend vor sich hin, nur der König lächelte und ließ seine blauen Augen mit einem heiter forschenden Ausdruck auf den Mienen der Andern umherschweifen.

Nun, meine gelehrten Herren, meine geistvollen Damen, wollen Sie mein Räthsel nicht lösen, meine Frage nicht beantworten? rief Marie Antoinette fröhlich. Sollten Sie, mein Schwager Philipp, Sie, von welchem ich immer geglaubt habe, daß er Alles weiß, und sich um Alles bekümmert, sollten Sie wirklich nur um den Aufgang der Sonne sich niemals bekümmert haben?

Das Antlitz des Grafen von Provence verfinsterte sich ein wenig, denn er verstand sehr wohl die leise Ironie, welche sich unter den scherzenden Worten der Königin verbarg.

Ich bekümmere mich nur um diejenigen Dinge, meine Schwester, sagte er, welche mich selbst, unsere Familie oder Frankreich angehen. Die Sonne, welche da oben am Himmel steht, hat also unglücklicher Weise gar nicht auf meine Beachtung zu rechnen.

Verurtheilt! sagte die Königin lächelnd. Kein Schlaf wird diese Nacht in Ihre Augen kommen. Und Sie, mein lustiger Schwager Artois, Sie, welcher ein so warmer Bewunderer der Schönheit sind, sollten auch Sie gar nichts wissen von der Sonne, der Schönsten der Schönen, und Sich niemals um ihr Kommen und Gehen bekümmert haben?

Ich habe vor einer Viertelstunde die Sonne hier in diesem Salon aufgehen sehen, sagte der Prinz lachend. Ich behaupte also kühn, die Sonne geht um acht Uhr Abends auf.

Verurtheilt, rief die Königin wieder. Kein Schlaf wird diese Nacht in Ihre Augen kommen. Und was sagen meine schönen Schwestern, die Prinzessinnen von Provence und Artois, und meine liebe Elisabeth? Werden Sie mein Räthsel lösen können?

Es wäre vermessen, gelehrter sein zu wollen, wie es unsere Männer sind, sagte die Prinzessin von Provence lachend. Ich ordne mich in Demuth dem höhern Wissen meines Gemahls unter, und erröthe gar nicht, das nicht zu wissen, was auch Er nicht weiß.

Verurtheilt, Alle Drei verurtheilt! wiederholte die Königin. Und Sie, Herzog von Chartres, man sagt, daß Sie oft die Nacht mit dem Tage verwechseln, und daß die Feste Ihres Abends noch das Licht des Tages sehen. Sollten Sie also nicht wissen, wann die Sonne aufgeht?

Ma foi, sagte der Herzog lachend, Ew. Majestät sagen es, und

also ist es so: meine Feste des Abends haben oft das Licht des Morgens gesehen, aber sie haben dasselbe dann gleich mir für eine vorlaute Straßenlaterne gehalten, die uns heimleuchtete in die Betten, und welche man wohl verwünscht, aber nach deren pünktlichem Kommen man nicht weiter forscht.

Und Sie Alle, meine Damen und Herren, fragte die Königin. Kann Keiner von Ihnen meine Frage beantworten? Weiß Keiner von Ihnen, wann die Sonne aufgeht?

Ein allgemeines Schweigen war die Antwort. Ueber das Antlitz der Königin flog ein Schatten von Traurigkeit.

Ach, sagte sie trübe, wie egoistisch wir Alle doch sind! Wir wollen, daß der Himmel sich um uns kümmere, und wir bekümmern uns nicht einmal um seine herrlichsten Offenbarungen.

Und mich fragen Sie gar nicht, Madame? fragte der König lächelnd.

Sire, sagte Marie Antoinette rasch, es geziemt keinem Ihrer Unterthanen, die Königin mit eingeschlossen, dem König eine Frage vorzulegen, auf welche er vielleicht die Antwort schuldig bleiben müßte.

Ich gebe Ihnen indessen die Erlaubniß zu diesem Wagniß, sagte Ludwig, oder vielmehr ich bitte Sie, auch an mich Ihre Frage zu richten.

Nun denn, Sire, können Sie das Räthsel lösen, und uns sagen, wann die Sonne aufgeht?

Sie geht um drei Uhr Morgens auf, sagte der König, indem er mit einem Blick triumphirender Freude umherschaute.

Ein allgemeines Murmeln des Staunens und der Bewunderung machte sich hörbar. Marie Antoinette schlug mit einem frohen Lachen ihre kleinen weißen Hände in einander. Bravo, bravo, mein königlicher Oedip, rief sie. Die Sphinx ist überwunden, aber statt sich in's Meer zu stürzen, zieht sie es vor, demüthig und ergeben zu Ihren Füßen sich niederzulegen, und ihr Haupt zu beugen vor Ihrer Allwissenheit.

Und die Königin neigte mit einer Bewegung unaussprechlicher Anmuth ihr schönes stolzes Haupt, und war im Begriff niederzuknieen. Ludwig, vor Vergnügen erröthend, hob sie mit seinen beiden Händen empor. Madame, sagte er lächelnd, wenn ich den Muth hätte, im Styl meines Bruders Artois zu reden, so würde ich jetzt sagen: ich habe die Sonne erst vor einer Viertelstunde aufgehen sehen, und sie kann daher unmöglich sich jetzt schon wieder niederwärts neigen wollen. Aber er-

lauben Sie mir eine Frage: weshalb erkundigten Sie Sich nach dem Aufgang der Sonne, und was knüpft sich an diese Frage?

Darf ich die Frage mit einer Frage beantworten, Sire?

Fragen Sie!

Nun denn, Sire, wollen Sie die Gnade haben mir zu sagen, ob Sie die Sonne schon einmal haben aufgehen sehen?

Ich? rief der König verwundert. Nein, wahrlich niemals.

Und Sie, meine Prinzen und Prinzessinnen? fragte die Königin.

Ich antworte im Namen unserer Aller mit einem lauten Nein, rief der Graf von Artois lachend.

Und Sie, meine Damen und Herren?

Alle neigten sie stumm und mit einer verneinenden Bewegung ihr Haupt.

Sire, sagte die Königin, sich wieder an ihren Gemahl wendend, nun gestatten Sie mir noch eine Frage. Ist es für eine Königin von Frankreich unziemlich, die Sonne aufgehen zu sehen?

Nein, sicherlich nicht, Madame, rief der König lachend.

Wollen Ew. Majestät mir also die Erfüllung meines glühenden Wunsches gestatten? Darf ich die Sonne aufgehen sehen?

Ich denke, Madame, Sie haben darnach Niemand anders zu fragen als Ihre eigenen schönen Augen, von denen allein es abhängt, ob sie sich schon um drei Uhr Morgens aufschlagen und den Schlaf von ihren Wimpern schütteln wollen.

Oh, was meine Augen anbetrifft, so werde ich diese wohl zum Gehorsam zwingen können, rief Marie Antoinette lächelnd, und sie werden gar nicht nöthig haben den Schlaf abzuschütteln, da er sie bis nach dem Aufgang der Sonne gar nicht heimsuchen wird.

Und indem sich die Königin der Gesellschaft zuwandte, fuhr sie fort: Da Keiner von Ihnen Allen mein Räthsel gelöst hat, sind sie Alle der Strafe verfallen. Ich verurtheile Sie daher, sämmtlich mit uns die Sonne aufgehen zu sehen, und so lange hier in unserer Nähe zu verweilen, bis der Moment dazu gekommen ist. Wir werden uns alsdann Alle hinaus begeben auf den kleinen Berg am Ende des Parks, und von dort aus dem Schauspiel zusehen, das der Himmel vor uns aufthun wird. Darf ich hoffen, Sire, daß Sie in der Großmuth Ihres königlichen Herzens nicht Gebrauch machen werden von dem Vorrecht,

welches Ihnen Ihre Gelehrsamkeit gewährt? Sie sind der Einzige, welcher mein Räthsel zu lösen vermochte, aber ich hoffe, daß Sie dennoch Sich nicht ausschließen, sondern mir das Glück gönnen, mit Ihnen gemeinsam die Sonne aufgehen zu sehen?

Der König machte ein etwas verlegenes und ängstliches Gesicht, und öffnete schon den Mund zu einer Antwort, als der Hofmarschall an den geöffneten Thüren des Speisesaals erschien, und sich dem König nähernd, mit lauter Stimme sagte: Le Roi est servi!

Ah, lassen Sie uns Alle erst zur Tafel gehen, rief der König. Zu dem großen Werk, das Sie vorhaben, bedarf der Körper wohl einiger Stärkung!

Er reichte seiner Gemahlin den Arm, und führte sie, unter dem Vortritt der Hofchargen, und gefolgt von den Prinzessinnen und der Hofgesellschaft in den Speisesaal, wo zwei Tafeln, eine für das Königspaar und die königlichen Prinzen, eine zweite für die Damen und Herren des Hofes errichtet waren. —

Während sonst nach der Abendtafel der König und die Königin sich in die „petits appartements" zurückzogen, um sich zur Ruhe zu begeben, und auch die Hofgesellschaft sich dann zu zerstreuen pflegte, kehrte man heut nach der Abendtafel in den Gartensalon zurück, um dort mit allerlei Spielen und Zerstreuungen die wenigen Stunden der Nacht bis zum Sounenaufgang hinzubringen.

Marie Antoinette war heute von der frohmüthigsten Laune, der hinreißendsten Liebenswürdigkeit und Anmuth, sie entzückte Jedermann durch ihre herablassende Freundlichkeit, ihre unschuldsvolle, liebliche Fröhlichkeit. — Zuweilen trat sie mit der Aengstlichkeit eines Kindes an die offene Thür des Salons, und schaute furchtsam zum Himmel empor, ob auch kein Wölkchen da emporsteige, um ihr die Sonne zu verdüstern. Aber der Himmel blieb klar und durchsichtig wie ein Azurmeer, groß und herrlich klar stand der volle Mond da drüben am Horizont, und beleuchtete mit seinem Silberglanz den dämmernden Garten, und die träumenden Sträuche Blumen, Bouquets und Bäume.

Und Marie Antoinette wandte sich mit freudestrahlendem Antlitz wieder dem Saal zu, und suchte mit ihren Blicken den König, um ihm den schönen Anblick dieser stillen friedvollen Natur da draußen zu gewähren.

Aber der König war verschwunden, und wie Marie Antoinette ihre ängstlichen Blicke noch immer suchend im Saal umher schweifen ließ, näherte sich ihr der Graf von Provence.

Ich bin beauftragt, meine Schwester, Ihnen die Grüße des Königs zu bringen, sagte er laut. Se. Majestät bittet um Entschuldigung, daß er von seinem Recht Gebrauch macht. Denn da er zu keiner Strafe verurtheilt werden konnte, durfte er sich wohl die Gnade des Schlafes gönnen. Der König hat sich also zur Ruhe begeben, aber er bittet Ew. Majestät inständigst, Sich in Ihrem Vergnügen nicht stören zu lassen, sondern jedenfalls Ihr Vorhaben auszuführen und die Sonne aufgehen zu sehen. *)

Eine dunkle Purpurgluth überdeckte das Antlitz der Königin, und eine finstere Wolke lagerte sich auf ihrer Stirn. Ein Gefühl unaussprechlicher Angst überkam sie, und sie öffnete schon die Lippen, um zu sagen, daß sie ihren Entschluß geändert habe, daß sie gleich dem König sich zur Ruhe begeben wolle.

Aber sie fühlte alle diese brennenden, glühenden Augen, welche neugierig und forschend auf ihr ruhten, sie fühlte, daß man sie verspotten und belächeln würde, wenn sie jetzt noch zurückträte. Ihr Stolz erwachte in all seiner Gluth, und drängte die instinctive Schüchternheit der Frau zurück. Ihr ängstlicher Blick wandte sich hinüber nach der Seite des Salons, wo die Oberhofmeisterin Gräfin von Noailles gewöhnlich zu sein pflegte. Es war zum erstenmal, daß die Königin die Madame Etiquette zu ihrem Beistand herbeirufen wollte, und gerade diesmal war die Oberhofmeisterin nicht zugegen. Da die Etiquette nichts zu thun hatte mit der Sonnenaufgangspartie der Königin und den Dienst der Oberhofmeisterin nicht nothwendig machte, hatte die Gräfin es gemacht wie der König, sie war zur Ruhe gegangen.

Marie Antoinette rief mit einem stolzen Wink ihres Hauptes ihre erste Ehrendame, die Prinzessin von Chimay zu sich. Ich bitte Sie, Madame, sagte sie laut, die Frau Oberhofmeisterin zu benachrichtigen, daß sie selbst und alle meine Frauen sich bereit halten, uns um zwei Uhr hinaus zu begleiten auf den Berg, und mit uns dem Sonnenaufgang

---

*) Campan I. 93.

beizuwohnen. Auch sollen die Lakayen mit brennenden Fackeln uns begleiten und uns leuchten.

Ah, meine Schwester, rief der Graf von Artois lachend, Sie wollen die Sonne mit Fackellicht aufsuchen. Sehen Ew. Majestät aber nur, es ist ja Tag da draußen. Der Vollmond ist ein guter Herold der Sonne, und ihm gegenüber würden sich unsere Fackeln nur wie matte Glühwürmchen in der durchleuchteten Luft verlieren.

Es ist wahr, sagte Marie Antoinette fast beschämt, der Mond macht die Fackeln überflüssig. Er wird mit seinem göttlichen Licht unsern Pfad umleuchten, und wir werden sicher sein, keinen Schritt im Dunkeln zu thun.

Es ist indessen noch ziemlich lange hin, sagte die Gräfin von Provence müde, ziemlich lange bis die Sonne aufgeht. Sehen Sie nur, meine Schwester, die Pendule dort zeigt eben erst die Mitternachtsstunde an. Wir haben also noch zwei Stunden, bis wir die Promenade nach dem Berg und der Sonne beginnen müssen. Womit werden wir uns bis dahin die Zeit vertreiben, damit sie verfliegt, und der Schlaf es nicht wagt, sich unsern Augen zu nähern?

Schlagen Sie etwas vor, meine Schwester, sagte Marie Antoinette zerstreut, irgend ein Amüsement, welches uns die Zeit vergessen ließe.

Ich ermächtige unsern Bruder Artois, uns ein Amüsement vorzuschlagen, rief die Prinzessin lächelnd. Er ist in solchen Dingen der Erfahrenste und Geschickteste von uns Allen.

Stimmen Ew. Majestät meiner gnädigen Schwägerin bei? fragte der Graf von Artois lächelnd. Wollen auch Sie mich ermächtigen, uns ein Spiel zu bestimmen, welches uns bis zum Sonnenaufgang angenehm beschäftigen soll?

Ich ermächtige Sie dazu, mein Bruder, sagte die Königin.

Und Sie werden das Spiel annehmen, das ich Ihnen vorschlage?

Ich werde es annehmen!

Nun denn, rief der junge übermüthige Prinz lachend, so wollen wir denn das reizendste, unschuldigste, kindlichste und lustigste aller Spiele spielen. So wollen wir Blindekuh spielen!

Ein allgemeines, nicht zurückzuhaltendes Gelächter, in welches die Königin fröhlich mit einstimmte, war die Antwort.

Ich habe Ihr Wort, meine Schwester, sagte der Prinz mit af-

fectirtem Ernst, Sie dürfen es nicht zurücknehmen. Wir spielen Colin-maillard!

Nein, ich nehme mein Wort nicht zurück, rief die Königin, mit ihrem leicht beweglichen Sinn plötzlich von ihrem augenblicklichen Trübsinn jetzt wieder zur heitersten, übermüthigsten Jugendlust sich aufschwingend. Ich nehme mein Wort nicht zurück. Versetzen wir mit unsern Gedanken, unsern Herzen und unsern Wünschen uns wieder zurück in die unschuldigen Tage unserer Kindheit! Spielen wir Colin-maillard, spielen wir Blindekuh, bis die Sonne aufgeht, und die Kinder der Nacht wieder in ernsthafte und vernünftige Leute des Tages verwandelt.*)

X.

Folgen des Sonnenaufgang.

Die Königin befand sich allein in ihrem Kabinet, welches sie fast seit zwei Tagen nicht verlassen hatte; die Sonnenaufgangspartie hatte ihr eine heftige Erkältung zugezogen, und als Erinnerung an den herrlichen Genuß des schönsten und großartigsten Naturschauspiels, hatte Marie Antoinette ein leichtes Schmerzen in allen Gliedern und einen Husten zurückbehalten. Indeß schien es nicht blos diese Unpäßlichkeit zu sein, welche das Antlitz der Königin so bleich erscheinen ließ, und so finstere Wolken auf ihre Stirn hinlagerte. Nicht die Gluth des

---

*) Diese kindlichen Spiele wurden seitdem in dem Cercle der Königin vielfach gespielt, und machten eine Lieblingsunterhaltung des Hofes aus, die bald von ganz Paris nachgeahmt ward. Ueberall, in jeder Gesellschaft, in jedem Hause, bei jedem Fest spielten die Erwachsenen jetzt die Spiele der Kinder; Blindekuh und Versteckspiel ward bei Hofe wie in der Gesellschaft jetzt eine Lieblingsunterhaltung. Jedermann machte sich lustig über diese neue kindliche Mode der Königin, und Jedermann ahmte sie doch nach. Colin-maillard und guerre panpan ward jetzt eine wahre Manie der Gesellschaft. Frau von Genlis, welche in ihren Dramen sich die Aufgabe gestellt, die Lächerlichkeiten ihrer Zeit zu geißeln, machte daher auch diese Mode des Blindekuh- und Versteckspiels zum Thema eines ihrer Stücke, das mit vielem Erfolg dargestellt ward. (Campan. I. p. 148.)

Fiebers, sondern das Feuer des Zorns blitzte aus ihren Augen, und wenn sich diese von Zeit zu Zeit immer wieder auf den mit Papieren und Büchern bedeckten Tisch hefteten, welcher vor ihr stand, so flog ein glühendes Roth über ihre Wangen hin, und sie preßte die Lippen fest aufeinander, als wolle sie ein Wort des Zorns zurückhalten.

Als sich indeß ein leichtes Kratzen an der Thür vernehmen ließ, schrak die Königin leicht zusammen, und flüsterte: der König! — Mit einer hastigen Bewegung warf sie ihr Taschentuch über die auf dem Tisch liegenden Papiere, und ihr Haupt stolz zurückwerfend, zwang sie sich zu einem ruhigen, heitern Gesichtsausdrucke.

Marie Antoinette hatte sich nicht geirrt. Es war wirklich der König, welcher da durch die kleine Seitenthür in das Kabinet trat.

Die Königin richtete sich rasch von ihrem Divan empor, und wollte ihrem Gemahl entgegen eilen, aber Ludwig kam ihr zuvor, und sich ihr mit ungewöhnlicher Eilfertigkeit nähernd, drückte er sie leise wieder in die Kissen des Divans zurück.

Bleiben Sie, Madame, sagte er freundlich. Ich komme nur, um mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen, und wenn Sie Sich um meinetwillen dérangiren, so muß ich fürchten, lästig zu werden, und muß Sie daher sogleich wieder verlassen.

Sire, ich bleibe also auf meinem Divan, damit Sie bleiben, sagte Marie Antoinette mit einem matten Lächeln.

Und wie geht es Ihnen heute? fragte der König. Sie sind noch immer leidend?

Es ist eine Erkältung, Sire, und sie wird vorübergehen.

Eine Erkältung, welche Ihnen der kalte Morgenwind zugezogen hat, rief Ludwig mit scharfem Ton. Es scheint also in der That, daß die Königinnen von Frankreich sehr Recht thaten, wenn sie es bisher vermieden, jemals die Sonne aufgehen zu sehen, weil das allerlei üble Folgen haben kann.

Die Königin warf einen raschen, prüfenden Blick auf das Antlitz des Königs, und bemerkte sehr wohl die finstere Wolke auf seiner Stirn.

Ew. Majestät haben mir indeß die Erlaubniß dazu gegeben, sagte sie ernst.

Ich glaube, es war Unrecht, daß ich das that, sagte der König

gedankenvoll vor sich hin. Ich hätte bedenken sollen, daß das französische Volk leider seit einem halben Jahrhundert nur gewohnt ist, am Hofe seiner Könige Verderbniß, Schamlosigkeit und Sittenlosigkeit ihr freches Spiel treiben zu sehen, und daß es daher den Glauben an die Unschuld, die Keuschheit und Herzensreinheit verloren hat. Sie werden das arme französische Volk erst wieder lehren müssen, Madame, die Unschuld von der Sittenverderbniß, und die ahnungslose Unbefangenheit, welche nichts vorlügt, weil sie nichts zu verbergen hat, von der frechen Zügellosigkeit, welche nichts verbirgt, weil sie keine Scham mehr kennt, zu unterscheiden. Aber ich glaube, wir müssen dabei sehr vorsichtig zu Werke gehen, um uns selber vor Mißdeutungen zu bewahren!

Ew. Majestät wollen mir damit andeuten, daß mein unschuldiges Begehren, die Sonue aufgehen zu sehen, auch Mißdeutungen unterworfen ist? fragte die Königin, ihren Gemahl mit großen fragenden Blicken ansehend.

Der König schlug vor diesen Blicken die Augen nieder, und erröthete leicht. Nicht doch, sagte er befangen, ich rede nicht von dem was geschehen ist, ich rede nur von dem was geschehen kann, und ich meine, daß man vielleicht etwas vorsichtiger sein muß!

Und diese unschuldige Sonnenaufgangspartie hat Sie auf diese Gedanken gebracht, Sire?

Ich sage nicht, daß es so ist, aber —

Verzeihen Ew. Majestät, unterbrach ihn die Königin heftig, ich aber sage, daß es so ist. Es ist edel und großmüthig von Ihnen, daß Sie mir etwas verschweigen wollten, was mir Kummer und Demüthigung bereiten muß, aber Andere sind minder großmüthig gewesen als Sie. Ich kenne bereits dieses schmachvolle Libell, zu welchem mein unglückliches Anschauen des Sonnenaufgangs Veranlassung gegeben. Ich habe diese fürchterliche Chanson: le lever de l'aurore gelesen.*)

---

*) Dieses Libell, welches die Partie der Königin zum Aufgang der Sonne schilderte, war eins der schamlosesten und beschimpfendsten, welches jemals überhaupt gegen die Königin gerichtet worden, und that ihr in der öffentlichen Meinung unendlichen Schaden, denn es richtete gegen die Königin zum ersten Mal den Vorwurf der Sittenlosigkeit, und eines leichtfertigen Lebenswandels.

Sie haben das gelesen? fragte der König heftig. Wer durfte es wagen, Ihnen dieses Libell mitzutheilen?

Oh Sire, rief die Königin mit einem rauhen Lachen, wenn es sich darum handelt, uns eine Wunde beizubringen, so finden sich immer gute Freunde, welche bereit sind, diese Operation an uns zu machen! Man hat die Güte gehabt, mir dieses Gedicht anonym zuzusenden. Ich fand es heute Morgen unter den Briefschaften und Bittschriften, die man für mich in den Kasten gelegt.

Sie sollten inskünftige diese Briefe und Bittschriften nicht mehr selbst lesen, sondern die Campan damit beauftragen, und sich Bericht abstatten lassen, sagte der König rasch.

Sie glauben also, daß sich noch öfter dergleichen Beschimpfungen unter den Briefen finden werden? fragte die Königin. Und Sie meinen, ich sollte feig genug sein, ihnen auszuweichen? Nein, Sire, ich will nicht, daß mir etwas verheimlicht werde. Ich habe den Muth, jeder Verleumdung in's Auge zu schauen, und ihr meine Stirn zu bieten, denn meine Stirn ist rein.

Ja, das ist sie, sagte der König bewegt, sie ist rein von jeder Schuld, und keine andern Schatten werden jemals darüber hinziehen, als die Staubwolken, welche die Verläumdung darauf wirft! Suchen wir diesem Staub also auszuweichen, halten wir uns in unnahbarer Ferne von der Menge, daß sie keine Gelegenheit findet, uns zu erreichen, und uns mit Staub zu umdüstern.

Ah, Sire, rief die Königin, aber wie können wir uns vor Denen schützen, welche uns so nahe stehen, daß wir uns vor ihnen nicht abschließen können oder dürfen?

Der König zuckte leicht zusammen, und sein ängstlicher Blick begegnete den Augen der Königin, die fest auf ihm ruhten.

Sie fragen mich nicht um den Sinn meiner Worte, sagte sie mit einem schmerzlichen Lächeln, das beweist, daß Sie mich verstanden haben!

Und mit einer hastigen Bewegung das Taschentuch von den Papieren zurückziehend, nahm sie ein Papier und reichte es dem König dar.

Sire, dies ist das Couvert, in welchem man mir das Libell le lever de l'aurore zusandte. Die Adresse ist mit verstellter Handschrift

geschrieben, aber ich frage Sie auf Ihre Ehre, Sire, erkennen Sie dennoch nicht diese Handschrift?

Ich weiß nicht, sagte der König verwirrt, ich kann mich täuschen, aber —

Nein, Sie täuschen Sich nicht, unterbrach ihn die Königin heftig, es ist die Handschrift des Grafen von Provence, Ihres Bruders, Sire. Er ist es, welcher sich die boshafte Freude bereitete, mir dieses schmutzige und beschimpfende Libell zuzusenden, und ich bin überzeugt, daß Er es auch war, der es Ihnen mittheilte.

Sie haben Recht, mein Bruder hat das gethan, aber er that es sicherlich nur in guter Absicht, sagte der König rasch, nur um uns zu warnen, damit wir vielleicht ein wenig vorsichtiger werden, und bei unsern Handlungen ein wenig mehr auf die boshaften Seelen, welche stets das Böse argwöhnen, und eine Lust an der Verleumdung haben, Rücksicht nehmen sollten, als daß wir auf die guten und harmlosen Seelen zählen, welche noch an die Unschuld glauben, und die Unvorsichtigkeit entschuldigen.

Die Königin lachte spöttisch und nahm von dem Tisch ein zweites Papier, das sie dem König darreichte. Glauben Ew. Majestät, daß dies auch bei diesen Zeichnungen seine Absicht gewesen?

Der König heftete seine Blicke auf das Papier, welches in leichten flüchtigen Zügen einige Zeichnungen enthielt.

Woher kommt dies Papier, und was bedeutet es? fragte er hastig.

Sire, es sind, wie Sie sehen, einige Carricaturen der lächerlichsten und zugleich der unanständigsten Art. Jede Skizze hat eine Unterschrift voll sanglanten Witzes und boshafter Verleumdung. Bei diesen Unterschriften hat man es nicht für nöthig gefunden, die Handschrift zu verstellen, denn man ahnte nicht, daß dies Papier in meine Hände kommen würde. Nicht wahr, diesmal werden Sie nicht sagen können, daß man sich täuschen kann? Diesmal müssen Sie zugestehen, daß dies die Handschrift des Grafen von Provence, meines Herrn Schwagers ist?

Es ist leider wahr, ich kann das nicht bestreiten, seufzte der König. Aber woher haben Sie nur dies unselige Papier bekommen?

Die Königin lächelte schmerzvoll. Sagte ich Ihnen nicht schon vorher, Sire, daß wir immer gute Freunde haben, welche bereit sind, uns eine Wunde beizubringen. Man hat mir auch dies Papier anonym

zugesandt, und mir dabei geschrieben, daß der Graf von Provence diese Carricaturen gestern im Abendzirkel seiner Tante, Madame Adelaide, entworfen hat, und daß die Unterschriften von ihm in Gemeinschaft mit den Prinzessinnen-Tanten entworfen worden sind.

Der König trocknete sich mit seinem Taschentuch hastig den Schweiß von der Stirn, der in großen Tropfen darauf lag, und stand heftig auf, das Papier noch immer in der Hand haltend.

Wo wollen Ew. Majestät hingehen? fragte die Königin, erschrocken dem König nacheilend, welcher sich schon der Thür näherte.

Ich will zu meinem Bruder gehen, sagte der König heftig. Ich will ihm dies Papier zeigen, und ihn fragen, mit welchem Recht er die Gemahlin seines Bruders, seine Königin, so beschimpfen darf? Ich will ihm sagen, daß er gehandelt hat als ein Verräther und Rebell —

Und wenn Sie ihm das gesagt haben, Sire, werden Sie ihn alsdann auch strafen wie einen Verräther und Rebellen? fragte die Königin mit lauter Stimme.

Der König schwieg und senkte vor den flammenden Blicken der Königin die Augen langsam zu Boden. Marie Antoinette lächelte traurig.

Sie werden ihn nicht bestrafen, Sire, sagte sie, denn der Rebell, der seine Königin beschimpft hat, ist inzwischen doch der Bruder des Königs, und das macht ihn straflos.

Nein, es macht ihn nicht straflos, rief Ludwig heftig. Ich werde ihm sein ganzes Unrecht vorhalten, ich werde ihm bei meinem königlichen Zorn befehlen, Sie hochzuachten, zu verehren und zu lieben.

Ah, Sire, die Liebe läßt sich nicht befehlen, sagte Marie Antoinette traurig. Und wäre ich rein, schön und unschuldig wie die Engel des Himmels, der Graf von Provence würde mich dennoch hassen, denn ich bin eine österreichische Prinzessin, er verzeiht mir das niemals. Und wenn er es selbst wollte, so wird Madame Adelaide es niemals erlauben, Madame Adelaide, welche mir selbst die kleine Stelle mißgönnt, die ich vielleicht im Lauf dieser Jahre mir im Herzen Eurer Majestät erobert habe.

Ah, Antoinette, Sie wissen es wohl, daß Ihnen mein gutes Herz gehört, rief der König mit ungewohnter Innigkeit. Glauben Sie nur, daß alle diese Verleumdungen und Anfeindungen niemals Gewalt über mich

gewinnen sollen, und daß es niemals irgend Einem gelingen soll, Ihr reines und schönes Bild in meinen Augen und in meinem Herzen zu umdüstern. Fürchten Sie daher nichts, ich werde Sie schützen, und Ihnen selber wird es gelingen, durch Ihre Anmuth, Unschuld und Tugend Ihre Feinde zu bezwingen!

Nein, es wird mir niemals gelingen, rief die Königin heftig. Sie hassen mich zu glühend, und selbst meine Tugend wird in ihren Augen ein Verbrechen sein, denn sie wird ihnen die Mittel erschweren, mir zu schaden. Aber dennoch fürchte ich meine Feinde nicht, Sire, dennoch will ich den Kampf mit ihnen wagen, und ich kann es, denn mein gutes Bewußtsein und mein gutes Recht stehen mir zur Seite.

Und neben diesen Beiden werden Sie auch immer Mich finden, rief der König, ihre Hand an seine Lippen drückend.

Sire, ich hoffe darauf, sagte Marie Antoinette sanft. Lieben Sie mich immerhin ein wenig, meine Feinde werden schon dafür sorgen, mir Wermuth in diesen Freudenbecher zu tröpfeln! Und jetzt, Sire, geben Sie mir diese Carricaturen zurück. Ich gab sie Ihnen nur, um Ihnen zu beweisen, daß ich meine Feinde kenne, daß ich den Muth habe, Alles zu sehen, und daß es daher nicht nöthig ist, mir irgend etwas zu verhehlen. Geben Sie mir jetzt dies Papier zurück.

Ludwig legte es schweigend in ihre ausgestreckte Hand. Marie Antoinette nahm es, und es zerreißend, und die Stücke in kleine und immer kleinere Stücke zerzupfend, warf sie dieselben endlich mit einer hoheitsvollen Bewegung zur Erde nieder.

Die Beleidigung des Grafen von Provence ist vergessen, sagte sie. Ich werfe sie zu den andern hin, und sie ist Staub wie diese!

Der König neigte sich nieder, und hob einige dieser Fetzen empor. Wollen Sie mir das schenken zur Erinnerung an diese Stunde? fragte er, seine Gemahlin mit einem strahlenden Lächeln anschauend.

Ich schenke es Ihnen, Sire!

Aber Sie wissen doch, ein Fürst darf niemals ein Geschenk annehmen, ohne ein Geschenk dafür zu bieten. Wollen Sie sich herablassen, und von mir ein Geschenk annehmen?

Ich nehme es an, Sire!

Nun denn, sagte der König, indem er ein zusammengefaltetes Papier

an dem einige Siegel hingen, aus seinem Busen hervorzog. Dies ist mein Geschenk, ich gebe Ihnen Papier für Papier!

Die Königin nahm das Papier und entfaltete es hastig, und während sie alsdann las, flog ein glühendes Roth über ihr Antlitz hin.

Wie, mein König? fragte sie freudig überrascht. Sie wollen mir ein so königliches Geschenk machen?

Ich schenke Ihnen das Schloß Trianon, sagte der König lächelnd. Das ist die Schenkungsacte, welche Ihnen das Schloß mit allen Gerechtsamen überweist. — Es ist freilich nur ein kleines Besitzthum, aber es ist immer doch eins. Dort werden Sie wenigstens die Freiheit genießen, sich der Natur freuen zu können, und Niemand wird es der Schloßdame von Trianon verwehren können, die Sonne aufgehen zu sehen, so oft es ihr beliebt. Niemand wird auch darüber reden können, denn das Schloß Trianon ist zum Glück so klein, daß Sie keine Gäste dort zum Uebernachten haben können, und daß Sie dort nur von wenigen getreuen Dienern werden umgeben sein.

Oh, Sire, wie gut und großmüthig Sie sind, rief Marie Antoinette tief gerührt, dem König ihre Rechte darreichend. Sie haben mein armes geängstetes Herz verstanden, und wollen ihm ein stilles Plätzchen gönnen, wohin es zuweilen flüchten kann, um ein wenig aufzuathmen in Freiheit und Jugendlust. Ich danke Ihnen von ganzer Seele, Sire. Ich bin also von heute an nicht bloß die Königin von Frankreich, sondern auch eine Grundbesitzerin in Frankreich, nicht wahr?

Ja, das sind Sie, Madame, sagte Ludwig heiter.

Ich kann auf meinem Territorium vornehmen, was ich will, ohne irgend Jemand zu fragen, ohne irgend eine Staatsgewalt, ja auch ohne Madame Etiquette zu fragen?

Ohne Zweifel. Sie allein haben als Schloßdame von Trianon das Recht, dort Gesetze zu geben, und Jedermann muß sich denselben unterwerfen.

Und Niemand darf das Schloß betreten, den ich nicht dazu eingeladen habe, nicht wahr?

Niemand, auch der König nicht! Sie allein haben zu bestimmen, wer dort in Ihre Nähe kommen darf.

Oh, das ist eine herrliche Aussicht! Ich fürchte, Sire, ich werde den Grafen von Provence sehr selten einladen.

Ich fürchte das auch, rief der König lachend.

Aber den König so oft, daß er am Ende wünschen wird, an der Stelle des Grafen von Provence zu sein! Versprechen Sie mir, Sire, daß Sie niemals, ohne von mir geladen zu sein, nach Trianon kommen?*)

Ich verspreche Ihnen das!

Versprechen Sie mir aber auch jedesmal zu kommen, wenn ich Sie einlade?

Ich verspreche auch das!

Ihr königliches Wort darauf?

Mein königliches Wort darauf. Darf ich dasselbe besiegeln mit einem Kuß auf Ihre Hand?

Nur auf die Hand, Sire? fragte die Königin, indem sie mit einem verschämten Lächeln ihrem Gemahl die Wange darreichte.

Der König neigte sich zu ihr, und preßte einen so heftigen Kuß auf ihre Wange, daß ein glühendes Roth das Antlitz der Königin übergoß, und sie verschämt die Augen zu Boden senkte.

Auch Ludwig erröthete tief, in sichtbarer Verwirrung stotterte er einige Worte, und sich mit einer linkischen Bewegung gegen die Königin verneigend, verließ er hastig durch die geheime Thür das Kabinet der Königin.

Marie Antoinette schaute ihm nach mit einem seltsam sinnenden und lächelnden Ausdruck. Ich werde doch noch eines Tages Königin von Frankreich werden! flüsterte sie. Oh mein Gott, mein Gott, an diesem Tage werde ich die glücklichste und beneidenswertheste aller Frauen sein!

---

*) Campan I. p. 140.



Kaiser Joseph der Zweite

und

sein Hof.

Von

L. Mühlbach.

Zweite Abtheilung:

Kaiser Joseph und Marie Antoinette.

Vierter Band.

Sechste Auflage.



Berlin, 1860.
Druck und Verlag von Otto Janke.

Kaiser Joseph

und

Marie Antoinette.

Von

L. Mühlbach.



Vierter Band.

Sechste Auflage.



Berlin, 1860.

Druck und Verlag von Otto Janke.

Sechstes Buch.

Kaiser Joseph in Frankreich.

I.

Nach vier Jahren.

Gräfin Leonore kehrte soeben heim aus der Kaiserburg. Sie hatte dort einem glänzenden Hoffeste beigewohnt, welches Maria Theresia zu Ehren ihres Sohnes, des Kaisers Joseph, gegeben, und bei welchem Joseph auf längere Zeit Abschied genommen von dem Hof seiner Mutter. Denn die lang projectirte Reise nach Paris sollte jetzt endlich ausgeführt werden, und Marie Antoinette sollte jetzt endlich ihren heißesten Wunsch erfüllt sehen, sie sollte den Besuch ihres kaiserlichen Bruders empfangen.

Deshalb also, zur Feier dieser Abreise des Kaisers, hatte heute bei Hofe ein großes Ballfest stattgefunden, und die Gräfin Leonore Esterhazy hatte demselben beigewohnt. Die Mitternachtsstunde war längst vorüber, als sie von demselben heimkehrte, aber das Hôtel der Gräfin, oder vielmehr des Grafen, ihres Gemahls, strahlte heute wie immer in seiner ganzen Fronte vom hellsten Lichterglanz. Leonore hatte es ein für allemal ihrem Haushofmeister zum unverbrüchlichsten Gesetz gemacht, jeden Abend beim Hereinbrechen des Dämmerlichtes in allen Salons die Kronleuchter anzuzünden, alle Zimmer mit Kerzen zu erhellen. Sie haßte und fürchtete die Nacht, und damit es immer Tag in ihrem Hause sei, mußten allabendlich Hunderte von Lichtern angezündet werden, welche die ganze Nacht hindurch brannten. Es war dies eine von den Launen der genialen Gräfin, eine von den Launen, über welche ganz Wien sich amüsirte, und über welche nur der Gräfin Gemahl sich vielleicht ärgerte, weil ihm diese Laune allmonatlich einige tausend Gulden an Wachslichtern kostete.

Das Hôtel strahlte daher heute wie immer in schönster Tageshelle, als der Wagen Leonorens in den Vorhof einfuhr und vor dem großen Portal anhielt. Sechs Lakaien in ihren Livréen von Silberbrokat standen zu beiden Seiten des Portals, und leuchteten mit Wachsfackeln ihrer Herrin, die soeben langsam und hoheitsvoll den Wagen verließ, und in die Vorhalle des Hauses eintrat. Auch hier, wie im ganzen Hôtel, herrschte Tageshelle.

Ein türkischer Teppich war quer über den Fußboden bis zur Treppe hingebreitet, und an beiden Seiten standen zwölf Lakaien in steifer, feierlicher Haltung, der Befehle ihrer Herrin gewärtig. Am Fuß der Treppe erwarteten der Oberhofmeister und der Oberintendant des Hauses in ehrfurchtsvoller, gebeugter Haltung die Gräfin, und auf dem Absatz der Treppe sah man die Gesellschaftsdame und die erste Kammerfrau in tiefster, ehrerbietigster Verneigung.

Gräfin Leonore schien das Alles gar nicht zu bemerken, und gar nicht zu ahnen, daß Menschen da waren, welche sie sahen, und denen sie vielleicht mit einem Kopfneigen für ihre ehrfurchtsvollen Grüße hätte danken können. Inmitten des tiefsten, feierlichsten Schweigens ging sie auf dem Teppich durch die Halle dahin in ihrem weißen Atlasgewande, das in einer langen Schleppe hinter ihr herrauschte, angethan mit einem Schatz der wundervollsten, kostbarsten Brillanten, die auf ihrem Haupt, an ihrem Hals und ihren Armen in tausend wechselnden, blitzenden Lichtern funkelten. Ihr Haupt war stolz emporgerichtet, ihre großen, schwarzen Augen blickten ernst und fest grade vor sich hin in das Leere, nicht Einmal wandte sie sie auf ihre Umgebung hin, keine Muskel ihres Antlitzes, das bleich und durchsichtig war wie Alabaster, bewegte sich; fest aufeinander gepreßt, als wollten sie sich nie einem Worte wieder öffnen, waren die Lippen. So lautlos und unbeweglich, funkelnd im Sternenglanz wie eine überirdische Erscheinung, schwebte sie dahin, und wunderbar war es anzuschauen, wie sie jetzt die Treppe hinauf schritt, die lange, weiße Schleppe hinter ihr herwallend wie Schwanenflügel, die sie aufwärts hoben, das blasse Antlitz umleuchtet von Fackeln und Kerzen. Auf dem Absatz der Treppe, inmitten ihrer beiden Frauen blieb sie stehen; mit einer leichten, unmerklichen Bewegung senkte sie ein wenig ihr stolzes Haupt, und ihre Blicke richteten sich mit einem Ausdrucke unaussprechlicher Gleichgültigkeit auf den Haushofmeister, der noch immer in ehrfurchtsvoller Verneigung am Fuß der Treppe stand.

Man benachrichtige den Herrn Grafen Esterhazy, daß ich ihn sofort in dem kleinen, blauen Salon erwarte, sagte sie mit heller, gebieterischer Stimme, und dann ihr Haupt wieder stolz emporrichtend, schwebte sie höher hinauf, bis sie den Augen ihrer nachstarrenden Diener am obern Ende der Treppe entschwand.

Jetzt kam Leben und Bewegung in diese feierlichen, versteinerten Gestalten, jetzt hoben sich die gebeugten Häupter, jetzt wurden die krummen Rücken gerade, jetzt belebten sich diese vorher in Ehrfurcht erstarrten Gesichter, und die Lakaien und Kammerdiener, der Oberhofmeister und der Intendant waren jetzt wieder Menschen, welche dachten, fühlten und gelegentlich auch ihre erhabene Herrschaft in den Kreis ihrer Bemerkungen zogen.

Habt Ihr's gehört? flüsterte der Eine. Sie will den Grafen sprechen?

Sie fragt nicht einmal, ob er schläft. Sie befiehlt ihm zu kommen, und der arme Herr liegt schon seit vier Stunden im Bett, denn das ist seine einzige Zuflucht, der einzige Ort, wo er sicher ist vor ihren Quälereien.

Ja, er wird aber doch aufstehen. Er wird doch nicht den Muth haben, ihrem Befehl zu widerstehen!

Nein, nein! lachten Alle. Er wird in zehn Minuten schon im blauen Salon sein, denn er weiß wohl, wenn er ungehorsam ist, so giebt es in vielen Wochen keine Ruhe, und die gnädige Gräfin wird Alles das thun, was ihm unangenehm ist, und sie wird wieder das Geld mit vollen Händen zum Fenster hinaus werfen und ganz Wien wird wieder wochenlang von den wundervollen, genialen Streichen der wilden Gräfin zu erzählen haben.

Die Dienerschaft hatte Recht. Graf Franz Esterhazy hatte durchaus nicht den Muth, der Botschaft seiner Gemahlin, mit welcher der Oberhofmeister ihn aus seinem erquicklichsten Schlaf weckte, zu widerstehen. Es schien, als ob ein elektrischer Schlag seine ganze Gestalt durchrüttelte, und ihn empor trieb aus den warmen Kissen. Mit ängstlicher Stimme rief er nach seinem Kammerdiener, damit dieser ihm bei seiner Toilette behülflich sei, und nicht mehr als zehn Minuten waren vergangen, als der Graf im eleganten Gesellschaftsanzug durch die erleuchteten Säle dahin schritt, um sich zu dem Rendezvous mit seiner Gemahlin in den blauen Salon zu begeben.

Leonore war schon dort. Sie stand inmitten des Saals unter dem Kronleuchter und das Haupt stolz zurückgeworfen, die Blicke kalt und groß auf den eintretenden Gemahl geheftet, hatte sie das Aussehen einer

Königin, welche sich herabläßt, einem ihrer Vasallen Audienz zu ertheilen.

Ganz so mit der Miene eines demüthigen und etwas ängstlichen Vasallen, näherte sich ihr der Graf.

Sie haben mich rufen lassen, Gräfin, sagte er sanft, Sie sehen, mit welcher freudigen Eilfertigkeit ich Ihrem Ruf gefolgt bin. Es ist für mich ein so seltenes Glück, von Ihnen zu einer Zusammenkunft geladen zu werden, es ist das eine unerhörte Ueberraschung, eine solche liebenswürdige Erfüllung meiner heißesten Wünsche, ich fühle so tief das stolze Glück, ich —

Er hielt verwirrt inne, denn er fühlte die brennenden Blicke der Gräfin, welche mit einem Ausdruck unaussprechlicher Verachtung auf ihm ruhten, und das machte ihn befangen, und hemmte den Strom seiner schmeichlerischen Beredtsamkeit.

Sprechen Sie doch weiter, Herr Graf, sagte Gräfin Leonore kalt. Sie sind noch nicht am Ende mit Ihrer Rede, es fehlt Ihnen noch der Nachsatz zu derselben!

Sie werden mit Ihrem hohen Geist und Ihrem feinen Gefühl ohne Zweifel den Nachsatz ergänzen können, sagte der Graf freundlich. Sie müssen fühlen, Leonore, daß mich die Bedeutung dieses Moments verwirrt. Ich habe Sie so oft und so vergeblich um eine Unterredung bitten lassen, und Sie haben mir dieselbe niemals gewährt: ich habe Sie seit unserer Verheirathung niemals ohne Zeugen, niemals anders als in Gesellschaft gesehen. Es ist daher begreiflich, daß diese mir endlich nach so langer Zeit freiwillig gewährte Zusammenkunft mich auf das Höchste und Schönste überrascht und meine Gedanken wahrhaft verwirrt.

Wir haben uns niemals wieder seit jener unseligen Nacht allein gesehen, sagte sie, wissen Sie, wieviel Zeit vergangen ist seit jener Nacht?

Vier Jahre, sagte er leise.

Ja, vier Jahre, wiederholte sie mit einem heftigen Ausdruck. Gerade heute vor vier Jahren um dieselbe Zeit, an demselben Tage standen wir hier auf derselben Stelle einander gegenüber.

Ah vraiment, es ist wahr, es ist heute unser Hochzeitstag, rief der Graf überrascht. Verzeihen Sie, daß ich das vergessen konnte!

Wohl Ihnen, daß Sie es vergessen konnten! Ich habe jenen Tag

und jene Stunde nie vergessen, sie steht ewig vor mir in ihrer gräßlichen Bedeutung. Wissen Sie noch, Herr Graf, was ich Ihnen heute vor vier Jahren in jener Mitternachtsstunde auf derselben Stelle hier geschworen habe? Oder haben Sie auch das vergessen?

Ja, ich habe auch das vergessen, Leonore, ich wollte nicht der harten und grausamen Worte gedenken, welche Sie damals sprachen in der Empörung eines nur zu gerechten Schmerzes.

Ich schwur Ihnen, mich an Ihnen zu rächen für den unerhörten Frevel, den Sie gegen mich verübt. Sie hatten eine Seele betrogen, welche sich vor Ihnen bis zum Flehen gedemüthigt hatte, und diese Seele bäumte sich dann vor Ihnen auf im Zorn, und schwur Sie zu strafen und ihr Unglück zu rächen! Habe ich nicht Wort gehalten, Herr Graf Esterhazy? Habe ich Sie nicht gemartert und gequält, habe ich Sie nicht durchkreuzt in allen Ihren Neigungen und Wünschen, habe ich diesem Hause nicht den Frieden und das Glück entführt, habe ich durch meine Verschwendung nicht Ihre Vermögensverhältnisse ruinirt, und Sie und mich zu einer lächerlichen Fabel für ganz Wien gemacht?

Sie sind vielleicht ein wenig zu hart in Ihrem Urtheil über Sich Selber, sagte Graf Esterhazy sanft. Es ist wahr, wir sind wohl Beide nicht glücklich gewesen; daß wir's nicht waren, beweist schon, daß es eben seit den vier Jahren unserer Ehe heute das Erstemal ist, wo wir ohne Zeugen zu einander sprechen, und damit allerdings haben Sie meine liebsten und schönsten Neigungen und Wünsche durchkreuzt. Ich will auch nicht leugnen, daß die vielen Feste, Concerte und Bälle und die ganze Führung unseres Hauses einige Millionen gekostet und ein Deficit in meine Rechnungen gebracht hat, aber es wäre ungerecht, Sie deshalb der Verschwendung zu zeihen. Die schöne, feenhafte Gräfin Leonore konnte nicht Feste geben, wie andere gewöhnliche Sterbliche, und man kann von ihrer Genialität nicht fordern, daß sie bei der Erfindung ihrer Zauberfeste an Geld und Rechnung denken soll. Wir haben allerdings Einiges wieder gut zu machen, aber noch ist es Zeit dazu!

Nein, es ist nicht Zeit mehr, irgend Etwas wieder gut zu machen, rief sie stürmisch, Sie müssen das fühlen und wissen wie ich! Sehen Sie nur, was diese elenden vier Jahre aus uns gemacht haben! Sehen Sie Sich Selber zuerst. Sie waren ein junger Mann mit einem Herzen

voll sanfter Neigungen, voll edler Hoffnungen, das ganze Leben lachte Ihnen entgegen, alle Frauen bewarben sich um Ihre Liebe, denn Sie waren einer der reichsten, der vornehmsten und liebenswürdigsten Cavaliere. Jetzt, nach diesen vier unseligen Jahren, jetzt sind Sie ein Greis mit gebrochenem Herzen, ein Greis, welcher niemals ein Mann gewesen, ein Greis, den nicht die Zeit, sondern nur das Unglück kindisch gemacht, und der durch seine unmännliche Schwäche, seine weibische Nachgiebigkeit zum Gespött und Gelächter der ganzen Welt geworden! Und nun sehen Sie mich auch an! Oh, was war ich heute vor vier Jahren, und was bin ich jetzt! Was hätte ich einem Manne sein können, der es verstanden, mich ihm unterthänig zu machen in Liebe und Gehorsam, und meinen Stolz und Eigenwillen zu beugen! Was bin ich geworden durch einen Mann, den ich verachten mußte seit dem Tage, an welchem ich ihm zum ersten Male begegnete, verachten, weil er nicht den edlen Muth besaß einen Willen zu haben, aber den frechen Muth, vor dem Altare Gottes einen feigen Meineid zu begehen! Die Liebe hätte mich sanft machen können, der Haß hat aus mir ein Weib gemacht, welches in ihren besten Stunden sich selbst verachtet, und blutige Thränen über sich weint! Unsere Ehe war eine Unnatur, und unnatürlich haben wir Beide uns durch sie entwickelt; Sie sind schwach geworden und furchtsam wie ein Weib, ich hart und furchtlos wie ein Mann! Wehe über uns Beide!

Zwei große Thränen glitten, wie sie so sprach, aus ihren Augen und rollten langsam über ihre bleichen Wangen nieder. Graf Esterhazy war wie geblendet von diesen Thränen, welche zum ersten Male seit diesen vier Jahren ihm ein Zeugniß gaben, daß dieses kalte, marmorne Götterbild auch ein Weib sei, welches des Gefühls, ja des Schmerzes selbst fähig sei. Er näherte sich ihr hastig, und streckte ihr mit einem sanften Lächeln seine beiden Hände hin.

Leonore, sagte er freundlich, es ist heute unser Hochzeitstag! Vergessen wir, daß vier Jahre seitdem vergangen sind, denken wir, daß es heute der Tag unserer Vermählung ist. Löschen wir diese vier Jahre aus unserm Gedächtniß aus, und fangen wir in dieser Stunde ein neues Leben an; wir haben eine schwere Prüfungszeit durchgemacht, möge sie jetzt beendet sein! Reichen Sie mir Ihre Hand, vergessen wir Alles, was geschehen, und beginnen wir ein Leben der Eintracht, der Liebe und des Glücks!

Sie schauderte in sich zusammen vor der Berührung seiner Hände, und trat stolz einen Schritt zurück. Ich kann Ihnen niemals die Hand reichen, sagte sie, denn ich kann niemals vergessen, was geschehen ist, ich kann Ihnen niemals verzeihen, wie schmachvoll Sie an mir gesündigt haben! Aber ich will vergeben, wenn Sie jetzt thun, um was ich Sie bitten will!

Sie wollen mich um etwas bitten? fragte Esterhazy freudig. Oh, sprechen Sie, Leonore, was ist es? Was kann ich thun, um Ihnen gefällig zu sein?

Sie können mich frei geben, sagte sie mit sanfter, fast flehender Stimme! Sie können die Ketten lösen, welche uns Beide an einander fesseln! Kommen Sie mit mir zur Kaiserin, werfen Sie Sich ihr mit mir zu Füßen, schildern Sie ihr mit mir den Jammer dieser vier Jahre, welche wir auf der Galeere unserer Ehe zugebracht haben, beschwören wir sie, endlich Mitleid zu haben mit zwei armen Menschen, welche sie unglücklich gemacht hat, und durch ein kaiserliches Machtwort zu trennen, was sie durch ein kaiserliches Machtwort verbunden hat!

Die Kaiserin wird das niemals thun, rief der Graf lebhaft, denn sie wird meinen Worten keinen Glauben schenken. Sie weiß, daß ich glücklich und zufrieden bin durch Sie, ich habe ihr das zu oft versichert, als daß sie das Gegentheil jetzt glauben sollte.

Dann lassen Sie uns an die höchste Instanz gehen! sagte sie flehend. Eilen wir nach Rom, werfen wir uns dem Papst zu Füßen, flehen wir zu ihm, im Namen der Heiligkeit der Ehe, welche durch uns geschändet wird, daß er in unsere Scheidung einwillige, und uns frei mache! —

Unmöglich! rief der Graf. Die Kaiserin würde das für eine Beleidigung ihrer Majestät, für eine Verletzung der ihr schuldigen Ehrfurcht halten, sie würde es uns nie verzeihen, von einer andern Hand das angenommen zu haben, was ihre kaiserliche Hand uns glaubte verweigern zu müssen. Nein, das ist unmöglich, denn die Ungnade der Kaiserin würde unvermeidlich sein!

Oh, über diese servilen Herzen, welchen die Sonne der Fürstengunst Alles ersetzt, selbst ihre Ehre und ihr Glück! rief Leonore mit einem schneidenden, kalten Lachen. Was hat Ihnen denn die Gunst der Kaiserin eingebracht? Was anders als Elend und Jammer, denn

dieser Gunst verdanken Sie die Schmach Ihrer letzten vier Jahre, und die Ketten, welche uns gefesselt halten!

Ich kann diese Gunst nicht entbehren, sie ist ein schönes Vorrecht unserer Familie, rief der Graf, dessen sanftes Antlitz plötzlich aufleuchtete in Stolz. Seit Jahrhunderten sind die Kaiser von Oesterreich den Grafen Esterhazy gnädig gewesen, seit Jahrhunderten haben wir an diesem Hof die ersten Ehrenämter, die höchsten Würden bekleidet, es wäre für uns die höchste Zurücksetzung, die größte Niederlage, wenn das jetzt anders werden sollte. Der ganze hohe Adel würde mit Geringschätzung auf uns blicken, und sich beeilen in der Nähe der Kaiserin die Stelle einzunehmen, welche wir leer gelassen, und welche man uns so oft beneidet hat. Nein, ich werde nichts thun, was mir die Gunst der Kaiserin entziehen und mich ihrer Gnade unwürdig machen könnte. Sie hat mir diese Ehe auferlegt, und deshalb ertrage ich sie ohne Klage und selbst ohne Schmerz, deshalb ehre und achte ich Sie, Leonore, als ein Geschenk der Kaiserin. Und Maria Theresia weiß und erkennt es, wie sehr ich ihr in Liebe, Treue und Gehorsam ergeben bin, und sie wird mich eines Tags glänzend dafür belohnen. Schon hat sie mir die Stelle des kranken Grafen Palfy zugesichert, und wenn dieser stirbt, werde ich ihr Oberhofmarschall; aber noch höhere Ehre steht mir bevor. Wenn ich mir ihre Gnade zu erhalten verstehe, wird Maria Theresia den Grafen Franz Esterhazy bald in einen Fürsten Esterhazy verwandeln. Oh, Madame, Sie weigern sich mein Weib zu sein, aber Sie werden es doch nicht weigern können, meine Ehren und Würden mit mir zu theilen, und eines Tages werde ich das Glück haben, diese stolze Stirn mit einer Fürstenkrone geehrt zu sehen!

Sie schaute ihn an mit einem Blicke unaussprechlicher Verachtung. Noch elender und erbärmlicher ist Ihr servils Herz, als ich es dachte, sagte sie hoheitsvoll. Jetzt habe ich kein Mitleid, kein Erbarmen mehr mit Ihnen. Hören Sie mich, Graf Esterhazy, ich frage Sie jetzt zum letzten Male: wollen Sie thun, um was ich Sie gebeten? Wollen Sie mit mir zur Kaiserin gehen, und mit mir um unsere Scheidung flehen? Wollen Sie, wenn Maria Theresia sich weigert unsere Ehe zu lösen, mit mir nach Rom gehen, um den Statthalter Gottes anzuflehen um unsere Freiheit?

Ich will und kann Beides nicht, Leonore, sagte der Graf sanft. Aber ich will thun; was in meinen Kräften steht, um Sie glücklich und zufrieden zu machen. Nie sollen Ihre Wünsche bei mir ein Hinderniß oder einen Widerstand finden. Streuen Sie ungehindert Millionen um sich her, ich werde Sie gewähren lassen, und mich freuen, wenn ganz Oesterreich staunt über die Pracht unserer Feste, und den Glanz unseres Hauses. Ich werde schon Mittel finden, die Millionen zu ersetzen, und die Kaiserin wird mir dabei behülflich sein, ich —

Es ist genug, unterbrach sie ihn stolz. Wir haben einander nichts mehr zu sagen. Sie haben meiner Bitte nicht Gehör gegeben, jetzt werde ich Sie zwingen, sich von mir zu scheiden. Sie werden diese Stunde bereuen, Herr Graf Esterhazy, und ich will auf Ihr Wappenschild einen solchen Balken legen, daß selbst die Fürstenkrone ihn nicht hinweg stoßen kann! Das ist mein letztes Wort, gehen Sie!

Graf Esterhazy folgte ihrem Befehl nicht, sondern näherte sich ihr wieder, um ihre Hand zu nehmen, und sie an seine Lippen zu ziehen.

Leonore entriß sie ihm heftig, und deutete mit einer hoheitsvollen Bewegung nach der Thür hin.

Leonore, bat der Graf, zürnen Sie mir nicht! Verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen dies ungeheure Opfer, welches Ihre Grausamkeit von mir fordert, nicht bringen will. Ich kann Sie nicht frei geben, ich kann Sie nicht von mir lassen. Sie sind die Sonne Ihres Hauses, und Sie werden es bleiben!

Und die Kaiserin wird Sie dafür mit einem Fürstentitel belohnen, rief Leonore mit einem rauhen Lachen. Gehen Sie nur, Sie sind selbst meines Zornes nicht werth! Aber Sie sollen diese Stunde bereuen! Gehen Sie!

Graf Esterhazy wagte es nicht noch einmal, ihrem Befehl zu widerstehen, denn er sah, wie ihre Wangen im Zorn sich zu röthen begannen, wie ihre Blicke ihm drohten.

Mit einem tiefen Seufzer verneigte er sich vor ihr, und verließ den Salon.

Leonore schaute ihm nach, und als die Thür sich hinter ihm schloß, drang es wie ein Todesächzen aus ihrer Brust hervor.

Der letzte Strohhalm, an welchem ich mich anklammern wollte, um

nicht zu versinken, murmelte sie leise vor sich hin, auch der entzieht sich meinen Händen, und ich muß zu Grunde gehen!

Sie neigte ihr Haupt auf ihre Brust, und wieder flossen zwei Thränen über ihre Wangen nieder. Aber sie schüttelte sie mit einer stolzen Kopfbewegung fort. Jetzt ist es nicht mehr Zeit zu weinen, sondern zu handeln! sagte sie energisch. So geschehe denn, was nicht mehr abzuwenden ist! Die Stunde ist gekommen! Er wartet auf mich!

II.

Die Flucht.

Mit hastigen Schritten durcheilte Gräfin Leonore die Säle und trat in ihr Kabinet ein. Die Thür desselben verschloß sie sorgfältig hinter sich, und dann den Raum durchschreitend, trat sie da drüben zu dem großen Bilde hin, das an der Wand hing, und dessen breiter Rahmen mit geschnitzten, goldenen Rosen verziert war. Sie legte die Hand auf eine dieser Rosen und drückte sie nieder. Ein leises Knarren, wie wenn eine Maschinerie sich bewegt, ließ sich vernehmen. Leonore drückte noch einmal, noch stärker an der Rose und trat dann zurück. Das Knarren wiederholte sich, das große Bild schien zu erzittern, es bewegte sich, und hinter demselben ward eine Thür sichtbar. Leonore öffnete sie, aber wie sie es that, schauderte ihre ganze Gestalt in sich zusammen, und eine Todtenblässe bedeckte ihre Wangen.

Treten Sie ein, Herr Graf Schulenburg, sagte sie mit lauter, kalter Stimme.

Sofort erschien in der Thür die hohe, schlanke Gestalt eines jungen Mannes.

Darf ich die Schwelle dieses Paradieses überschreiten? fragte er, seine glühenden Blicke auf die Gräfin gerichtet, welche kalt und starr in der Mitte des Zimmers stand.

Sie dürfen es, sagte sie, aber sie schritt ihm nicht entgegen, sie hob nicht die Hand ihn zu begrüßen, sie sah ihn nicht an, sondern blickte zur Erde nieder, und ein rosiger Schleier der Schaam goß sich langsam über ihr Antlitz nieder und bedeckte ihren Hals und ihre Schultern,

und schien selbst die funkelnden Brillanten mit einem Schatten zu überhauchen.

Graf Schulenburg sah dieses Erröthen und lächelte triumphirend. Er hatte schon oft so Frauen vor sich erröthen gesehen, und dieses Erröthen war allemal das Morgenroth seines Glückes gewesen.

Er eilte zu ihr hin, und vor ihr niederknieend, hob er sein Antlitz, dessen verführerische Schönheit das Entzücken der Frauen und das Entsetzen der Männer Wiens war, zu ihr empor und sah sie mit großen, brennenden Blicken an. Leonore ließ es geschehen, daß er ihre herabhängenden Hände nahm und sie mit glühenden Küssen bedeckte, daß er in flammenden Worten ihr seine Liebe und sein Entzücken über die endliche Erwiderung derselben schilderte und sein stolzes Glück pries, daß die schöne Leonore, deren kalte Keuschheit und unnahbare Tugend alle Cavaliere Wiens bisher mit Entsetzen erfüllt, ihm den köstlichen Triumph gönne, ihr Herz endlich bezwungen zu haben.

Sie hörte ihn an mit derselben kalten Gleichgültigkeit, mit welcher sie vorher ihrem Gemahl zugehört hatte. Aber als Graf Schulenburg jetzt leise sich von seinen Knieen erhob und sie in seine Arme ziehen wollte, trat sie zurück und streckte ihre Hände abwehrend gegen ihn aus.

Leonore, flüsterte er schmerzvoll, Sie wollen also noch immer grausam sein? Oh, Sie sind ein kaltes Herz! Sie sagen, daß Sie mich lieben, und wollen mir nicht einmal die Gunst einer Umarmung, eines ersten Kusses gewähren?

Nicht hier, sagte sie ernst, nicht in diesem Hause, in welchem der Mann wohnt, dessen Namen ich trage. Entweihen wir die Liebe nicht, indem wir die Ehe schänden.

So kommen Sie, kommen Sie, Leonore, bat er dringend. Alles ist zu unserer Abreise bereit; der Wagen harrt unten an der kleinen Gartenpforte. Ich habe für Sie und für mich Pässe nach Italien, nach Frankreich, nach Spanien und nach England besorgt. Sie haben also nur zu wählen, wohin wir gehen, in welchem stillen, paradiesischen Winkel der schönen Gotteswelt wir uns verbergen wollen mit unserer Liebe und unserm Glück, bis die Gefahr vorüber ist, und wir unsere Liebe frei vor aller Welt bekennen können.

an der kleinen hintern Gartenpforte meines Hôtels warten. Sie werden neben dieser Pforte eine Frau finden, folgen Sie ihr, und sie wird Sie durch den Garten in das Hôtel zu einer geheimen Treppe führen. Steigen Sie die Treppe hinauf und warten Sie auf dem Corridor, bis ich Sie rufe.“ — Dies war Ihr ganzer Brief, Leonore. Sie sehen, ich habe nicht Ein Wort desselben vergessen und es findet sich nicht Ein Wort der Liebe darin. Aber ich folgte Ihren Befehlen wie der gehorsame Sclave seiner Herrin. Ich flüsterte Ihnen Abends in der Soirée zu: erwarten Sie mich in acht Tagen! — Sie sahen mich gar nicht einmal an, neigten nur leise bejahend Ihr Haupt und schienen mich von dieser Stunde an gar nicht mehr zu beachten, keinen Blick, kein Lächeln, keinen Händedruck mehr für mich zu haben. Ich unterdrückte meinen Schmerz und hoffte auf die Zukunft und traf alle nöthigen Vorbereitungen und Einrichtungen; endlich sind diese fürchterlichen acht Tage vorüber, ich habe meine Pässe, der Reisewagen ist bereit, ich fliege hierher. Sie lassen mich eine Stunde auf dem Corridor vor der verschlossenen Thür warten. Endlich öffnete sich diese, ich sehe vor mir die Lichtgestalt meiner Liebe und stürze selig zu Ihren Füßen nieder. Sie aber bleiben kalt und stolz wie immer, Sie versagen mir die kleinste Gunst, das leiseste Zeichen Ihrer Gegenliebe, und endlich jetzt fordern Sie noch, daß ich während einer langen Reise meine Liebe wieder zurückdrängen soll in die schweigende Einsamkeit meines Herzens, daß ich mit der kalten Gleichgültigkeit eines Bruders neben Ihnen sein und daß ich es mir gefallen lassen soll, nicht einmal mit Ihnen allein zu reisen, sondern eine dritte Person neben mir zu dulden! Nein, Leonore, das ist zu viel, das kann ich nicht erfüllen.

Dann, Herr Graf Schulenburg, leben Sie wohl, sagte Leonore fest. Kehren Sie zurück auf dem Wege, welchen Sie gekommen. Wir haben einander nichts mehr zu sagen, leben Sie wohl!

Sie wandte sich ab und schien im Begriff hinauszugehen. Graf Schulenburg faßte ihre Hand und hielt sie fest. Leonore, sagte er heftig, Sie martern mich zu Tode mit Ihrer Kälte und Ihrer Gleichgültigkeit. Geben Sie mir wenigstens ein Wort des Trostes, der Hoffnung. Sagen Sie mir wenigstens Einmal, oh nur Einmal, daß Sie mich lieben.

Kann ein Weib einen größeren Beweis davon geben, als daß sie

sich von ihrem Liebhaber entführen läßt? fragte Leonore mit einem seltsamen Lächeln. Sagt eine Entführung nicht mehr als alle Worte es vermögen?

Es ist wahr, es ist ein stolzes, zauberhaftes Glück, welches Sie mir da bieten, rief er sinnend. Aber es ist, als ob Sie mir einen goldenen Becher reichten, der mit Wermuth gefüllt ist. Das Aeußere ist schön und glänzend, aber der Trank ist bitter!

So trinken Sie ihn nicht, sagte sie, ihre Hand zurückziehend.

Nein, nein, ich will, ich muß ihn trinken, denn meine ganze Seele dürstet nach diesem Becher, und ich bin bereit, den Inhalt zu nehmen um des Bechers willen!

Sie nehmen also meine Bedingungen an?

Ich nehme sie an! Ich werde bis Paris meiner Liebe Schweigen auferlegen, ich werde Sie ehren und fliehen, als eine höchst gestrenge, höchst keusche Schwester, ich werde niemals auch nur die Spitzen Ihrer Finger zu berühren wagen und endlich werde ich dieses Ungeheuer, diese Schildwache der Tugend, Ihre Kammerfrau, neben Ihnen dulden, werde ihr gegenüber auf dem Rücksitz meinen Platz nehmen, während es ihr vergönnt ist, im Fond neben Ihnen zu thronen. Ich gehe alle diese Bedingungen ein bis wir Paris erreicht haben. Aber dann, Leonore, dann endlich werden Sie meine heiße demüthige Liebe belohnen. Oh, in Paris —

In Paris, unterbrach ihn Leonore mit einem flammenden Blick und einem seltsamen Lächeln, in Paris werden wir weiter mit einander sprechen, und dann werde ich zu Ihnen sprechen in einer Weise, wie Sie sie niemals vernommen!

Oh, Leonore, ich danke Ihnen, rief der Graf leidenschaftlich. Diese himmlische Verheißung giebt mir Kraft das Schwerste zu ertragen und mit freudigem Muthe der Erfüllung derselben die größten Opfer zu bringen. Gehen Sie jetzt, Leonore, und legen Sie Ihr Reisekleid an! Der Wagen wartet schon lange, und die Pferde werden ermüdet werden vom langen Stehen und uns nicht so schnell von dannen führen. Gehen Sie also, meine Schwester, und beeilen Sie Sich! Ich erwarte Sie hier!

Er küßte ehrfurchtsvoll die Spitzen ihrer Finger, und sich dann

tief verneigend, trat er zurück bis an die geheime Thür. Gräfin Leonore nickte leicht mit ihrem stolzen Haupte wie die Königin, welche einen demüthigen Supplicanten aus der Audienz verabschiedet, und verließ dann durch die entgegengesetzte Thür das Kabinet.

Graf Schulenburg schaute ihr nach, und über sein schönes Antlitz flog jetzt ein Ausdruck grausamer Schadenfreude, kalter Ironie.

Die wilde Gräfin Esterhazy wird also auch gezähmt werden, murmelte er leise vor sich hin, und ich werde den Triumph haben, diese Zähmung zu vollbringen! Ich werde also meine Wette gewinnen, und was alle Cavaliere, was selbst der schöne und reiche Fürst Liechtenstein vergeblich erstrebt hat, das wird mir gelingen, ich werde diese wilde Tugendheldin demüthigen und zu meiner Sclavin machen! Geduld, Geduld, sie soll mir den stolzen Uebermuth dieser Tage schon büßen müssen. Ich will es ihr erlauben, bis Paris noch die Herrin zu spielen, aber in Paris werde ich sie schon als Sclavin zu meinen Füßen sehen! Vraiment, es ist ein köstliches, pikantes Abenteuer, das mir Gott Amor zugeführt hat. Ich werde mit der schönsten Frau der Welt auf ihre Kosten eine herrliche Hochzeitsreise machen, ohne vorher das lästige Ceremoniell einer Trauung ertragen zu müssen, und wenn mein Wonnemond zu Ende ist, und ich nach Wien zurückkehre, wird mir der Prinz von Hildburghausen die zweitausend Louis'dor, um die wir gewettet haben, auszahlen müssen; ma foi, er wird dann nicht mehr leugnen können, daß ich Sieger bin, denn ich habe die schöne keusche Gräfin Leonore nicht bloß verführt, sondern sogar entführt. Ich —

Die Thür öffnete sich und Leonore, im Reiseanzug, gefolgt von ihrer Kammerfrau, welche die Cassette der Gräfin und die Reiseeffekten trug, trat ein.

Ich bin bereit, Herr Graf, lassen Sie uns eilen, sagte Leonore ernst; als aber der Graf zu ihr trat, um ihr den Arm zu bieten, schüttelte sie langsam ihr Haupt.

Nicht nöthig, ich kenne den Weg, folgen Sie mir! sagte sie an ihm vorüberschreitend und durch die kleine, geheime Thür auf den Corridor hinaustretend. Graf Schulenburg folgte ihr seufzend und mit einem wüthenden Blick auf die hübsche, junge Kammerfrau, welche ihm spöttisch lächelnd ins Angesicht schaute. — Wenige Minuten später vernahm

man das dumpfe Rollen eines Wagens. — Kein Licht in den Sälen des Hôtels erlosch, Alles strahlte weiter in Glanz und Herrlichkeit, kein ängstlicher Traum beschwerte den Schlaf des Grafen Franz Esterhazy, ruhig schlummerte er weiter, und doch war eben ein finsterer Schatten durch diese Säle dahin gerauscht, und doch saß dieser finstere Schatten jetzt wie eine Eule hoch oben auf dem goldenen Wappen, welches auf dem mit sammtenen Vorhängen geschmückten Lager des Grafen prangte! Der Schatten der Schande, welchen die entflohene Gemahlin des Grafen in seinem Hôtel und auf seinem Wappen zurückgelassen!

III.

Der Blick auf Deutschland.

Ein glänzender Reisezug näherte sich der langen Brücke, welche bei Kehl über den Rhein und hinüber nach Frankreich führt. Es war der Reisezug des Kaisers Joseph, des Grafen von Falkenstein, der jetzt auf der Reise nach Paris bis an die Grenzen Deutschlands gelangt war.

Stattlicher und glänzender als sonst war diesmal das Reisegefolge des Kaisers; Maria Theresia hatte es so gewünscht, und der Kaiser hatte sich daher gehorsam ihrem Wunsche gefügt.

Er reiste diesmal also nicht in einer einfachen Reisechaise, begleitet von einem Cavalier und einem Kammerdiener, sondern er reiste als der reiche und vornehme Graf von Falkenstein, der sich, wenn es ihm beliebte, jeden Augenblick in einen Kaiser verwandeln konnte. Das Gefolge des Kaisers bestand diesmal aus dreißig Personen; da war ein Reisemarschall und ein Leibarzt, ein Geheimsecretair und vier Kammerdiener, da war sogar der Mundkoch des Kaisers und einige seiner Unterbeamten, und endlich hatte der Kaiser außer seinem Freunde, dem Grafen von Rosenberg, noch zwei andere vornehme Cavaliere mit sich nehmen müssen.

Bei einem so glänzenden Gefolge, mit welchem der Kaiser daher kam, hatte sein Incognito also wenig Bedeutung, und in München wie in Stuttgart hatte es sich Joseph schon gefallen lassen müssen, daß man die leichte Hülle des Incognito's lüftete und dem Kaiser, der darunter verborgen war, seine Huldigung darbrachte. Ueberall auf seinem

Wege hatte er das Zujauchzen des Volkes, das Zusammenströmen der Menschenmenge, feierliche Anreden, officielle Huldigungen zu erdulden gehabt.

Jetzt war die Grenze Deutschlands erreicht, und der kaiserliche Reisezug war eben, wie gesagt, bis an die Brücke bei Kehl angelangt. Es war Abend, die Sonne nahte sich dem Untergange und warf ihre goldglühenden Lichter auf die grünen, glänzenden Fluthen des Rheins, der mit leisem Murmeln seine schaumgeränderten Wogen an das Ufer plätscherte. Der Kaiser ließ seinen Wagen anhalten, und sich von seinem Sitz erhebend schaute er hinter sich auf diese sechs hochgethürmten mit vier Postpferden bespannten Equipagen, welche ihm folgten.

Freund Rosenberg, sagte der Kaiser dann, sich lächelnd an den Grafen wendend, der neben ihm stand, ich habe mir ganz in der Stille einen Plan entworfen, und hoffe, daß er Ihren Beifall haben wird. Sie sollen es mir aber ehrlich sagen, versprechen Sie mir das?

Ich verspreche Eurer Majestät eine durchaus ehrliche Antwort.

Nun denn, Freund, aber ganz ehrlich, wie gefällt Ihnen unsere diesmalige Art zu reisen?

Ach, Sire, ich habe jeden Tag mit weinerlicher Sehnsucht an unsere früheren Reisen gedacht. Oh, wie göttlich schön war's doch damals, als wir in jenem Dorf uns selber unser Mittag bereiteten, wie lustig und abenteuerlich auch auf dieser Reise nach Galizien, wo wir freilich öfter unter Gottes freiem Himmel und unter unserm Pferd schlafen mußten, und oft Tagelang nichts Anderes zu essen bekamen, als was wir uns aus den Judenschenken in den Dörfern, oder aus den einsamen Hütten der Goralen und Slowaken für viel Geld und viele gute Worte eroberten.

Oh, ich danke Ihnen, rief der Kaiser freundlich, ich sehe, daß wir Einer Meinung sind und daß wir uns verstanden haben. Jetzt habe ich Sie nichts weiter zu fragen, denn ich weiß nun, daß Sie mit dem zufrieden sein werden, was ich vorhabe!

So sprechend winkte der Kaiser einem der drei Herren, welche in dem nächsten Wagen hinter ihm saßen, und sofort sprang dieser aus dem Wagen und eilte herbei.

Der Kaiser nahm seinen Sitz wieder ein und neigte sich freundlich zu

dem Gerufenen hin. Herr Hauptmann von Bourgeois, sagte er, Sie werden mir erlauben müssen, einige kleine Abänderungen in unserm Reiseplan zu machen. Zuerst aber gestatten Sie mir, Ihnen meinen Dank zu sagen, denn Sie haben Ihrem Dienst als Reisemarschall mit größter Umsicht und Aufmerksamkeit genügt. Aber länger will ich Sie nicht bemühen, und wir wollen den Prunk unserer Reise hier an den Grenzen Deutschlands zurück lassen. Frankreich muß ich entweder im vollen Glanz der Kaiserwürde, oder als einfacher Privatmann durchreisen. Zu dem Ersteren habe ich von der Kaiserin keinen Auftrag, und die Million Francs, die wir mitgenommen, und die für die ganze Dauer der Reise ausreichen soll, möchte für solche Kaiserreise auch schwerlich genügen. Ich ziehe es also vor, als Privatmann zu reisen. Sie werden mir aber zugestehen, daß alsdann unser Zug ein wenig zu stattlich und zu groß erscheint.

Demgemäß wollen Ew. Majestät uns entlassen, und wir sollen nach Wien zurückkehren? fragte Herr von Bourgeois mit einem leisen Seufzer, der den vergeblich gehofften Freuden von Paris galt.

Nicht doch, mein Herr Reisemarschall, sagte der Kaiser, welcher den Seufzer gehört und verstanden hatte. Wir wollen Alle unsern Plan ausführen, und nach Paris gehen, nur wollen wir es nicht gemeinschaftlich und nicht in dieser schwerfälligen Weise thun, sondern auf einfachere und bequemere Art, indem wir uns zerstreuen und auf verschiedenen Wegen zu demselben Ziele gelangen. Wir wollen uns daher jetzt in drei Colonnen theilen: die erste Colonne bilde ich mit dem Grafen Rosenberg. Wir bedürfen nichts als diesen Caleschwagen, und meinen Kammerdiener Günther, den Sie die Güte haben werden zu rufen, damit er den Platz hier vorn auf dem Bock neben dem Postillon einnehme. — Die zweite Colonne bilden Sie mit den beiden Grafen Colloredo und Cobenzl, und meinem Leibarzt Brambilla, Sie werden mit Ihrer Dienerschaft an zwei Kutschen genug haben, und man wird Ihnen überall wegen Ihres stattlichen Auftretens die höchsten Ehren und die höchsten Rechnungen spenden. Die dritte Colonne endlich bildet der Mundkoch, die Kammerdiener und Lakaien, die in den drei noch übrigen Wagen hinlänglich Platz haben. Diese drei Colonnen führt mein Mundkoch an. Er ist ein sehr vornehmer und verwöhnter Herr, der von dem Feuer seiner Oefen und Heerde gegen die frische Gottesluft

etwas empfindlich und ängstlich geworden. Wir wollen ihm also gestatten, die große Kutsche, welche Sie mir als Reserve für kalte Regentage bestimmt hatten, mit irgend einem seiner Günstlinge aus der Küche zu besteigen, und so als grand Seigneur im Gefolge zweier Wagen mit Dienerschaft und einem Pack- und Fourage-Wagen zu fahren. — Da haben Sie meinen ganzen Feldzugsplan, Herr Hauptmann, und ich habe nur noch hinzuzufügen, daß die drei Colonnen sich nach sechs Tagen auf der letzten Station vor Paris wieder zusammenzufinden haben.

Ich erlaube mir nur noch die eine Frage an Ew. Majestät zu richten, wann der Feldzugsplan in Angriff genommen werden soll?

Auf der Stelle, Herr Hauptmann! Die zweite und dritte Colonne werden sofort über die Brücke fahren, und bis Straßburg vereinigt bleiben. Dort werden Sie als Reisemarschall gütigst der dritten Colonne ihre Marschroute vorzeichnen und für die zweite die Tour wählen, welche Ihnen und den andern Herren beliebt. Die erste Colonne wird hier noch ein wenig auf deutschem Boden verweilen und sich einen ganz neuen Weg ausspüren, einen Weg, auf welchem die beiden Reisenden des einfachen Caleschwagens sicher sind, den vornehmen Reisenden der zweiten und dritten Colonne gar nicht zu begegnen. An's Werk denn, an's Werk! Haben Sie die Güte, die beiden Grafen und den Doctor zu benachrichtigen, daß ich ihnen Lebewohl sagen möchte.

Herr von Bourgeois eilte fort, und der Kaiser sprang aus dem Wagen, um nicht, wie von einem Thron herab, den letzten Abschied von seinen Cavalieren zu nehmen.

Eine Viertelstunde später hatte die ganze Reihe der großen Wagen die lange Rheinbrücke passirt und verschwand jenseits derselben in einer Wolke von Staub.

Der Kaiser athmete hoch auf, und ein glückliches Lächeln flog über sein Antlitz hin. Lassen wir den Staub dieser Kaiserherrlichkeit erst ein wenig verfliegen, sagte er, alsdann wollen auch wir über die Brücke fahren, und in dem ersten besten Dorf unser Nachtquartier nehmen. — Kommen Sie, Rosenberg, geben Sie mir Ihren Arm, lassen Sie uns ein wenig am Ufer des Rheins spazieren gehen.

Er nahm den Arm des Grafen, und die Landstraße überschreitend, ging er mit ihm zu dem kleinen Fußpfad, der einerseits am

Rand einer üppigen Wiese und andrerseits am Uferrande des Rheins dahin führte.

Eine tiefe Stille herrschte ringsum; auf den fernen Aeckern sah man, da der Kaiserzug längst vorüber war, die Bauern ruhigen und gemessenen Schrittes hinter den von großen Stieren gezogenen Pflügen einhergehen, oder die großen hochaufgethürmten Heuwagen langsam dahin fahren. Weiterhin in einem Kranz grüner Bäume sah man die Thürme und Häuser der Stadt Kehl, und ringsum in weiterer Ferne stiegen aus der lachenden Landschaft lieblich gelagerte Dörfer und einzelne Gruppen von Häusern empor. Von den Thürmen von Kehl herüber schallte das Läuten der Abendglocken, dazwischen vernahm man hier und dort das fröhliche Aufjauchzen irgend eines Bauerburschen, den jubelnden Klang eines Liedes, das sich ein Mädchen auf der Heuwiese sang, und leise dazu rauschte der Rhein mit seinen grünen Wogen das ewig junge und ewig unvergängliche Lied von der Schönheit der Welt und der Herrlichkeit der Natur.

Der Kaiser, welcher anfangs rasch vorwärts geschritten war, stand still und ließ seine Blicke lange und mit entzücktem Ausdruck über die reizende, üppige Landschaft dahin schweifen.

Sehen Sie nur, Freund, sagte er nach einer langen Pause, sehen Sie, wie schön Deutschland ist. Schön wie ein lächelnder, friedlicher Knabe, der aber auf seiner Stirn und in seinem Antlitz die Züge trägt, welche verrathen, daß er einst zu einem Manne, zu einem Helden erstarken könnte!

Sie werden den Knaben zu diesem Mann und zu diesem Helden erziehen, Majestät, rief Graf Rosenberg.

Der Kaiser runzelte leicht die Stirn. Sie sind noch in dem Parademarsch unserer bisherigen Reise, Freund, sagte er hastig. Vergessen Sie jetzt wieder den ganzen Firlefanz der Majestät und der Kaiserwürde. Sie wissen nur zu gut, daß ich eben nicht sonderliche Freude von meinem Kaiserthum habe und daß ich gar hart und kummervoll zu tragen habe an meiner Mitregentschaft, unter der ich hindurch schleichen muß, wie einst die Gefangenen der Römer unter dem Joch!

Aber eine Zeit wird kommen, Majestät, wo das Joch verschwindet und wo der Kaiser sein Haupt groß und frei emporhebt, rief Graf

Rosenberg. An diesem Tage wird eine neue Sonne des Glücks über Deutschland aufgehen!

Der Himmel gebe, daß Sie Recht haben, sagte der Kaiser tiefbewegt. Mein Wille ist gut, möge Gott ihm das Vollbringen geben! Oh, Freund, wir sind hier allein! Niemand hört uns, als Gott allein, Niemand sieht uns, als Deutschland, das da in lachender Herrlichkeit sich vor uns ausbreitet. Hier an den Grenzen Deutschlands darf der arme deutsche Kaiser es wohl wagen, in das Herz des treuen und bewährten Freundes seine Klagen und seinen Kummer zu ergießen und eine Thräne zu weinen über den zerfetzten Purpurmantel seiner deutschen Kaiserherrlichkeit. Wie haben die deutschen Fürsten und Raubritter an diesem Mantel gezerrt und gerissen, um Jeder für sich aus einem abgerissenen Fetzen des Kaiserpurpurs sich eine Narrenjacke eigener Fürstensouverainetät herauszuflicken! Haben Sie gesehen, Freund, zu welcher Jammergestalt diese vielen kleinen Fürsten das große, herrliche Deutschland zerpflückt und zerrissen und was sie gemacht haben aus dem deutschen Kaiserreich? Haben Sie die Fürstenherrlichkeit in München und in Stuttgart nnd die Majestät all' dieser kleinen deutschen Fürsten und Zwingherrn gesehen, deren Lande wir im Verlauf einiger Stunden durchreist sind, und die da eben so viel Macht, so viel unumschränkte Souverainetät besitzen, als der größte und mächtigste Herrscher?

Es ist wahr, sagte Graf Rosenberg seufzend, Deutschland hat gar viele Fürsten und Herren!

Ja, es hat gar viele Fürsten und Herren, wiederholte der Kaiser glühend, nnd darum ist kein eigentlicher Herr, darum ist der deutsche Kaiser eine trübselige Jammergestalt geworden und zu schmachvoller Bedeutungslosigkeit herabgedrückt. Darum tobt der Unfriede und Krieg beständig in seinen eigenen Eingeweiden, darum ist Deutschland nur noch ein hohler Name, den die andern Nationen verlachen, und der für uns selber kaum noch eine Bedeutung hat. Ach, wenn die Deutschen, die sich doch immer so gute Patrioten dünken, wenn sie doch auch nur ein wenig wahrer deutscher Vaterlandsliebe fähig wären, wenn sie weder Gallomanie noch Anglomanie, weder Prussomanie noch Austromanie hätten, sondern wenigstens eine Ansicht, die ihnen eigen wäre und nicht von Andern erborgt, wenn sie wenigstens selbst sehen und prüfen wollten, während sie meist

nur das Echo einiger elenden Intriguanten und Pedanten sind!*) Aber der Preuße zankt sich mit dem Oesterreicher, der Baier mit dem Sachsen, der Würtemberger mit dem Badenser, der Hesse mit dem Schwaben, Jeder will sein eigenes Geburtsland als sein Vaterland hochgestellt wissen, und über den vielen deutschen Vaterländern vergessen Alle das gemeinsame, große, deutsche Vaterland, vergessen sie Deutschland!

Aber Kaiser Joseph wird einst der Kaiser von Deutschland sein, rief Graf Rosenberg glühend, und er wird die Fürsten daran erinnern, daß sie seine Vasallen sind und daß er allein der Herr und Kaiser von Deutschland ist!

Um die Fürsten das zu lehren, Freund, bedürfte es einer blutigen Lehre, sagte der Kaiser hastig. Schauen Sie einmal hinter sich, Rosenberg, wenden Sie Ihr Auge hinüber nach jener Seite des Rheins. Sehen Sie, da drüben liegt Frankreich! Das heißt: ein Reich, so groß wie Deutschland, eben so reich bevölkert, uns weit vorgeschritten an Cultur und Bildung, uns beherrschend mit seinen Capricen und seiner Industrie, Frankreich das so groß, so mächtig, so einig ist, weil es Eins in sich selber, weil es nur Einen Herrn hat, den König, und weil alle diese Millionen Menschen nur ein Vaterland haben, Frankreich!

Und einst erging es doch Frankreich auch, wie es Deutschland noch jetzt ergeht, sagte der Graf lächelnd. Einst herrschten so viele Souveraine in Frankreich, wie jetzt in Deutschland. Da war nicht ein Einiges Frankreich, sondern da war auch das zerstückelte, zerfürstete, sich befehdende und bekriegende Frankreich. Da war die Normandie, die Bretagne, die Provence, da war Languedoc, Bourgogne und Franche-Comté, und jedes dieser französischen Lande hatte seinen eigenen souverainen Fürsten, welcher sich selten und dann nur mit Widerwillen erinnerte, daß er Vasall sei des Königs von Frankreich und daß dieses Frankreich weit hinaus reiche über die Grenzen seines kleinen Fürstenthums. Und wo sind diese Herzöge und Fürsten jetzt? Sie sind alle verweht und zu Asche verfallen, ihre souverainen Fürstenthümer sind jetzt nur noch Provinzen von Frankreich, und über alle Länder und Provinzen von Frank-

---

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe: Joseph II. Briefwechsel u. s. w. S. 175.

reich herrscht nur ein Ein Wille und Ein Scepter, dem Alle sich beugen, das ist der Scepter des Königs von Frankreich. — Was für Frankreich möglich war, Herr Graf von Falkensten, sollte das für Deutschland unerreichbar bleiben?

Der Kaiser legte lächelnd seine Hand auf des Grafen Schulter, und heftete seine großen flammenden Augen fest auf sein Angesicht. Hast in meiner Seele gelesen, Freund? fragte er. Weißt, was für glühende und stürmische Wünsche da Innen sich bewegen? Wünsche, welchen ich kaum Worte zu geben wage, und welche mein Bruder, der König von Preußen, sehr gesetzwidrig finden würde, obwohl er es für sich selber ganz gesetzmäßig fand, uns Schlesien fortzunehmen, und sich damit zu entschuldigen, er habe alte Erbansprüche darauf! Habe auch mein Schlesien, welches ich eines Tages mir gewinnen will, und bei Gott, meine Erbansprüche sind nicht von so vermodertem Datum, als die des Königs von Preußen es waren!

Nur daß man in Ihrem Schlesien nicht Schlesisch, sondern Bairisch spricht! sagte Graf Rosenberg lächelnd.

Still, um Gotteswillen, still! rief der Kaiser. Sprechen Sie leise, damit nicht die Luft und die Wolken an uns zu Verräthern werden, und hinfliegen zum König vou Preußen, um ihm meine Pläne der Zukunft in's Ohr zu flüstern. Aber errathen haben Sie's, Freund. Baiern ist ein Stück von m e i n e m Schlesien, aber nur ein Stück. Es ist Mein und muß Mein sein, und wir werden nicht nöthig haben einen siebenjährigen Krieg darum zu führen, denn es fällt uns zu durch unser gutes Recht und unsere Erbverträge. Ob Baiern wird schon ein guter Flicken sein, um damit ein Loch meines zerfetzten deutschen Kaisermantels zu verstopfen! Baiern verbindet Oesterreich mit Tyrol, und wenn Baiern unser ist, fließt die Donau nur noch durch österreichische Lande hin. Aber wie ich Ihnen sagte, Freund, Baiern ist nur ein Stück von m e i n e m Schlesien. Mein Schlesien liegt zerstreut ringsum. Schauen Sie gen Osten, da liegt Serbien und Bosnien, sie passen zu meinem Oesterreich wie nur je die Lausitz und die Grafschaft Glatz zu Preußen passen konnten. Nach Süden hinunter sehen Sie die veraltete, zerbröckelte Republik Venedig. Der Löwe von St. Marco ist alt und blind geworden, und der Adler der Habsburger wird ihn eines Tages fassen

und ihn sich erbeuten, auf daß Oesterreichs Grenzen hinanreichen bis an das adriatische Meer. Wenn der Herzog von Modena heimgeht zu seinen Vätern, wird mein Bruder, sein Schwiegersohn, durch seine Frau Herzog von Modena, und ich werd' ihm helfen das alte Erbland seines Hauses, Ferrara, vom Papst zurückzufordern. Dicht dabei liegt ein anderes Stückchen meines Schlesiens, die Landschaften Tortonese und Alessandria, die sich der König von Sardinien zugeeignet hat. Sie gehörten einst den Herzogen von Mailand, und Oesterreich, welches Mailand erbte, will Alles haben, was dazu gehört, und wird, wenn's nöthig ist, auch sieben Jahre darum kämpfen. Jetzt schauen Sie weiter nach Westen hin, Freund, da liegt wieder ein Stück von meinem Schlesien. Wenden Sie Ihr Antlitz hinüber nach dem hohen Dom von Straßburg, sehen Sie dieses grüne, üppige Land, den Elsaß. Ist es nicht, als wenn es mich zu sich riefe mit tausend Stimmen der Liebe? Redet das jetzt französische Land nicht immer noch in deutscher Mundart, und ist deutsch geblieben in Herz und Sinn? Der Elsaß hat einst zu Oesterreich gehört, und ich will wieder haben, was Mein ist! Will auch wieder haben, was hinter dem Elsaß liegt, das Herzogthum Lothringen. Mein Vater war der Herzog von Lothringen, und hat als solcher sogar auf seinen Knieen dem König von Frankreich den Huldigungseid als Vasall gelobt.*) Daß Franz der Erste sein Lothringen an Frankreich abgetreten, bindet seinen Erbnachfolger Joseph den Zweiten nicht. Wenn die Söhne nicht nöthig haben die Schulden ihrer Väter anzuerkennen und zu bezahlen, so haben sie auch eben so wenig nöthig, die Schenkungen anzuerkennen, sondern können zurückfordern, was wider ihren Willen abgetreten ward. All diese zerstreuten Ländereien zusammengenommen, die bilden mein Schlesien, und ich will mein Schlesien haben und erobern, so gut wie König Friedrich sich unsterblich gemacht hat durch sein Schlesien!

Und dies, sein Schlesien, wird der Kaiser Joseph das dem König von Preußen lassen? fragte der Graf lächelnd.

Er wird's nicht thun, wenn er's ändern kann, rief der Kaiser hastig. Er wird — doch schweigen wir von dem, was einst sein wird! Oh mein Gott, meine ganze Seele dürstet diesem Einst entgegen, und es ist mir

---

*) Mémoires de la Marquise de Créqui. Vol. IV.

zuweilen, als wenn Deutschland, das aus tausend Wunden blutende Deutschland, seine verweinten Augen auf mich wendete, mir alle seine Wunden zeigte, und mir zuriefe: „Heile mich, Kaiser von Deutschland! Versöhne meine Leiden, lege Balsam auf meine Wunden!" — Und ich kann nichts thun, ich muß mit müßig gefaltenen Händen dastehen, und ich kann nichts bessern und ändern! Und nicht einmal wünschen darf ich, daß es anders werde, denn damit ich Kaiser werde, muß Maria Theresia sterben, und Gott weiß es, daß ich meine Mutter liebe, und ihren Tod nicht ersehne! Sehen Sie, Freund, so schwanke ich hin und her, zwischen Hoffen und Fürchten, und kann von beiden nicht lassen und kann beide nicht versöhnen. Möge meine Mutter noch lange Jahre leben zur Ehre und zum Glück Oesterreichs, aber möge es eines Tages Joseph dem Zweiten auch vergönnt werden, den Thron zu besteigen, nicht als Kaiser von Oesterreich bloß, sondern als Kaiser von Deutschland. Dann soll Oesterreich in Deutschland aufgehen, und Deutschland in Oesterreich, und alle meine Lande, und alle die Provinzen meines Schlesiens, die ich mir wiedererobern will, und Alles was Mein ist, das soll deutsch werden und deutsche Zunge soll geredet werden, soweit der österreichische Scepter reicht. Denn der Kaiser des deutschen Reiches wird nicht dulden, daß die einzelnen Provinzen seines Reiches sich als Einzelstaaten geberden, und ihre eigene Sprache sprechen wollen. Was dem deutschen Kaiser gehört, ist Deutsch, und bildet zusammen Deutschland.*) Und groß soll mein Deutschland werden, groß nach außen, groß nach innen, und damit es das werde, will ich mir Freunde und Bundesgenossen suchen, will sogar thun, was mir widerstrebt, will um Frankreichs Freundschaft werben, damit es dereinst geschehen läßt, was geschehen muß und soll, und mich nicht hindert, wenn ich nehme was mein ist, und was der Kurfürst von Baiern mir als Erbe hinterläßt! — Sehen Sie, Freund, jetzt kennen Sie alle meine Wünsche, Pläne und Träume, es hat mir wohl gethan, sie einmal enthüllen zu dürfen vor dem Auge des treuen, verschwiegenen Freundes! Jetzt können sie ihr Haupt wieder verhüllen, und hingehen in den Kyffhäuser, um dem Kaiser Barbarossa zu sagen, daß, wenn die Stunde gekommen ist, der Joseph den Berg zerspalten

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe: Briefe Joseph II. S. 175

will, und den deutschen Kaiser daraus befreien wird. Aber noch ist die Zeit nicht gekommen. Der deutsche Kaiser liegt noch gefangen im Kyffhäuser, und nur der Graf von Falkenstein ist es, der nach Frankreich geht! Kommen Sie, Freund, ich habe Deutschland jetzt meine Abschiedsgrüße dargebracht. Lassen Sie uns jetzt die Brücke überschreiten, welche Deutschland von Frankreich trennt und es mit ihm verbindet!

IV.

Der Taufpathe des Postmeisters.

In dem Posthause des kleinen französischen Fleckens Vitry herrschte heut eine ungewöhnliche Bewegung. Zwei Mägde, in ihren schönsten Sonntagskleidern einherstolzirend, waren damit beschäftigt, das große Zimmer, sonst bestimmt für die Aufnahme der Passagiere und Reisenden, welche auf das Wechseln der Pferde warten mußten, in einen eleganten Speisesaal zu verwandeln, indem sie die Wände mit Blumenguirlanden und Kränzen verzierten, die lange, mit dreißig Couverts bedeckte Tafel mit großen Vasen voll Blumenbouquets schmückten, und den großen Anrichtetisch in ein elegantes Buffet verwandelten, auf welches sie schöne vergoldete Tassen, große Kuchen, und Schüsseln mit Pasteten und durchsichtigen, glänzenden Gelées aufstellten. — Der Herr Postmeister selber, ein kleiner, schlanker Mann mit jugendlichem, lächelndem Angesicht, hatte seine Staatsuniform angelegt, und eilte in geschäftiger Beweglichkeit von der gedeckten Tafel zum Buffet, und vom Buffet in die Küche, um zu sehen, ob alle seine Anordnungen auch pünktlich befolgt würden und Jedermann seine Schuldigkeit gethan. Er fand in der Küche die Köchin und einige Gehülfinnen mit dem Anfertigen der warmen Speisen und der Braten beschäftigt, einige kleine Mädchen saßen in der offenen, von der Küche in den Hof führenden Thür, und verlasen mit höchst ernsthaften, allgewichtigen Mienen aus einem großen Korbe ungeheure Köpfe Salat, von dem sie die zartesten Blätter in die neben ihnen stehende Schüssel warfen, die größeren Blätter dem allerliebsten, kleinen Ferkel hinwarfen, das auf dem Hof neben der Thür stand und als ganz vergnügter Lazarus die Bissen erwartete, die von des Reichen Tisch ihm

zufielen. Auf dem Hofe vor dem Brunnen stand der, heute in einen Kellner verwandelte Hausknecht, und wusch und spülte Teller und Gläser, und an der andern Seite der Küche auf dem Hausflur war der Postschreiber eifrig damit beschäftigt, die Batterie von Flaschen, welche der Postmeister vorher selbst aus seinem Keller heraufgeschafft, zu entkorken, und zum würdigen Genuß vorzubereiten.

Der Herr Postmeister überflog alle diese Anstalten mit ernsten, prüfenden Blicken und sah, daß sie gut waren. Der Sonnenschein auf seinem Gesicht vergrößerte sich und mit einer Miene vollständiger Zufriedenheit kehrte er in den Speisesaal zurück, den er rasch durchwanderte um in das daneben befindliche Zimmer einzutreten. In diesem Zimmer, offenbar dem elegantesten und schönsten des ganzen Hauses, und daher auch von Herrschaft und Dienstpersonal „das Putzzimmer" genannt, befand sich eine junge Frau, deren bleiches, schmachtendes Ansehen, deren hübsche Toilette, auch ohne die mit Blumen geschmückte Wiege mit dem schlummernden Kinde darin und der geputzten, hochbusigen Bäuerin daneben, die Bedeutung des Festes verrathen hätte, das Herr Etienne, der würdige Postmeister von Vitry, heut zu feiern gedachte.

Athanasia, meine Göttin, sagte Herr Etienne, indem er sich auf den Spitzen seiner Zehen dem Divan näherte, auf welchem seine junge Gemahlin in schönster, graciösester Haltung lehnte, ich erlaube mir, mich vor allen Dingen nach Deinem Befinden zu erkundigen.

Sie reichte ihm mit einem schmachtenden Blicke ihre schlanke, blasse Hand hin und sagte mit leiser flötender Stimme: der Doctor sagt ja, es ginge den Umständen nach gut, und bei sorgfältiger Pflege und zarter Schonung würde ich wohl hoffen dürfen, in einigen Wochen wieder hergestellt zu sein, um die Oberleitung meines Hauswesens selbst übernehmen zu können.

Herr Etienne machte ein etwas bedenkliches Gesicht und zog die schwarzen, glänzenden Augenbraunen hoch empor bis an das Ende seiner schmalen Stirn. Der Doctor ist wirklich ein etwas ängstlicher Herr, sagte er, der meine schöne, junge Frau für schwächer hält als sie wirklich ist. Unser kleiner Engel da in der Wiege ist ja schon drei Wochen alt und wird nächstens Anstalt machen, auf seinen eigenen Füßen zu stehen.

Der Doctor ist keineswegs zu ängstlich, sagte die junge Frau scharf.

Er allein kann als Arzt und Gelehrter die Leiden und die Schwäche einer jungen Mutter ermessen, un der allein hat, wie es scheint, Mitleid mit derselben und wünscht sie zu schonen.

Herr Gott, mein Schatz, Niemand hat mehr Mitleid mit Dir und wünscht mehr, Dich zu schonen, als ich, rief ihr Gatte angstvoll. Erhole Dich, so lange es nothwendig ist und so lange der Doctor es wünscht, nur bitte ich Dich, mein Engel, habe heute so viel Kräfte, um unserm Feste vom Anfang bis zum Ende beizuwohnen und als die Göttin der Schönheit, Anmuth und Liebenswürdigkeit an unserer Tafel zu präsidiren.

Ich werde mir Mühe geben, alle Deine Wünsche zu erfüllen, mein guter Etienne, sagte die junge Frau mit einem Blick herablassender Güte und da Du es forderst, werde ich trotz meiner Schwäche erst, wenn alle Gäste uns verlassen haben, mich zurückziehen.

Oh und wir werden einen herrlichen, vergnügten Tag haben, rief Etienne, sich glücklich die Hände reibend, es wird ein Fest sein, von welchem Vitry und die ganze Umgegend noch acht Tage lang sprechen werden. Der Himmel gebe nur, daß unsere Gäste bald kommen, und daß heute keine ungeladenen Gäste, das heißt keine Passagiere kommen. Das wäre wirklich heute eine große Verlegenheit für uns, ich wüßte in der That nicht, wo ich einen Passagier unterbringen sollte, denn unmöglich können wir doch den ersten besten unbekannten Reisenden in den Eßsaal eintreten und an unserer Gesellschaft Theil nehmen lassen. Aber außerdem weiß ich gar nicht, woher ich Pferde zu seiner Weiterreise nehmen sollte, denn wir gebrauchen alle unsere Pferde und Postillone ganz nothwendig zur Heimfahrt unserer Gäste! Der Himmel behüte uns also vor Passagieren, denn — Herr mein Gott, unterbrach sich Herr Etienne selber, indem er aufhorchend sein Ohr dem Fenster zuwandte, hörte ich da nicht in der Ferne ein Posthorn?

Es wird einer unserer Postillone sein, der mit den Gästen kommt, sagte die junge Frau.

Nein, nein, unsere Postillone blasen heute alle die Melodie des Liedes: Je suis un père, un père heureux, rief der Posther, aufmerksam horchend auf die Töne, welche jetzt immer näher und näher kamen.

Es ist ein Signal, es ist ein Passagier! schrie Herr Etienne zu-

sammenfahrend. Athanasia, mein Engel, wir sind verloren, es kommt ein Passagier!

Und ohne eine Antwort seiner interessanten, jungen Ehehälfte abzuwarten, stürzte Herr Etienne aus dem Putzzimmer, durcheilte den Eßsaal und den Flur und trat vor die Hausthür, um zu sehen, ob seine Befürchtungen sich bestätigten, und ob wirklich sein erhabenes Fest durch einen Passagier gestört werden sollte.

Richtig, da kam ein mit drei Pferden bespannter Kaleschwagen daher gerasselt, und in demselben Moment schmetterte von der andern Seite der Straße ein Posthorn laut die Melodie: Je suis un père, un père heureux!

Auch das noch, ächzte Herr Etienne. Dieser Passagier wird mit meinen Gästen zu gleicher Zeit hier vorfahren, er wird —

Ein zweites Posthorn ließ sich vernehmen, und jubelte froh: Je suis un père, un père heureux!

Und jetzt von beiden Seiten der Straße donnerten die Wagen über das holprichte Steinpflaster daher, und hielten fast zu gleicher Zeit vor dem Posthause an.

Herr Etienne, seinem ersten Impuls folgend, stürzte zu dem Wagen hin, welcher nicht fremde Passagiere, wohl aber den ehrwürdigsten und erhabensten aller seiner Gäste, den Herrn Pfarrer aus der nächsten Stadt nebst seinem Caplan enthielt. Er war schon im Begriff, den Schlag des Wagens zu öffnen, aber dann sich plötzlich seiner Dienstpflicht erinnernd, prallte er zurück und eilte zu dem zweiten Wagen hin, um die fremden Passagiere zu begrüßen.

In diesem Wagen saßen zwei Herren, und neben dem Postillon auf dem Bock thronte ein anderer Herr, der seiner freundseligen Miene nach der Kammerdiener sein mußte.

Die Herren wollen ohne Zweifel sogleich weiter fahren? fragte Herr Etienne stotternd und mit verlegener Miene.

Nicht sogleich, mein Herr, sagte der eine der Herren, indem er, seine großen, blauen Augen mit einem raschen Blick auf das Posthaus richtete. Das Haus sieht stattlich und einladend aus. Ohne Zweifel haben Sie ein gutes Gastzimmer und können uns ein kleines Diner serviren?

Herr Etienne ächzte leise und starrte den Fragenden mit verlegener, düsterer Miene an.

Sie wollen hier diniren? fragte er. Sie wollen ein Gastzimmer, und —

Abermals schmetterte ein Posthorn die schöne Melodie und ein dritter Wagen mit Gästen rollte heran. — Der Postmeister stand verwirrt und bleich noch immer neben dem Wagen der fremden Herren.

Meine Herren, sagte er endlich mit hastiger Stimme und entschlossenem Ton, ich beschwöre Sie, haben Sie Nachsicht und Erbarmen mit mir. Wollen Sie heute nicht hier verweilen, wollen Sie kein Gastzimmer und kein Diner begehren! Gestatten Sie vielmehr, daß der Postillon, der Sie hierher gebracht, Sie mit seinen Pferden bis zur nächsten Station weiter fahre!

Das ist unmöglich, Herr Postmeister, sagte der Postillon, welcher die lauten, ängstlichen Worte Etienne's gehört hatte, und jetzt eilig vom Bock heruntersprang, um sofort die Pferde abzuspannen. Das ist ganz unmöglich, Herr Etienne. Meine Pferde machen heute schon die vierte Tour und sind sehr ermüdet. Ich lasse sie keinen Schritt weiter gehen.

Und weshalb wollen Sie uns keine Aufnahme gestatten, fragte der Fremde, da Sie doch die Herren und Damen jener Wagen dort ganz ungehindert in Ihr Haus eintreten lassen?

Das ist, das macht, stotterte Herr Etienne, und sich dann plötzlich zu einem verzweifelten Entschluß aufraffend, fragte er: mein Herr, sind Sie Vater?

Eine leichte Wolke flog über die hohe Stirn des Fremden hin, und der Glanz seiner blauen Augen umdüsterte sich für einen Moment.

Ich war Vater, sagte er. Aber was soll diese Frage?

Nun, wenn Sie Vater waren, sagte Etienne entschlossen, so werden Sie die Gefühle eines Vaters verstehen, der Ihnen sagt, daß er heute das herrliche und erhabene Fest der Kindtaufe seines Erstgeborenen feiert.

Ach, Sie feiern Kindtaufe, mein Herr, rief der Fremde heiter. Diese Herren und Damen also —

Sind meine Gäste, unterbrach ihn Herr Etienne gewichtig.

Und der Pfarrer, der da eben in das Haus einschreitet, soll Ihren

kleinen Heiden in einen guten katholischen Christen verwandeln, nicht wahr?

So ist es, mein Herr, und Sie begreifen deshalb, daß ich in diesem Augenblicke weniger an die Pflichten meines Amtes, als an die Pflichten meiner Vaterschaft denke, daß —

Daß Sie uns zu allen Teufeln wünschen, unterbrach ihn der Fremde lachend. Aber ich kann Ihnen diesen Wunsch nicht erfüllen, denn ich weiß in der That nicht, wo jene hohen Herren residiren, und halte es auch allezeit lieber mit Gott und der heiligen Kirche. Deshalb werde ich auch jetzt hier bleiben —

Sie werden hier bleiben? fragte Herr Etienne verwundert.

Ja, und der feierlichen Handlung, welche Sie vorhaben, beiwohnen! Die Taufe eines Erstgebornen, das ist ein so feierlicher und großer Act, daß alle Vaterherzen mit Ihnen schlagen müssen! Ich habe auch ein Vaterherz, und nicht wahr, Sie auch, mein Freund? fragte der Fremde, sich an seinen Begleiter wendend. Sie wünschen auch, gleich mir, ein Zeuge der Taufe von dem jungen Dauphin dieses Herrn zu sein?

Wenn wir dafür nachher mit einem guten Mittagsmahl belohnt werden, gewiß, erwiederte der zweite Fremde lächelnd.

Oh, an einem guten Mittagsessen wird es nicht fehlen, rief Herr Etienne, dessen Sympathie der erste Fremde mit seinen Worten von dem Vaterherzen rasch gewonnen hatte. Wenn Sie so gütig und freundlich der Taufe meines Sohnes beiwohnen wollen, so gehören Sie zu meinen Gästen, und als solche werden Sie mir willkommen sein.

Wir nehmen Ihre Einladung an, mein Herr, sagte der Fremde lächelnd, indem er sich rasch aus dem Wagen schwang, und seinem Begleiter winkte, ihm zu folgen. Erlauben Sie mir nur noch eine Frage, was kommt zuerst, die Taufe oder das Diner?

Das Diner, mein Herr, kommt nach der Taufe. Aber derselben vorher geht ein Déjeuner, denn meine Gäste kommen alle aus der Ferne, und sind einige Stunden gefahren. Sie sind also natürlich müde und erschöpft, und bedürfen der Stärkung.

Ich fühle eine lebhafte Sympathie für Ihre Gäste, mein Herr, sagte der Fremde, den Arm seines Begleiters nehmend, und mit ihm dem Hause zuschreitend. Auch glaube ich, daß man, wenn man gesättigt ist,

weit mehr zur Frömmigkeit aufgelegt ist, als mit einem hungrigen Magen. Lassen Sie uns also zuerst etwas essen, damit wir nachher desto inbrünstiger für Ihren Erstgebornen beten können.

Der Fremde trat ohne Umstände in das Haus ein, und da er die Thür zu dem Speisesaal geöffnet fand, schritt er hinein und begrüßte die dort versammelte Gesellschaft, welche die beiden Fremden mit großen, neugierigen Augen anstarrte, mit einer verbindlichen Verneigung.

Zwei fremde Cavaliere, welche die Güte haben wollen ein wenig in unserer Mitte zu verweilen, und der feierlichen Taufhandlung beizuwohnen, rief Herr Etienne laut, indem er die beiden Fremden mit einer stolzen Handbewegung seinen Gästen präsentirte. Erlauben Sie, meine Herren, daß ich Sie Madame Etienne vorstelle. Madame Etienne wird glücklich sein, zwei Herren zu begrüßen, welche so freundlichen Antheil an unserm Elternglück nehmen, und obwohl sie noch sehr schwach ist, wird sie doch Worte finden, um Ihnen zu danken für die Ehre, die Sie unserm Erstgebornen erzeigen wollen!

Madame Etienne fand wirklich Worte. Ihr feines geübtes Auge hatte sofort erkannt, daß diese beiden Herren, welche so vollkommen unbefangen, und ohne die mindeste Verlegenheit in den stolzen Kreis dieser glänzenden Gesellschaft eingetreten waren, durchaus der vornehmen Gesellschaft, der hohen Aristokratie angehören müßten, und sie war glücklich, ihren übrigen Gästen zeigen zu können, wie gut sie es verstände, mit den vornehmsten Leuten zu verkehren, und in den feinsten Formen sich zu bewegen.

Sie empfing daher die beiden Cavaliere mit ihrem süßesten Lächeln und ihren schmachtendsten Blicken, und während sonst der Herr Pfarrer und der Herr Bürgermeister aus Solanges ihre Tischnachbarn hätten sein sollen, lud sie jetzt die beiden Fremden ein, diese Ehrenplätze neben ihr einzunehmen. Sie machte während des Mahls die Fremden in großmüthiger Zuvorkommenheit mit dem Namen, dem Stand und der Bedeutung aller ihrer übrigen Gäste bekannt, und erzählte ihnen mit bescheidener Miene, welche Triumphe sie noch im verflossenen Winter auf dem großen Ball des Herrn Unter-Präfecten gefeiert, und daß sie die ganze Nacht hindurch getanzt habe, während die schönsten und jüngsten Mädchen nicht aufgefordert wurden.

Die beiden Fremden hörten ihr mit der verbindlichsten Aufmerksamkeit zu und bewiesen ihr auf die feinste Weise das größte Interesse. Zuweilen auch mischte der Fremde, Der mit den großen blauen Augen und der stolzen imposanten Haltung, sich in die allgemeine Unterhaltung, und fragte den Herrn Bürgermeister um die Zustände seiner Stadt, und ließ sich von dem Herrn Pfarrer von dem Befinden seiner Gemeinde erzählen, und fragte theilnehmend nach dem Gedeihen der Fabriken, die gerade in diesem Theil von Frankreich jetzt mächtig empor blüheten.

Alle Welt war daher entzückt von dem liebenswürdigen, tactvollen Benehmen des Fremden, und Herrn Etienne's Antlitz strahlte nicht bloß von dem reichlichen Genuß des feurigen Muscat-Lunel, sondern mehr noch vor Freude über die angenehmen Gäste, welche der Zufall ihm zugeführt, und Madame Etienne's Wangen rötheten sich, und durchaus nichts von Schwäche verrieth ihr lebhaftes, heiteres Wesen.

Das Déjeuner war endlich beendet, und man erhob sich von der Tafel, um jetzt zu der feierlichen Taufhandlung zu schreiten. Der Herr Pfarrer nahm wieder seine ehrwürdige Amtsmiene an, und schritt, von dem Caplan gefolgt, nach dem Putzzimmer hin, welches inzwischen in eine Art von Capelle war verwandelt worden, und in dessen Mitte man aus einem Tisch und einigen seidenen Decken, weißen Spitzentüchern und schönen Blumen einen kleinen Altar errichtet hatte, auf welchem das Crucifix und das silberne Taufbecken sich befanden.

Der hohe Fremde reichte der Madame Etienne den Arm, um sie in das Putzzimmer zu führen. Sie erlauben mir doch, Madame, daß ich der heiligen Handlung als Pathe beiwohne? fragte er. Ich wünschte es schon deshalb, um das Glück zu haben, Sie meine Frau Gevatterin nennen zu dürfen.

Madame Etienne erröthete vor Vergnügen, und nahm mit beredten Dankesworten das Anerbieten des Fremden an.

Wir werden also auch auf diese Weise erfahren, sagte sie zu sich selber, wer und was der Fremde ist. Ich bin gewiß, er ist ein Graf, oder wenigstens ein Baron.

Die heilige Handlung begann. Der Pfarrer stellte sich hinter dem kleinen Altar auf und ihm gegenüber zu beiden Seiten des schlummern-

den Kindes, das die bäuerliche Amme hielt, nahmen die Taufzeugen ihre Plätze ein.

Eine kurze, eindringliche und herzliche Rede des würdigen Pfarrers leitete die Handlung ein, alsdann folgten die gewöhnlichen Formeln der Taufe, und zuletzt wandte der Geistliche sich den Taufzeugen zu und forderte sie auf, ihm ihren Namen, Stand und Character zu nennen, damit er sie verzeichne in dem Kirchenbuche.

Ihr Name also, mein Herr, wandte er sich an den Fremden. Aller Augen richteten sich auf ihn hin, Aller Mienen drückten eine erwartungsvolle Spannung aus; Madame Etienne fühlte ihr Herz wie einen Hammer in ihrem Busen klopfen, und meinte schon das prächtige Wort „Graf“ von den Lippen des Fremden zu vernehmen.

Ihr Name, mein Herr? wiederholte der Pfarrer.

Joseph, sagte der Fremde lächelnd.

Joseph, wiederholte der Pfarrer bedächtig. Joseph — aber der Zuname, wenn ich bitten darf!

Nun, ich dächte, Joseph wäre genügend, sagte der Fremde etwas ungeduldig.

Nein, mein Herr, es ist nicht genügend. Der Zuname also, wenn ich bitten darf!

Nun denn, Joseph der Zweite!

Der Zweite? fragte der Pfarrer mit einem mißtrauischen Blick auf den Fremden. Der Zweite? Das ist Ihr Zuname?

Ja, der Zweite, das ist mein Zuname!

Eh bien, meinetwegen! sagte der Pfarrer achselzuckend. Joseph der Zweite. Aber nun Ihr Character, — um Verzeihung, mein Herr, was sind Sie?

Der Fremde blickte fast verlegen vor sich nieder und schwieg.

Ich wiederhole meine Frage, sagte der Geistliche freundlich, was sind Sie, mein Herr?

Kaiser von Oesterreich! sagte der Fremde lächelnd.

Ein einziger Schrei des Staunens, des Schreckens, der Freude und Ueberraschung tönte von Aller Lippen. Der Pfarrer ließ vor Erstaunen den Bleistift fallen, mit dem er den „Character“ des Taufzeugen in sein Kirchenbuch hatte einzeichnen wollen, und starrte den Kaiser verwirrt

an. Madame Etienne war ohnmächtig vor Entzücken in ihren Lehnstuhl zurückgesunken, Herr Etienne aber achtete gar nicht auf sie, sondern zu der Amme hinstürzend, entriß er ihr das Kind, und ließ sich mit demselben vor dem Kaiser auf seine Kniee nieder.

Das war das Zeichen, welches wieder Leben und Bewegung in die vor Ueberraschung versteinerte Gesellschaft zu bringen schien. Herren und Damen, Greise und Kinder, Alle folgten sie dem Beispiel ihres Wirthes und beugten ihre Kniee.

Herr Kaiser, rief Etienne mit zitternder Stimme, und Thränen in den Augen, Sie haben meinem Hause heute köstliche Ehre widerfahren lassen, und meinen Erstgeborenen unsterblich gemacht. Denn noch nach Jahrhunderten werden die Menschen von der heutigen Stunde sprechen, und sie wird eingetragen werden in die Bücher der Geschichte als ein glorwürdiges Beispiel von der Leutseligkeit und Güte Eurer Majestät. Mein Sohn ist ein Franzose, aber er soll doch auch in seinem Herzen ein Deutscher werden, wie unsere schöne und gute Königin eine Deutsche ist, und doch eine Französin geworden ist. Es lebe unsere schöne erhabene Königin Marie Antoinette, es lebe ihr Bruder, der Kaiser Joseph der Zweite!

Die ganze Gesellschaft stimmte jubelnd ein, und weckte mit diesem lauten Liebesgruß Madame Etienne aus ihrer Ohnmacht. Sie schlug die Augen auf, und ihre wirren Blicke suchten den erhabenen Gast. — Der Kaiser schien diesen Moment ihres Erwachens nur erwartet zu haben, denn er eilte sogleich zu ihr hin, und als sie zu seinen Füßen niedersinken wollte, drückte er sie mit sanfter Gewalt wieder in ihren Lehnstuhl nieder.

Unter Gevattersleuten darf man kein Ceremoniell beobachten, sagte er lächelnd, aber sie müssen sich, so viel sie können, untereinander gefällig sein. Wollen Sie mir also einen Gefallen erzeigen, Frau Gevatterin?

Sire, gebieten Sie über mich! Mein ganzes Leben steht zu Ihren Diensten!

Ach, Frau Gevatterin, was würde dazu wohl mein kleiner Pathe sagen? Er bedarf Ihrer, und ich bitte Sie, ihm recht viel Liebe und Sorgfalt zu widmen. Sie haben mir versprochen, mir einen Gefallen

zu erzeigen, fuhr der Kaiser fort, indem er eine goldene, mit Brillanten besetzte Tabatière aus seinem Busen hervorzog, ich ersuche Sie also, dieses kleine Andenken von mir anzunehmen. Es ist mein Bildniß auf dieser Tabatière, und da, wie man mir gesagt hat, selbst die schönsten Französinnen schnupfen, so werden auch Sie vielleicht zuweilen aus dieser Dose eine kleine Prise de contenance nehmen. — Und jetzt, mein Herr Gevatter, wandte der Kaiser sich an den vor Freude weinenden Postmeister, jetzt, da ich zu Ihren Taufzeugen gehöre, werden sich doch auch hier noch wohl ein Paar Pferde finden, die mich weiter schaffen?

V.

Ankunft in Versailles.

Der ganze Hof hatte sich nach Versailles begeben, denn dort wollte das Königspaar den ersten Besuch Kaiser Joseph's empfangen, und dort sollte der Kaiser selber mit ihnen residiren. Eine glänzende Reihe von Zimmern war für den Kaiser und sein Gefolge in Bereitschaft gesetzt. Generale, Kammerherren und Lakaien waren ernannt, um den Privatdienst des Kaisers zu übernehmen, und Jedermann erwartete mit Ungeduld die Ankunft dieses Fürsten, von dessen Leutseligkeit, Güte und Liebenswürdigkeit ganz Frankreich sich jetzt schon, bevor er Paris erreicht hatte, die anmuthigsten Anecdoten erzählte.

Ein Courier war soeben in Versailles angelangt mit der Meldung, daß der Kaiser in kürzester Zeit daselbst eintreffen werde, und schon von der letzten Station vor Versailles abgefahren sei.

Die Königin empfing diese Nachricht mit einem lauten Freudenschrei, und befahl allen Damen ihres Hauses, mit ihr in den großen Empfangsaal zu kommen, woselbst das erste Begegnen mit ihrem kaiserlichen Bruder stattfinden sollte. — Der König aber empfing diese Nachricht mit einem stummen Kopfnicken, und ein leichter Schatten flog über seine Stirn hin. — Alsdann wandte er sich mit einer hastigen Bewegung zu seinem ersten Minister und vertrautesten Rathgeber, dem Grafen Maurepas hin, mit dem er sich soeben allein in seinem Kabinet befand.

Sagen Sie mir ehrlich, Graf, was halten Sie von dieser Reise des Kaisers?

Der alte Graf zuckte leicht die Achseln. Sire, die Königin hat ihren erhabenen Bruder so lange eingeladen, bis er ihren dringenden Bitten nachgegeben, und sich entschlossen hat, Ihro Majestät einen Besuch abzustatten.

Ah bah, rief Ludwig ungeduldig, Kaiser Joseph ist nicht so weichmüthig, daß er sich zu seinen Handlungen von Familieninteressen allein bestimmen ließe. Sagen Sie doch ehrlich, Graf, was halten Sie von dieser Reise?

Ew. Majestät befehlen, Ihnen meine aufrichtige Meinung darüber zu sagen?

Ich bitte Sie darum!

Nun denn, Sire, dann gestehe ich Ew. Majestät, daß diese Reise des Kaisers mich und alle übrigen Minister vielfach beschäftigt hat, und daß wir uns über den Zweck derselben oft besprochen haben. Ew. Majestät haben Recht, Kaiser Joseph ist nicht der Mann, der sich zu seinen Handlungen von Familieninteressen bestimmen läßt, und wenn er nach Paris kommt, so mag da leicht noch etwas Anders im Spiel sein, als die Sehnsucht, seine königliche Schwester zu sehen. Vielleicht, Sire, hofft er durch seine Gegenwart den alten Lieblingswunsch des österreichischen Kaiserhofes doch noch erfüllen, und Choiseul wieder zu Ihrem Minister machen zu können.

Nein, sagte der König heftig, Oesterreich kann das nicht mehr hoffen. Seine Spione, und Sie wissen, Oesterreich ist immer gut bedient, seine Spione werden ihm gesagt haben, daß meine Abneigung gegen diesen Herzog vom Machwerk der Kaiserin Maria Theresia unwandelbar ist. Der Schatten meines Vaters ist es, der ihn in Chanteloup festbannt, und ich ehre diesen Schatten, wie ich Alles ehre und befolge, was mir der Wille meines Vaters befiehlt. Stände er, wie es ihm gebührt, und wie es vielleicht nur die frevelnde Hand Choiseuls verhindert hat, auf dem Thron von Frankreich, so würde die Allianz mit Oesterreich, welche uns im siebenjährigen Kriege Niederlagen und Schande, welche uns später viel Zank und Aerger gebracht hat durch die österreichische und die antiösterreichische Partei, stände mein Vater an meiner Stelle, so würde diese

Allianz mit Oesterreich längst gebrochen sein. Ich muß äußerlich an ihr halten, denn meine Gemahlin ist die Tochter Maria Theresia's, und dies ist das Band, welches mir die Hände bindet. Ebenso wenig wie die österreichische Partei jemals hoffen darf, daß ich den Herzog von Choiseul zurückrufe, ebenso wenig darf die antiösterreichische Partei hoffen, daß ich jemals das Band zerreißen würde, mit welchem die Königin mich an Oesterreich bindet. Sie ist die Frau meines Herzens, und sie wird das immer bleiben, und Niemand wird sie von dieser Stelle verdrängen können. Aber die Liebe wird niemals Einfluß haben auf meine Politik, und in der Politik folge ich dem Willen meines Vaters. Wenn also der Kaiser hierher kommen sollte, um uns zu noch innigerer Allianz mit Oesterreich zu bewegen, so kann man ihn sogleich bedeuten, daß das verlorene Mühe ist.

Der Kaiser kann möglicherweise noch einen andern Zweck haben, Sire. Er kann hierher kommen, um Ihre bedingte oder unbedingte Einwilligung zu den Vergrößerungsplänen zu erhalten, die er auf Kosten der Türkei auszuführen sucht. Der Kaiser ist ehrgeizig, und er folgt der Politik seines Hauses, welches stets und zu allen Zeiten, nach Ausdehnung und Erweiterung seiner Grenzen gestrebt hat.

Und doch darein hat willigen müssen, Schlesien an Preußen abzutreten, rief der König spöttisch.

Das eben ist die brennende Wunde, für welche Oesterreich sich lindernden Balsam aus der Türkei holen möchte. Ganz Europa könnte darüber wieder von der Brandfackel des Krieges durchlodert werden, wenn Ew. Majestät es nicht verhindern.

Wenn ich es verhindern kann, so will und werde ich es, sagte der König fest. Der Friede ist das heiligste Besitzthum der Völker, und man darf ihnen dasselbe nur in der äußersten Nothwendigkeit entziehen!

Aber der Kaiser von Oesterreich hofft auf den Krieg, weil er sich Ruhm erwerben möchte.

Ich aber will den Frieden, weil ich mir auch Ruhm erwerben möchte, den Ruhm, mein Volk glücklich und zufrieden gemacht zu haben, rief der König. Der Ruhm der Eroberer ist die Geißel der Menschheit, der Ruhm guter Regenten ist ihre Segnung. Der letzte soll mein Erbtheil sein, das Glück meines Volkes mein einziges Streben!

Aber der Kaiser wird es vielleicht versuchen, Sire, gerade Ihre

Liebe für Frankreich zu benutzen, um Sie seinen Eroberungsplänen geneigt zu machen. Er wird Ihnen eine Vergrößerung Frankreichs in Aussicht stellen, um Sie nachsichtig zu machen für seine Absichten auf Serbien und Bosnien. Er wird vielleicht geneigt sein, Ihnen dafür die Niederlande anzubieten.

Ich werde dieses Anerbieten nicht annehmen, sagte der König rasch. Frankreich bedarf keiner Vergrößerung. Es würde, was es an seinen Extremitäten gewönne, an Stärke und Kraft in seinem Centrum verlieren. Der Kaiser wird es vergeblich versuchen, mich zu einem Ländereroberer zu machen! Ich trachte nur nach einer Eroberung, nach der Liebe meines Volkes! Möge der Segen meines Vaters, möge der weise Rath meiner Minister und mein eigenes gutes Streben mir beistehen, diese Eroberung zu machen.

Oh, Ew. Majestät hat nicht mehr nöthig nach dieser Eroberung zu streben, rief Graf Maurepas begeistert. Das Herz Ihres Volkes, das ist eine Domaine, Sire, in welcher Sie schon lange der anerkannte und unablösbare Gutsherr sind.

Eine Domaine, welche ich indessen mit der Königin theilen will, sagte der König mit einem scharfen Blick auf Maurepas. — Der Minister schlug vor diesem Blick die Augen nieder. Der König fuhr fort: Sie sind seit einiger Zeit gereizt gegen die Königin.

Die Königin ist es nur gegen mich, Sire. Ich bin ihr ein Dorn im Auge, denn sie meint, nur ich hindere die Ernennung Choiseuls, und wendet daher alle Mittel an, um mich zu verdrängen.

Sie wissen aber, daß diese Mittel vergeblich sind, Graf, ich habe es Ihnen so eben wiederholt! Ich kann als Mann vergessen, daß Marie Antoinette eine Erzherzogin von Oesterreich ist, aber ich werde es niemals als König, als der Sohn meines Vaters vergessen! Dasselbe gilt von ihrem Bruder, dem Kaiser. Er soll mir willkommen sein als der Bruder meiner Gemahlin, und es mag sein, daß ich ihn lieben werde als meinen Schwager, aber als Kaiser von Oesterreich wird er in mir stets den König von Frankreich finden, welcher mißtrauisch jeden seiner Schritte überwacht, und ihm auch nicht das kleinste Zugeständniß machen wird! Aber hören Sie nur, da rollen Wagen heran, der Kaiser kommt. Sie kennen jetzt die Ansichten des Königs von Frankreich über den

Kaiser von Oesterreich, und Sie können sie den übrigen Ministern mittheilen. Jetzt will ich gehen, meinen Schwager willkommen zu heißen!

Der König entließ seinen Minister mit einem freundlichen Kopfnicken, und verließ seine Gemächer, um sich zu seiner Gemahlin zu begeben. —

Marie Antoinette stand, umgeben von ihren Damen, in der Mitte des Saals, als der König zu ihr eintrat. Ihre Wangen waren todesbleich, ein fieberhaftes Beben durchzitterte ihre ganze Gestalt, ihre glühenden, feuersprühenden Blicke flatterten immer wieder nach der großen Hauptthür da drüben hin, durch welche der Kaiser kommen mußte. Als sie den König durch die Seitenpforte eintreten sah, ging sie ihm lebhaft entgegen, und ihn mit einem himmlischen Lächeln begrüßend, sagte sie: Sire, soeben ist der Kaiser angelangt und mein Herz hat keine Ruhe mehr hier in dem großen Saal. Es flattert meinem Bruder entgegen, und es scheint mir unfreundlich und kalt, daß wir ihm nicht entgegen gehen! Oh kommen Sie, mein Gemahl, eilen wir, den geliebten Bruder zu umarmen. Mein Gott, man wird doch einer Königin nicht verwehren wollen, daß sie ein Herz habe.

Im Gegentheil, man wird es ihr danken, daß sie eins hat, sagte Ludwig mit einem sanften Lächeln. Aber Ihr Bruder würde nicht zufrieden sein, wenn wir so thun, wie Sie wünschen. Denn wenn wir ihm entgegen gehen, so heißt das, ihn als Kaiser anerkennen, und Sie wissen wohl, daß er durchaus nur der Graf von Falkenstein sein will. Ihn also anders empfangen, hieße seinen Wünschen zuwider handeln!

Oh die Etiquette, und immer die Etiquette, flüsterte die Königin leise vor sich hin, ihren großen Fächer von Pfauenfedern auseinander schlagend und sich heftig Kühlung zuwehend. Es giebt kein Mittel ihr hier zu entgehen. Frau von Noailles sind wir los, aber Madame Etiquette ist doch geblieben, sie lauert auf uns in jedem Winkel, sie verbittert uns jede Freude, sie —

Die Thür da drüben öffnete sich, eine männliche Gestalt erschien auf der Schwelle, ein lächelndes Antlitz ward sichtbar, ein paar große blaue Augen schauten sie an. Marie Antoinette stieß einen Schrei aus und aller Rücksicht und aller Etiquette vergessend, stürzte sie vorwärts. Mein Bruder! Mein geliebter Bruder! rief sie mit hellem Liebeston.

Meine Schwester! Meine geliebte Antoinette! antwortete ihr ein eben solcher Ton, und Joseph öffnete seine Arme, und Maria Antoinette stürzte sich an sein Herz; weinend vor seliger Lust, drückte sie ihre Lippen fest auf die Lippen ihres Bruders und lachte unter Thränen, und hieß ihn willkommen mit einzelnen abgebrochenen Worten ohne Zusammenhang.

Tief gerührt, mit Thränen in den Augen standen die Damen der Königin an der anderen Seite des Saals. Diese so ungewöhnliche, so unceremonielle Scene war geeignet, die lebhafteste Sympathie zu erwecken, und man sah daher selbst Augen, welche wenig gewohnt waren zu weinen, sich mit Thränen innigster Rührung füllen. Nur Ein Herz blieb ungerührt, nur Ein Paar Augen blieben trocken, — das waren die Augen und das Herz des Königs.

Er allein hatte beachtet, was in der allgemeinen Bewegung Niemand beachtet hatte, er allein hatte sich verletzt davon gefühlt, daß Marie Antoinette den Kaiser nicht begrüßt hatte als Französin, sondern als Deutsche mit einem deutschen Wort, und daß der Kaiser ihr mit einem deutschen Wort geantwortet hatte. Es war der deutsche Kaiser, es war die deutsche Erzherzogin, welche da neben ihm sich in so inniger Umarmung umschlungen hielten, und neben ihnen stand der König von Frankreich ganz vergessen, ganz unbeachtet! — Es war eine unangenehme verlegene Position, und König Ludwig war nicht gewandt genug, um sich einer solchen mit Anmuth zu entziehen. Mit gerunzelter Stirn, mit niedergeschlagenen Blicken stand er da, und endlich nicht mehr im Stande, seinen Unmuth zu unterdrücken, wandte er sich ab und that rasch einige Schritte nach der Thür zu.

Aber in diesem Augenblick legte sich eine Hand leise auf seine Schulter und die volle, sonore Stimme der Königin fragte: Sie wollen uns verlassen, mein Gemahl? Wohin gehen Sie?

Ich war zu früh hierher gekommen, sagte Ludwig scharf. Man hatte mir gesagt, der Graf von Falkenstein sei in Versailles angelangt, und ich kam ihn zu begrüßen, aber es scheint, daß man sich geirrt hat. Ich ziehe mich also zurück, bis der Graf wirklich da ist und sich mir vorstellt.

Der Graf von Falkenstein ist da, Sire, und er bittet tausendmal um Verzeihung, daß er seinem Herzen erlaubt hat, die Zügel zu nehmen und mit seiner Vernunft durchzugehen, sagte Joseph mit sanfter bitten-

der Stimme. Verzeihen Sie es mir, Sire, daß ich einen kleinen Moment auch das Herz meiner Schwester in meinen tollen Lauf mit hineinziehen konnte. Es war eine Eroberung, welche die Erinnerungen unserer Kindheit mir von der Königin von Frankreich verschafft haben, aber ich lege diese Eroberung jetzt zu den Füßen Eurer Majestät nieder und bitte Sie, dieselbe als eine Trophäe Ihres vollständigen Sieges über mich anzunehmen.

Er schaute den König mit so offenen, warmen Liebesblicken an, daß Ludwig ihm nicht zu widerstehen vermochte und sich wider seinen Willen zu ihm hingezogen fühlte. Der Schimmer eines Lächelns flog über sein Antlitz hin und mit einer raschen Bewegung Joseph seine beiden Hände entgegenstreckend, sagte er: Ich heiße Sie von Herzen willkommen, mein Bruder, und versichere Sie, daß Sie uns in Versailles ein lieber und willkommener Gast sind. Erlauben Sie mir also jetzt, Sie selbst nach Ihren Zimmern zu begleiten und mich persönlich zu überzeugen, daß nichts versäumt ist, was zu Ihrer Bequemlichkeit dienen kann.

Er nahm den Arm des Kaisers und wollte vorwärts gehen, aber Joseph machte eine leise, abwehrende Bewegung und blieb stehen. Sire, sagte er, ich bin bereit, überall Eurer Majestät zu folgen, wohin Sie mich geleiten wollen; aber ich würde es mir niemals verzeihen können, Ihnen um meiner Bequemlichkeit willen Mühe gemacht zu haben. Ich bin ein Soldat, den viele Strapatzen und Entbehrungen abgehärtet haben, der des Luxus und der Pracht wenig gewohnt und durchaus nicht würdig ist. Ich darf daher auch Ihr gnädiges Anerbieten nicht annehmen, denn ich bin durchaus nicht würdig, hier in Versailles zu wohnen.

Wie, mein Bruder, rief die Königin erschrocken, Sie wollen nicht in Versailles bei uns wohnen? Sie verschmähen es, unser Gast zu sein?

Ich werde stets glücklich sein, wenn Sie mich als Gast an Ihrer Tafel dulden wollen, sagte der Kaiser lächelnd, aber es ist dazu nicht nöthig, daß ich in Versailles wohne. Wenn ich reise, logire ich niemals in Schlössern, sondern immer nur im Cabaret.

Der König zuckte leicht zusammen und blickte ganz erschrocken in das Antlitz Joseph's. Im Cabaret? wiederholte er verwundert.

Der Graf von Falkenstein meint im Hôtel, Sire, rief die Königin lächelnd. Sie sehen wohl, es fehlt meinem Bruder noch ein wenig die

volle Gewandtheit unserer Sprache, und wir werden ihn lehren müssen, welch ein ungeheurer Unterschied zwischen einem Hôtel und einem Cabaret ist. Um diesen Unterricht zu empfangen, mein Bruder, müssen Sie aber bei uns in Versailles wohnen, ich bitte Sie noch einmal darum. Sie sollen gewiß in keiner Hinsicht beschränkt und vollkommen frei sein. Auch haben wir Ihnen absichtlich solche Zimmer ausgewählt, die ganz still und fern von jedem Geräusch sind.

Ich weiß sehr wohl, sagte Joseph, daß Versailles außerordentlich groß ist, und da so viele Polissons darin wohnen, würde sich auch wohl für mich noch ein Platz finden. Aber ich habe meinen Kammerdiener schon beauftragt, mir in einem Hôtel garni in Paris mein Feldbett aufzuschlagen und dort werde ich logiren. Reden wir nicht mehr davon!*) Ich bin Ihnen außerordentlich verbunden für Ihre mir gnädig angebotene Gastfreundschaft, aber ich kann sie nicht annehmen. Ich bin hierher gekommen, um zu hören, zu sehen und zu lernen, ich werde daher früh auf sein müssen und spät heimkehren, und das Alles würde Sie hier in Versailles belästigen!

Ach, ich glaubte, Sie wären nach Paris gekommen um den König und mich zu besuchen, rief die Königin traurig.

Gewiß bin ich das, meine Schwester, sagte Joseph lächelnd, aber Sie werden bald erkennen, daß ich nicht so liebenswürdig und bequem bin, wie Ihr gütiges Herz hofft, und es werden viele Stunden kommen, wo Sie herzlich froh sein werden, meiner Gesellschaft überhoben zu sein. Diese Stunden werde ich benutzen, um Ihr schönes Paris zu sehen, meine Kenntnisse zu bereichern und Alles das zu lernen, was Sie schon wissen. Paris ist so reich an Kunstschätzen, gelehrten und industriellen Anstalten, daß man schon gelehrt und gebildet wird vom bloßen Anschauen. Sie werden daher in vielen Dingen noch einen ganz ungebildeten Barbaren in mir finden, Sire, und ich habe gar sehr um Ihre Nachsicht zu bitten!

Wir werden uns diese wohl gegenseitig gewähren können, sagte der König milde. Aber jetzt, mein Bruder, bitte ich Sie, der Königin Ihren Arm zu reichen und sich von ihr führen zu lassen. Sie wollen

---

*) Mémoires de Madame de Campan. Vol. I. p. 172.

nicht bei uns wohnen, aber Sie haben mindestens versprochen, an unserm Tisch unser Gast zu sein. Kommen Sie also! Wir wollen heute ganz en famille speisen. Meine Brüder und Schwestern erwarten uns und glühen vor Verlangen, den Grafen von Falkenstein zu begrüßen!

VI.

In Paris.

Vor dem kleinen Hôtel Turenne in der Straße Vivienne hielt ein kleiner Fiacre. Der in demselben befindliche Herr schwang sich leicht aus dem Wagen hervor, und war im Begriff in das Haus einzutreten, als der Wirth, die beiden Hände tief hineingesenkt in die Taschen seiner Beinkleider, die gestickte Hausmütze nachlässig über die Stirn gedrückt, ihm den Weg versperrte, und ihn mit barscher Stimme fragte, was er suche.

Nun, ich suche, was jeder Fremde hier zu suchen berechtigt ist, sagte der Fremde lächelnd, indem er auf das Schild über der Hausthür deutete, ich suche hier Quartier!

Und das ist gerade dasjenige, was Sie hier nicht finden können, rief der Wirth mit einer stolzen Kopfbewegung. Mein Haus ist in den nächsten Wochen durchaus nicht im Stande, Gäste aufzunehmen, selbst nicht, wenn sie ein so angenehmes und gewinnendes Aeußere haben, wie Sie mein Herr!

Dann müssen Sie das Schild abnehmen, sagte der Fremde mißmuthig. Wenn man die Reisenden durch ein Schild anlockt, muß man auch die Mittel besitzen, ihren gerechten Ansprüchen genügen zu können! Ich fordere also noch einmal ein Zimmer von Ihnen, mein Herr!

Ich sage Ihnen, daß es unmöglich ist, Ihnen ein solches zu geben. Das Hôtel Turenne kann keine gewöhnlichen Gäste mehr aufnehmen, denn es ist ihm hohe Ehre widerfahren. Der Kaiser von Oesterreich, der Bruder unserer schönen Königin, logirt in meinem Hôtel.

Und indem der Mann so sprach, strahlte eine selige, stolze Befriedigung von seinem rothen, wohlgenährten Angesicht.

Der Fremde lächelte. Ach, mein Herr, sagte er, ich fürchte, wenn der Kaiser Sie eben gehört hätte, würde er sogleich Ihr Hôtel verlassen, denn Sie haben sein Geheimniß verrathen. Er will hier nur der Graf von Falkenstein sein!

Aber Jedermann kennt dies Geheimniß, mein Herr, und ganz Paris glüht vor Verlangen, den Grafen von Falkenstein zu sehen, von dem sich jetzt ganz Frankreich, schon die schönsten und köstlichsten Anekdoten erzählt. Der Graf von Falkenstein ist ja die Leutseligkeit und Liebenswürdigkeit selbst, er spricht mit dem gemeinen Mann, als wäre er seinesgleichen.

Nun, und ist er das denn nicht? fragte der Fremde lächelnd. Ist er anders geschaffen und auf die Welt gekommen, als jeder gemeine Mann?

Der Wirth schleuderte auf den kühnen Fragenden einen Blick voll Verachtung und Zorn. Ich finde es sehr vermessen von Ihnen, mein Herr, daß Sie es wagen, in so wenig ehrerbietigen Ausdrücken von Sr. Majestät zu reden, sagte er. Se. Majestät logirt in meinem Hôtel, und ich werde es nicht dulden, daß irgend Jemand die schuldige Ehrfurcht gegen ihn verletzt. Das französische Volk liebt den Kaiser, und jauchzt ihm entgegen, und es wäre auch in der That sehr undankbar, wenn es anders wäre, denn der Kaiser kommt ihm mit so viel Vertrauen und Bonhommie entgegen, wie es noch niemals ein Monarch gethan! Denken Sie doch nur, er hat es der Königin abgeschlagen, in Versailles zu wohnen, er zieht es vor, in meinem Hôtel zu residiren. Ist das nicht erhaben, nicht großartig?

Ich finde es nur bequem, sagte der Fremde lächelnd. Der Graf von Falkenstein wird hier im Mittelpunkt von Paris sein, und kann also mit Leichtigkeit überall hin gelangen! Aber sagen Sie, ist der Graf schon angelangt?

Nein, noch nicht! Nur sein Kammerdiener ist bereits hier und hat das Feldbett aufgeschlagen. Der Kaiser und das übrige Gefolge wird nachkommen. Deshalb stehe ich hier auf der Lauer, und erwarte die Hofequipage, welche den Grafen Falkenstein von Versailles bringt.

Ist der Kammerdiener Günther jetzt eben hier? fragte der Fremde.

Ach, Sie wissen den Namen dieses Herrn? rief der Wirth mit

großen Augen. Alsdann gehören Sie vielleicht auch zum Gefolge des Kaisers?

Ja, sagte der Fremde lächelnd, ich rasire ihn bisweilen. Jetzt rufen Sie mir Günther!

Es lag etwas Stolzes, Befehlendes in dem Ton dieser Stimme, das den Wirth stutzig machte. Kommen Sie, mein Herr, ich führe Sie, sagte er, und wenn Sie Se. Majestät rasiren, so versteht es sich von selbst, daß ich ein Zimmer für Sie habe!

Der Fremde erwiederte nichts, sondern folgte rasch dem Wirth, der ihn über die breite Treppe in das erste Stockwerk des Hauses geleitete.

Eben wie sie die letzte Stufe der Treppe überschritten hatten, öffnete sich da drüben eine Thür, und der Kammerdiener des Kaisers trat heraus.

Se. Majestät! rief er überrascht, indem er sich steif wie eine Schildwache neben der Thür aufrichtete.

Se. Majestät! wiederholte der Wirth entsetzt. Dieser Herr ist — Ew. Majestät sind —

Ich bin der Graf von Falkenstein, sagte der Kaiser lächelnd. Sie sehen, mein Herr, es war nicht weise von Ihnen, den Reisenden, der im Fiacre anlangte, von Ihrer Thür abzuweisen, denn der Fremde, der sich durch nichts unterschied vom gemeinen Mann, war doch der Kaiser!

Ich bitte Ew. Majestät um Vergebung und Gnade für Alles, was ich Unziemliches gesprochen! rief der Wirth, im Begriff auf seine Kniee nieder zu sinken. Aber Joseph winkte ihm hastig mit der Hand.

Folgen Sie mir, mein Herr, ich habe ein wenig mit Ihnen zu reden, sagte er vorwärts schreitend.

Der Kammerdiener öffnete die Flügelthür und der Kaiser schritt hindurch, gefolgt von dem Wirth, der ängstlich und demüthig, seine Mütze in der Hand, hinter ihm herschlich.

Dies sind die Zimmer, welche ich bewohnen soll? fragte der Kaiser, indem er mit einem raschen Blick die Reihe der glänzenden Zimmer, welche sich vor ihm aufthaten, durchflog.

Zu Befehl, Majestät, stotterte der Wirth, es sind die für den Privatgebrauch Eurer Majestät bestimmten Gemächer.

Ich bedarf deren nicht so viele, mein Herr. Vier Zimmer genügen vollkommen. Ein Vorzimmer, ein Wohnzimmer, ein Schlafgemach und

eine Kammer für meinen Diener. Sie werden mir diese ersten vier Zimmer hier geben, ich miethe sie auf sechs Wochen. Aber ich mache meine Bedingungen!

Ew. Majestät haben mir Ihre Befehle zu verkünden.

Meine erste Bedingung ist, daß Sie von dieser Stunde an vergessen, wer und was ich in Deutschland bin. In Frankreich bin ich nur der Graf von Falkenstein, und wenn ich hier in diesem Hôtel noch einmal mit einem andern Namen angeredet werde, so verlasse ich sogleich Ihr Haus, und kehre nicht wieder zurück.

Ich werde Ihren Befehl pünktlich befolgen, Herr Graf.

Sie werden es auch Ihrer Dienerschaft einprägen. Ich will durchaus keine Ausnahmestellung, sondern ich will aufgenommen und angesehen werden, wie ein gewöhnlicher Reisender. Daraus folgt, daß Sie auch nach wie vor andern Reisenden Ihre übrigen Zimmer öffnen. Ich habe vorher an mir selber erfahren, wie unangenehm es ist, abgewiesen zu werden, und ich will nicht, daß irgend Jemand durch mich benachtheiligt werden soll!

Ich werde die Befehle des Herrn Grafen genau befolgen, sagte der Wirth, sich tief verneigend. Nur erlaube ich mir noch Eine Frage. Wie habe ich mich zu verhalten, wenn das Volk, wie das unvermeidlich ist, sobald es weiß, daß Ew. — daß der Graf von Falkenstein in meinem Hôtel wohnt, wenn das Volk also mein Haus belagert und die Straße anfüllt, um den Herrn Grafen zu sehen?

Sie werden alsdann das Volk ruhig gewähren lassen, mein Herr, und es wird, wenn es seine Neugierde nicht befriedigt sieht, bald genug von selbst auseinander gehen. Die Pariser haben nicht Zeit, lange zu warten, um etwas ganz Gewöhnliches zu sehen! Still, mein Herr, versuchen Sie keine Complimente!

Ich schweige, Herr Graf! Aber was habe ich zu thun, wenn irgend Jemand kommt, eine Audienz bei dem Herrn Grafen nachzusuchen?

Mein Herr, sagte Joseph lächelnd, der Graf von Falkenstein ertheilt keine Audienzen, nur die Fürsten thun das, — der Graf von Falkenstein empfängt Besuche, und es liegt seinem Kammerdiener ob, dieselben anzumelden. Sollten aber arme Leute, Unglückliche, welche der Hülfe bedürfen, sich an mich wenden wollen, so werden Sie dieselben ohne

Weiteres hieher führen, und wenn der Kammerdiener nicht da ist, werden Sie Selber sie zu mir bringen.

Ach, das ist ein schönes, erhabenes Wort, rief der Wirth mit Thränen in den Augen, ganz Paris wird jauchzen, wenn es dieses schöne Wort erfährt.

Paris wird es aber nicht erfahren; Sie werden sich wohl hüten, es irgend Jemand wieder zu sagen, denn sonst allerdings würden gar Viele hieher strömen, und wir würden nicht blos die Armen und Unglücklichen haben, sondern auch die Diebe und Taugenichtse. — Jetzt, mein Herr, kennen Sie alle meine Wünsche. Werden Sie dieselben genau befolgen?

Wie die Gesetze Gottes, Herr Graf.

Wahrhaftig, können Sie von Sich behaupten, daß Sie dieselben genau befolgen? fragte Joseph lachend. Dann müssen Sie in der That ein sehr frommer Mann sein, und ich habe mir Glück zu wünschen, daß ich bei Ihnen wohne. Gehen Sie jetzt, mein Herr, und sorgen Sie dafür, daß sogleich ein Friseur hierher komme. Sie werden es aber vermeiden, ihm zu sagen, wer der Graf von Falkenstein ist. Adieu! Und vergessen Sie nicht, daß ich vollkommen ungenirt sein und Niemand geniren will. Weisen Sie also keine Gäste mehr von Ihrer Thür, sie mögen nun in einer Equipage, oder nur im Fiacre kommen!

Der Wirth murmelte einige leise unverständliche Worte und eilte dann von dannen. Joseph blickte ihm lächelnd nach, aber die Thür öffnete sich sogleich wieder und der Graf Rosenberg trat ein.

Der Kaiser schritt ihm entgegen, und reichte ihm die Hand. Willkommen in Paris, sagte er heiter, willkommen hier in meiner Junggesellenwirthschaft.

Sie gedenken also in der That hier zu bleiben, Herr Graf? fragte Rosenberg erstaunt. Der Herr Gesandte, Graf Mercy, sagte mir indeß soeben —

Daß ich ihm gesagt, ich werde im Gesandtschafts-Hôtel wohnen! Das werde ich auch, nur habe ich mir hier, wie Sie sehen, ein kleines Junggesellenquartier reservirt, in das ich mich zuweilen flüchten werde. Der Vortheil davon ist, daß Niemand wissen wird, wo ich mich eigentlich befinde, und daß ich daher mich ziemlich frei und ungenirt bewegen werde. In Versailles, das sehe ich leider schon vorher, werde ich mehr oder weniger doch immer den Kaiser spielen müssen, die Etiquette hemmt da jeden Schritt und jedes freie Wort. Im Gesandtschafts-Hôtel, beim Grafen

Mercy, wird es auch nicht viel besser sein, und was in Versailles die Etiquette, das wird beim Grafen Mercy die sogenannte Ehrfurcht und angeborne Unterthänigkeit, oder richtiger die Feigheit der Höflinge bewirken, man wird den Geruch meiner Erhabenheit immer in der Nase behalten. Hier aber werde ich ganz einfach und kurz der Graf von Falkenstein sein, und deshalb werde ich mich oft hierher flüchten, und hier mein Quartier nehmen, wenn ich meine Studien des Pariser Lebens machen will!

Und Sie wollen diese Studien ganz allein machen, Herr Graf? Keiner darf daran Theil nehmen, Keiner darf das Glück haben, Ihnen zu folgen, um Ihnen wenigstens manche Unbequemlichkeiten und Belästigungen zu ersparen, um Sie vor Gefahren beschützen zu können, welche Sie vielleicht irgendwie bedrohen können?

Ach, mein Freund, Sie meinen, ich sollte, wie mein königlicher Bruder Ludwig von Frankreich, niemals ohne Gefolge und ohne Leibwache öffentlich erscheinen, und also immer den Popanz meiner Herrlichkeit dem Volk entgegenhalten? Nein, nein, ich will das Volk kennen lernen, und das lernt man nur, wenn man sich unter dasselbe als seinesgleichen mischt. Ich werde überall hingehen, in die Wirthshäuser der Arbeiter, die Clubbs der Unzufriedenen, die Bureaux der Zeitungsschreiber, wie in die Kabinette der Minister. Ich werde Alles sehen, Alles hören, denn man wird sich vor mir niemals verbergen, da ich immer allein und daher immer unbeachtet sein werde. Was die Gefahren anbetrifft, so wissen Sie wohl, daß ich nicht furchtsam bin, und wenn Sie meinen, daß ich einiger Beaufsichtigung bedürfe, so können Sie überzeugt sein, daß ich deren hier überall genießen werde, denn die Pariser Polizei ist sehr gut organisirt und Herr von Sartines wird wohl der Meinung sein, daß ich eben so sehr der strengen Ueberwachung bedürfe, wie irgend einer seiner großen Einbrecher, die von der Galeere von Toulon zurückgekehrt sind. Man ist ja hier der Meinung, daß ich gekommen sei, ganz Frankreich zu stehlen und in meine Tasche zu stecken.

Man weiß, daß dem Willen des Grafen von Falkenstein nichts unmöglich ist, sagte Graf Rosenberg. Wenn Sie Frankreich erobern wollen, so ist das nicht mehr schwer. Die Herzen der Franzosen haben Sie schon erobert.

Ah bah, die Franzosen haben kein Herz, rief der Kaiser achsel-

zuckend, sie haben nur Imagination, und die habe ich aufgeregt, das ist Alles. Wissen Sie, wer hier in Frankreich allein ein Herz hat? Das ist der König, dieser arme, junge, schüchterne König, der sich nicht getraut ein Mann zu sein, aber sich doch fürchtet, daß man es merkt. Ja, der König hat ein Herz, aber ich werde dieses Herz niemals erobern. Wollte Gott, daß die Königin es vermag.

Die Königin? Wenn König Ludwig ein Herz hat, so muß er diese schöne, liebreizende, junge Frau lieben, welche mit so vieler Jugend, so viel Würde, so viel Unbefangenheit und Unschuld verbindet.

Es sollte so sein, sagte Joseph sinnend. Aber es ist hier nicht Alles, wie es sein sollte. Ich habe das schon in diesen wenigen Stunden erkannt. Die Königin ist nicht glücklich, sie ist umringt von Feinden. Aber ich will versuchen, diese Feinde zu entwaffnen und Sie, mein Freund, müssen mir dabei behülflich sein.

Wie kann ich das, Herr Graf?

Sie können es, indem Sie gleich mir Alles sehen, Alles beobachten, auf Alles hören und es mir mittheilen. Schwören Sie mir, mein Freund, schwören Sie mir als ehrlicher Mann, mir Nichts zu verhehlen, mir Alles mitzutheilen, was Sie hören und sehen, mich nicht zu schonen, und enthielte das, was Sie mir zu berichten haben, auch die größten Beleidigungen gegen mich oder die Königin. Wollen Sie mir das schwören?

Ich schwöre es Ihnen, Herr Graf!

Ich danke Ihnen, mein Freund. Ich will mir einbilden, ich hätte die Mission erhalten, meine Schwester Marie Antoinette aus den Händen eines Lindwurms zu befreien, der sie von ihrem Geliebten trennt. Sie begleiten mich als mein treuer Knappe und machen mich auf jede Schlange, die am Wege lauert, auf jeden Stein des Anstoßes, auf jedes Hinderniß aufmerksam, das uns vom Ziel entfernt. Oh, mein treuer vielgeliebter Knappe, wir werden den Lindwurm bezwingen, wir werden die schöne Prinzessin erlösen und ihr den verzauberten Prinzen zuführen!

In diesem Augenblick ließ sich ein lautes Kratzen an der Thür vernehmen und sofort öffnete sich dieselbe. Ein eleganter Herr, einen dreieckigen, mit einer langen weißen Straußfeder geschmückten Hut in der

Hand, einen zierlichen Galanteriedegen an der Seite, trat ein und machte den beiden Herren eine würdevolle, kunstgerechte Verbeugung.

Der Kaiser schritt ihm lebhaft entgegen und fragte in seiner freundlichsten und verbindlichsten Weise nach dem Begehr des Fremden.

Der schöne duftende Cavalier warf sein Haupt mit einer graziösen Bewegung zurück und sagte voll stolzen Selbstgefühls: Man hat mich hieher gebeten, um einem Herrn beim Arrangement seines Haares meinen Rath zu ertheilen.

Ah, der Friseur, sagte der Kaiser lächelnd. Nun denn, mein Herr, haben Sie die Güte, mir Ihren Rath zu ertheilen und mich zu frisiren.

Verzeihung, mein Herr, das ist nicht meines Amtes, erwiederte der Herr stolz. Ich bin nicht der Friseur, sondern der Physiognomist. Erlauben Sie, daß ich meinem Unterbeamten eintreten lasse!

Lassen Sie ihn eintreten, sagte der Kaiser, innerlich belustigt von der feierlichen Würde des Haarkünstlers. Dieser ging gravitätisch nach der Thür hin und öffnete sie.

Jean! rief er mit der Würde eines Feldmarschalls, und sofort erschien auf der Schwelle ein Jüngling, beladen mit Puderbeuteln, Kämmen, Zangen, Bändern, Pomaden und all' den Dingen, die zum Arrangement einer Frisur nothwendig waren.

Jetzt, mein Herr, haben Sie die Güte, Sich zu setzen, sagte der Physiognomist feierlich, indem er den Kaiser einen Stuhl präsentirte.

Es sei, fangen wir unser Werk an, rief der Kaiser, sich lächelnd auf dem Stuhl placirend.

Der Physiognomist stellte sich ihm gegenüber, und die Arme in einander schlagend, betrachtete er ihn lange und aufmerksam.

Haben Sie die Güte, mein Herr, Ihren Kopf auf die linke Seite zu wenden, sagte er, so, noch ein wenig mehr links, daß das volle Licht des Tages Ihr Profil trifft.

Mein Herr, wollen Sie mich erst malen, um mich nachher frisiren zu können? fragte der Kaiser mit mühsam unterdrücktem Lachen, während Graf Rosenberg, nicht mehr im Stande, ein ernsthaftes Gesicht zu machen, an das Fenster stürzte und sein lachendes Gesicht der Straße zuwandte.

Nein, mein Herr, ich studire Ihre Physiognomie, um darnach Ihre Frisur bestimmen zu können, sagte der Physiognomist vollkommen ernst-

haft, indem er sich bald nach dieser, bald nach jener Seite wandte, die scharfen, prüfenden Blicke unverwandt auf das Antlitz des Kaisers gerichtet.

Hinter dem Stuhl stand der Friseur in seinem eleganten Anzug von Nanking, die spitzenbesetzten Aermel zurückgeschlagen, die mit dem großen Frisirkamm bewaffnete Rechte hoch empor gehoben, des Winkes seines Feldherrn gewärtig, um den kühnen Angriff auf das Haar seines Delinquenten beginnen zu können.

Aber der Physiognomist sprach noch immer das befehlende Wort des Angriffs nicht aus. Er betrachtete das Antlitz des Kaisers von allen Seiten, darauf umging er ihn mit langsamen Schritten, und stellte dann wieder sich ihm gerade gegenüber.

Nun endlich ließ er sein Auge mit einem wahrhaften Feldherrnblick auf den Friseur mit der erhobenen Waffe hingleiten.

Physiognomie eines freigelassenen Negers, sagte er mit Pathos. Geben Sie dem Herrn die Negerfrisur.*)

Und sich tief verneigend, wandte der Physiognomist sich ab und verließ das Gemach.

Der Kaiser brach in ein lautes, fröhliches Lachen aus, in welches Graf Rosenberg rücksichtslos einstimmte.

Nun, wie werden Sie es machen, mir eine Negerfrisur zu geben? fragte der Kaiser dann den Friseur, der sofort eifrig an's Werk gegangen war und sich damit beschäftigte, das Toupé des Kaisers aufzulösen.

Ich werde das Haar in lauter einzelne Locken verarbeiten, sagte der Haarkünstler, diese Locken werden das ganze Haupt überfluthen, wie dies bei den Negern der Fall ist.

Nicht doch, rief der Kaiser lachend, trotz meiner Physiognomie eines freigelassenen Negers wünsche ich doch heute weniger pikant und ganz im Styl eines freigeborenen Europäers frisirt zu werden, und behalte mir Ihre geniale Frisur für ein ander Mal vor. Frisiren Sie mich rasch und einfach, meine Zeit ist bedrängt!

Der Haarkünstler gehorchte und in wenigen Minuten war sein Werk vollbracht.

Jetzt, mein Freund, sagte der Kaiser zum Grafen Rosenberg, jetzt

---

*) Mémoires d'un voyageur qui se repose. V. 3. p. 42.

will ich einige Besuche machen, und da man die wichtigsten Dinge immer zuerst vornehmen muß, will ich zuerst die Herren Minister meines Schwagers besuchen, den Grafen Maurepas vor allen Dingen! Es verlangt mich, diesen Mann zu sehen, der nach vierzig Jahren des Exils wieder ward, was er vorher gewesen, Minister, und sein Regiment just wieder so fortsetzt, wie er es damals begonnen hatte. Maurepas ist einer unserer eifrigsten Gegner, ein wüthender Anti-Oesterreicher. Es gelüstet mich vor allen Dingen meine Feinde kennen zu lernen. Kommen Sie also! Gehen wir zu dem Großsiegelbewahrer!

Aber Sie wollen doch nicht zu Fuß dahin gehen? fragte der Graf erschrocken. Erlauben mir der Herr Graf also, daß ich die Equipage vorfahren lasse!

Lieber Freund, meine Equipage ist immer vorgefahren, sagte der Kaiser lachend. Schauen Sie nur da aus dem Fenster. Sehen Sie da drüben an jener Ecke die Reihe der Fiacres? Das sind meine Equipagen!

Ew. Majestät — der Herr Graf wollen mit einem Fiacre fahren?

Ja, nickte der Kaiser, der Herr Graf wollen, so lange sie in Paris sind, immer mit einem Fiacre fahren! Kommen Sie, lassen Sie uns auf die Straße gehen. Ein Wink mit der Hand und meine Equipage fährt vor! —

In der Antichambre des Großsiegelbewahrers, Minister Maurepas, herrschte eine feierliche Stille. Nur der Kammerdiener ging mit gewichtiger Miene und unhörbaren, schleichenden Schritten auf und ab, einer großen Bulldogge gleich, welche die Thür ihres Herrn bewacht und bereit ist, Jeden anzugreifen, der es wagt sich derselben zu nähern. Als er daher da draußen vor der Thür, die in das erste Antichambre führte, sich nähernde Schritte vernahm, blieb er stehen und warf einen drohenden, herausfordernden Blick nach jener Thür hin, welche sich eben öffnete. Zwei Herren traten ein, und zwar mit einer so sichern, unbefangenen und siegesgewissen Miene, daß der Kammerdiener des Ministers sich davon in seinem Innersten empört fühlte.

Ach, sagte er laut, indem er die beiden Fremden mit einem stolzen Blicke maß, die beiden Herren, welche eben im Fiacre vorgefahren sind?

Ja, dieselben, sagte der Kaiser lächelnd. Ist der Herr Graf zu Hause?

Ja, er ist zu Hause, erwiederte der Kammerdiener gewichtig.

Dann haben Sie die Güte und melden Sie ihm den Grafen von Falkenstein!

Der Kammerdiener zuckte die Achseln. Thut mir leid. Sie müssen warten! Ich habe Befehl Niemand zu melden. Der Herr Minister Taboureau befindet sich im Kabinet Sr. Excellenz zu einer wichtigen Conferenz, und bis diese nicht beendet ist, wird Niemand vorgelassen.

Ich finde das sehr natürlich, und ich werde warten, sagte der Kaiser lächelnd, indem er sich auf einen Stuhl unweit der Thür niedergleiten ließ und den Grafen Rosenberg bedeutete, neben ihm Platz zu nehmen.

Eine tiefe Stille trat jetzt wieder ein. Der Kammerdiener begann wieder, die Hände auf dem Rücken gefaltet, langsam und leise auf- und abzugehen, die beiden Herren saßen schweigend neben der Thür, der Kaiser mit lächelnder Geduld das Ende der Minister-Conferenz erwartend.

Wissen Sie, Rosenberg, sagte er nach einer langen Pause, ich bin dem Grafen Maurepas für diese Viertelstunde sehr dankbar, denn es ist eine gute Lehre, welche ich hier empfange. Es ist ein gutes italienisches Sprüchwort: „die Erfahrung ist die Mutter der Weisheit.“ Die Erfahrung lehrt mich, daß das Antichambriren eine demüthigende und langweilige Sache ist: ich werde daher bemüht sein, Niemals Diejenigen, welchen ich Audienz versprochen habe, auf mich warten zu lassen, und niemals irgend Jemand antichambriren zu lassen! Ah sehen Sie nur, die Thür öffnet sich wieder, es scheint, wir bekommen Gesellschaft!

Derjenige, welcher jetzt eintrat, ward indeß von dem Kammerdiener mit mehr Respect und Unterthänigkeit empfangen. Er eilte ihm entgegen und bat in den demüthigsten Worten um Verzeihung, daß Se. Excellenz noch nicht sichtbar sei.

So werde ich warten, sagte der Prinz von Havrai, indem er vorwärts schritt. Auf einmal blieb er stehen, und starrte hinüber zu dem Kaiser, der ihn lächelnd betrachtete.

Mein Gott, Se. Majestät der Kaiser! rief er entsetzt, indem er zu Joseph hineilte, und sich tief vor ihm verneigte. Verzeihen Ew. Majestät nur dieses fürchterliche Versehen.

Still, still! sagte der Kaiser lächelnd, wenn Sie so laut sprechen,

mein Prinz, werden Sie die Herren Minister da drinnen in ihrer Conferenz stören.

Aber Mensch, hat Ihnen Se. Excellenz nicht befohlen, Se. Majestät sogleich anzumelden?

Se. Excellenz hat mir nichts gesagt von einer Majestät, stotterte der Kammerdiener angstvoll. Er hat mir befohlen, Niemand einzulassen, außer einem Grafen, dessen Namen ich zum Unglück vergessen habe.

Außer dem Grafen von Falkenstein!

Ich glaube, das war der Name!

Und Sie lassen den Herrn Grafen dennoch warten?

Mein Gott, ich bitte den Herrn Grafen um Vergebung. Ich werde sogleich eilen mein Versehen wieder gut zu machen!

Bleiben Sie! sagte der Kaiser gebieterisch, und sich dann mit freundlicher Miene an den Prinzen wendend, fuhr er fort: wenn der Prinz von Havrai antichambriren kann, so sehe ich nicht ein, warum es der Graf von Falkenstein nicht auch thun sollte! Warten wir also ruhig ab, bis die Minister-Conferenz beendet ist!

Diese Minister-Conferenz dauerte in der That ziemlich lange, und fast noch eine halbe Stunde verging, bevor die Thür des Cabinets da drüben sich öffnete und der Minister Graf Maurepas heraustrat.

Er kam mit freundlicher Miene und lächelndem Augesicht, die Herren zu empfangen, welche er da am andern Ende des Saals bemerkte. Als er aber näher kommend den Kaiser erkannte, bebte er zusammen und erbleichte vor Schreck. Mit verwirrter Miene eilte er vorwärts, verlegene, unzusammenhängende Worte der Entschuldigung stammelnd.

Der Kaiser reichte ihm mit einem gütigen Lächeln seine Hand dar. Es bedarf gar keiner Entschuldigung, sagte er, die Geschäfte des Staates haben billiger und gerechter Weise den Vorrang vor den Besuchen von Privatpersonen.*)

Aber Ew. Majestät sind keine Privatperson! rief der Minister verwirrt.

Doch mein Herr, sagte der Kaiser ernst. So lange ich in Fran-

---

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe: Hübner, Lebensgeschichte Joseph II. S. 141.

reich verweile, bin ich weiter nichts als das, und ich bitte daß Sie mich immer dafür gelten lassen! Ich habe den Kaiser von Oesterreich in Wien zurückgelassen, und er hat durchaus nichts zu schaffen mit dem Grafen von Falkenstein, der nach Frankreich und vor allen Dingen nach Paris gekommen ist, um sich zu belehren, und große, erhabene Eindrücke zu emfangen, nicht aber, um hier sein eigenes bischen Herrlichkeit zu sonnen und seine Majestät spazieren zu führen. Ich bitte Sie, mir das zu glauben, und den Grafen von Falkenstein, welcher so gern lernen möchte, gütigst zu belehren!

VII.

Die Königin und die Damen der Halle.

In den Gemächern der Prinzessin von Artois drängte sich eine glänzende Gesellschaft auf und ab. Die ganze königliche Familie, der ganze Hofstaat, alle Damen und Herren der hohen Aristokratie waren da versammelt, aber Jedermann beobachtete ein tiefes Schweigen, eine ängstliche Zurückhaltung. Aller Blicke waren mit gespannter Erwartung nach dem, dicht neben dem großen Empfangsaale befindlichen Gemach hin gerichtet, von welchem man zuweilen schmerzliches Schreien, unterdrücktes Aechzen vernahm.

In diesem Zimmer sollte sich heute ein wichtiges, für ganz Frankreich bedeutungsvolles Ereigniß begeben, in diesem Zimmer sollte die königliche Prinzessin dem Königshause einen neuen Sprößling gebären. Das Schicksal hatte der Gräfin von Artois diesen Vorzug vor der Königin, und vor der Gräfin von Provence gegönnt, und die heißesten Wünsche des Hofes und ganz Frankreichs sollten sich endlich jetzt erfüllen; dem Hause der Bourbonen sollte in einem neuen Erben eine neue Gewähr seiner Zukunft erstehen.

Aber wird es ein Erbe sein? Wird die Gräfin von Artois einen Sohn gebären, einen Prinzen, der vielleicht dereinst der Nachfolger des kinderlosen Königs, des kinderlosen Grafen von Provence sein wird?

Das war die Frage, welche sich die königliche Familie, der Hof, die Dienerschaft leise wiederholte, welche das Volk, das draußen in dichten

Schaaren die Corridore und Gallerien, die Treppen und Gänge erfüllte, mit lauter Stimme rief.

Die Niederkunft einer königlichen Prinzessin beschäftigte in dieser Stunde ganz Paris. Alle Behörden und Corporationen hatten ihre Vertreter nach Versailles gesandt, um derselben beizuwohnen, oder vielmehr in dem Empfangsaal die Kunde zu erwarten. Denn da es nicht die Königin, sondern nur eine königliche Prinzessin war, deren Niederkunft man erwartete, so gehörte dieser Act auch nur halb der Oeffentlichkeit an. Nur die königliche Familie und die Minister verweilten in dem Zimmer der Prinzessin. Niemand sonst durfte dasselbe betreten, während bei der Niederkunft einer Königin von Frankreich alle Thüren geöffnet waren, und das ganze Volk, die Fischweiber der Halle, die Bettler der Straße, die Gamins und Handwerker eben so berechtigt waren das Zimmer der Königin zu betreten, als die Herzoge und Grafen, und die höchsten Würdenträger des Reichs.*)

Heute aber, da es nur eine Prinzessin war, welche ihre Entbindung erwartete, durfte das Volk die Zimmer nicht betreten, nur die Corridore und Gallerieen waren ihm geöffnet, nur in der Vorhalle, im Hof, auf den Treppen und im Garten durfte es sich lagern, des Moments gewärtig, wo da oben auf dem Balcon der Accoucheur der Prinzessin in Begleitung der ersten Magistratsperson von Paris erscheinen würde, um mit lauter Stimme die Geburt eines Prinzen, oder einer Prinzessin zu verkünden.

Seit sieben Stunden harrte man dieses Moments, seit sieben Stunden befand sich die Königin neben dem Lager der Prinzessin von Artois, mit den liebevollsten Worten ihr Trost zusprechend, mit zarter Aufmerksamkeit um sie bemüht, und ihr beistehend mit der Sorgsamkeit einer liebevollen Pflegerin.

Endlich war der feierliche Moment gekommen, endlich war der erste königliche Leibarzt in die Thür des großen Empfangsaals getreten, und hatte gerufen: „Die Prinzessin von Artois ist im Begriff entbunden zu werden!" Endlich verkündete das durchdringende Geschrei einer Kinderstimme, welche auf einmal die feierliche Stille unterbrach, daß die Gefahr vorüber, daß die Entbindung erfolgt sei.

*) Madame de Campan. Vol. I. p. 201.

Dann wieder trat eine Stille ein, inmitten dieser Stille vernahm man die laute, feierliche Stimme des Arztes, welcher rief: Ihre königliche Hoheit die Prinzessin von Artois hat einen Prinzen geboren!

Ein lauter, durchdringender Freudenschrei beantwortete diese Kunde. Es war die junge Mutter, welche diesen Schrei ausgestoßen. Mit flammenden Augen, mit glühendem Erröthen hob sie ihr Haupt von den Kissen empor, und mit der Hand an ihre fieberhaft glühende Stirn schlagend, rief sie jauchzend: „Mein Gott, mein Gott, wie glücklich bin ich!“*)

Die Königin neigte sich über sie, und küßte ihre Stirn, und flüsterte ihr zärtliche Worte der Theilnahme, der Liebe in's Ohr, und Niemand sah, wie sie dabei an dem spitzenbesetzten Kopfkissen ihrer glücklichen Schwägerin heimlich ein Paar Thränen abtrocknete, welche wider ihren Willen in ihre Augen getreten waren.

Als sich aber dann die Königin erhob, waren ihre Augen wieder hell und klar, und eine vollkommene Ruhe und Heiterkeit sprach aus ihren Zügen. Mit zärtlichen Worten nahm sie Abschied von der Prinzessin, und schickte sich an, in ihre Gemächer zurückzukehren; schweigend und mit lächelnder Ruhe durchschritt sie die Säle, mit Gelassenheit und Würde die Damen und Herren des Hofes begrüßend, welche sich zu beiden Seiten ihres Weges aufgestellt hatten, und sich ehrfurchtsvoll vor ihr neigten. — Alsdann trat sie hinaus auf den Corridor, um über die Treppen und Gallerien zu ihren Appartements zu gelangen. Hier aber veränderte sich auf einmal die Scene; statt des vorherigen Schweigens herrschte hier lautes, jubelndes Geräusch, statt der ehrfurchtsvollen Höflinge, welche demüthig zurücktraten, um ihrer Königin Platz zu machen, war hier das Volk, welches sich mit wildem Ungestüm heran drängte, um die Königin zu begrüßen, und ihr auf seine Weise seine Huldigungen darzubringen.

Jeder fühlte sich berufen, der Königin ein Wort der Bewunderung,

---

*) Madame de Campan. Vol. I. p 216. — Dieser Prinz, den seine Mutter mit so entzücktem Ausrufe des Glückes begrüßte, war der nachherige Herzog von Berry, der Vater des jetzigen Grafen von Chambord. Er ward im Jahre 1827, als er eben in's Theater eintrat, ermordet und starb daselbst in den Armen des Königs Ludwigs XVIII., des vormaligen Grafen von Provence.

einen Gruß der Liebe entgegen zu rufen, und nur langsam, Schritt vor Schritt, konnten die beiden Livreebedienten, welche der Königin vorangingen, sich Bahn machen und der Königin eine kleine Gasse öffnen, durch welche sie dahinschreiten konnte.

Ein banges, ängstliches Gefühl bemächtigte sich der Königin; jetzt zum ersten Male bereuete sie es, die Etiquette abgeändert zu haben, welche bis dahin den Königinnen nicht gestattet hatte, anders als in Begleitung ihrer Damen, unter Vortritt zweier Läufer, durch die Gallerieen und über die Treppen von Versailles dahin zu gehen. Marie Antoinette hatte sich von der Last dieser Etiquette befreit und nur zwei Lakaien begleiteten sie auf ihren Wanderungen durch das Schloß. Heute zum erstenmal ward ihr diese Neuerung unbequem, denn sie wäre sicher und behütet gewesen in der Mitte ihrer Damen, während sie jetzt der unmittelbaren Berührung dieser rohen Masse ausgesetzt war und es sich gefallen lassen mußte, daß die Fischweiber, diese gefürchteten und berühmten Damen der Halle, welche sich seit Jahrhunderten das Recht erobert hatten, stets ungenirt zu ihren Souverainen sprechen zu dürfen, sich dicht an sie heran drängten, und an sie allerlei seltsame und wenig decente Reden richteten, welche indeß von der Menge mit lautem Bravorufen begrüßt wurden.

Marie Antoinette fühlte, wie ihre Wangen erglühten, und hastig, mit schamvoll gerötheten Wangen, mit gesenkten Augen, schüchtern und erröthend wie ein junges Mädchen, setzte sie ihren Weg fort, immer umdrängt von den Damen der Halle, immer ihren Zurufen und witzigen Bemerkungen ausgesetzt.

Seht nur, rief die Eine von ihnen, indem sie dicht an die Königin heran trat, seht nur, wie lieblich die Königin anzuschauen ist, wie eine junge Rosenknospe. Aber Frau Königin, Sie sollten d'ran denken, daß Sie keine Knospe mehr sind, sondern eine wundervolle Rose, und daß wir darauf warten, daß Sie uns eine Knospe aufblühen lassen, welche wir Alle hegen und pflegen wollen, als unsern schönsten Schatz!

Das ist wahr, das ist wahr! jubelte die Menge. Die Frau Königin Rose ist es uns schuldig, wir warten auf ihre Rosenknospe!

Sehen Sie, schöne Frau Königin, rief ein anderes Weib, Sie sind daran Schuld, daß wir heute hier sieben Stunden in den Gängen und auf den Treppen haben lagern und die Sonne auf unsern Kopf haben

scheinen lassen müssen. Wären Sie es gewesen, welche da statt der Prinzessin von Artois ihre Frauenpflicht erfüllten, so hätte man uns die Thüren dieser Säle nicht verschließen dürfen, und die Damen der Halle und das gute Volk von Paris und Versailles hätte nicht nöthig gehabt, hier draußen zu stehen, sondern wir wären neben den Herzoginnen und Prinzessinnen in den goldenen Sälen gewesen, und hätten uns gleich ihnen gebläht auf den sammetnen Lehnstühlen. Frau Königin, das nächste Mal, wenn wir nach Versailles kommen, müssen Sie dazu die Veranlassung sein, und die Zimmer müssen für uns offen stehen, damit wir die junge Königsmutter und ihren schönen Dauphin sehen können.

Ja, ja, so muß es sein, rief die Menge, wenn wir wiederkommen, muß es die Königin sein, welche uns ruft, weil wir Zeuge sein sollen, wie sie dem König und Frankreich einen Dauphin schenkt!

Die Königin schien alle diese Reden gar nicht vernommen zu haben; mit derselben ruhigen, stolzen Haltung, demselben sanften Ausdruck ihres schönen Angesichts, ging sie weiter, nur hatte sie noch nicht ein einziges Mal wieder ihre Augen aufgeschlagen, und die Purpurrosen auf ihren Wangen waren höher aufgeblüht. Jetzt näherte sie sich dem Ende dieser qualvollen Wanderung, jetzt befand sie sich dicht vor der Thür ihrer innern Gemächer. Einmal dieselbe überschritten, war sie gerettet vor den Zudringlichkeiten der Menge, denn weiter als bis hieher durfte sie ihr nicht folgen, hier hörten die Gerechtsame des Volkes auf und die der Königin begannen.

Aber die Damen der Halle kannten dieses Gesetz sehr wohl, und sie wollten daher, bevor die Königin ihnen entschwand, ihr noch ihre Abschiedsgrüße sagen.

Versprechen Sie uns, Frau Königin, rief Eine von ihnen mit schmetternder Stimme, versprechen Sie uns, daß Sie uns bald einen Dauphin schenken wollen, einen tüchtigen, derben Jungen, der so schön ist, wie seine Mutter, und so gut und redlich wie sein Vater!

Ja, versprechen Sie uns das, Frau Königin, rief der jubelnde Chor. Die Männer und Weiber, Alles drängte sich fröhlich heran, um die Antwort der Königin zu vernehmen.

Marie Antoinette war jetzt ganz nahe vor der schon geöffneten Thür, sie athmete hoch auf, und zum erstenmal richtete sie jetzt wieder das Auge

auf die Menge, um mit einem traurigen, schmerzvollen Blick Abschied zu nehmen von ihren Quälern.

Aber in diesem Moment schob sich ein großes, breitschultriges Weib zwischen die Königin und die geöffnete Thür, und ihre braunen, nackten Arme hoch emporhebend, rief sie: Sie dürfen uns nicht verlassen, Frau Königin, bevor Sie uns Ihr Versprechen gegeben haben. Wir lieben Sie und wir lieben den König, und wir wollen nicht, daß der Graf von Provence einst König werde; wir wollen, daß Ihr Sohn unser König werde. Versprechen Sie uns also, daß Sie uns einen Dauphin schenken wollen!

Die Königin gab sich noch immer das Ansehen, gar nichts zu hören und zu verstehen. Sie trat seitwärts, um an der Poissarde vorüber nach der Thür zu gehen; aber das Weib merkte ihre Absicht, und vertrat ihr auch hier den Weg.

Ich bitte, Madame, sagte Marie Antoinette sanft, lassen Sie mich meinen Weg fortsetzen.

Erst müssen Sie uns das Versprechen geben, Frau Königin, sagte die Poissarde trotzig, ihre Hände in die Hüften stemmend.

Ja, erst müssen Sie uns das Versprechen geben, jubelte und schrie die Menge, und alle diese lachenden Gesichter, diese funkelnden, blitzenden Augen waren auf Marie Antoinette hingewandt. Sie fühlte, daß ihre Kräfte sie verließen, daß sie nicht mehr im Stande sein würde, ihre Fassung zu bewahren, all ihr Blut drängte nach ihrem Herzen hin und wie ein glühender Feuerstrom brannte es in ihren Augen. Sie mußte sich erretten vor dieser grausamen, fürchterlichen Menschenmenge, und sich flüchten in die Einsamkeit ihres Kabinets.

Versprechen Sie uns, daß Sie uns bald einen Dauphin schenken wollen, rief die Poissarde noch einmal mit gellender Stimme.

Ich verspreche es! sagte die Königin ernst und laut. Jetzt aber bitte ich, Madame, geben Sie die Thür frei!

Das Weib trat zurück, Marie Antoinette überschritt die Schwelle, hinter ihr her tönte das Jubelgeschrei der Menge, welche brüllte und rief: sie hat es versprochen, die Königin hat uns einen Dauphin versprochen!

Marie Antoinette bebte in sich zusammen bei diesen Worten, und

eilte rasch vorwärts, schnell durch das Vorzimmer, in welchem die Dienerschaft sich befand, durch die zweite Antichambre, wo ihre dienstthuenden Damen sie begrüßten. Mit zitternder Hast öffnete sie selbst die Thür zu ihrem Kabinet. Niemand war dort, außer ihrer ersten Kammerfrau, Frau von Campan.

Mit einem leisen Aechzen glitt Marie Antoinette auf einen Sessel nieder. Campan, sagte sie hastig und gedrückt, schließen Sie die Thüren, lassen Sie die Portièren nieder, lassen Sie Keinen ein, damit Niemand mich hören, Niemand mich sehen könne, damit kein Mensch Zeuge sei von dem Jammer und Elende der Königin von Frankreich!

Und mit einer leidenschaftlichen Bewegung schlug Marie Antoinette ihre beiden Hände vor ihr Angesicht und weinte bitterlich.*)

Nach einer langen Pause ließ sie ihre Hände wieder von ihrem Antlitz gleiten und heftete ihre von Thränen umdüsterten Blicke auf ihre Kammerfrau, welche vor ihr kniete, und mit Blicken schmerzlichster Theilnahme zu ihr aufschaute.

Oh, Campan, was habe ich hören, welche Schmach habe ich erdulden müssen, rief sie schaudernd. Oh, das niedrigste Weib der Straße ist gesegneter und glücklicher als ich, wenn sie daher schreitet mit ihrem Säugling an der Brust. Sie hat nicht nöthig, ihr Auge schamvoll zur Erde niederzuschlagen, wenn man sie fragt: „Weib, wo hast Du Deine Kinder? Wo hast Du den Segen Gottes?“ Sie kann ihn zeigen, den Segen Gottes, denn sie hat ihr Kind, und mit stolzer Verachtung kann sie vorübergehen an der Königin von Frankreich, welche arm und einsam ist, welche nichts hat, was sie ihr Eigen nennen könnte, welche ganz verlassen dasteht auf ihrem Throne! Die Königin hat eine Krone, aber diese Krone gehört Frankreich, die Königin hat auch ein Herz, aber dieses Herz gehört Niemand, es ist verschmäht, verstoßen und einsam. Sie hat keinen Gemahl, kein Kind, und der Segen Gottes ist nicht mit ihr!

Der Segen Gottes ist mit ihr, und wird sie dereinst herrlich umstrahlen! rief die Campan begeistert. Der Segen Gottes ist die Liebe, und Gott hat einen Strahl dieses Segens in das Herz des Königs gesenkt, und aus diesem Strahle wird einst die Sonne Ihres Glückes aufgehen, Majestät!

---

*) Mémoires de Madame de Campan. Vol. I. p. 116.

Marie Antoinette schüttelte traurig ihr Haupt. Nein, sagte sie leise vor sich hin, der König liebt mich nicht. Sein Herz hat keine antwortende Stimme für das meine, er ist jetzt an mich gewöhnt, er liebt mich vielleicht wie eine Schwester, aber mehr nicht, mehr nicht!

Er liebt Ew. Majestät mit der glühenden, begeisterten Anbetung eines Liebhabers, flüsterte ihre Vertraute, nur ist er noch zu schüchtern, es zu sagen, nur kann er in der Ueberfülle seiner Liebe noch keine Worte finden, um sie auszusprechen, nur fehlt ihm in seiner Bescheidenheit erst die freudige Zuversicht der Gegenliebe, um beredt zu werden!

Nein, nein, der König liebt mich nicht! wiederholte Marie Antoinette traurig. Ich habe Alles versucht, mir sein Herz zu gewinnen, und ich bin mit Allem gescheitert. Er hat Nachsicht mit meinen Fehlern, großmüthiges Erfüllen für meine Wünsche; er belustigt sich zuweilen in meiner Gesellschaft, und ich vermag es mitunter ihn zu erheitern, aber das ist Alles. Es ist die ruhige, heitere Neigung eines Bruders, nichts weiter. Mein Gott, und mein ganzes Herz sehnt sich nach Liebe, nach dieser andern, himmlischen, glückseligen Liebe, von welcher die Dichter singen, und welche die edelsten Frauen preisen als den edelsten Theil ihrer Seele; mein ganzes Herz ist sein, ist meines Gemahls, und Er, Er weiß es nicht! Er ist nicht mein!

Der König weiß es nur nicht, wie sehr er Ew. Majestät liebt, sagte Frau von Campan. Seine Liebe ruht wie ein Geheimniß, das er selbst nicht kennt, in der Tiefe seines Herzens. Es bedarf nur eines Anstoßes, eines glücklichen Zufalls, eines eifersüchtigen Traums, um es zu wecken.

Ich hoffe nichts mehr, und wünsche nichts mehr! seufzte die Königin. Möge der Zufall kommen und der eifersüchtige Traum, ich will ihn willkommen heißen als meinen Erlöser und Erretter, denn ich erleide Folterqualen!

Sie senkte ihr Haupt auf ihre Brust, und langsam rannen ein paar Thränen über ihre Wangen nieder und fielen herab auf ihre Hände, die gefalten in ihrem Schooß ruhten.

Diese brennenden Thränen schienen die Königin auf einmal aufzuschrecken aus der Apathie ihres Kummers. Sie zuckte zusammen und richtete ihr Haupt wieder empor. Mit einer schnellen Bewegung nahm sie ihr Taschentuch und drückte es an ihre Augen, dann stand sie auf

und ging mit weiten Schritten auf und ab. Allmälig nahmen ihre Züge einen ernsten, ruhigen Ausdruck an, ihre Haltung ward wieder sicher und fest.

Vor der Kammerfrau stehen bleibend, reichte sie ihr mit einem sanften Lächeln ihre Hand dar. Sie haben mich heute schwach gesehen, gute Campan, sagte sie, ich bitte Sie aber, vergessen Sie es, und dafür verspreche ich Ihnen, daß Sie mich niemals wieder so sehen sollen. Es giebt Schmerzen, welche man immer mit dichten Schleiern umhüllen muß und die selbst das Auge Gottes kaum sehen darf. Meine Schmerzen sind dieser Art; Niemand darf sie sehen, Niemand darf sie nur errathen. Ich muß sie verbergen unter einem lachenden Angesicht, unter der Schminke, die meine Wangen bedeckt, und unter dem Diadem, das meine Stirn schmückt! Sprechen wir niemals wieder davon! — Und jetzt, Campan, jetzt rufen Sie meine Frauen, lassen Sie die Equipagen vorfahren. Ich will Toilette machen! Léonard hat eine ganz neue Frisur erfunden, die will ich heut Morgen versuchen. Die Bertin hat allerliebste Hüte gebracht, wir wollen den schönsten und kleidsamsten davon auswählen und in demselben will ich spazieren fahren, in einer Stunde schon. Benachrichtigen Sie die Prinzessin von Lamballe, sie soll mich begleiten. Sagen Sie dem Kammerhern, daß ich nicht in einer Kutsche, sondern in einem offenen Wagen meine Spazierfahrt machen will. Ganz Versailles soll mich sehen! Es ist heute ein Freudentag und alle Welt soll sehen, daß die Freude über die Geburt des jungen Prinzen auch für die Königin eine Freude ist, und meine Feinde sollen nicht sagen können, daß Marie Antoinette ihre Schwägerin beneidet um ihr Mutterglück! Und nicht bloß Versailles, sondern auch Paris soll sich überzeugen, wie innigen Antheil ich an dem Glück der Gräfin von Artois nehme. Heut Abend ist Oper, man giebt die Iphigenia, eine deutsche Oper, eine Oper meines herrlichen Lehrers und Meisters Gluck! Der Kaiser hat gewünscht, sie zu hören, und ich werde ihn begleiten. Oh, ich werde mich heute den Parisern zeigen in allem Glanze des Glückes. Sie sollen es schon erkennen müssen, daß Marie Antoinette ganz glücklich und zufrieden ist, und daß sie Niemand, Niemand auf der Welt zu beneiden hat! Kommen Sie, Campan, wir wollen Toilette machen!

VIII.

Das angenommene Kind der Königin.

Eine Stunde später verließ die Königin ihre Gemächer, um ihre Spazierfahrt anzutreten. Sie hatte eine prachtvolle Toilette gemacht, und auf der Spitze dieser Frisur, die Léonard heut zur Abwechslung von der sonstigen Thurmhöhe ziemlich niedrig als „Parterre" frisirt hatte, prangte ein reizendes Hütchen, umflattert von Blumen, Federn und Bändern. Die Wangen der Königin waren hoch geschminkt, und damit Niemand sehen möchte, daß ihre Augen vom Weinen leicht geröthet waren, hatte Marie Antoinette selbst ihre unteren Augenwimpern leicht mit einem schwarzen Strich umrändert, auf daß ihre Augen doppelt glänzend und hell erscheinen sollten. Ein strahlendes Lächeln umspielte die purpurrothen, leicht aufgeworfenen Lippen der Königin; niemals hatte man sie schöner, liebreizender, unbefangener und gnädiger gesehen, als an diesem Morgen.

Marie Antoinette hatte befohlen, daß man den Weg durch die Stadt Versailles nehme. Ueberall, wo die knallenden Vorreiter das Herannahen der königlichen Wagen verkündeten, öffneten sich die Fenster der Häuser, und Kopf an Kopf schaute heraus, um die Königin zu begrüßen, überall auf der Straße, wo Marie Antoinette vorüberkam, blieben die Leute stehen, um ihre Hüte zu schwenken, um mit emporgehobenen Händen und lachenden Gesichtern ihre schöne junge Königin zu begrüßen, welche dem Volk heute ein so köstliches Versprechen gegeben.

Marie Antoinette schien ganz berauscht über dies Zujauchzen des Volkes. Sie lieben mich, mein Gott, sie lieben mich, diese guten Leute, sagte sie zu den Damen, welche in ihrem Wagen saßen, sie sind ganz glücklich mich zu sehen, und ich bin eben so glücklich von ihnen gesehen zu werden! Und sie grüßte nach allen Seiten hin mit ihrem lieblichsten Lächeln, und hatte für Jedermann ein anmuthiges Kopfneigen und einen bezaubernden, warmen Liebesblick.

Ew. Majestät sehen, sagte die Prinzessin von Lamballe, es ist noch immer so, wie Herr von Brissac bei Ihrem Einzug in Paris sagte: Ew. Majestät sind von tausend und tausend Liebhabern Ihrer Person umgeben!

Ja, rief die Königin, lächelnd auf die jubelnden Menschen hindeu-

tend, meine Liebhaber sind auf die Straße und an die Fenster gekommen, um mich zu begrüßen, aber meine Feinde sind in ihren Häusern geblieben, und deshalb kann ich sie nicht sehen, aber ich darf sie doch niemals vergessen, und weiß Gott, sie erinnern mich alle Tage daran, daß sie existiren, obwohl sie sich sorgfältig vor mir verhüllen, und mich niemals ihr wahres Antlitz sehen lassen! Ach, Prinzessin, wer bürgt mir denn dafür, daß nicht auch einige meiner anscheinenden Liebhaber da nur Masken tragen, und eigentlich meine Feinde sind! Oh, wenn die Könige die Macht besäßen, die Masken von den Gesichtern der Menschen fortzunehmen, dann würden die Fürsten und die Völker glücklicher sein. Aber so wie es ist, müssen wir Alle unsere Maske tragen, meine Liebhaber da, welche mir zujauchzen, indem sie mich vielleicht heimlich verwünschen, und ich, welche mit einem seligen Lächeln ihre Grüße erwiedere und ihnen doch mißtraue!

Die königliche Equipage hatte jetzt das Ende der Straße erreicht und rollte nun durch das Thor hinaus in's Freie, in die lachende grüne Landschaft.

Marie Antoinette ließ ihre entzückten Blicke über die Gegend hinschweifen und grüßte mit ihren Augen die grünen Bäume, den blauen Himmel und die flatternden Wolken, und folgte den Vögeln, welche im raschen Fluge durch die Luft dahin rauschten.

Fliegen, ich möchte fliegen! rief die Königin. Warum hat uns Gott keine Flügel gegeben, daß wir gleich den Vögeln uns emporschwingen können zum Himmel! Müssen wir nicht auf der Erde dahin kriechen wie die Schnecken, und kommen nicht weiter? Rascher, man soll rascher fahren, rief sie ungeduldig. Ich will einmal das Gefühl haben, als ob ich flöge, ich will die Luft durchschneiden, so schnell wie die Vögel da oben. Rascher, man soll rascher fahren!

Die Ehrendame winkte dem Stallmeister zur Seite des Wagens, und wiederholte ihm den Befehl der Königin, und der Stallmeister sprengte vorwärts und rief den Kutschern und den Vorreitern zu: Rascher, man soll rascher fahren!

Und wie im Fluge brauste der Wagen dahin, im sausenden Galopp vorüber an einzelnen Bauerhäusern und durch die Dörfer, durch welche die Straße hinführte; die Königin lag sanft zurückgelehnt in die

Kissen des Wagens und athmete mit halbgeöffneten Lippen die Luft ein, welche sie umwirbelte.

Auf einmal ertönte ein gellender Schrei, und mit einem raschen Ruck hielt der Wagen an. Die Königin fuhr empor aus ihren Träumereien und lehnte sich vorwärts.

Was ist geschehen? Um Gottes Willen, was ist geschehen? fragte sie angstvoll den Stallmeister, der eben an den Schlag des Wagens heransprengte.

Majestät, ein Kind ist quer über den Weg gelaufen und unter die Pferde gerathen.

Ein Kind! rief die Königin, im Wagen aufspringend. Es ist todt, nicht wahr, es ist todt?

Nein, Majestät, es ist zum guten Glück ganz unbeschädigt davon gekommen. Der Kutscher hat die Pferde rechtzeitig angehalten, daß die Räder des Wagens das Kind nicht berührt haben, der Vorreiter hat das Kind unter den Pferden hervorgezogen. Es ist wirklich ganz unverletzt, nur ein wenig betäubt. Sehen Ew. Majestät nur, da liegt es im Arm der alten Bäuerin, sie ist vermuthlich seine Großmutter, oder ihm verwandt, denn sie kam aus der Hütte dort gestürzt und rief nach dem Kinde.

Sie wird das Kind wieder in der Hütte nehmen wollen, sagte die Königin, und indem sie ihre beiden Arme nach der alten Frau hinstreckte, welche eben mit einem kleinen Knaben am Arm hastigen Schrittes nach der Hütte hinlief, rief die Königin mit lauter, flehender Stimme: Gebt mir das Kind! bringt mir das Kind hierher! Ich will es sehen! Ich will es haben! Dies Kind ist mein! Der Himmel selbst hat es mir gesendet, damit es mich tröste, damit es mein Kind werde.*)

Und zitternd vor Aufregung, das Antlitz überfluthet von Thränen, streckte Marie Antoinette noch immer ihre Hände nach der alten Bäuerin hin, die eben, von dem Stallmeister herbeigeholt, mit dem Knaben im Arm sich dem Wagen der Königin näherte.

Oh, sehen Sie nur, sehen Sie, meine Damen, welch ein Engel das ist! rief die Königin, deren Thränen plötzlich versiegten, und die mit

*) Campan I. 117.

leuchtenden Blicken auf den kleinen Knaben hinschaute, der mit seinen großen, blauen Augen, seinen langen, gelben Locken, seinen von Gesundheit strotzenden, frischen Wangen wirklich reizend anzusehen war, trotz des kleinen, zerrissenen rothen Jäckchens, und der nackten, braunen, nicht allzu saubern Füße.

Hat das Kind noch seine Mutter? fragte die Königin, die großen Augen unverwandt und mit einem zärtlichen Ausdruck auf den Knaben gerichtet.

Nein, Madame, sagte die alte Bäuerin, meine Tochter ist letzten Winter gestorben, und hat mir die Last von fünf kleinen Kindern zurückgelassen!

Oh, diese Kinder sollen Euch nicht länger zur Last fallen, rief die Königin heiter. Ich übernehme es, für alle diese Kinder zu sorgen, und diesen kleinen Knaben hier nehme ich gleich mit mir. Wollt Ihr darein willigen, gute Frau?

Ach, Madame, die Kinder werden zu glücklich sein, jauchzte die Bäuerin. Aber mein kleiner Jacob ist so unartig und wild, er wird am Ende nicht bei Ihnen bleiben wollen!

Oh, ich will ihn schon lehren, mich zu lieben! rief Marie Antoinette; geben Sie mir den Knaben.

Sie beugte sich nieder und empfing aus den Händen der Bäuerin den kleinen Knaben, der, starr vor Staunen und Verwunderung, schweigend und fast unbeweglich Alles mit sich geschehen ließ, und ohne Sträuben den Platz auf dem Schooße der Königin einnahm.

Sehen Sie wohl, er fürchtet sich schon nicht vor mir, rief die Königin triumphirend, wir werden bald gute Freunde werden. Adieu, gute Frau! Ich sende heute noch Jemand her, der die Kinder in eine Pensions-Anstalt bringen soll. Jetzt, Herr von Viévigne, bitte ich, daß wir nach Versailles zurückkehren. Sage Deiner Großmama Lebewohl, kleiner Jacob. Jetzt bleibst Du bei mir!

Lebe wohl, mein Jacob, mein guter, kleiner Jacob! rief die alte Bäuerin mit erstickter Stimme. Gedenke zuweilen —

Ihre Worte verhallten unter dem donnernden Geräusche des dahin brausenden Wagens, der sich vor den nachstarrenden Blicken der alten Frau bald in einer Wolke von Staub in der Ferne verlor.

Aber das Geräusch der Räder und die Luft, welche des Knaben goldene Locken fächelte, schienen ihn endlich aus seiner Betäubung zu wecken. Er rollte seine großen Augen wild umher, und seinen Kopf rückwärts werfend an den Busen der Königin, riß er den Mund auf und begann jenes fürchterliche, unharmonische Geschrei, welches das Entsetzen und die Qual aller Mütter und Kinderwärterinnen ist, und welches noch niemals in der Equipage der Königin vornommen worden war.

Aber Marie Antoinette schien dieses Geschrei für einen gar lieblichen und anmuthigen Gesang zu halten, denn je mehr der kleine Jacob alle Orgelpfeifen seiner Brust in Bewegung setzte, desto herzlicher lachte die Königin, je wilder er mit seinen Füßen strampelte, desto zärtlicher drückte sie ihn an ihr Herz und merkte es gar nicht, daß ihre Damen mit bedenklichen Gesichtern ihre hellen, seidenen Roben betrachteten, welche Jacob mit seinen Fußtritten regalirte, und an denen seine Füße sehr wenig erfreuliche dunkle Spuren zurückließen.

Endlich war man wieder in Versailles angelangt, und mit ihrem neueroberten Glück im Arm trat die Königin wieder in ihre Gemächer ein.

Aber dieses neueroberte Glück ließ noch immer sein furchtbares, ohrenzerreißendes Lied erschallen. Es strampelte und schlug so heftig um sich, daß Marie Antoinette es aus ihren Armen lassen mußte. Mit Entsetzen sahen die Lakaien, die Kammerdiener und die Pagen in den Antichambres, die Kammerfrauen und die Damen der Königin in dem zweiten Vorsaal, die Königin daher schreiten mit dem kleinen Bauernjungen an der Hand, auf dessen Antlitz der Staub der Straße von seinen Thränen zu einem wunderbaren Brei zusammengerührt worden, welcher Brei allerlei seltsame Hieroglyphen auf die rosigen Wangen des Knaben gemalt hatte. Der kleine Jacob achtete auf dies Alles nicht. Er sah weder die schön geputzten Damen, noch die goldbetreßten Lakaien, ihm imponirte auch nicht der goldene Glanz dieser Gemächer, die er an der Hand der Königin durchschritt, und er hatte gar kein Ohr für die zärtlichen Liebesworte der Königin von Frankreich.

Ich will zu meiner Großmutter! brüllte und schrie der Knabe. Ich will zu meinem Bruder Louis und meiner Schwester Marianne!

Oh, mein kleiner Jacob hat ein gutes Herz, rief die Königin triumphirend. Er liebt seine Geschwister und all' unsere Pracht und unsere

Zärtlichkeit ist ihm gleichgültig. In dem Königsschlosse sehnt er sich nach seiner Hütte, und die Königin von Frankreich ist ihm lange nicht so viel werth als die alte Bäuerin, seine Großmutter. Oh, wie gut mir das gefällt, mein kleiner Jacques! Mögest Du niemals dies Gefühl der Liebe und der Treue verlieren, es nie an die Schlechtigkeit und Heuchelei der Welt hingeben!

Sie neigte sich nieder und küßte die helle, schön gewölbte Stirn des Knaben, der sich in dem Trotz seines Kummers indeß beeilte, mit seinen beiden Händen den königlichen Kuß von seiner Stirn fortzureiben.

Marie Antoinette lachte laut auf und führte den Knaben in ihr Kabinet, wohin sie der Frau von Campan gebot, ihr zu folgen. — Dort angelangt, nahm das Antlitz der Königin plötzlich eine ernste Miene an, mit einer fast feierlichen Haltung geleitete sie den Knaben zu dem Divan hin, auf welchem sie heute Morgen in Thränen aufgelöst gesessen hatte, und setzte das Kind auf derselben Stelle nieder.

Campan, sagte sie, dort saß ich heute und klagte mein Geschick an, und weinte über mein vereinsamtes, liebeleeres Dasein. Sehen Sie nur, wie gütig Gott ist! Er hat mich ein Kind finden lassen, dem ich Mutter sein, dem ich alle die Liebe spenden darf, welche sonst ungesehen und ungenutzt in meinem Herzen verdorren müßte! Hier an dieser Stelle schwöre ich Dir, mein Kind, ich will Dir stets eine gute und treue Mutter sein, ich will für Dich sorgen mit Liebe und Treue, und stets nur Dein Wohl und Bestes im Auge behalten. Möge Deine Mutter im Himmel, möge Gott selber meinen Schwur hören! — Und jetzt, gute Campan, jetzt wollen wir uns berathen, was wir zunächst zu thun haben, und woher wir sogleich eine Bonne nehmen, damit sie den kleinen, wilden und schmutzigen Bären in das reizende, schöne, kleine Menschenkind umschafft, das er wirklich ist!

Der Knabe, welcher einen Moment geschwiegen und sich erholt hatte vom langen Brüllen, begann dasselbe jetzt mit erneuerter Gewalt, und schrie und heulte mit wüthender Heftigkeit. Ich will fort! Ich mag hier nicht sein! Ich will zu meiner Großmutter! Zu meinen Geschwistern!

Aber so schweig doch, Du kleiner Wütherich! rief Frau von Campan zürnend. Das ist ja ein fürchterliches, ohrzerreißendes Lied, das Du da singst!

Nein, sagte die Königin eifrig, nein, es ist ein schönes Lied, Campan.

Es ist das Hohelied von der treuen Liebe, die sich durch Glanz und Flitter nicht bestechen läßt!*)

IX.

Chantons, célébrons notre reine!

Alle Räume der großen Oper waren schon lange vor Beginn der heutigen Vorstellung von dem glänzendsten und auserlesensten Publikum angefüllt. In den Logen des ersten Ranges sah man die Damen der hohen Aristokratie in glänzender Toilette, geschmückt mit Brillanten und Edelsteinen, das Haupt decorirt mit den fürchterlichen, thurmhohen Frisuren, der Erfindung des Herrn Léonard, in den oberen Logenreihen saß Kopf an Kopf gedrängt das minder vornehme Publikum; Künstler und Dichter, Gelehrte, Studenten und Beamte erfüllten das Parquet und Parterre, jeder Rang, jeder Stand, jedes Alter war heute in dem glänzenden Hause vertreten, und jeder Einzelne fühlte sich glücklich und stolz, auf seinem Platz zu sein, und der heutigen Vorstellung beiwohnen zu können. Aber zum erstenmal kam man heut nicht ausschließlich in die Oper, um die Gluck'sche Musik zu hören, zum erstenmal seit langer Zeit schien der Haß der Gluckisten, der Lullysten und der Piccinisten ver-

---

*) Die Königin hielt Wort. Sie sorgte wie eine Mutter für den Knaben. Jeden Morgen um neun Uhr ward er durch seine Bonne ihr zugeführt, und mußte bei der Königin, welche ihn nie anders als „mein Kind" nannte, sein Frühstück einnehmen. Auch zu Mittag speiste er gemeinhin an der Seite der Königin, selbst wenn der König zugegen war. Als Jacques heranwuchs und viel Talent zur Malerei zeigte, gab die Königin ihm die ausgezeichnetsten Künstler zu Lehrern, und sorgte dafür, daß er überhaupt eine gründliche, wissenschaftliche Bildung erhielt. Er hatte seine Zimmer in Versailles und durfte auch später jederzeit ungehindert zu der Königin kommen. Als indeß die Revolution ausbrach, und das blutige Jahr 1792 alle Royalisten bedrohte, verwandelte sich Jacques, um nicht als Günstling der Königin die Wuth des Pöbels auf sich zu ziehen, in einen wüthenden Jacobiner und ward einer der eifrigsten Verfolger und Ankläger der Königin. Campan. I. 119.

stummt zu sein, und in den Corridoren und Foyers sah man heut nicht wie sonst die Anhänger der verschiedenen Parteien sich streiten, wer Recht habe; Marmontel, welcher täglich in feurigen Zeitungs-Artikeln den Parisern bewies, daß Gluck gar kein Componist, kein Künstler, und daß seine Musik nichts weiter sei, als elendes Tongeklingel ohne Melodie und Harmonie, oder der Abbé Arnaud, der täglich mit seinen beißenden Epigrammen die Lullysten verfolgte, oder Suard, der mit seinen Briefen eines Anonymen den Parisern die edle und erhabene Musik des Meisters Gluck verständlich machen wollte. Alle, Marmontel, wie Arnaud und Suard hatten eine fanatisch begeisterte Partei für sich gewonnen, und beiden Parteien war es gelungen, einen Sieg über die andere zu erlangen. Die Gluckisten, mit Rousseau, Arnaud und Suard an der Spitze, hatten der Oper „Iphigenia in Aulis“ in Paris und in ganz Frankreich einen glänzenden Erfolg und das Verständniß des Publikums verschafft, ganz Frankreich begeisterte sich seit Jahren für dieses Meisterwerk des deutschen Componisten. Die Lullysten und Piccinisten, mit Marmontel und Lasarge an der Spitze, hatten für diesen glänzenden und unerschütterlichen Erfolg von Gluck's Iphigenie ihre Revanche genommen, indem sie bewirkten, daß die Oper Gluck's, welche im Jahre 1776 der Iphigenie folgte, daß die „Alceste“ bei ihren ersten Darstellungen in Paris nur eine widerwillige, übele Aufnahme fand.*)

Alle diese Streitigkeiten, wie gesagt, waren heute verstummt und dieses Publikum, das heute alle Räume des großen, von tausend und tausend Kerzen festlich erleuchteten Opernhauses erfüllte, war nicht bloß gekommen um die Iphigenie zu hören, sondern mehr noch um den Kaiser Joseph zu sehen, von welchem man wußte, daß er gewünscht,

*) Alceste wurde 1776 zuerst in Paris gegeben, fiel aber, Dank den Piccinisten, bei der ersten Darstellung nicht bloß entschieden durch, sondern ward sogar schmachvoll ausgepfiffen. Gluck, der in den Coulissen stand, war in Verzweiflung, stürzte aus dem Opernhause und rannte in trostloser Stimmung durch die Straßen. Da begegnete ihm ein Freund. Gluck warf sich ihm um den Hals und rief mit von Thränen erstickter Stimme: Alceste est tombée! — Oui, erwiederte der Freund, indem er Gluck innig umfaßte: Oui, elle est tombée du ciel! (Anton Schmid, Ritter von Gluck. S. 278.)

gerade diese Oper zu hören, und daß er demgemäß heute Abend mit der Königin in derselben erscheinen werde.

Der Kaiser war seit seiner Ankunft in der Hauptstadt das Lieblingsthema aller Unterhaltungen; man sprach von ihm in jeder Gesellschaft, bei jedem Begegnen, man erzählte die pikantesten Anekdoten von seiner Leutseligkeit, seiner Herablassung und seiner Herzensgüte. Man erzählte von ihm die sanglantesten Bonmots, die glücklichsten Impromtus, und die Pariser, welche für nichts empfänglicher sind als für Bonmots, wiederholten sich diejenigen des Kaisers mit um so mehr Vergnügen, als sie es wenig gewohnt waren, dergleichen aus dem Munde ihres Fürsten zu vernehmen.

Auch im Foyer des Opernhauses sprach man heut nur von dem Kaiser, und ein zahlreicher Kreis von Zuhörern hatte sich um diesen Redner gebildet, der da in der Mitte des Raums stand, und die pikantesten Anekdoten von den Wanderungen des Kaisers durch Paris erzählte. Gestern, so lautete die Erzählung, habe der Kaiser das Hôtel Dieu besucht und diese Anstalt in allen ihren Details auf das Genaueste besichtigt. Selbst die Abtheilung des Krankenhauses, in welchem die neugebornen Kinder und die Wöchnerinnen sich befanden, hatte der Kaiser sehen wollen, und als die frommen Schwestern ihm, den sie nicht kannten, anfangs den Eintritt verwehrten, hatte der Kaiser gesagt: „Lassen Sie mich immerhin den Anfang des menschlichen Elends sehen!" Die frommen Schwestern, frappirt von diesem Wort und dem edlen Wesen des Fremden, hatten ihn eingelassen, der Kaiser hatte den Saal der Wöchnerinnen durchwandert. Indem er still stand vor dem Bett einer der Frauen, welche eben in Todesschmerzen rang, hatte er zu den ihn begleitenden Nonnen gesagt: „dieser Zustand kann Sie gewiß vor Reue bewahren, das Gelübde der Keuschheit abgelegt zu haben." — Als er das Krankenhaus verließ, hatte er um Erlaubniß gebeten, für die Anstalt ein Geschenk zurücklassen zu dürfen, und erst an diesem Geschenk, welches der Kaiser in die Hände der Priorin niederlegte, und sich dann rasch entfernte, hatte man die hohe Würde des Kaisers errathen, das Geschenk bestand in einer Anweisung auf acht und vierzig tausend Livres.

Auch nach St. Dénis, so erzählte der Redner weiter, sei der Kaiser

gefahren, um dort die Gräber der Könige zu sehen, und vor denselben in sinnender Beschauung stehend hatte er gesagt: hier in St. Dénis sind die Könige dasselbe, was die Kaiser bei den Kapuzinern in Wien und die Bettler auf dem Armenkirchhofe sind." Mit sichtbarer Freude hatte er sodann verweilt vor dem Monument des Marschalls Turenne, und mit Bezug darauf, daß dieses Monument sich neben denen der Königsfamilie befände, hatte er gerufen: „er ist nach seinem Tode, wie bei seinem Leben, an seiner rechten Stelle!" — Als ihn alsdann aber einer der begleitenden Hofherrn darauf aufmerksam machte, daß man für den Helden Turenne noch immer keine Grabschrift gefunden habe, hatte der Kaiser lebhaft gerufen: „Sie haben ihm in diesem Augenblick eine Grabschrift gemacht, mein Herr!"

Und weiter erzählte der Redner, daß gestern der Kaiser auch den jardin des Plantes besucht habe, daß aber der Pförtner ihm nicht habe öffnen wollen, und ihn bedeutet habe, daß er warten müsse, bis eine größere Menge Zuschauer beisammen sei. Da wäre denn der Kaiser ruhig unter den Bäumen auf- und abgegangen, bis genug Zuschauer versammelt gewesen, mit denen gemeinschaftlich er dann den Garten in Augenschein genommen. Erst beim Abschied, an den acht Louisd'or, welche der Kaiser dem Pförtner gegeben, hatte dieser wiederum den Kaiser erkannt.

Auch dem berühmten Naturforscher Buffon hatte der Kaiser einen Besuch gemacht, und sich ihm als einen einfachen Reisenden anmelden lassen. Buffon, welcher unwohl gewesen, hatte den Fremden im Schlafrock empfangen, und war dann tief erschrocken und in Verlegenheit gerathen, als er den Kaiser erkannte. Joseph aber hatte ihn beruhigt, indem er lächelnd sagte: „Wenn der Schüler seinen Lehrmeister besucht, sieht er nicht auf den Anzug."

Er besucht aber nicht bloß die Anstalten, und die Gelehrten, unterbrach hier einer der Zuhörer den Redner, er läßt auch dem Künstler diese Aufmerksamkeit widerfahren. Täglich besucht er im Louvre die Maler und schaut ihren Arbeiten zu, und wißt Ihr denn nicht, daß er sogar unserm großen Schauspieler Lekain einen Besuch gemacht, Lekain, welcher es so gut versteht, Kaiser und Könige darzustellen, und den der Kaiser erst Abends zuvor als Kaiser gesehen. Lekain war auch im

Schlafrock, und wollte sich auch entschuldigen, aber Joseph sagte: „Lassen Sie doch! Wir Kaisersleute nehmen es nicht so genau mit einander."

Der Kaiser ist überall, rief eine andere Stimme. Der Kaiser war gestern im großen Gerichtshof von Paris und wohnte einer Sitzung bei. Als man ihn erkannte, lud der Präsident den Kaiser durch den Obergerichtsdiener ein, in der hohen-Versammlung Platz zu nehmen, aber der Kaiser schlug es aus, und blieb in seiner Gitterloge.

Wie! rief ein Anderer. Der Kaiser saß in einer von den kleinen, gewöhnlichen Gitterlogen?

Ja freilich, erwiederte die erste Stimme, er saß in einer der Gitterlogen, welche wir Laternen nennen. Alle Welt hat sich darüber gewundert, selbst Marforio und Pasquin*) haben sich darüber gewundert.

Sagt doch, was haben sie gesagt, unsere guten Freunde Marforio und Pasquin?

Hört zu, ich will's Euch vorlesen! Ich fand vorher am Palais Royal diesen Zettel angeklebt, riß ihn ab, und brachte ihn mit hieher. Soll ich vorlesen, was darauf steht?

Thut es, les't uns vor! riefen Alle laut, und leise murmelten und flüsterten sie einander zu: Das ist Riquelmont, der Satyrist, der die scharfen Epigramme macht, welche am Pont-Neuf gesungen werden! — Les't uns vor, was Pasquin und Marforio über den Kaiser in der Laterne gesagt haben!

Nun denn, hört zu, meine Herren!

Und mit lauter Stimme, unter dem athemlosen Schweigen der im Foyer und in den Korridoren sich drängenden Menge, las der Satyrist:

---

*) Marforio und Pasquin waren damals die unsichtbaren Witzbolde des Volkes, welche gewöhnlich die Handlungen der Regierung mit ihren sanglanten Bemerkungen in Epigrammen zu erläutern pflegten, die man alsdann an den Straßenecken und Häusern aufgezeichnet sah, ohne zu wissen woher sie kamen. Noch heute lassen zuweilen Marforio und Pasquin in Rom ihre Stimmen vernehmen.

Marforio: „Groß Wunder, mein Pasquin,
Die Sonne in einer Latern'!
Pasquin: Geh' nur, Du willst mich närr'n!
Marforio: Die Wahrheit sag' ich Dir, hör' zu: Diog'nes wie bekannt
Vergeblich Menschen sucht, die Latern' in der Hand:
Nun wohl, hätt' nach Paris er heute sich gewandt,
Hätt' er gefunden ihn in der Laterne!"*)

Sehr gut, sehr gut, riefen Alle. Der Kaiser ist in der That ein Wunder von einem Menschen, er ist —

In diesem Augenblicke schlug die große Glocke im Foyer dreimal an, das Zeichen, daß die Vorstellung ihren Anfang nehmen solle.

Sofort entleerten sich die Foyers und die Corridore und Jeder eilte in den Saal, um seinen Platz einzunehmen.

Unter der lautlosen Stille des Publikums begann der, die erste Scene einleitende, Satz der Iphigenie. Auf einmal vernahm man innerhalb des Saals ein leichtes Geräusch wie von Stühlen, welche gerückt wurden. Das Publikum kannte dies Geräusch, es wußte, daß es von der königlichen Loge herkomme, und auf einmal wandten sich Aller Augen rückwärts, und Jeder schaute hin nach der großen königlichen Loge. Die ganze königliche Familie, mit Ausnahme des Königs, war dort erschienen, und in ihrer Mitte, die Schönste und Reizendste von ihnen Allen, war die Königin Marie Antoinette. Strahlend in Jugend, Liebreiz und Schönheit, saß sie da an der Seite der Gräfin von Provence, mit einem lieblichen Lächeln, mit ein wenig vorwärts geneigtem Haupt die glänzende Versammlung, welche das Parquet und die Logen füllte, sich anschauend.

Das Publikum, entzückt von ihrer Schönheit und Lieblichkeit, brach aus in ein lang anhaltendes Applaudissement, für welches die Königin

---

*) Marforio: „Grand miracle, Pasquin,
Le soleil dans une lanterne!
Pasquin: Allons donc, tu me bernes!
Marforio: Pour te dire le vrai, tiens: Diogène en vain
Cherchait jadis un homme, une lanterne en main;
Eh bien, à Paris ce matin
Il l'eût trouvé dans la lanterne."
(Ramshorn, Kaiser Joseph II. S. 142.)

nach allen Seiten hin mit strahlenden Blicken und reizendem Lächeln dankte, und sich dann in ihren Fauteuil zurücklehnte, um der wundervollen Musik Meister Gluck's zuzuhören.

Aber das Publikum schien heute wenig Sinn zu haben für die Musik. Die Köpfe blieben immer nach rückwärts gewandt, die Augen hefteten sich immer noch mit einem forschenden, neugierigen Ausdruck auf die königliche Loge hin, und schienen dort etwas suchen und erspähen zu wollen, das sich ihnen indessen nicht zeigte, denn der Kaiser hatte sich in den Hintergrund zurückgezogen, und seitwärts von der Königin hinter dem schweren Sammetvorhang stehend, der die beiden Seiten der königlichen Loge drapirte, wollte er ungesehen der Vorstellung beiwohnen.

Die Oper nahm ihren Fortgang, und allmälig wandte sich das Publikum wieder der Scene zu, und folgte der wundervollen Musik mit gespannter Aufmerksamkeit.

Jetzt kam die Scene, wo Iphigenie im Triumphe durch das Lager der Griechen dahingeht, wo der jubelnde Chor der Thessalier singt:

Que d'attraits, que de majesté,
Que de graces! que de beauté!
Chantons, célébrons notre reine!

Das Publikum schien diese Worte nur wie sein Stichwort zu betrachten, um selbst in Scene zu treten. Alle Köpfe, alle Blicke nicht allein wandten sich der königlichen Loge zu, auch alle Hände erhoben sich zum zweiten Mal, und ein donnernder Sturm des Beifalls brauste durch das Haus hin.

Da capo! da capo! rief, brüllte, schrie die Menge auf der Gallerie, im Parquet, im Parterre und in den Logen; da capo! Noch einmal diesen Chor!

Der Sänger, welcher den Achill darstellte, begeistert von dem Moment, und sehr wohl begreifend, daß der Enthusiasmus des Publikums diesmal nicht den Sängern und der Musik gelte, sondern einen höhern Impuls habe, entzückt von der Idee, daß er auf einmal das Organ des französischen Volkes sein sollte, trat vor bis dicht an den Rand der Bühne, und mit begeistertem Ausdruck seine Arme zu der königlichen Loge erhebend, wiederholte er mit flammendem Entzücken die Worte der Thessalier:

Chantons, célébrons notre reine.

Die Königin, hingerissen von Freude und Entzücken, strahlend vor Stolz und Befriedigung, wandte ihr Haupt seitwärts nach dem Kaiser hin, welcher noch immer hinter der Gardine verborgen stand. Mit einer Bewegung liebenswürdiger Ungeduld streckte sie die Hand nach ihm aus, und den Arm des Kaisers erfassend, zog sie den leise Widerstrebenden hastig in den Vordergrund der Loge.*)

Das Publikum brach in einen lauten, unermeßlichen Beifallssturm aus und begrüßte den Kaiser mit langen, nicht endenden Jubelrufen, und zum dritten Mal begann der Sänger sein: Chantons, célébrons notre reine!

Und auf einmal erhob sich das Publikum von seinen Sitzen, und aufrecht stehend, wiederholte man jubelnd in den Logen, den Balcons, dem Parterre und Amphitheater: Es lebe unsere Königin! Es lebe der Kaiser!

Marie Antoinette, auf den Arm ihres Bruders gelehnt, von Rührung, Freude und Dankbarkeit erfüllt, neigte sich über die Brüstung der Loge und dankte dem Publikum mit einem seligen Lächeln. — Dieses Lächeln schien den allgemeinen Enthusiasmus noch höher anzufachen. Auf's Neue begann es zu applaudiren, zu jauchzen, zu singen: Chantons, célébrons notre reine!

Der Kaiser, die Prinzen des königlichen Hauses neigten sich dankend nach dem Publikum hin, und um zu zeigen, daß sie es wohl begriffen, wem allein diese Huldigung gelte, verbeugten sie sich alsdann tief vor der jungen Königin, ihr zu ihrem Triumph Glück wünschend und erfreut, denselben durch die Zustimmung verschönern zu können.

Und der Jubelchor, den anfangs nur die Sänger auf der Bühne gesungen, den alsdann das Publikum jauchzend aufgenommen, er wälzte sich jetzt wie ein Feuerstrom weiter fort, und auf der Bühne wie im Zuschauerraum, in den Corridoren und Foyers, auf den Treppen und sogar vor den Eingangspforten des Theaters jubelte und sang man laut:

Chantons, célébrons notre reine!

Die Königin, überwältigt von Rührung und süßem Entzücken, neigte ihr Haupt; Thränen entstürzten ihren Augen; gleichsam zusammen-

*) Campan, Vol. I. p. 184.

brechend unter dem Gewichte dieses ungeheuren Triumphs, lehnte sie sich fester auf den Arm des Kaisers, und bedeckte ihr vor Rührung zuckendes, von Thränen überströmtes Antlitz mit ihrem Taschentuch.

Eine augenblickliche Stille trat ein. Die Thränen der Königin schienen gewissermaßen den Sturm des Entzückens beschwichtigt zu haben, und ihm eine tiefere und heiligere Weihe zu geben. Von der Rührung Marie Antoinette's mit ergriffen, verstummte das Publikum, schaute mit feuchten Augen zu ihr empor. Da auf einmal schwang sich im Parterre eine hohe, männliche Gestalt auf einen der Sitze empor, und deutete mit aufgehobenem Arm auf die weinende Königin hin, indem die mächtige Stimme rief:

Si le peuple peut espérer
Qu'il lui sera permis de rire,
Ce n'est que sous l'heureux empire
Des princes, qui savent pleurer.

Ein unermeßlicher Beifallssturm dankte diesem glücklichen Impromptu des Dichters, der, gedrängt von den enthusiastischen Dacapo-Rufen des Publikums, sein Gedicht wiederholen mußte.

Marie Antoinette hatte ihre Thränen getrocknet, um den Worten des Dichters lauschen zu können, und sich alsdann mit leuchtenden Augen ihrem Bruder zuwendend, sagte sie: Wie schön wäre es, jetzt zu sterben! Welch ein seliger Tod wäre das, denn alle Fülle des stolzesten Erdenglückes ist in diesem Moment erschöpft.*)

X.

Im Hôtel Treville.

Der Wirth des Hôtels Treville hatte die Befehle des Kaisers pünktlich befolgt und kein Fremder war wieder von seiner Thür gewiesen worden, sondern Jeder, er mochte nun im Fiacre, oder in einer Carosse anlangen, Jeder, der bei ihm Quartier suchte, war von ihm mit der größ-

---

*) Mémoires de Weber. Vol. I. p. 48. — Mémoires de Madame de Campan. Vol. I. p. 127. — Hübner, Lebensgeschichte Joseph II. S. 142.

ten Zuvorkommenheit aufgenommen worden. Aber es waren, seitdem der Kaiser dies Hôtel bewohnte, so viele Fremde angekommen, daß die Zimmer doch nicht ausreichten, um allen Anforderungen zu genügen, und der gewissenhafte Wirth hatte es, um nicht der Gefahr einer Mißdeutung ausgesetzt zu sein, für nothwendig erachtet, den Kaiser selbst von diesem Umstande zu benachrichtigen.

Da er wußte, daß der Kaiser heut, wie jeden Abend, das Theater besuchen würde, ging Herr Louis hinaus in die Vorhalle, und dort mit gravitätischen Schritten auf- und abgehend, harrte er des Moments, wo der Kaiser die Vorhalle durchschreiten mußte, um sich auf die Straße zu begeben.

Kaum eine Viertelstunde war vergangen, als der Kaiser ganz allein die Treppe herabkam, und Herrn Louis gewahrend, ihn mit einem freundlichen Kopfneigen begrüßte.

Der Wirth beeilte sich, den kaiserlichen Gruß mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung zu erwidern, und mit seiner sanftesten Flötenstimme zu flüstern: Wollen der Herr Graf mir gnädigst einige Worte vergönnen?

Reden Sie, sagte Joseph freundlich. Was haben Sie mir zu sagen?

Ich wollte den Herrn Grafen nur benachrichtigen, daß jetzt alle Zimmer meines Hôtels, bis hinauf in die Bodenkammer, besetzt sind. Sollten daher der Herr Graf, wenn Sie gefälligst aus dem Fenster schauten, bemerken, daß ich einen anlangenden Fremden, er möge nun in einer Carosse oder in einem Fiacre kommen, von meiner Thür fortwiese, so beschwöre ich den Herrn Grafen, nicht zu glauben, daß ich das aus sträflichem Ungehorsam gegen Ihre Befehle thun könnte, sondern Sich gnädigst zu erinnern, daß nur die Nothwendigkeit mich so handeln läßt. Ich habe wirklich nicht ein einziges Zimmer, ja nicht eine Kammer mehr frei!

Es scheint in der That, sagte der Kaiser freundlich, als ob Ihr Hôtel ein sehr besuchtes sei, aber ich finde das sehr natürlich, denn man ist sehr gut bei Ihnen aufgehoben, Herr Wirth.

Der Herr Graf halten zu Gnaden, es ist nicht deshalb, daß die Fremden und Reisenden jetzt zu mir strömen. Ich habe meine Gäste immer gut aufgenommen, doch ist niemals nur halb so viel Andrang gewesen, wie jetzt. Das macht, Jedermann weiß, daß unter meinem

gesegneten Dache der Graf von Falkenstein wohnt, und Jeder möchte des Glücks theilhaftig werden, dort zu sein, wo dieser erhabene Herr verweilt. Oh, Herr Graf, ganz Paris möchte jetzt bei mir logiren, aber nicht um meiner Zimmer, meiner Cotelettes und Ragouts willen, sondern einzig und allein, um mit Ew. — um mit dem Grafen von Falkenstein zusammen zu sein!

Wahrhaftig, rief der Kaiser lächelnd, es zeugt von wenig gutem Geschmack, daß die Pariser mich sogar Ihren Cotelettes und Ragouts vorziehen sollten, und ich bekenne Ihnen aufrichtig, daß ich das nicht glaube.

Ich bin davon überzeugt, sagte Herr Louis pathetisch. Jedermann kommt nur deshalb hierher, um den Herrn Grafen zu sehen, und vielleicht einmal den Ton seiner Stimme vernehmen zu können. Es wird daher für Jedermann ein niederschmetternder Schlag sein, wenn ich ihm verkünde, daß er im Hôtel Treville kein Unterkommen mehr finden kann, daß alle meine Zimmer besetzt sind!

Halt, Herr Wirth, Sie können das nicht sagen, sagte der Kaiser heiter, ich muß Ihrem Gedächtniß zu Hülfe kommen. Die beiden Zimmer, welche sich neben den meinen befinden, sind, wenn mir recht ist, unbesetzt.

Der Herr Graf mögen mir verzeihen, sagte Herr Louis, aber es ist unmöglich, diese Zimmer zu vermiethen, und andern Fremden das Recht zu vergönnen, dieselben zu bewohnen, denn diese Zimmer hängen unmittelbar mit denen des Herrn Grafen zusammen, und sind nur durch eine leichte Thür von demselben getrennt. Man würde nicht allein jedes Wort vernehmen können, was in den Zimmern des Grafen von Falkenstein gesprochen würde, sondern der Herr Graf könnte auch durch das Geräusch und Gespräch der Wandnachbarn sehr leicht in Ihrer eigenen Ruhe gestört werden. Der Herr Graf werden daher gnädigst gestatten, daß ich diese beiden Zimmer unbesetzt lasse.

Nicht doch, sagte der Kaiser lächelnd. Ich weiß aus der Erfahrung, die ich mir hier vor Ihrer Hausthür erworben habe, wie unangenehm es ist, wenn man ruhebedürftig vor einem Gasthaus anlangt, dort abgewiesen zu werden.

Oh, mein Gott, stöhnte Herr Louis, der Herr Graf gedenken also noch immer dieses meines unverzeihlichen Vergehens?

Ich gedenke Ihrer Weigerung mir Quartier zu geben, um Andere vor einem ähnlichen unangenehmen Refus zu bewahren, sagte der Kaiser ernst. Ich erlaube Ihnen daher und wünsche, daß Sie die beiden Zimmer neben den meinen immerhin ankommenden Reisenden öffnen mögen. Es wäre mir sehr unlieb, wenn irgend Jemand durch mich sollte behindert werden, und ich will nicht die Schuld tragen, daß Sie auch nur einen einzigen Fremden von Ihrer Thür weisen sollten. Oeffnen Sie also Ihre Zimmer und nehmen Sie darin Gäste auf. Und somit Gott befohlen, Herr Wirth!

Er ist wirklich ein sehr humaner Herr, sagte Herr Louis vor sich hin, indem er dem Kaiser nachblickte, der eben auf die Straße hinaus trat und von dannen ging, ja, ich glaube, es giebt keinen Fürsten, der so menschlich und herablassend mit andern Menschen verkehrt. Glaub's auch nimmermehr, was die Leute sagen, daß der Kaiser hieher gekommen sei, um unsere Festungen und unsere Militärstärke zu ermitteln, und unseren Fabriken und Manufacturen ihre besten Arbeiter zu entführen, indem er sie mit großen Versprechungen besticht, daß sie hier fortgehen und nach Oesterreich kommen; glaub's auch nicht, daß der Kaiser uns das Elsaß und Lothringen fortnehmen will, wie mir gestern der Kammerdiener des Grafen von Provence erzählte, und daß er bloß hierher gekommen ist, um Frankreich zu überlisten, und den jungen König so lange in Gemeinschaft mit der Königin zu bestürmen, bis er seine Minister entläßt, und Andere nimmt, welche im Dienste Oesterreichs stehen. Der Privatsekretair des Herrn Herzogs von Chartres hat mir das erzählt, und der kann freilich mancherlei von seinem Herrn erfahren, was andere Leute nicht wissen, aber ich glaub's doch nicht. Die Grafen von Provence und Artois und der Herzog von Orléans scheinen ihre Schwägerin wenig zu lieben, denn alle bösen Gerüchte, welche man bis jetzt über sie verbreitet hat, gehen von dort aus, wie man weiß, und jetzt wollen diese Herren auch den Kaiser angreifen und verleumden, so wie sie es seiner schönen Schwester gethan. Aber das Volk von Paris wird ihren Verleumdungen keinen Glauben schenken, denn das Volk liebt die Königin und den Kaiser, und Jedermann beneidet mich und preis't mich glücklich, daß der erhabene Kaiser Joseph in meinem Hause wohnt. —

Und Herr Louis beendete sein Selbstgespräch, um mit stolzer Miene und hochgetragenem Haupt, die Hände auf dem Rücken gefaltet, in der Vorhalle auf- und abzugehen, und sich zu sonnen in dem Bewußtsein seiner eigenen hohen Würde und Bedeutung. So oft sich aber das Rollen eines Wagens vernehmen ließ, blieb Herr Louis stehen, und schaute erwartungsvoll nach der Hausthür hin, und athmete erleichtert auf, wenn der Wagen, statt anzuhalten, vorüberfuhr.

Ich wünschte, es käme gar kein Fremder mehr, sagte Herr Louis nach einer langen Pause. Es will mir gar nicht in den Kopf, daß ich Fremde so unmittelbar in die Nähe des Kaisers bringen soll. Wer bürgt mir dafür, daß ich nicht auf diese Weise Diebe und Mörder in die Nähe des Kaisers bringe, daß seine Feinde, welche vielleicht nur auf eine Gelegenheit lauern, um ihn zu vernichten, nicht diese Gelegenheit benutzen, und unter der Maske eines harmlos Reisenden hierher kommen. Mein Gott, sie hätten alsdann, wenn sie die Zimmer neben dem Kaiser bekommen, nur nöthig Nachts die Thür geräuschlos aus ihren Angeln zu heben, um den Kaiser im Schlaf zu ermorden. Oh, ich wäre alsdann auf ewig beschimpft, mein Name würde mit unsterblicher Schande befleckt werden, während ich jetzt hoffen kann, als ein glänzender Name in den Büchern der Geschichte eingezeichnet zu werden! — Der Kaiser hat sich meinem Hause anvertraut und ich bin es seinem Volk schuldig, über seiner Sicherheit zu wachen. Ich werde es thun, ich werde Niemand aufnehmen, der mir nicht ganz unverdächtig erscheint, mit einem Wort, ich werde nur Damen die Zimmer neben dem Kaiser anvertrauen! —

Und ganz erfüllt und beglückt von diesem Vorsatze, trat der Wirth mit entschlossener Miene in die Thür seines Hôtels, und schaute, die Arme in die Seiten gestemmt, mit trotziger und stolzer Miene den Fremden entgegen, welche vielleicht kommen möchten, bei ihm Quartier zu nehmen.

Es währte in der That auch nicht lange, und eine glänzende Equipage hielt vor der Thür an. Herr Louis bohrte seine kleinen, schwarzen Augen tief hinein in das Innere des Wagens, und sah, daß nur drei Herren in demselben befindlich waren.

Mit gravitätischen, langsamen Schritten ging er zu dem Reise-

wagen hin, und auf die Frage der Fremden nach einem Nachtquartier erwiederte er mit trauriger Miene und einem tragischen Achselzucken, daß es ihm unmöglich sei noch Fremde aufzunehmen, weil sämmtliche Zimmer schon besetzt seien, und daß die Fremden daher besser thäten, ein anderes Hôtel aufzusuchen.

Ich bin für die Sicherheit des Kaisers verantwortlich, wiederholte Herr Louis mit stolzem Pathos sich selber, indem er auf seinen Standort in der Hausthür zurückkehrte, und mit vollkommener Gemüthsruhe dem dahin rollenden Wagen nachschaute. Ich bleibe also dabei, ich nehme nur Damen in die gefährlichen Zimmer auf!

Und getreu seinem Vorsatze, wies Herr Louis jetzt alle Reisende von seiner Thür, versah er heute den ganzen Abend, in der Besorgniß, der Oberkellner möchte nicht stark genug sein, den flehenden Bitten, oder den goldenen Bestechungen der Reisenden zu widerstehen, selbst den Dienst, die vorfahrenden Fremden zu becomplimentiren, und sie mit höflichen Redensarten weiter zu schicken.

Stunde nach Stunde verging auf diese Weise, und noch immer waren die gefährlichen Zimmer unbesetzt, denn noch immer waren keine Damen gekommen, sondern immer nur Herren!

Allmählig begann Herr Louis unruhig und ängstlich zu werden, und mit einiger Besorgniß blickte er nach der Wanduhr hin.

Der Kaiser wird bald zurückkehren, murrte er leise vor sich hin, denn die Theater sind zu Ende. Wenn alsdann die Zimmer noch nicht besetzt sind, so wird der Kaiser entweder denken, es sei nur eine leere Renommage von mir gewesen, daß so viele Fremde Aufnahme in meinem Hôtel begehrten, oder er wird vermuthen, daß ich seine Befehle nicht befolgen, und keine Fremden aufnehmen wollte. Beides wäre fürchterlich! Ich muß also die nächsten Fremden, welche kommen, und einigermaßen unverdächtig erscheinen, aufnehmen!

Das Schicksal indeß schien den Wünschen des ehrenwerthen Herrn Louis günstig zu sein, denn in der glänzenden Equipage, welche da soeben vor seiner Thür anhielt, bemerkte Herr Louis sofort beim Schein der Straßenlaternen die hellen Gewänder und den Reisehut einer Dame.

Mit freudigem Eifer stürzte er daher an den Wagen, und selbst der Anblick des Herrn, welcher auf dem Rücksitz innerhalb des Wagens

saß, vermochte die Freude des Wirthes nicht zu dämpfen, denn da im Fond des Wagens saßen wirklich zwei Damen.

Auf die Frage des Herrn, ob er zwei Zimmer bereit habe, erwiederte Herr Louis daher mit einem freudigen Ja, und beeilte sich, selber den Schlag zu öffnen, und den Damen beim Aussteigen behülflich zu sein, nahm dem Oberkellner den silbernen Armleuchter aus der Hand, um selber die Herrschaften die Treppen hinauf und in ihre Gemächer zu führen.

Wie er eben die letzte Stufe der Treppe überschritt, vernahm er unten abermals das Vorfahren eines Wagens, und bald darauf eine männliche Stimme, welche einige laute Worte sprach.

Es war die höchste Zeit, sagte Herr Louis mit einem glücklichen Lächeln zu sich selber. Es ist der Kaiser, welcher da zurückkehrt! Und mit freudiger Hast öffnete er die Thür zu dem Vorzimmer und bat die Reisenden einzutreten.

Sie folgten ihm schweigend. Weder der Herr noch die Damen hatten bis jetzt auch nur ein Wort gesprochen, und des Wirthes geübte und neugierige Augen vermochten nicht die dichten Schleier zu durchbrechen, welche das Angesicht dieser hochgewachsenen Dame bedeckten, deren stolze, imposante Haltung, deren reiche, geschmackvolle Reisekleidung in ihr die Herrin jener andern Dame erkennen ließen, die mit geschäftiger Eile für das Reisegepäck sorgte und um die verschleierte Dame sich bemühte, welche, ohne ein Wort zu sagen, ohne ihren Hut oder ihren Mantel abzulegen, sich auf einen jener prächtigen Fauteuils neben dem Divan niedergleiten ließ, als sei sie ganz erschöpft und kraftlos von den Anstrengungen der Reise.

Werden die Herrschaften ein Souper befehlen? fragte der Wirth, sich an den Herrn wendend, der schweigend und mit in einander geschlagenen Armen sich der verschleierten Dame gegenüber gesetzt hatte, sie mit gedankenvollen Blicken anstarrend, und welchen Herr Louis für den Gemahl der Dame hielt.

Der Fremde schien von dieser Frage aus tiefem Nachsinnen geweckt zu werden und schrak leicht zusammen. Gewiß, Herr Wirth, sagte er hastig, sorgen Sie für ein Souper. Das Beste und Feinste, was Ihre Küche zu liefern im Stande ist: nur tragen Sie Sorge, daß spätestens in einer Viertelstunde servirt ist.

In zehn Minuten wird das Souper bereit sein. Werden die Herrschaften erlauben, daß in diesem Zimmer die Tafel gedeckt werde?

Ja wohl, mein Herr, und sorgen Sie für glänzende Beleuchtung. Lassen Sie den Kronleuchter anzünden, bringen Sie Armleuchter mit Wachskerzen, aber Alles schnell, mein Herr, schnell. Sie haben versprochen, in zehn Minuten fertig zu sein, halten Sie Wort!

Dieser Herr hat eine merkwürdige Ungeduld, sagte Herr Louis zu sich selber, sollte er vielleicht schlimme Absichten auf den Kaiser haben, und sich nur den Anschein geben, hier ein Fest feiern zu wollen, um mich sicher zu machen? Ich werde auf meiner Huth sein. — Für wieviel Personen befehlen Ew. Gnaden, daß servirt werde? fragte Herr Louis dann laut.

Der Fremde warf einen schnellen Blick hinüber nach der verschleierten Dame, und sagte dann mit lauter Stimme: für zwei Personen.

Richtig, die andere Dame ist die Kammerfrau, dachte Herr Louis; es sind vornehme Herrschaften; desto schlimmer, denn gerade die vornehmen Leute hassen den leutseligen Kaiser! — Ich werde darum auf meiner Huth sein!

Er näherte sich der Thür, kehrte aber noch einmal wieder um. Wie viel Betten befehlen Ew. Gnaden, daß ich in dem zweiten Zimmer herrichten lasse?

Ein seltsames, triumphirendes Lächeln flog bei dieser Frage über das Antlitz des Fremden, aber er erwiederte nichts, und blickte nur flammenden Auges hinüber nach der Dame.

Der Wirth schaute Beide verwundert an, und wiederholte: wieviel Betten soll ich herrichten lassen?

Gar keines! sagte die verschleierte Dame mit fester, gebieterischer Stimme.

Gar keines? wiederholte Herr Louis erstaunt. Ew. Gnaden wollen also nur soupiren, und dann weiter reisen, statt hier zu übernachten?

Haben Sie die Güte, nichts zu fragen, sondern vor allen Dingen das Souper zu arrangiren, rief der fremde Herr ungeduldig. Das Uebrige wird sich alsdann finden! Eilen Sie, mein Herr!

Die Sache kommt mir verdächtig vor, ich werde auf meiner Huth sein, wiederholte Herr Louis, indem er die Zimmer der Fremden ver-

ließ. Ich werde zum Kaiser gehen, und ihn benachrichtigen, daß die beiden Zimmer besetzt sind, und daß er die Nacht wohl Acht geben soll auf seine Wandnachbarn. Vorher aber will ich die nöthigen Ordres ertheilen. — Souper für die eben angekommenen Herrschaften! rief er dem Oberkellner zu. Glänzende Beleuchtung wie zu einem Fest! Alle Garçons in Bewegung setzen, dem Koch die höchste Eile anempfehlen! In zehn Minuten muß das Souper servirt, und das Zimmer glänzend erleuchtet sein!

Und nachdem Herr Louis mit der Würde eines Feldherrn diese verschiedenen Befehle ertheilt hatte, eilte er in das Vorzimmer des Kaisers, um dem Kammerdiener Günther seine Befürchtungen mitzutheilen, und den Kaiser zu benachrichtigen, daß seinem Befehle gemäß die beiden Zimmer besetzt seien.

Während dessen eilten die Garçons mit geschäftiger Hast in den Zimmern der neuangekommenen Fremden ein und aus. Kein Wort ward hier gesprochen, nichts vernahm man als das Klappern und Klirren der Teller und Gläser, des Silbergeschirrs, mit welchem die gewandten Kellner die Tafel servirten, während Andere den Kronleuchter anzündeten, und große Armleuchter mit brennenden Kerzen hereinbrachten.

Genau zehn Minuten waren so vergangen, als die Tafel servirt, der erste Gang der Speisen auf demselben niedergesetzt war, und der Oberkellner mit einer tiefen Verneigung sich den Herrschaften zuwandte, und verkündete: Madame est servie!

Das seltsame Paar saß sich noch immer schweigend gegenüber, nur die hin und herflackernden Augen des Herrn, welche mit düsterer Aufmerksamkeit dem Wirken der Kellner zugeschaut, verriethen einige Ungeduld.

Sie können sich Alle zurückziehen, sagte er hastig. Ich selbst werde die Ehre haben, Madame zu bedienen!

Der Oberkellner verneigte sich abermals, und den an der Thür stehenden Garçons einen Wink gebend, verließ er mit ihnen eiligst das Gemach.

Der Herr wandte jetzt seine düsteren Blicke auf die zweite Dame hin, welche sich still in eine der Fensternischen zurückgezogen hatte.

Sie werden die Güte haben, jetzt auch das Zimmer zu verlassen, Madame, sagte er. Ich werde, wie ich schon sagte, Madame bedienen

und Sie thäten wohl gut, Sich nach einem Zimmer für Sich Selber umzusehen. Haben Sie die Güte, persönlich darüber mit dem Wirthe zu verhandeln! Gute Nacht, Madame!

Die Dame erwiederte nichts, aber sie schien die Worte des Herrn gar nicht gehört zu haben, sondern verharrte ruhig und unbeweglich auf ihrem Platz.

Eine Purpurröthe flammte in dem Antlitze des Herrn auf, und seine Augen schossen Blitze. Sie scheinen meine Worte nicht verstanden zu haben, Madame, rief er. Ich befehle Ihnen, dies Zimmer zu verlassen, hören Sie wohl, ich befehle es Ihnen, und ich benachrichtige Sie, daß Sie von nun an durchaus wieder in die Stelle einer Dienerin zurückkehren, und die usurpirte Stelle an der Seite Ihrer Herrin aufgeben müssen. Gehen Sie also!

Die Dame blieb ruhig auf ihrem Platz, und ein kaltes, spöttisches Lächeln umspielte ihre Lippen, als sie mit vollkommener Ruhe sagte: Ich erwarte die Befehle der Frau Gräfin!

Die verschleierte Dame nickte leicht mit dem Kopf. Erfüllen Sie den Wunsch des Herrn Grafen, meine gute Dupont, sagte sie. Ich bedarf Ihrer jetzt nicht. Lassen Sie Sich ein Zimmer anweisen, und schlafen Sie, denn Sie werden der Ruhe bedürfen!

Madame Dupont verließ hierauf das Zimmer, und kaum hatte die Thür sich hinter derselben geschlossen, als der Herr hineilte und den Riegel vorschob.

Oh, jetzt endlich sind wir allein! rief er hochaufathmend mit einem Ausdruck wilden Triumphes.

Ja, jetzt endlich sind wir allein! wiederholte die Dame, und indem sie mit einer hastigen Bewegung ihren Mantel zurückwarf und den Hut abnahm, ward die hohe stolze Gestalt und das bleiche, schöne Antlitz der Gräfin Leonore Esterhazy sichtbar.

XI.

Eine Enttäuschung.

Einige Augenblicke standen sie sich schweigend gegenüber, einander anschauend mit ernsten, forschenden Blicken, aber mit der Kraft seines

Willens rief Graf Schulenburg wieder ein Lächeln auf seine Lippen und verscheuchte die Wolken von seiner Stirn. Mit ausgebreiteten Armen, mit glühenden Blicken näherte er sich der Gräfin.

Jetzt, Leonore, jetzt endlich sind Sie mein, rief er, ich habe die Prüfung überstanden, ich habe geduldet, geschwiegen und gehofft, dieser Stunde, dieser seligen Stunde gedenkend, in welcher die stolze keusche Leonore endlich mir sich zu Eigen geben wollte. Diese Stunde ist da! Komm an mein Herz, Du göttlich schönes Weib!

Er wollte sie in seine Arme ziehen, aber sie trat stolz zurück und streckte ihren Arm gegen ihn aus, wie eine Königin, welche mit aufgehobenem Scepter einen Rebellen niederschmettert.

Wagen Sie es nicht, mich zu berühren, sagte sie mit einem Ausdruck tiefer Verachtung. Treten Sie zurück, weit von mir zurück, denn mir ist es, als ob der Hauch Ihres Mundes mich vergiftete, und wenn Sie mich anschauen, habe ich ein Gefühl, als ob ich in die wilden Augen einer Hyäne sähe.

Der Graf lachte laut auf. Meine schöne, geistreiche Leonore, rief er, Sie versuchen es vergeblich, mich zurückzuschrecken und meine glühende Sehnsucht nach Ihnen mit Ihren sarkastischen Bemerkungen über mein Gesicht abzukühlen. Oh, mein holder, wilder Engel, gieb doch endlich diese scheue Kälte und Sprödigkeit auf, denn es bedarf bei mir nicht dessen, um meine Liebe zu entflammen. Ich liebe Dich grenzenlos, jeder Schlag meines Herzens sehnt sich nach Dir, alle meine Fibern zucken nach Dir, und ich würde die Stunde des Glückes und der Liebe in Deinen Armen nicht hingeben, und wenn man mir ein Königreich dafür böte!

Ich biete Ihnen indeß nichts dafür als meine grenzenlose Verachtung, und Sie werden Sich wohl entschließen müssen, mir dafür Ihre geträumte Stunde des Glückes zu überlassen, sagte sie ruhig.

Sie scherzen noch immer, Leonore, rief der Graf mit einem erzwungenen Lachen. Ich aber sage Ihnen, ich will Ihr stolzes Herz endlich beugen, ich will endlich mein scheues, wildes Reh in ein demüthiges, sanftes Weib verwandeln, welches sich der Liebe beugt, und ihre Herrschaft anerkennt. Fort, Leonore, fort mit dieser Maske der Schüchternheit, Du liebst mich ja, Du hast um meinetwillen Deinen Gemahl und

Deine Ehre hingegeben, Du hast es selbst gesagt: „kann ein Weib einen größeren Beweis ihrer Liebe geben, als wenn sie sich entführen läßt?" Nun also, Leonore, wozu diese Verstellung, diese Grausamkeit, da Du mich liebst, da Du mir den ungeheuersten Beweis Deiner Liebe gegeben hast.

Nein, sagte sie, ich habe Ihnen nur den ungeheuersten Beweis meiner Verachtung gegeben, indem ich Sie mit kalter Ueberlegung zu dem Werkzeuge meiner Pläne machte. Oh, begreifen Sie es doch, mein Herr, der schöne, vielgeliebte, vielbewunderte Graf Schulenburg, der schönste Cavalier Wiens, der alle Frauen anbetet, und der es eines Tages sogar wagte, seine Augen auf mich zu richten, und mir das Schnupftuch seiner Liebe zuzuwerfen, er ist von mir überlistet worden, ich habe ihn zum Werkzeug meiner Pläne gemacht. Er hat mich als mein Kammerdiener von Wien nach Paris begleitet, und jetzt, da ich keines Kammerdieners mehr bedarf, jetzt entlasse ich ihn. Gehen Sie, mein Herr, gehen Sie! Ich danke Ihnen für Ihre guten Dienste, Sie sind wirklich ein ganz guter Kammerdiener. Sie haben überall auf unserer Reise ganz gut für unsere Bedürfnisse Sorge getragen, die Postpferde bestellt, die Postillons und die Rechnungen in den Hôtels bezahlt, und Sie sind dabei ziemlich ehrlich zu Werke gegangen, denn wie mir meine Kammerfrau heute sagte, haben Sie das Geld, welches ich ihr für unsere Reise übergeben, noch nicht verbraucht. Ich habe also Grund, mit Ihnen auch als Kassirer zufrieden zu sein, und werde mich stets gern Ihrer guten Dienste erinnern, aber ich bedarf Ihrer jetzt nicht mehr! Gehen Sie!

Der Graf stand ihr gegenüber und schaute mit einem seltsamen, boshaften Lächeln in ihr stolzes, bleiches Angesicht.

Wie? fragte sie gleichsam verwundert. Sie gehen noch nicht, da ich Sie doch entlassen habe, Herr Kammerdiener. Ach, Sie haben Recht, ich vergaß, daß man seinen Dienern, wenn man sie entläßt, auch ihren Lohn auszahlen muß!

Sie zog aus der Tasche ihres Kleides eine volle Börse hervor, und schleuderte sie zu den Füßen des Grafen nieder.

Nehmen Sie, mein Herr Kammerdiener, sagte sie, und dann gehen Sie!

Ein lautes, wildes Lachen tönte von den Lippen des Grafen. Er

setzte seinen Fuß auf die Börse, und die Arme in einander schlagend, blieb er unbeweglich auf derselben Stelle stehen und starrte die Gräfin an mit flammenden, drohenden Blicken.

Sie gehen noch immer nicht? fragte Leonore verächtlich.

Nein, sagte er ruhig, ich gehe noch nicht und ich werde überhaupt nicht gehen.

Ah, Sie werden nicht gehen? rief Leonore, in deren Antlitz der Zorn jetzt in hellen Flammen aufloderte. Sie sind ehrlos genug, bei einer Frau bleiben zu wollen, welche Ihnen sagt, daß sie Sie verachtet.

Meine schöne Leonore, das ist die gewöhnliche Redensart aller Frauen, lachte der Graf. Sie schwören Alle, daß sie uns verachten, wenn sie uns lieben, und sind doch ganz empört, wenn wir eines Tages ihnen ebenso antworten. Der Unterschied ist nur der: die Frauen verachten uns, indem sie uns lieben, wir aber verachten die Frauen erst, wenn wir sie nicht mehr lieben! Fürchten Sie nichts, Leonore, ich bin noch nicht bis zu diesem Stadium gekommen, ich liebe Sie noch, und es bedarf bei mir nicht dieser Maske Ihrer Verachtung! Wir haben einander die stärksten Beweise unserer Liebe gegeben, Sie, indem Sie Sich von mir entführen ließen, ich, indem ich Ihnen gestattete, auf dieser ganzen Reise mich zu verhöhnen, und mich wirklich die lächerliche Rolle eines Dieners spielen zu lassen. Jetzt aber ist es genug, Leonore, genug der Prüfung, genug des Sträubens. Gedenken sie dessen, was Sie mir in Wien vor unserer Abreise sagten. Ich gelobte Ihnen unbedingte Unterwürfigkeit während unserer Reise, Sie versprachen mir dagegen, mich in Paris für dieselbe zu belohnen!

Ich versprach, Ihnen in Paris die volle Wahrheit zu sagen, und da Sie es fordern, da es Ihnen nicht genügt, daß ich Sie nicht liebe, daß ich Sie gehen heiße, will ich Ihnen diese volle Wahrheit sagen! Sie nennen es einen Beweis meiner Liebe, daß ich mich von Ihnen entführen ließ? Denken Sie besser von mir, Herr Graf Schulenburg! Wenn ich Sie geliebt hätte, würde ich im Stande gewesen sein, für Sie zu sterben, mit Ihnen zu sterben, nimmer aber würde ich mich so tief gedemüthigt haben, daß ich mit dem Manne, welchen ich liebte, schmachvoll entflohen wäre, denn die Schmach tödtet das Glück, und das Hohn-

lachen der Welt ist ein schlechter Hochzeitsgesang für die Liebe. Dem Manne meiner Liebe würde ich es nicht gestattet haben, meine Schande mit mir zu theilen: Ihnen erlaubte ich es, weil ich Sie verachtete, und weil ich Sie züchtigen wollte für die Frechheit, mit der Sie es wagten, mich, eine Frau, welche Ihnen durch kein Wort, keinen Blick ein Recht dazu gegeben, durch das Geständniß einer Liebe zu beleidigen, von der ich wußte, daß sie doch nur eine ekle Lüge sei. Ich rächte mich dafür, indem ich Sie zu meinem Werkzeuge machte! Sie waren mir ganz ungefährlich, ganz gleichgültig, und deshalb wählte ich Sie zu meinem Entführer! Ihr Name genügte, um mir das zu verschaffen, was ich erstrebte, meine Freiheit. Ja, mein Herr, nur um frei zu werden, frei von den Banden einer qualvollen Ehe, nur deshalb unternahm ich die lächerliche Farce dieser Entführung. Der Machtspruch der Kaiserin Maria Theresia fesselt mich an einen Gemahl, den ich nicht liebte und der durch eine elende Lüge mich überlistet hatte, daß ich ihm zum Altar folgte. Ich habe ihm geschworen, mich dafür zu rächen, und mich wider seinen Willen aus dieser Ehe zu erlösen. Sie sind das Werkzeug, welches ich benutzt habe, den Schwur meiner Rache zu erfüllen. Die Frau, welche mit dem Grafen Schulenburg aus dem Hause ihres Gemahls entflohen ist, hat seinen Namen und seine Ehre dadurch so sehr beschimpft, daß er nimmermehr es wagen darf, sie wieder zu sich zu rufen, daß er sich gezwungen sieht, eine Scheidung von ihr zu begehren. Das überlegte und berechnete ich, mein Herr, und deshalb ließ ich mich von Ihnen entführen. Jetzt wird Graf Esterhazy sich nicht mehr sträuben dürfen, sich durch eine Scheidung von mir zu trennen, jetzt werden die fromme Maria Theresia und der heilige Vater zu Rom wohl einwilligen müssen, unsere Ehe zu lösen, denn ich habe die Schande zwischen mich und meinen Gemahl gestellt, ich habe, um meine Freiheit zu erlangen, meine Ehre hingegeben! — Jetzt, mein Herr, habe ich Ihnen die Erklärung zukommen lassen, welche Sie von mir forderten, und sie wird Ihnen wahrscheinlich genügen, damit sie sogleich dies Zimmer verlassen!

Nein, meine schöne Gräfin, sie genügt mir nicht, sagte der Graf mit einem spöttischen Lächeln. Auch ich habe Ihnen eine Erklärung zu machen! Zunächst also werde ich Ihnen mit derselben schätzens-

werthen Offenheit, welche Sie mir bewiesen, die Gründe angeben, welche mich so kühn machten, um Ihre Liebe zu werben. Ihre Schönheit und Anmuth wären freilich wohl eine genügende Erklärung dafür, und da ganz Wien weiß, wie wenig die Gräfin Esterhazy ihren Gemahl liebt, so darf man es keinem Anbeter der Schönheit verargen, wenn er den kühnen Versuch macht, in dem Herzen der schönen Leonore die Stelle auszufüllen, welche ihr guter Gemahl darin vacant gelassen hat. Freilich behauptete man, die schöne Gräfin sei von einer so scheuen und wilden Tugend, daß Niemand es wagen dürfe, sich ihr zu nahen, freilich warnten mich meine Freunde, welche sahen, wie glühend ich Sie anbetete, vor einer Liebe, welche niemals Erhörung finden würde, aber gerade dies reizte mich. Ich schwur, daß Sie mein werden sollten, daß ich Sie besitzen wollte, meine Freunde stellten eine hohe Wette dagegen, und angefeuert von allen diesen Gründen unternahm ich den kühnen Feldzug nach Ihrer Liebe. Ich muß Ihnen das Zeugniß geben, daß Sie mir den Kampf nicht sehr schwer gemacht haben, sondern, daß sich die stolze und bis dahin unüberwindlich geglaubte Festung Ihrer Tugend mir sehr schnell übergeben hat. Dank Ihnen, habe ich meine Wette gewonnen, und wenn ich jetzt als Triumphator heimkehre nach Wien, werden meine Freunde mir ohne Weigern einige Tausend Louisd'or auszahlen müssen, denn meine herrliche Leonore hat mir so öffentlich vor aller Welt durch unsere Flucht ein Zeugniß ihrer Liebe ausgestellt, daß Niemand es mehr wagen darf, meinen Triumph zu bezweifeln.

Dann rathe ich Ihnen, sofort nach Wien abzureisen, um Ihr Geld einzucassiren, sagte Leonore vollkommen ruhig.

Verzeihung, gnädigste Leonore, der Rath ist gewiß gut, aber er ist unausführbar, denn ich sagte es Ihnen ja, ich liebe Sie, und es war zunächst meine Liebe, welche mich das Unternehmen wagen ließ, Sie erobern zu wollen. Ich habe Sie erobert, Sie sind mein, Leonore, und ein Thor müßte ich sein, wenn ich das schönste Eigenthum, welches Gott Amor mir geschenkt, freiwillig aufgeben wollte. Nein, meine Geliebte, keine Macht der Erde kann Dich mir jetzt noch entreißen. Suche nicht mir zu entfliehen; wohin Du gehst, werde ich Dir folgen! Du hast der ganzen Welt ein Zeugniß Deiner Liebe abgelegt, und dieses Zeugniß, welches unserer Beider Schande und Glück ist, fesselt Dich an mich für

immerdar. Ich werde Dich niemals verlassen, ich werde mich an Deine Schritte heften, —

Wie mein böser Dämon, unterbrach sie ihn hohnlachend.

Nein, wie Ihr guter Genius, Leonore, denn ich werde mit meiner Liebe das Brandmal Ihrer Schmach zudecken. Um meinetwillen haben Sie sich der Schande überliefert; es ist an mir, Sie dafür zu belohnen.

Elender, sagte sie mit einem stolzen Blick, Sie wissen es wohl, daß Sie keinen Theil haben an dem, was ich that. Meine Schande gehört mir allein, und ich allein will sie tragen! Ihnen überlasse ich die Lächerlichkeit, denn ich sage Ihnen, wenn Sie nicht jetzt, nicht auf der Stelle gehen, so werde ich Sorge tragen, daß ganz Wien die Geschichte meiner Entführung erfahre, und glauben Sie nur, ganz Wien wird über die drollige Geschichte lachen, wie der schöne Graf Schulenburg die Gräfin Esterhazy als ergebener und dienstgewandter Kammerdiener auf der ganzen Reise nach Paris begleitete, und in Paris von ihr entlassen ward!

An demselben Tage, Leonore, sagte der Graf, an welchem Sie den lachlustigen Wienern diese Geschichte erzählen, an demselben Tage werde ich ihnen auch eine Geschichte erzählen, und darüber werden sie jubeln vor Lachen. Ich werde ihnen sagen, daß die Gräfin Leonore Esterhazy nicht blos ein geniales Weib, sondern auch eine große Dichterin ist, und wenn man mir nicht glauben will, so werde ich es ihnen beweisen!

Beweisen! wiederholte Leonore, leise zusammenzuckend.

Ja, beweisen, sagte er lächelnd. Ich war freilich auf der ganzen Reise nur Ihr ergebener Kammerdiener, aber Sie wissen wohl, die Kammerdiener kennen am besten die Geheimnisse ihrer Herrschaft. So belauschte ich auch das Geheimniß meiner Herrin, und sah, wie sie jede Nacht, statt zu schlafen, sich damit beschäftigte, in ihrem Album zu schreiben. Zuweilen, wenn ich lauschend draußen vor ihrem Fenster stand, sah ich, wie sie das Geschriebene küßte, öfter noch, wie ihre Thränen in hellen Bächen darauf niederrieselten. Ich war eifersüchtig auf dieses Album, und —

Und Sie stahlen es mir, unterbrach sie ihn kalt, ich vermisse es seit gestern!

Ich stahl es Ihnen, und ich denke, ein Liebender hat wohl das Recht, an seiner Geliebten solchen unschuldigen Diebstahl zu begehen, um so mehr, wenn er hoffen darf, daß sein Bild allein auf dem heiligen

Grunde ihres Herzens ruht, und daß er in dem, was sie geschrieben, nur die süßen Offenbarungen ihrer Liebe zu ihm wiederfinden wird. Ich aber hatte mich grausam getäuscht, und diese leidenschaftlichen und phantastischen Dithyramben Ihres Herzens, welche jenes Album enthält, galten leider nicht mir! Oh, meinen Sie nicht, daß, wenn ich den Wienern meine Geschichte erzähle, sie aufhören werden, über Ihre Geschichte zu lachen, um über die, welche ich ihnen erzähle, zu staunen, zu höhnen, und außer sich zu gerathen?

Sie werden mir mein Album wiedergeben, sogleich, auf der Stelle! rief die Gräfin, indem sie mit hochgerötheten Wangen, mit blitzenden Augen auf ihn zuschritt.

Ich werde es Ihnen wiedergeben als Lohn für Ihre Liebe und Hingebung, als Zeichen meiner Dankbarkeit für ein schönes Glück, nicht früher! —

Sie stieß einen leisen Schrei aus, und ihre ganze Gestalt erbebte. Reizen Sie mich nicht, sagte sie athemlos, treiben Sie mich nicht auf das Aeußerste. Ich wäre im Stande, mich grausam an Ihnen zu rächen! Geben Sie mir das Buch zurück!

Nein, Leonore, erst soll ganz Wien Ihre himmlischen Poesieen kennen, erst soll es erfahren, daß die keusche, die tugendhafte Leonore nur deshalb so stolz und kalt ist, weil sie eine stolze Liebe in ihrem Herzen trägt, eine Liebe, die freilich ein wenig demüthigend ist, da sie unerwiedert geblieben, da die schöne Gräfin, wie sie in ihren herrlichen Gedichten klagt, vergeblich auf Gegenliebe gehofft hat! Kaufen Sie mir diese Gedichte mit Ihrer Liebe ab, schönste Leonore, oder ich gehe hin und erzähle den Wienern, daß die Gräfin Leonore Esterhazy den Kaiser Joseph leidenschaftlich liebt!

Nun denn, ja, rief Leonore hochaufathmend, ja, erzählen Sie es in Wien, erzählen Sie es der ganzen Welt, ja, ich liebe den Kaiser Joseph! Ja, ich kenne keinen Mann, den ich meiner Liebe würdig erachte, außer ihm; seine Augen sind für mich ein ganzer Himmel, sein Antlitz ist für mich wie Sonnenstrahl. Ja, ich liebe ihn, meine ganze Seele beugt sich vor ihm in Anbetung, Liebe und Bewunderung; wenn er mich liebte, würde ich selig sein, als seine demüthige und ergebene Magd zu seinen Füßen zu sitzen, und jeder Wink seiner Augen würde für mich ein

Befehl sein, jedes Lächeln ein seliger Lohn. Wenn er mich liebte, würde ich das glückseligste Weib sein, würde ich den Himmel selber nicht beneiden um seine Seligkeit, denn der ganze Himmel mit aller Seligkeit wäre dann in meiner Brust. Aber er liebt mich nicht, und ich bedarf seiner Liebe nicht zu meinem Glück! Ich liebe ihn, und kein Machtgebot der Menschen, kein Befehl Gottes selbst kann diese Liebe aus meinem Herzen bannen, denn sie ist der Athem meines Lebens, mein Stolz, meine Hoffnung, meine Religion. — Und nun gehen Sie hin und wiederholen Sie vor ganz Wien meine Worte, ich nehme keines zurück, ich schlage auch nicht schamvoll meine Augen nieder; wenn der Schleier einmal von meinem Herzen gerissen ist, so möge Jedermann sehen, was darin zuckt und glüht, ich habe mich dessen nicht zu schämen. Wehe aber Dem, welcher mit frevelnder Hand den Schleier zerrissen hat, wehe Ihnen, Graf, denn ich werde mich rächen!

Von so himmlischen Händen muß selbst die Rache willkommen sein, rief der Graf, ganz geblendet von der leuchtenden Schönheit Leonorens. Hochaufgerichtet, mit glühenden Wangen, mit flammenden Augen, ihr Antlitz durchstrahlt von dem Feuer der Begeisterung und Energie, stand sie vor ihm mit hochwogender Brust, ihr ganzes Wesen voll Gluth und Entschlossenheit.

Rächen Sie Sich an mir, rief der Graf, aber zuerst erfüllen Sie mir Ihr Wort, zuerst erhören Sie meine Liebe! Sie müssen mein sein, Leonore, Sie haben es mir versprochen, und ich werde Sie zwingen, mir Ihr Wort zu erfüllen!

Und mit ausgebreiteten Armen stürzte er auf sie zu. Leonore, meine schöne Leonore, komm an mein Herz, komm, ich will Dich das Glück kennen lehren und die Liebe, komm, mein schönes, göttergleiches Weib! —

Wenn Sie es wagen mich zu berühren, ermorde ich Sie, sagte sie, ihre Arme in einander schlagend und ihn mit trotzigen Blicken anstarrend.

Ich wage Alles, denn ich liebe Dich, und es muß göttlich schön sein, zu sterben in Deinen Armen, rief der Graf, wieder auf sie eindringend.

Sie werden nichts wagen, was die Gräfin Esterhazy beleidigen

könnte, ich verbiete es Ihnen! rief eine laute, gebieterische Stimme hinter ihnen.

Der Graf taumelte zurück und wandte entsetzt sein Haupt rückwärts.

Leonore stieß einen Schrei aus, einen Schrei des Entzückens und Schreckens zu gleicher Zeit. Der Kaiser! rief sie. Der Kaiser rettet mich! Er ist es — ihre Stimme stockte, eine Todtenblässe bedeckte ihre Wangen, und ihre Augen schließend taumelte sie rückwärts, mit ausgestreckten Armen nach einem Stützpunkte suchend, um sich aufrecht zu halten.

XII.

Der Abschied.

Der Kaiser eilte zu Leonoren und fing die ohnmächtig Zusammensinkende in seinen Armen auf und trug sie zu dem Divan hin, auf welchen er sie sanft niedergleiten ließ.

Sie ist ohnmächtig, sagte der Kaiser, sich über sie neigend, nicht der leiseste Athem kommt aus ihrer Brust hervor, und ihre Wangen sind kalt und weiß wie Marmor. Die Natur hat sich ihrer erbarmt und ihre Augen geschlossen, die Natur wird sie auch wieder öffnen.

Er nahm den Schleier, welchen Leonore zuvor auf den Tisch geworfen, und deckte ihn sorglich über ihr Antlitz hin, dann aber trat er zurück, und sein Angesicht nahm jetzt einen harten, strengen Ausdruck an.

Jetzt zu Ihnen, Graf Schulenburg, sagte er, indem er sich dem Grafen zuwandte, welcher wie vernichtet, an allen Gliedern bebend, dort drüben an der Wand lehnte. Er fühlte den stolzen, verächtlichen Blick des Kaisers, obwohl er seine Augen nicht zu ihm zu erheben wagte. —

Geben Sie mir das Album der Gräfin, befahl Joseph.

Graf Schulenburg zog mit zitternden Händen ein Buch aus seiner Brusttasche hervor, und mit leisen, unsichern Schritten zu dem Kaiser hin schwankend, taumelte er zu seinen Füßen nieder, und reichte ihm das Buch dar.

Der Kaiser entriß es ihm hastig, und ohne ihn nur eines Blickes weiter zu würdigen, schritt er zu Leonoren hin, und legte das Buch neben ihr auf den Divan hin. Dann neigte er sich wieder über sie, und horchte auf ihren Athem. Als er sich aber überzeugt hatte, daß sie noch immer ohnmächtig sei, trat er zurück, und wieder wandte sich sein flammender Zornesblick auf den Grafen hin, der noch immer mitten im Zimmer kniete.

Stehen Sie auf! herrschte der Kaiser ihm zu, und sofort richtete der Graf sich empor, und stand bleich und gesenkten Hauptes dem Kaiser gegenüber.

Sie haben an dieser Frau gehandelt nicht wie ein Ehrenmann und Cavalier, sondern wie ein ehrloser Verbrecher, sagte der Kaiser mit harter, rauher Stimme. Man wird Sie daher strafen, wie es Verbrechern geziemt!

Gnade, Sire, Gnade! stotterte der Graf. Gnade für ein Verbrechen, welches —

Still! unterbrach ihn der Kaiser, wagen Sie es nicht Sich entschuldigen zu wollen, denn es giebt keine Entschuldigung für eine Ehrlosigkeit! Ich kannte bereits Ihr Verbrechen, ein Courier des Fürsten Kaunitz hat dem Grafen Mercy die Nachricht, und zugleich den Befehl der Kaiserin überbracht, im Fall Sie Sich hierher begeben sollten, und man Sie mit Hülfe der Polizei entdecken könnte, Sie sofort nach Wien zu transportiren, um dort vor Ihren Richter gestellt zu werden! Sie kennen die strengen Gesetze, welche die Kaiserin für die Verbrechen gegen die Sittlichkeit gegeben hat. Wissen Sie, welche Strafe Denjenigen bedroht, welcher eine verheirathete Frau aus dem Hause ihres Gatten entführt?

Die Strafe des Todes! murmelte der Graf tonlos.

Ja, die Strafe des Todes, wiederholte der Kaiser, weil ein solches Verbrechen einem Morde gleichgeachtet wird; und mit Recht, denn man mordet mehr als den Körper, wenn man eine Seele schändet, einen Mann um seine Frau betrügt, und seinen Namen mit Schmach bedeckt. Das ist Ihr Fall!

Gnade, Sire, Gnade! wiederholte der Graf.

Nein, keine Gnade, sagte der Kaiser hart, Sie sind keiner Gnade werth! Folgen Sie mir!

Er wandte sich um, und schritt nach der Thür hin, welche dies Zimmer von dem seinen trennte und durch welche er vorher hier eingetreten war. Graf Schulenburg schlich zitternd, mit gesenktem Haupte hinter ihm her: der Kaiser durchschritt das nächste Zimmer rasch und trat in das zweite ein.

Günther! rief er mit lauter Stimme, und sofort öffnete sich die Thür des Vorzimmers und der Kammerdiener trat ein.

Der Kaiser deutete mit aufgehobenem Arm auf den Grafen hin, welcher eben langsam die Schwelle überschritt und demüthig an der Thür stehen blieb.

Günther, sagte er, ich übergebe Dir den Grafen Schulenburg, Du wirst ihn in diesem Zimmer hier bewachen bis morgen früh. Alsdann werden wir ihn in das Gesandtschaftshôtel befördern. Sprich kein Wort mit ihm, bewache ihn gut und gieb wohl Acht, daß er Dir nicht entschlüpft! — Und indem der Kaiser sich mit einer halben Kopfbewegung rückwärts wandte nach dem Grafen hin, fuhr er fort: Ich würde Sie auffordern, mir Ihr Ehrenwort zu geben, daß Sie dieses Zimmer nicht verlassen wollen, allein Niemand kann geben, was er nicht hat, und also verlasse ich mich auf die Wachsamkeit meines Kammerdieners! Er wird Sie gut bewachen!

Ohne den Grafen noch eines Blickes zu würdigen, verließ der Kaiser das Zimmer, dessen Thür er hinter sich schloß, worauf er sich jetzt wieder in dem zweiten, dicht neben dem Zimmer der Gräfin belegenen Gemache befand. Der Kaiser durchschritt es rasch, und indem er über die Schwelle zu dem andern Zimmer trat, sah er die Gräfin, welche sich eben aus ihrer Ohnmacht erholt hatte, und sich langsam von dem Divan erhebend, mit träumerischen Blicken um sich schaute.

Ach, ich hatte einen Traum, flüsterte sie leise vor sich hin, einen wunderbaren, seltsamen Traum. Ich sah den Kaiser, ich sah seine Augen, welche auf mir ruhten, ich fühlte seine Arme, welche mich sanft umschlossen.

Es war kein Traum, Gräfin Esterhazy, sagte Joseph mit milder Stimme, indem er näher trat.

Sie zuckte zusammen und hob sich rasch empor. Ihr ganzes Wesen bebte und zuckte in tiefer Bewegung. Ihre flammenden Blicke

schienen in dem Zimmer etwas zu suchen, und richteten sich dann mit einem Ausdruck unendlichen Schreckens auf die geöffnete Thür, welche in die Zimmer des Kaisers führte.

Sie waren dort, Sire, und Sie hörten Alles? fragte sie leise, auf diese Thür hindeutend.

Ich war dort, sagte er ernst, der Zufall machte mich zum Zeugen Ihrer Unterredung mit diesem Elenden, und ich danke es dem Zufall, daß ich vernahm, welche Beweggründe es waren, welche die edle und stolze Gräfin Esterhazy dazu veranlassen konnten, mit einem solchen Manne aus dem Hause Ihres Gemahls zu entfliehen. Ich übernehme Ihre Vertheidigung in Wien, Gräfin, ich werde der Verleumdung Schweigen gebieten, und wenn es nothwendig ist, werde ich laut und öffentlich erzählen, was ich hier vernommen habe. Sie haben auf eine geniale und außergewöhnliche Weise die unnatürlichen Ketten zerrissen, mit welchen man Sie gefesselt hatte. Ich kann Ihnen deshalb nicht zürnen, denn ich kann ermessen, was Sie gelitten haben, ich kann die Verzweiflung und den Jammer begreifen, der Sie bis zum Aeußersten getrieben hat. O, ich kenne das, ich habe gelitten an diesen Schmerzen und gerungen an diesen Qualen, ich kenne den ganzen Fluch und das Elend einer unglücklichen Ehe, und begreife, daß man, um ihr zu entgehen, selbst die Schande und das Verbrechen nicht scheut. Ich werde das Alles der Kaiserin sagen, und Sie wird Ihnen verzeihen müssen, denn sie zunächst trägt die Schuld an ihrem Unglück, und sie ist Ihnen einen Ersatz für dasselbe schuldig. Bleiben Sie jetzt noch eine Zeit lang im Ausland, ich werde dafür sorgen, daß Ihre Scheidung rasch gefördert wird, und dann dürfen Sie nach Wien zurückkehren, Niemand soll es wagen, Sie dort mit scheelem Auge anzusehen, Sie durch ein Wort, ein Lächeln zu beleidigen. Die Kaiserin ist großmüthig und hochherzig, und wo sie ein Unrecht begangen, da eilt sie freudig, es wieder zu versöhnen. Sie hat aber an Ihnen ein großes Unrecht begangen, verzeihen Sie es ihr, denn sie fehlte nicht aus bösem Wollen, sondern aus edler Absicht, und ich weiß, wenn ich ihr die Scene erzähle, zu deren Zeugen der Zufall mich gemacht, so wird Maria Theresia tiefgerührt Ihnen die Hand reichen, und an ihrer und an meiner Hand werden Sie wieder eintreten in die Gesellschaft!

Sire, flüsterte die Gräfin leise und schüchtern, indem eine glühende Röthe in ihrem Antlitz aufflammte, Sire, werden Sie der Kaiserin Alles erzählen, was Sie hier vernommen haben?

Alles, was Bezug hat auf Ihr Verhältniß zu Ihrem Gemahl und zu dem Grafen Schulenburg, sagte der Kaiser ernst. Wenn ich noch etwas Anderes vernommen, so verzeihen Sie es mir, daß meine unheiligen Ohren die süßen und heiligen Worte gehört haben, welche zu vernehmen nur Gott und die seligen Engel würdig wären. Nie werden meine Lippen es wagen zu verrathen, was ich gehört habe, aber in der Mitte der Nacht wird es zuweilen in meinem Herzen nachklingen wie ein seliges Lied aus meiner Jugendzeit, und ich werde weinen vor Jammer, daß die Rauhheit des Lebens meine Stimme so sehr gebrochen und vernichtet habe, daß sie die Melodie dieses Himmelsliedes nicht mehr zu singen vermag! Kommen Sie nach Wien zurück, Gräfin, da wollen wir einander trösten und aufrichten, und indem wir dessen gedenken, was wir gelitten haben, wollen wir versuchen, uns mit der Gegenwart zu versöhnen.

Nein, Sire, sagte sie, traurig ihr Haupt schüttelnd, nein, ich werde niemals nach Wien zurückkehren, und wir Beide werden uns niemals wiedersehen. Ich würde vergehen vor Scham und Schmerz unter Ihren Blicken; je gütiger dieselben auf mir ruhten, desto tiefer würden sie mich verwunden, denn ich würde sie immer auf Rechnung Ihrer Großmuth schreiben, und würde niemals an die Wahrheit Ihrer Güte glauben.

Ist Ihr Herz plötzlich so klein und zaghaft geworden, Leonore? fragte der Kaiser sanft. Schämen Sie Sich plötzlich eines Gefühls, das Sie vorher mit einem Götterstolze der ganzen Welt bekennen wollten, oder bin ich allein dieses Bekenntnisses nicht werth?

Ueber das Urtheil der Welt konnte ich mich hinwegsetzen mit dem Heroismus meines Gefühls, vor Ihrem Urtheil, Sire, muß ich fliehen und mich verbergen in die Wüste und die Einöde!

Sehen Sie dorthin, Leonore, sagte der Kaiser, auf das Album deutend, dort liegt das Album. Meine Augen haben nicht gewagt, es anzuschauen und seine holden Geheimnisse zu ergründen. Niemand darf die wissen, außer Gott, und wenn ein Verräther sie erfahren hat, so

wird er dafür büßen, und — seien Sie dessen gewiß — seine Lippen werden nichts verrathen. Die Welt wird also nichts davon erfahren!

Was kümmert mich die Welt! rief sie stürmisch. Ich habe mit ihr abgeschlossen. Was kümmert mich das Urtheil der Menschen, ich frage nichts darnach! Nur daß Sie, Sie mich jetzt verachten müssen, Sire, das bricht mein Herz. Und darum will ich hinausgehen in die Wüste, und seufzen mit dem Sturm, und jammern mit dem verschmachtenden Thier in der Wüste, und mich begraben lassen von irgend einer Staubwolke, die der Samum daherweht! Leben Sie wohl, Sire, leben Sie wohl! Reichen Sie mir noch einmal, zum letztenmal Ihre Hand, und dann scheiden wir!

Der Kaiser reichte ihr seine beiden Hände dar, und seine großen blauen Augen waren auf sie gerichtet mit einem unaussprechlichen Ausdruck von Trauer, Mitgefühl und Rührung.

Sie wollen also wirklich gehen? fragte er. Es ist also immer mein Loos, daß Diejenigen mich verlassen, welche Theil an mir nehmen, und mir ihre Liebe weihen. Leonore, auch Sie wollen mich verlassen?

Ich muß es, Sire, wenn ich mich nicht selbst verachten soll! Leben Sie wohl! — Sie neigte sich über seine Hände und küßte sie, und als sie sich dann wieder emporrichtete, leuchtete ein wunderbarer Glanz von ihrem Angesichte.

Sire, sagte sie, ich werde Sie nicht wiedersehen, aber Ihr Bild wird mich begleiten überall, wohin ich gehe, und meine Seele wird bei Ihnen sein mit ihren besten Gedanken überall, wohin Sie gehen. Ich hoffe Großes, Unermeßliches von Ihnen, und ich weiß, daß Sie meine Hoffnungen erfüllen werden. Ganz Europa wird dereinst wiederhallen von dem Ruhme meines Kaisers, und seine Millionen Unterthanen werden ihn segnen und lieben als ihren Vater und Freund. Sire, ich werde alsdann sehr glücklich sein, denn mein Leben ruht in Ihnen. In dieser Stunde, und in diesem heiligen Moment sage ich es Ihnen mit freudigem Muthe: ich liebe Sie! Meine ganze Seele neigt sich vor Ihnen, mein ganzes Wesen betet Sie an. Und so ist es gewesen, so lange ich denke und athme; diese Liebe ist der schönste und heiligste Theil meines ganzen Daseins gewesen, ich habe sie genährt mit meinen besten Gedanken, mit meinen reinsten Gefühlen, sie hat mir viele Schmerzen

und Qualen gegeben, und dennoch war sie mein höchstes Glück, und unter Thränen pries ich mich selig. Glücklich und beneidenswerth sind Diejenigen, welche es verstehen zu lieben, denn in ihnen wohnt Gott! Darum ist es etwas Großes und Herrliches um eine wahre Liebe, und eine göttliche Kraft ruht in ihr. Mit dieser Kraft sage ich jetzt zu Ihnen: leben Sie wohl, Sire, und möge der Segen meiner Liebe auf Ihrem edlen Haupte ruhen! — Und jetzt, Sire, bitte ich Sie, entheiligen Sie diesen Moment durch kein Wort, keinen Abschied weiter. Reichen Sie mir noch einmal die Hand, und dann wenden Sie sich ab und verlassen Sie mich!

Leben Sie denn wohl, Leonore, sagte der Kaiser tiefbewegt, und indem er ihr seine Arme entgegenbreitete, rief er laut: Komm an mein Herz, Du schönes, edles Weib! Ein einzig Mal laß Dein Herz an dem meinen schlagen! Komm, Leonore!

Sie warf sich mit einem Schrei des Entzückens an seine Brust, ganz überwältigt lehnte sie ihr Haupt an seine Schulter, und schaute zu ihm auf mit strahlenden Augen.

Der Kaiser lächelte, und sich über sie neigend, küßte er ihre Augen und ihre zuckenden Lippen, und schloß die erbebende Gestalt fester in seine Arme und flüsterte ihr leise ins Ohr: Willst Du mich jetzt noch verlassen, Leonore?

Sie schrak in sich zusammen, wie aus einem seligen Traum erwachend, und sich schnell aus seinen Armen losreißend, trat sie einen Schritt rückwärts.

Leben Sie wohl, Sire, hauchte sie leise. Leben Sie wohl!

Der Kaiser schaute sie an mit einem tiefen, schmerzlichen Blick. Leben Sie wohl, Leonore, sagte er tiefbewegt, und sich rasch abwendend, verließ er mit hastigen Schritten das Gemach, dessen Thür er hinter sich schloß.

Leonore schaute ihm nach, athemlos, mit weitgeöffneten Augen, und dann, als sie ihn nicht mehr sah, schlug sie ihre beiden Hände vor ihr Angesicht und ächzte laut.

Aber dieses dauerte nur eine kurze Zeit; alsdann ließ Leonore ihre Hände von ihrem Antlitz gleiten, welches bleich war, aber von Energie und Entschlossenheit strahlte. — Mit großen Schritten durch-

eilte sie das Gemach, zog heftig an der Klingelschnur und schob dann den Riegel zurück, mit welchem Graf Schulenburg vorher die Thür geschlossen hatte.

Wenig Minuten später öffnete sich die Thür und Madame Dupont trat ein.

Gute Dupont, sagte Leonore mit festem, entschlossenem Tone, wir werden noch in dieser Nacht Paris verlassen.

Allein? fragte die Kammerfrau, indem sie suchend ihre Augen im Zimmer umhergleiten ließ.

Freuen Sie Sich, sagte Leonore, er ist nicht mehr hier, und er wird nicht wiederkehren. Wir werden allein sein, meine treue Dupont, ganz allein! Aber wir müssen fort von hier, schnell, sogleich! Rufen Sie die Leute, senden Sie Jemand hin, der uns Postpferde bestelle. In einer Stunde schon müssen wir Paris verlassen haben!

Und wohin gehen wir, gnädigste Gräfin?

Wohin wir gehen? wiederholte Leonore gedankenvoll. — Wer kann sagen, wohin er geht, und von wannen er kommt! Der Zufall oder der Wille Gottes lenkt unsere Schritte. Er mag entscheiden, wohin wir gehen!

Die treue Dienerin eilte zu ihrer Herrin hin, und in Thränen ausbrechend, nahm sie die Hand der Gräfin und drückte sie fest an ihre Lippen.

Oh, theure, geliebte Herrin, flüsterte sie leise, raffen Sie Sich empor, versinken Sie nicht in diese Traurigkeit, seien Sie wieder stark und willenskräftig, wie Sie es immer gewesen!

Leonore hob ihr gesenktes Haupt empor, und schüttelte ihre Locken, wie die erwachende Löwin ihre Mähnen schüttelt.

Sie haben Recht, Dupont, sagte sie energisch, ich will den Schmerz bekämpfen, und er soll keine Gewalt über mich haben! Wir wollen reisen, die Welt ist so groß, und irgendwo wird sich wohl ein einsames Thal finden, wo man ausruhen und träumen kann!

Oh, rief die Dupont freudig, jetzt sind Sie wieder wie sonst, wieder die starke Heldin, welche ihr eigenes Herz besiegt, und jetzt wage ich es, meine Frage zu wiederholen: Wohin reisen wir, Frau Gräfin?

Wir reisen zuerst in das gelobte Land, sagte Leonore feierlich. Auf

dem Grabe des Heilandes will ich niederknieen und ihm meine Schmerzen sagen, vielleicht heilt er sie!

Kaum eine Stunde später rollte ein Wagen aus dem Hôtel Tréville hinaus auf die Straße und bald verschwand das Geräusch seiner Räder in der Ferne.

Es war die Gräfin Leonore Esterhazy Starhemberg, welche, nur begleitet von Madame Dupont, die Pilgerreise nach Jerusalem antrat.

In der Frühe des Morgens rollte abermals ein Wagen aus dem Hôtel. Er wandte sich zuerst nach dem Hôtel des österreichischen Gesandten, Grafen Mercy. Der Kammerdiener des Kaisers sprang heraus, und den Portier herbei winkend, befahl er ihm, an dem Wagen Wache zu halten, bis er zurückkehren würde. Alsdann zog Günther einen Brief von dem Kaiser an den Grafen Mercy hervor und begab sich mit demselben in das Hôtel.

Eine Viertelstunde verging. Der Portier stand noch immer an der geschlossenen Kutsche, hinter deren Glasfenstern man ein bleiches verstörtes Männergesicht bemerkte.

Alsdann traten ein Secretair und ein Diener des Gesandten mit Reisemänteln und Gepäck aus dem Hôtel und näherten sich der Kutsche. Der Schlag ward geöffnet, der Secretair stieg ein, der Diener schwang sich auf den Bock und der Wagen rollte von dannen.

In diesem Wagen saß Graf Schulenburg, welcher nach Wien transportirt ward, um dort die Strafe für sein Verbrechen zu empfangen.*)

---

*) Die Kaiserin Maria Theresia ließ den Grafen Schulenburg vor das Keuschheitsgericht stellen, und dieses verurtheilte den Grafen wegen der Entführung der Gräfin Esterhazy zum Tode. — Graf Schulenburg schien verloren, denn Maria Theresia, voll Zorn über den fürchterlichen Scandal, mit dem diese von ihr gestiftete Ehe geendigt hatte, und um mit einem strengen Exempel der überhand nehmenden Sittenverderbniß zu steuern, war entschlossen, das Todesurtheil zu bestätigen. Aber der großmüthige Graf Franz Esterhazy verhinderte es. Er eilte zur Kaiserin und flehte um Gnade für seinen Rivalen und wagte es endlich, der Kaiserin zu gestehen, daß er in dieser von Maria Theresia befohlenen Ehe kein Glück gefunden, sondern nur

XIII.

Mißhelligkeiten.

Kaiser Joseph hatte wohl Recht, als er am ersten Tage seines Begegnens mit der Königin Marie Antoinette ihr verkündete, daß sie vielleicht sehr bald an seiner Gesellschaft keine besondere Freude mehr haben möchte. — Diese Freude war in der That schnell genug verrauscht und hatte einer trüben und gedrückten Stimmung Platz gemacht. Marie Antoinette fühlte, daß der König sich täglich mehr von ihrem Bruder zurückzog, daß des Kaisers offenes und freimüthiges Wesen dem Könige mißfiel und ihn demüthigte, weil seine eigenen steifen und linkischen Manieren gegen den feinen und ungezwungenen Weltton des Kaisers nur noch greller hervortraten; sie sah, wie sich die sonst so sanften Augen Ludwigs zuweilen mit einem strengen, fast gehässigen Ausdruck auf das offene, edle Angesicht des Kaisers hefteten, und wie er die Stirn runzelte, wenn der Kaiser mit bitterm Spott die strenge und steife Etiquette des französischen Hofes geißelte.

König Ludwig, der selber sonst die Etiquette, welche die französischen Könige auf jedem Schritte verfolgte, sehr lästig gefunden hatte, schien dieselbe jetzt, weil der Kaiser sie verspottete, sehr heilig zu halten, und fügte sich ihren Anordnungen mit der genauesten Pünktlichkeit. Während er sonst seiner Gemahlin die unbedingteste Freiheit, sich ihre Lebensweise zu bestimmen, gestattet hatte, schien Ludwig jetzt zuweilen zu bemerken, daß sie von dieser Freiheit allzuviel Gebrauch mache, und er wagte es einmal sogar ziemlich heftig zu sagen: die Königin von Frankreich

---

viel Qual und Leid, von dem ihn Graf Schulenburg erlöst habe, indem er ihm diese schöne wilde Frau entführte, die niemals ihm angehört habe, und mit der zusammen zu sein für ihn eine Folter gewesen, weil er sie zugleich gehaßt und geliebt habe. Maria Theresia ließ sich bewegen von dem Flehen Esterhazy's und begnadigte den Grafen Schulenburg, ihn aber zugleich aus Wien verbannend. Auch jetzt wieder nahm sich Graf Franz Esterhazy seiner mit der wärmsten Theilnahme an und schien es Schulenburg durch die großmüthigsten Beweise seiner Dankbarkeit lohnen zu wollen, daß er ihn von seiner Gemahlin befreit habe.

habe die Verpflichtung, sich den Gesetzen der Etiquette ein wenig mehr zu fügen, sie dürfe nicht dem verderblichen Beispiel des Kaisers folgen, welcher in dem Streben nach Popularität seine eigene Würde vergesse, um sich beim Volk beliebt zu machen, für das königliche Haus gar keine Rücksichten kenne, und es ungestraft glaube beleidigen zu dürfen. —

Daß Kaiser Joseph aber sich so beliebt gemacht beim französischen Volke, das war es, was den König argwöhnisch und ängstlich machte, das war es, was seine Brüder und deren Gemahlinnen, was seine Minister und der hohe Adel seines Hofes, dem Könige Ludwig als das arglistige Bestreben des Kaisers darstellten, dem Könige die Liebe seines Volkes zu entziehen, ihm das Elsaß und Lothringen abzunehmen, und die österreichische Partei wieder zur Regierung zu bringen, damit Frankreich, wie es unter Choiseul gewesen, nur noch eine Provinz von Oesterreich bleibe und von dem Kabinet von Wien her gelenkt werde.

Und ganz erfüllt von dieser Idee, schloß sich die antiösterreichische Partei immer fester und gewaffneter zusammen, erweiterte sie täglich ihre Macht, und übte bald auf das Gemüth des Königs den gefährlichsten Einfluß aus, indem sie die Königin Marie Antoinette und ihre Partei mmer weiter zurück von der Seite des Königs drängte.

Ludwig, welcher seiner Gemahlin seit einiger Zeit die zärtlichste Aufmerksamkeit, die leidenschaftlichste Bewunderung bewiesen, zog sich auf einmal kalt und schüchtern wieder von ihr zurück, und schien nun wieder gleichgültig und schroff gegen seine Gemahlin werden zu wollen, wie er es früher so lange gewesen. Während er sonst die Gesellschaft Marie Antoinette's gesucht hatte, schien er dieselbe zu fliehen, und die Stunden, welche er sonst in letzter Zeit dazu verwandt hatte, Arm in Arm mit der Königin in süßer Vertraulichkeit und Stille in den Gärten von Versailles zu lustwandeln, verbrachte der König jetzt in seinem Kabinet mit seinen Ministern oder mit dem Grafen von Provence, dem erbitterten Vorkämpfer der antiösterreichischen Partei, dem unversöhnlichen Feinde Marie Antoinetten's, der es seiner schönen Schwägerin niemals verzeihen konnte, daß sie eine Tochter des österreichischen Kaiserhauses war, welches der Graf von Provence laut und ohne Scheu den gefährlichsten Feind von Frankreich nannte.

Und der König, welcher es sonst vermieden mit seinem Bruder

allein zu sein, weil er seine Feindschaft gegen Marie Antoinette kannte, der König schien sich jetzt inniger wie je dem Grafen von Provence anzuschließen und hörte mit düsterer Miene auf die gehässigen Berichte, die der Prinz ihm über den Aufenthalt des Kaisers in Paris abstattete; er widersprach nicht, wenn er von dem innigen Einverständnisse erzählte, welches zwischen dem Kaiser und Marie Antoinette herrschte, die immer noch in ihrem Herzen eine Oesterreicherin geblieben, und zu jeder Zeit bereit sein würde, die Interessen Frankreichs den Wünschen und Befehlen ihres Bruders und der Kaiserin Maria Theresia zum Opfer darzubringen.

Aber der Graf von Provence begnügte sich nicht damit, dem Könige solche gehässige Zuflüsterungen zu bringen; er sorgte auch dafür, daß sie laut und öffentlich im Publikum wiederholt wurden, daß die Sänger auf dem Pont-Neuf in lustigen Spottgedichten den Kaiser verhöhnten, welcher gekommen sei, Frankreich zu erobern, daß man an jedem Tage neue Karrikaturen verbreitete, welche den Kaiser und die Königin dem Volke in den lächerlichsten und widersinnigsten Situationen darstellten, und Marie Antoinette dem Gespött und Gelächter des Volkes Preis gaben.

Diese antiösterreichische Partei, angefeuert von den schlimmen Bestrebungen des Grafen von Provence, eröffnete jetzt einen wahren Feldzug der Verleumdung, der boshaften Erfindungen gegen die junge Königin, und verbreitete über sie die fabelhaftesten Gerüchte, welche man Sorge trug, dem Gedächtnisse des Volkes in Chansons oder Karrikaturen einzuprägen und dem Könige Ludwig täglich in dem Polizeiberichte des Herrn von Sartines hinterbringen zu lassen. Es war ein heftiger, erbitterter Kampf des Hofes gegen das Volk, ein Kampf, dessen Merkwürdigkeit darin bestand, daß es der Hof, daß es die königlichen Prinzen und Prinzessinen selber waren, welche sich bestrebten, die Spitze des Hofes, die Königin, beim Volke unbeliebt zu machen, und daß es das Volk war, welches gegen den Hof opponirte, indem es noch immer die Königin liebte, und noch nicht hörte auf die verleumderischen Stimmen, welche sich von allen Seiten gegen sie erhoben.

So war dem kurzen Sonnenglanze der Freude, welchen der Besuch des Kaisers Joseph in dem Schlosse von Versailles bereitet hatte, bald eine düstere, unbehagliche Kälte gefolgt, und je mehr das Volk in Pa-

ris dem Kaiser entgegenjubelte und ihm überall hin mit seiner Begeisterung und seinem Entzücken folgte, desto finsterer und mißtrauischer sprach man am königlichen Hofe von ihm.

Selbst Marie Antoinette fühlte sich zuweilen aufgelegt, dem Kaiser zu zürnen, selbst sie fühlte sich zuweilen verletzt, nicht bloß von dem allzu lebhaft sich äußernden Enthusiasmus des Volkes, sondern auch von dem allzu freimüthigen und offenen Wesen des Kaisers, dessen sarkastische Bemerkungen sie schon oft genug verletzt und geängstigt hatten, und die oft genug sich schon genirt fühlte von seinen großen blauen Augen, welche mit so großer Aufmerksamkeit auf ihr ruhten.

In der Stille ihres Herzens gestand sich Marie Antoinette zuweilen, daß sie den Zeitpunkt herbeisehne, wo der Kaiser Paris verlassen werde, und daß diese Diners en famille, welche sie einst der Etiquette zum Trotz bei Hofe eingeführt, und an denen der Kaiser täglich Theil nahm, für die ganze königliche Familie eine große Last, eine unerträgliche Gêne geworden.

Aber sie mußte doch ertragen werden und man mußte sich doch täglich mit lächelnder Miene begrüßen und sich bemühen, eine lebhafte und heitere Unterhaltung zu führen, damit das Schweigen des Königs und das boshafte Lächeln des Grafen von Provence weniger bemerkt werde. Und damit dem Kaiser keine Zeit bliebe, auf alles dies zu achten, forderte Marie Antoinette ihn täglich auf, ihnen zu erzählen von seinen Wanderungen durch Paris und sie theilnehmen zu lassen an dem, was er gelernt und erfahren. — Der Kaiser kam dieser Aufforderung seiner Schwester stets mit der lebhaftesten Bereitwilligkeit entgegen und machte sich ein Geschäft daraus, den König auf alles das aufmerksam zu machen, was es in Paris an herrlichen und großen Einrichtungen, Sammlungen und Kunstschätzen gab, von denen der König vielleicht niemals etwas kennen gelernt hatte.

Auch heut wie alle Tage war der Kaiser zum Familiendiner nach Versailles gekommen, aber früher als er es sonst zu thun pflegte, während König Ludwig noch damit beschäftigt war, die täglichen öffentlichen Audienzen zu ertheilen.

Nun, sagte der Kaiser heiter, ich werde warten, bis die Reihe an mich kommt! — Und er trat in die Antichambre des Königs, in welcher

sich eine Schaar von Höflingen und Beamten befanden, die Einer hinter dem Andern stehend, den glücklichen Moment erwarteten, wo die Reihe an sie kommen und die Thür des König sich ihnen öffnen würde.

Der Kaiser stellte sich gelassen als der Letzte in der Reihe auf und wartete. Niemand merkte anfangs auf ihn, aber als endlich der eintretende Oberhofmarschall des Königs ihn erkannte, eilte er zu dem Kaiser hin und bat ihn um die Erlaubniß, dem Könige sofort seine Anwesenheit melden zu dürfen.

Nicht doch, sagte der Kaiser, ich bin sehr lange schon an das Antichambriren gewöhnt, denn so wie hier stehe ich alle Morgen zu Wien im Vorzimmer meiner Mutter.*)

Eure erlauchte Majestät darf es schon wagen, sich zuweilen in bescheidenes Dunkel zu hüllen, sagte der Hofmarschall, denn der Strahlenglanz Ihrer Erhabenheit leuchtet doch immer aus diesem Dunkel blendend hervor. Ich wünschte wohl eines Tages der Gnade theilhaftig werden zu dürfen, dem Herrn Grafen von Falkenstein zu Wien meine Aufwartung machen und ihn dort bewundern zu dürfen in seiner Kaiserherrlichkeit.

Es soll mir lieb sein, Herr Herzog, sagte Joseph lächelnd, wenn Sie mich in Wien besuchen wollen, aber ich sage Ihnen vorher, Sie werden da eben so wenig Glänzendes an mir finden wie hier, ausgenommen zehn oder zwölf Mal des Jahres, wenn ich genöthigt bin, den Kaiser zu spielen.**) Aber schauen Sie nur, da öffnet sich die Thür des königlichen Kabinets und eine Anzahl Glücklicher wird in das Himmelreich eingelassen!

Der Kaiser hatte sich indeß geirrt, es war nicht ein Kammerherr, welcher kam, einige neue Herren zur Audienz zu berufen, sondern es war König Ludwig selber. Man hatte ihn von der Anwesenheit des Kaisers benachrichtigt und er kam jetzt, denselben zu begrüßen.

Mit lebhaften Schritten eilte er zu Joseph hin, die ehrerbietigen Verneigungen der Anwesenden mit einem flüchtigen Kopfneigen er-

---

*) Mémoires de Weber. Vol. I. p. 48.

**) Hübener: Kaiser Joseph II. Th. I. S. 152.

wiedernd, und den Kaiser in ungewöhnlich herzlicher Weise um Entschuldigung bittend, daß man ihn so lange im Vorzimmer gelassen.

Kommen Sie aber jetzt, mein Bruder, fuhr der König fort. Das Wetter ist herrlich, und wir wollen, bis man uns zur Tafel ruft, ein wenig in den Gärten promeniren. Geben Sie mir Ihren Arm, Herr Graf!

Er reichte dem Kaiser seinen Arm dar, aber dieser nahm ihn nicht an, sondern deutete mit seiner Rechten auf die Schaar der Anwesenden hin.

Ew. Majestät verzeihen, sagte er, aber Sie sind noch nicht zu Ende mit den Audienzen, und es ist noch nicht an mir die Reihe. Es würde mich aber sehr schmerzen, wenn ich die Veranlassung wäre, daß Sie Ihre Pflicht als König vernachlässigten!

Ludwig runzelte die Stirn, und das Lachen verschwand aus seinen Zügen. Ich werde diese Herren morgen um dieselbe Stunde empfangen, sagte er mit lauter Stimme und einem schnellen Kopfneigen nach den Anwesenden, welche, diese Abschiedsbewegung sehr wohl verstehend, sich eiligst und geräuschlos durch die Thür drüben zurückzogen.

Jetzt, Herr Graf, sagte Ludwig, sich gewaltsam zu einem freundlichen Lächeln zwingend, jetzt kommen Sie. Wir wollen, wenn es Ihnen gefällig ist, unsere Promenade antreten!

Er verneigte sich leicht, aber er bot dem Kaiser nicht wieder seinen Arm an, sondern ging frei neben ihm her. — Der Huissier riß die Thüren auf, und rief mit lauter Stimme den Corridor hinunter: der König will spazieren gehen!

Der König will spazieren gehen! wiederholte sich der Ruf in der Ferne, und alsbald hörte man unten im Hof die Trommeln wirbeln, und den Corridor herauf eilten die Kammerherren und die hohen Hofbeamten, sich schweigend den beiden Fürsten anschließend, um sie, der Etiquette gemäß, auf der Promenade in den Gärten zu begleiten.

Der Kaiser schaute mehr als einmal mit einem seltsamen Lächeln hinter sich und es schien ihn zu ergötzen, diesen Schwarm von Höflingen zu sehen, der wie eine rollende Lawine sich mit jeder Minute vergrößerte.

In feierlichem Schweigen schritten alsdann die Fürsten mit ihrem glänzenden Gefolge von Herzögen, Marquis und Grafen die breiten

Marmortreppen hinab, welche in den innern Hof führten. Ein lebhaftes Trommelwirbeln empfing sie hier, und in Reih und Glied aufgeführt standen da die hundert Schweizer mit ihren Offizieren, vor dem Könige salutirend, während an dem offenen Gartengitter zwölf Mann Leibwache aufgestellt waren.

Sire, fragte Joseph still stehend, sollen diese Alle uns geleiten?

Gewiß, Herr Graf, sagte Ludwig erstaunt, es ist die gewöhnliche und von der Etiquette vorgeschriebene Begleitung auf meinen Spaziergängen.

Aber, wie mir scheint, mein Bruder, rief der Kaiser lachend, werden wir mit dieser militairischen Bedeckung mehr das Aussehen von zwei Staatsgefangenen, welche man auf ihrem Spaziergange bewacht, als von zwei Staatsoberhäuptern haben, welche sich das Vergnügen eines Spazierganges gewähren. Ich denke, es ist hinreichend, in den Staatsgemächern unsere Fürstenherrlichkeit zu produciren, und in Gottes herrlicher Natur dürfen wir uns erlauben, freie und einfache Menschen zu sein, denn wir werden doch immer überragt werden von der Erhabenheit und Pracht der Natur.

Sie wünschen also, daß wir ohne meine gewöhnliche Begleitung unsere Promenade machen? fragte Ludwig.

Ich bitte, daß Ew. Majestät mir erlauben, mich Ihnen zum Gardehauptmann anzubieten. Ich gelobe Ew. Majestät, daß ich Sie vor jedem Unfall als Ihr getreuer Diener behüten will, und dann haben wir ja doch diese glänzende Suite von Cavalieren, welche uns folgen und uns bei jeder Gefahr hülfreich sein werden!

Der König antwortete ihm nicht, sondern wandte sich an den ersten Offizier der Schweizergarden. Mein Herr, sagte er, wir wollen heute ohne Ihre Begleitung unsere Promenade machen. Lassen Sie daher Ihre Mannschaft immerhin abtreten!

Der Offizier starrte den König an, als habe dieser in einer ihm gänzlich fremden Sprache geredet, und vergaß in seinem Erstaunen sogar, vor dem vorübergehenden hohen Fürstenpaare den gewöhnlichen militairischen Salut zu machen.

An dem Gitter des Gartens salutirten die zwölf Mann Leibgarde, und waren im Begriff unmittelbar hinter dem König her, wie es die Eiquette erfordert, das Gitter zu durchschreiten.

Der König winkte abwehrend mit der Hand. Bleiben Sie zurück. Wir wollen allein promeniren!

Und die Leibgardisten starrten, gleich den Schweizern, den Fürsten nach, wie sie Arm in Arm, nur gefolgt von ihren Cavalieren, die große Allee hinabgingen. Etwas Unerhörtes, nie Erlebtes war geschehen! Der König von Frankreich ging in Versailles spazieren ohne seine Leibwache und ohne seine hundert Schweizer! *)

XIV.

Der Spaziergang und das Epigramm.

Das hohe Fürstenpaar also ging allein spazieren, das heißt im Gefolge von ungefähr zwanzig Edelleuten, welche das unangreifbare Privilegium besaßen, nicht bloß zu den Jagden in die Carossen des Königs zu steigen, sondern ihn auch auf den Spaziergängen zu begleiten.

Es ist also bei Ihnen nicht Sitte, daß die Fürsten bei ihrem öffentlichen Erscheinen immer repräsentiren müssen? fragte der König nach einer Pause, in welcher sie stumm dahin gewandelt waren.

Oh doch, Sire, wir haben auch unsere Leibgarde, die uns begleitet, sagte Joseph, nur ist es das Volk, welches dieselbe bildet, und im Geleite dieser Leibgarde sind wir überall sicher und wohlgeborgen. Ich bin gewiß, mein Bruder, daß Ihr gutes Volk sehr gern bereit sein würde, auch Ihre Leibgarde zu bilden, und Sie statt der Schweizer zu escortiren. Sie sollten es doch auch einmal versuchen mit dieser Art der Leibgarde, Sire, sie ist viel wohlfeiler und gewährt mehr Freude und Genugthuung.

Freilich, sagte der König leichthin, es ist sehr wohlfeil sich populair zu machen, nur muß man solche Popularität mit seiner verletzten Würde bezahlen, und das scheint mir doch ein wenig theuer erkauft, wenigstens möchten wir in Frankreich diesen Kaufpreis nicht zahlen!

Der Kaiser heftete seine großen, blauen Augen mit einem sanften Blick auf Ludwig. Finden Sie denn, mein Bruder, sagte er, daß man durch die nahe Berührung des Volkes einbüßt an seiner Würde? Ich

---

*) Hübner, I. S. 148.

meine nicht, daß es nöthig ist, vor dem Volk, um von ihm geachtet und geliebt zu werden, immer einherzustolziren als der Popanz der Majestät, sondern daß der Fürst sich seinem Volke nur immer als echter und wahrer Mensch zeigen muß. Wenn das Volk fühlt, daß sein Fürst ihm ein warmes Menschenherz entgegenträgt, giebt es ihm dafür ein warmes Herz und eine treue Liebe zurück. Zudem, fuhr er lachend fort, ist es immer ein eigen Ding um unsere Herrlichkeit, und ich meine, daß, um uns den Verstand nicht umnebeln zu lassen von dem Wohlgeruche der Schmeicheleien unserer Höflinge, es für uns sehr nothwendig ist, zuweilen den Purpur und die Krone bei Seite zu legen, und uns als schlichte Bürger darzustellen. Unsere Höflinge nennen das eine Verkleidung, aber in dieser Verkleidung wird Einem oft die Lehre zu Theil, wie Niemand es merkt, daß wir etwas Anderes und Besseres sind, sondern daß man diese Verkleidung ganz einfach und schlicht für die Wahrheit hält. Das Volk ahnt nichts von unserer Majestät; es scheint, sie steht nicht auf unserer Stirn und in unserm Antlitz geschrieben, sondern beruht einfach nur in unserm Purpurmantel, den der Schneider, und in unserer Krone, die der Goldschmidt gemacht hat! Ich empfing diese Lehre erst kürzlich wieder, bevor ich Wien verließ, von einem kleinen Schusterjungen! —

Von einem Schusterjungen? fragte der König mit einem erzwungenen Lächeln. Es wäre in der That sehr dankenswerth, wenn der Graf von Falkenstein uns erzählen wollte, wie der Kaiser von Oesterreich von einem Schusterjungen über seine Majestät und Würde eine Lehre erhielt!

Es war sehr einfach, Sire! Ich fuhr in meinem einfachen Cabriolet nach Schönbrunn, und bemerkte auf der Straße einen unserer renommirten Wiener Schusterjungen, der fröhlich singend einherging und die Vorübergehenden mit allerlei harmlosen Nedereien anrief. Ich fand Gefallen an dem drolligen Wesen des Buben, und lud ihn ein mit mir zu fahren, was sich der lustige Bursche gefallen ließ. Er nahm neben mir auf dem Sitze Platz und schaute mit seinen großen, braunen Augen mich gar vergnüglich an, und es gefiel ihm über die Maßen, wie mein Pferd, was ich selber lenkte, so lustig und schnell mit dem leichten Wägelchen dahin trabte. Er schaute, wie gesagt, mich gar lustig an, und

nicht eine Ahnung von Respect und Demuth war in seinen frischen, kecken Zügen, obwohl es das Antlitz eines Kaisers war, welches er anschaute. Ich wollte endlich doch wissen, wofür er mich wohl halten möge, und fragte den Buben darnach. Nun, sagte er, mich mit kritisirenden Blicken betrachtend, sein's etwa ein Stallmeister? — Rathe höher, entgegnete ich. — Also ein Graf? fragte er. — Noch höher! — Etwan gar ein Fürst? — noch immer höher! — Der Knabe sprang von dem Sitz empor, und rief entsetzt: Sein's etwan gar der Kaiser? — Hast's errathen, sagt' ich lachend. Aber der Bube glaubte mir nicht. Er sprang mit einem Satz aus dem Wagen, und mit lustigen Sprüngen nebenher laufend, schrie er höhnisch lachend aus Leibeskräften: Oh, eh, schaut's den an, schaut's den an, Der will der Kaiser sein!*)

Der König war, als Joseph seine kleine Erzählung begann, stehen geblieben, vielleicht um seinen Cavalieren, welche dadurch die Erlaubniß erhielten, sich ihm mehr zu nähern, die Gelegenheit zu geben, der Geschichte des Kaisers zuzuhören. — Indessen hatte Ludwig der ganzen Erzählung des Kaisers mit dem tiefsten Ernst und ohne auch nur einmal die Miene zu verziehen, zugehört, und da der König nicht lachte, folgten natürlich auch die Cavaliere seinem Beispiel. Als Joseph daher schwieg, und mit lachendem Antlitz im Kreise seiner Zuhörer umherschaute, begegnete er überall nur ernsthaften Gesichtern und feierlichen Mienen.

Und Ew. Majestät fanden Gefallen an diesen Lazzi des lustigen und frechen Schusterbuben? fragte der König nach einer langen Pause.

Ich versichere Ew. Majestät, daß sie mich besser amüsirten und mir mehr zu denken gaben, als die blumigsten Redensarten und die widerliche Unterthänigkeit meiner Höflinge, sagte Joseph mit einem scharfen Blick auf die Cavaliere, deren ernsthafte Gesichter sofort einen noch düsterern Ausdruck annahmen.

Lassen Sie uns weiter gehen, wenn es Ihnen gefällig ist, mein Bruder, sagte der König hastig, indem er vorwärts schritt. Der Kaiser folgte seinem Beispiel und ging eine Zeitlang schweigend neben Ludwig her. Dieses Schweigen machte den König befangen, und er überlegte

*) Characterzüge, Memorabilien und historische Anecdoten vom Kaiser Joseph und seiner Zeit. S. 105.

eben, welches wohl ein geeigneter Gegenstand zur Anknüpfung der Unterhaltung sein möchte, als Joseph lebhaft und mit gedämpfter Stimme sagte: Mein Bruder, wir sind jetzt allein, der Zufall scheint mir diese Gelegenheit gesandt zu haben, um mich einmal frei und ohne Zeugen mit Ihnen aussprechen zu dürfen, und ich will es. Ich frage Sie also, Sire, warum hassen Sie mich?

Aber mein Bruder, rief Ludwig erstaunt, wer hat es gewagt, Ihnen zu sagen —

Niemand hat es mir gesagt, unterbrach ihn Joseph lebhaft, aber ich weiß es, ich fühle es, ich habe Ihre Blicke, Ihre Mienen, den Ton Ihrer Stimme beobachtet. Sire, ich frage Sie, warum hassen Sie mich, da ich Sie doch liebe! Da ich doch hierher gekommen bin, nur um mir Ihre Liebe zu gewinnen, und an Ihnen mir einen Freund, einen Bruder zu erobern. Oder glauben Sie wirklich diesen albernen Gerüchten, welche man verbreitet hat, glauben Sie, daß ich gekommen bin, mir noch etwas Anderes zu erobern, als nur das Herz des Königs von Frankreich? Ich weiß, daß man mich Ihnen als einen ehrgeizigen, ländersüchtigen und nach Erweiterung seiner Macht strebenden Fürsten dargestellt hat, aber ich beschwöre Sie, mein Bruder, denken Sie besser von mir, und damit Sie es können, will ich ganz frei und offen zu Ihnen reden. Ja, ich leugne es nicht, ich strebe nach Vergrößerung meiner Macht, aber niemals würde ich das thun auf Kosten eines Bundesgenossen und eines Freundes! Ich strebe auch nach Erweiterung meiner Länder und meines Besitzes, aber nie würde ich daran denken, mir Länder zuzueignen, auf welche ich nicht geheiligte und wohlbegründete Ansprüche hätte. Ein solches Verfahren wäre ein Raub und eine Ungerechtigkeit, und ich denke, meine Regierung niemals mit einer Ungerechtigkeit zu beflecken. Es giebt aber Länder in Deutschland, auf deren Besitz ich Rechte habe, wohlbegründetere Rechte, als der König von Preußen auf Schlesien hatte, da er es uns nahm.

Wohlbegründetere Rechte auch, als Oesterreich auf Galizien hatte, welches es dem Könige von Polen nahm? fragte Ludwig scharf.

Sire, wir nahmen Galizien nicht, es fiel uns zu durch die Schwäche Polens, durch die Stärke Rußlands, Preußens und Oesterreichs im Bunde. Meine Rechte auf Baiern aber sind anderer Art, sie sind

geheiligt durch Erbverträge, und um so gewichtiger, als der Churfürst von Zweibrücken, der dereinstige Erbnachfolger des Churfürsten von Baiern, in voller Uebereinstimmung mit uns und bereit ist, Baiern an Oesterreich abzutreten. Auch Baiern selbst wird uns keine Schwierigkeiten machen; das schamlose, üppige und verschwenderische Wesen, welches jetzt am baierischen Hofe herrscht, läßt das arme Volk sehnsuchtsvoll nach einem anderen und besseren Herrscher sich umschauen, und es weiß gar wohl, daß der Fürst von Zweibrücken nur noch eine Verschlimmerung herbeiführen würde. Die Baiern richten daher hoffend und vertrauend ihre Blicke auf die Kaiserin Maria Theresia hin, deren Tugend, Größe und Güte ihnen einen Ersatz verspricht für die Leiden, die sie bis jetzt erduldet haben unter ihren angestammten Herrschern. Die Baiern werden uns also ebenso wenig Schwierigkeiten machen, wie der Erbnachfolger des Churfürsten, und so dürfen wir hoffen, ganz ohne Blutvergießen das Land Baiern der österreichischen Monarchie einzuverleiben! Der Einzige, welcher vielleicht seine Stimme gegen uns erheben möchte, der einzige Gegner, welchen Oesterreich in Deutschland hat, ist der König Friedrich von Preußen, welcher es sehr liebt, seine eigenen Grenzen zu erweitern, aber Zeter schreien wird, wenn Andere es auch machen wie Er. Aber er wird es nicht wagen, allein gegen uns aufzutreten, er wird es nicht wagen, sein Schwert gegen uns zu ziehen, wenn er sieht, daß wir in Uebereinstimmung mit unsern mächtigen Nachbarn sind, und daß Frankreich die Rechtsansprüche Oesterreichs auf Baiern anerkennt. Diese Anerkennung Frankreichs, diese Zustimmung zu unsern Plänen nachzusuchen, ist, wenn meine Reise zu Ihnen denn doch durchaus einen politischen Zweck haben soll, ihr Zweck. Ja, Sire, ich wünsche Sie überzeugen zu können, daß Oesterreich wohl berechtigt ist, Baiern bei dem Tode des jetzigen Churfürsten in Besitz zu nehmen, ich wünsche auf das Lebhafteste, von Frankreich die Zusicherung zu erhalten, daß es unsere Berechtigung anerkennt, und, wenn der Moment der That gekommen ist, uns nicht hindernd in den Weg treten und sich nicht auf die Seite unserer Feinde stellen wird! — Sie sehen, mein Bruder, ich rede zu Ihnen mit dem offensten und rückhaltlosesten Vertrauen, und offenbare Ihnen die Pläne, welche ich bis jetzt nur unter dem Siegel des tiefsten Geheimnisses verhandelt habe!

Und ich gebe Ihnen mein königliches Wort, daß ich Ihr Vertrauen nicht mißbrauchen und an Niemand, hören Sie wohl, an Niemand auch nur Ein Wort dieser unserer Unterredung mittheilen werde, sagte Ludwig, welcher dem Kaiser mit sichtbarer Aengstlichkeit und Verstimmung zugehört hatte, und dessen Antlitz den Ausdruck des Unbehagens zeigte. Glauben Sie mir, mein Bruder, Alles, was Sie die Güte hatten mir zu sagen, ist so gut, als wenn es nicht gesagt worden ist, denn ich werde es in der Tiefe meines Herzens begraben und Niemand auch nur eine Andeutung Ihrer großen und wichtigen Pläne geben.

Der Kaiser warf einen scharfen und düstern Blick auf seinen Schwager Ludwig. Er fand, daß die Worte, in welche er seine Versicherungen einer völligen Verschwiegenheit einkleidete, etwas seltsam gewählt waren; es schien ihn wenig zu befriedigen, daß Ludwig ihn versicherte, Alles, was der Kaiser gesagt habe, sei eben so gut, als wenn es nicht gesagt worden.

Und Sie werden meinen Plänen beistimmen und sie fördern? fragte der Kaiser rasch.

Diese so directe und unumwundene Frage machte den König verlegen und verstimmte ihn daher nur noch mehr. Sie fragen, mein Bruder, sagte er mit einem erzwungenen Lächeln, Sie fragen so dringend, als ob es sich in dieser Stunde schon um die Entscheidung Ihrer Pläne handelte. Meines Wissens aber ist der Kurfürst von Baiern noch ganz gesund und rüstig, und da er durchaus noch kein alter Mann ist, so steht zu hoffen, daß er noch viele Jahre leben und regieren kann. Warten wir es also ab, überlassen wir der Zukunft, was ihr angehört und beschäftigen wir uns ein wenig mit der Gegenwart! Und sehen Sie nur, wie schön diese Gegenwart ist! Sie hatten ganz recht, mein Bruder, die Natur in ihrer Herrlichkeit und Größe überragt gar sehr unser bischen Erdenherrlichkeit, und alle meine Schweizer und Gardisten sind nicht so stolz und majestätisch, wie hier die Pinien dieser Allee, welche hoch und stolz da in Reih' und Glied vor uns stehen, als wollten sie vor uns salutiren und uns ihre Ehrenbezeugungen darbringen.

Der Kaiser erwiederte nichts, und eine finstere Wolke lagerte auf seiner Stirn. Er fühlte sehr wohl die Absicht des Königs, der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben und das Feld der Politik zu

verlassen; gerade diese Absicht gab ihm zu denken und war ein Beweis von der Abneigung und dem Uebelwollen des Königs.

Schweigend gingen sie so eine Zeitlang neben einander her und schweigend, oder nur leise mit einander flüsternd, folgten ihnen die Cavaliere.

Indessen empfand Ludwig doch bald die Nothwendigkeit, dieses Schweigen zu enden, und die Unterhaltung mit Joseph, welcher sein Gast und dem er daher doch einige Rücksicht schuldig war, wieder anzuknüpfen.

Haben Sie schon beschlossen, wie Sie heute Ihren Abend verwenden wollen, mein Bruder? fragte er daher nach einer langen Pause.

Nein! sagte Joseph kurz.

Es wäre schön, wenn Sie einmal, statt wie Sie pflegen, in's Theater zu gehen, bei uns Ihren Abend zubrächten, fuhr der König fort. Die Königin würde sehr glücklich sein, wenn Sie ihr die Freude bereiteten und heute Abend dem petit jeu in ihren Gemächern beiwohnen, und Theil nehmen wollten an ihrem Spiel.

Nein, sagte Joseph rauh, nein, ich spiele niemals, denn ein Fürst, welcher bei dem Spiele verliert, verliert von dem Gelde seiner Unterthanen.*)

Nun, wenn Sie das Spiel nicht lieben, sagte Ludwig gelassen, so werden wir uns ein anderes, Ihnen mehr zusagendes Vergnügen auswählen! Es ist heute ein gar schöner Tag, und wenn es Ihnen gefällig ist, sollten wir eine kleine Jagdpartie nach den Wäldern von Meudon unternehmen. Sie sind doch ein Liebhaber der Jagd?

Nein, das bin ich nicht, rief Joseph unmuthig. Die Jagd ist eine Belustigung, welche sich die Fürsten so selten als möglich erlauben sollten, denn sie fördert nicht das Wohl der Unterthanen, sondern ist ihm schädlich, weil sie das Gemüth zerstreut, und Gelegenheit giebt, ernsthaftere Beschäftigungen zu vernachlässigen.**)

Oh, rief König Ludwig, dessen Langmuth von den rauhen Antworten des Kaisers erschöpft schien, Sie wollen also durchaus Ihrem früheren Feinde, dem Könige von Preußen, nachahmen, der schon

---

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe: Hübner, Thl. I. S. 151.

**) Des Kaisers eigene Worte. Siehe: Hübner, Thl. I. S. 152.

vor zwanzig Jahren gleich Ihnen gegen das Spiel und die Jagd moralisirt hat.

Eine schnelle Röthe flog über das Antlitz des Kaisers hin, und einen Moment blitzten seine Augen wie im Zorn. Sire, ich erlaube mir Ihnen zu bemerken, daß ich Niemand nachahme, sagte er heftig, und daß ich sehr entschlossen bin, meine eigene Straße zu gehen!

Der König neigte leicht und gleichsam zustimmend sein Haupt, ohne indessen ein Wort zu erwidern.

Schweigend gingen sie wieder nebeneinander her, und der König, lebhaft wünschend, diesen Spaziergang beendigt zu sehen, bog jetzt in eine Allee ein, welche sie auf einem kürzern Wege wieder nach dem Schlosse zurückführen mußte. — Diese Allee verlief sich in einen offenen Baumgang, der unmittelbar neben dem Eisengitter des Gartens sich befand, und nach dem Vorhofe des Schlosses ausmündete. Hier pflegte das Volk sich aufzustellen, wenn es in der Neugierde seiner Liebe seinen Fürsten zu sehen und zu begrüßen wünschte. Zu Anfang der Regierung Ludwigs hatte das Volk zu ganzen Stunden da gestanden, sehnsuchtsvoll das Königspaar erwartend, welches hier in der unmittelbarsten Nähe vorübergehen mußte, und daher am besten von Jedermann gesehen werden konnte. — Jetzt stand das Volk zu ganzen Schaaren hinter dem Gitter, wie jedesmal wenn der Kaiser nach Versailles kam. Es hatte heute Stundenlang geharrt, denn einige Glückliche und Bevorzugte hatten von den Schweizern in den Parkanlagen erfahren, daß der Kaiser heute mit seinem Schwager, dem Könige, spazieren gehe, und man freute sich ungemein des interessanten Anblicks, beide Fürsten nebeneinander zu sehen. — Tausende von blitzenden, neugierigen Augen waren daher durch das Gitter auf das untere Ende dieses Baumganges gerichtet, sorgsam spähend nach den blitzenden Uniformen der Leibgardisten, welche dem Könige bei seinen Spaziergängen vortraten.

Aber statt der glänzenden Leibgardisten sah man da jetzt zwei einfache, schlichte Gestalten den Gang heraufschreiten, und in einiger Entfernung hinter ihnen eine Menge Herren mit gestickten Gewändern und blitzenden Ordenskreuzen.

Wer konnten diese beiden einfachen Herren sein, welche den Hofcavalieren voranschritten? Unmöglich der Kaiser, unmöglich der König!

Denn der König kam immer erst hinter seinen Leibgardisten, und da fehlten auch die hundert Schweizer, welche sonst allemal hinter den Cavalieren des Königs einherschritten.

Es ist aber doch der Kaiser, rief Einer aus der Menge, welchem es gelungen war, sich dicht an das Gitter vorzudrängen. Ja, es ist der Kaiser, ich erkenne ihn schon an seinen großen blitzenden Augen, und seinem schönen Angesicht.

Und der Herr neben ihm ist wirklich der König, sagte ein Anderer, ich erkenne ihn ganz deutlich.

Aber das kann nicht sein! schrie ein Dritter. Der König ohne Leibgardisten und Schweizer? Das ist unmöglich. Die Könige von Frankreich gehen ja niemals ohne Bewachung aus, sie wagen ja selbst nicht im Innern ihrer Paläste ohne Leibgardisten und Gefolge durch die Corridore zu gehen, viel weniger könnten sie im Freien spazieren gehen, ohne sich durch eine Mauer von Soldaten von ihrem Volk abzutrennen.

Diesen, mit scharfer und kreischender Stimme gesprochenen Worten folgte zuerst eine tiefe Stille, entweder der Beistimmung, oder des Erstaunens über die Kühnheit derselben. Alsdann sagte ein Anderer aus der Menge: Aber jetzt ist diese Mauer fort, denn es ist wirklich der König, welcher da neben dem Kaiser geht. Der Kaiser wird wohl seinen Schwager überredet haben, es einmal ohne die Garden und Schweizer zu riskiren, und zu versuchen, ob es wirklich so gefährlich ist, ohne Soldaten mit geschultertem Gewehr vor einem Eisengitter vorüberzugehen, hinter welchem das Volk steht, und demüthig auf einen gnädigen Gruß seines Fürsten harrt!

Ja, ganz gewiß, rief ein Anderer laut aufjubelnd, es ist ganz gewiß der Kaiser, welcher das gemacht hat. Der Kaiser ist ein gar gütiger und leutseliger Herr, welcher das Volk liebt, und gar keine Furcht hat, sich allein und unbewacht unter dasselbe zu mischen.

Ja, ja, der Kaiser hat die Leibgardisten und die Schweizer fortgeschafft, rief ein Dritter, der Kaiser giebt dem Volke seinen König wieder, und schiebt die Soldaten bei Seite. Das ist schön und gut von dem Kaiser, und wir müssen ihm dafür dankbar sein.

Ja, ja, wir müssen ihm dafür dankbar sein, schrie und jubelte

die Menge durcheinander und Aller Blicke richteten sich mit glühender Ungeduld wieder durch das Gitter auf die beiden Fürsten hin, welche langsam näher kamen, und jetzt nur noch zwanzig Schritte entfernt waren von der Stelle, wo das Volk ihrer harrte.

Eine tiefe Stille trat ein; jetzt waren die Fürsten ganz nahe, jetzt begrüßten sie Beide das Volk. Der Kaiser mit einer Verbeugung und einem freundlichen Lächeln, der König mit mehrmals wiederholtem Kopfnicken, aber mit etwas verdrießlicher, ernster Miene.

Und jetzt auf einmal erklang es wie ein aufbrausender Orkan von tausend jubelnden Stimmen: Es lebe der Kaiser! Er lebe hoch! Vivat der Kaiser Joseph!

Jetzt war es der König, über dessen Antlitz eine glühende Röthe dahin schoß, aber er hatte nicht den Muth, den in seinen Augen aufblitzenden Zorn zu zeigen, sondern er senkte seine Augenlider, um ihn nicht sehen zu lassen. Er sah daher auch nicht, wie Joseph sich, statt grüßend zu danken, mit einem leisen Kopfschütteln dem Volke zuwandte und verstohlen mit dem aufgehobenen Zeigefinger seiner Rechten auf den König hindeutete.

Das Volk verstand diesen leisen Wink des Kaisers sehr wohl, und begriff, weshalb Joseph ihm den Dank für seinen Ruf bis jetzt verweigert hatte. Mit einer überraschenden Einstimmigkeit, als folgte es dem winkenden Taktstock eines Capellmeisters, und doch nur geleitet vom Impuls seines eigenen Herzens, jubelte jetzt das Volk im freudigen Chor: es lebe der Kaiser! und es lebe unser guter König Ludwig, der Vater seines Volks!

Nun neigte sich der Kaiser freundlich grüßend, nun ruhten seine schönen, blauen Augen mit einem fast zärtlichen Ausdruck auf dem Volk, und er winkte lächelnd mit der Hand. Das Volk, ganz begeistert von dieser Leutseligkeit, brach auf's Neue in Jubel aus, und wiederholte jauchzend: es lebe der Kaiser, es lebe der König!

Und wieder neigte der Kaiser sich freundlich grüßend; der König aber, welcher es sehr wohl bemerkt hatte, daß man ihn dem Kaiser nachgestellt, und seinen Namen hinter dem des Kaisers genannt hatte, der König nickte nur leicht und kurz mit dem Haupt, und wandte sich dann dem Kaiser zu.

Sie haben wirklich Recht, sagte er hastig, und in jenem unmelodischen, schneidenden Discant, zu dem die Stimme des Königs sich, sobald er heftig erregt war, hinaufschwindelte, Sie haben wirklich Recht, mein Bruder, es muß eine sehr wohlfeile Sache sein, sich populair zu machen. Man hat dazu vielleicht nur nöthig, statt in seiner Carosse in einem Fiacre zu fahren, und statt des seidenen, gestickten Kleides mit dem goldenen Stern, einen groben, unscheinbaren Rock anzuziehen, um sofort der Abgott des Volkes und ein populairer Fürst zu sein. Es fragt sich nur, wie lange die Popularität dauert?

Wenn sie nur von dem Fiacre und dem groben Rock hervorgerufen ist, Sire, so wird sie sehr rasch vergehen, sagte Joseph, indem seine Augen mit einem sanften, fast mitleidigen Blicke auf dem gerötheten Antlitze des Königs ruhten. Es ist freilich sehr leicht populair zu werden, aber um es zu bleiben, dazu gehört sehr viel persönliche Würde und sehr viel wahres Verdienst!

Welches Niemand wagen wird, Ihnen streitig machen zu wollen, sagte Ludwig mit einer linkischen Verneigung.

Ah, ich wußte nicht, mein Bruder, rief Joseph lächelnd, daß Ihre Bemerkungen von dem Fiacre und dem groben Rock auf mich gezielt waren, sonst würde ich nicht gewagt haben, einen so stolzen und vermessenen Nachsatz zu machen, sondern ich würde ganz einfach erwidert haben: Ich strebe nicht nach Popularität, und liebäugle nicht um den Beifall des Volkes, sondern ich erlaube mir nur ganz einfach so zu sein und zu leben, wie es meinen Neigungen angemessen ist. Ich bin ganz natürlich und ich trage die Ueberzeugung im Herzen, daß der natürliche Zustand nicht der eines Kaisers oder Königs, sondern der eines Menschen ist! Nach dieser Ueberzeugung handle ich!*)

So sprechend wandte sich der Kaiser noch einmal grüßend der jubelnden und vivatschreienden Menge zu, und schritt dann die breiten Marmorstufen hinauf, welche auf die Terrasse des Schlosses führten.

Das Volk schaute den Fürsten, welche jetzt in das Schloß eingetreten waren, und hinter denen die Cavaliere sich tänzelnd und graciös durch die Thüre schoben, mit glühenden Blicken nach. Dem hoch-

---

*) Des Kaisers eigene Worte Ramshorn: Kaiser Joseph II. S. 146.

auffflackernden Jubel war eben so schnell ein tiefes Verstummen gefolgt, es schien, als wenn Jedermann das Bedürfniß fühlte, durch tiefes Schweigen sich zu erholen von dem Sturm seines Enthusiasmus.

Aber inmitten dieses tiefen Schweigens erhob sich auf einmal wieder die grelle, schneidende Stimme, welche man schon zuvor vernommen, und welche schon vorhin so gehässige Worte gegen den feierlichen Pomp gesprochen, mit welchem der König von Frankreich sich von seinem Volk abzuschließen gewohnt war.

Diese Stimme rief: Marforio hat wieder einen Spitzreim gemacht, und es scheint, er hält mich für Pasquin, denn er hat ihn mir eben in's Ohr geflüstert.

Nun, was hat er gesagt, der gute Marforio? fragte die Menge lachend. Laßt uns hören, Pasquin! Sagt uns das neue Epigramm Marforio's.

Ich will's Euch sagen, kreischte die Stimme. Hört nur:

Dem Auge, ganz entzückt von seiner Einfachheit,
Zeigt Falkenstein ganz ohne Pracht die Majestät.
Welch schmachvollen Contrast zeigt hier ihm Eitelkeit?
Was findet er bei uns? Die Pracht, doch ohne Majestät.*)

Bravo, bravo! rief die Menge, laßt uns das Epigramm noch einmal hören, wir wollen es uns aufschreiben, wir wollen es unsern Freunden wiederholen. Laßt uns das Epigramm noch einmal hören, damit ganz Paris erfahre, was Marforio gesagt hat!

Die Bitte der Menge ward erfüllt, die Stimme recitirte noch einmal das beißende Epigramm, und am Abende desselben Tages ward es in allen Cafféhäusern und allen Gesellschaften von Paris wiederholt.

---

*) A nos yeux étonnés de sa simplicité
Falkenstein a montré sa majesté sans faste,
Chez nous par un honteux contraste
Qu'a-t'il trouvé? — faste sans majesté.
(Ramshorn, S. 146.)

XV.

Das Diner en Famille.

Der König und der Kaiser hatten sich indeß in die kleinen Gemächer begeben, um in dem großen Kabinet das Diner en famille einzunehmen. Niemand sollte bei demselben gegenwärtig sein, als eben das Königspaar, der Kaiser und die beiden königlichen Prinzen mit ihren Gemahlinnen. Aber wie gesagt, Marie Antoinette hatte es schon oft bereut, diese vertraulichen Diners eingeführt zu haben, und sie, welche sonst die großen, öffentlichen Diners so sehr gehaßt hatte, würde jetzt sehr gern bereit gewesen sein, täglich vor dem Volke und umgeben von dem Glanze des großen Hof-Ceremoniells zu speisen, weil dann dadurch diese vertraulichen und ungezwungenen Unterhaltungen, mit denen der Kaiser sie ängstigte, verhindert, und weil alsdann auch die Sarcasmen des Grafen von Provence und das verdrießliche Gesicht des Königs weniger bemerkt worden wären.

Indeß war es unmöglich, diese neue Mode, welche Marie Antoinette unter dem Widerstande der großen Hofchargen eingeführt hatte, wieder zurückzunehmen, denn Jedermann würde das für ein Zugeständniß der Königin an ihren Hof gehalten haben. Marie Antoinette mußte sich daher schon ihren eigenen Anordnungen fügen. Nur zögerte sie immer so lange als möglich, sich in den Speisesaal zu verfügen, und erst, wenn man ihr gesagt, daß auch der Kaiser schon angelangt sei, verließ Marie Antoinette ihre Gemächer und begab sich dorthin.

Heut hatte sie ungewöhnlich lange gezögert, und der König, der nach der Promenade einen lebhaften Appetit empfand, fühlte sich verletzt von diesem langen Wartenlassen der Königin. Er ging ihr daher, als sie jetzt, gefolgt von ihren Damen, eintrat, mit verdrießlicher Miene entgegen, und neigte nur ein wenig zur Begrüßung sein Haupt, indem er ihr die Hand reichte, um sie zur Tafel zu führen.

Die Königin indeß schien diese Verstimmung des Königs gar nicht zu bemerken, ein strahlender Ausdruck war auf ihrem Antlitz und verlieh demselben einen neuen Liebreiz.

Sie haben uns warten lassen, Madame, sagte der König, aber Ihre Erscheinung belohnt uns doch jetzt für dieses Warten.

Marie Antoinette lächelte, denn sie hatte das volle Bewußtsein, daß sie heute wirklich schön sei, mit dieser neuen Frisur, welche Léonard heut zum ersten Male gebaut hatte, und welche ein Parterre von allerlei Gemüsen und Früchten darstellte, rings umgeben von einem hohen Gitter, das aus den herrlichsten Straußfedern gebildet war. Diese neue Frisur mußte die beiden Prinzessinnen ärgern, weil sie dadurch mit ihren thurmhohen Toupé's und ihrem Geranke von Blumen und Schmetterlingen altmodisch erscheinen mußten.

Ich bitte Ew. Majestät um Verzeihung, sagte Marie Antoinette mit einem Lächeln, welches die beiden Reihen ihrer perlenweißen Zähne sichtbar werden ließ, ich bitte Ew. Majestät um Verzeihung, daß ich warten ließ. Mein kleiner Jacques trägt allein die Schuld daran, er ist krank und muß das Bett hüten. Er wollte aber von Niemand bedient sein, als von mir, und so habe ich vor seinem Bettchen gesessen und ihm erzählt, bis er eingeschlafen ist.

Oh, sehen Sie da, mein Bruder, rief der Graf von Provence lachend, Ew. Majestät hat mit seinem Diner warten müssen, weil ein kleiner Bauerjunge nicht einschlafen wollte.

Verzeihen Sie, mein Bruder, sagte die Königin hastig, Jacques ist kein Bauerjunge mehr; seine Großmutter hat ihn mir geschenkt und also ist er mein Kind.

Ist e r also der Dauphin, welchen Ew. Majestät neulich den Damen der Halle versprochen haben? fragte der Graf von Provence.

Die Königin erröthete so heftig, daß man es trotz der Schminke bemerken konnte, und wandte sich, statt dem Prinzen zu antworten, hastig an den Kaiser.

Und Sie sagen mir nicht ein einziges Wort der Begrüßung, mein Bruder? fragte sie.

Das kommt daher, Antoinette, sagte Joseph lächelnd, daß ich ganz sprachlos bin vor Erstaunen über diese seltsame Phantasie, welche ich da auf Ihrem Haupte erblicke. Sagen Sie doch, wer hat diesen merkwürdigen Wunderbau geschaffen?

Wer anders wohl, als Léonard? fragte die Königin heiter.

Wer ist Léonard?

Wie? rief die Gräfin von Artois hastig, Ew. Majestät wissen

nicht, wer Léonard ist? Sie kennen also nicht den autokratischen Tyrannen, dem die Köpfe aller Damen sich beugen, dem unsere königliche Schwägerin selbst sich unterwirft, und sich seinen phantastischen Träumen fügt? Léonard ist der Friseur der Königin, der Beherrscher aller Damenköpfe, und sehen Sie nur, welch ein neues Wunder er da auf dem Haupte der Königin geschaffen hat. Man sollte meinen, der schwebende Garten der Semiramis habe sich auf das Haupt unserer schönen Schwägerin niedergelassen!

Und wie herrlich diese Federn sind, welche dem Garten als Einfassung dienen, rief die Gräfin von Provence mit dem Anscheine des Entzückens. Wirklich, ich sah niemals schönere Straußfedern!

Sind das diese kostbaren Straußfedern, welche Ew. Majestät gestern an dem Federhute des Herzogs von Lauzun bewunderten? fragte der Graf von Provence.

Nun, das ist eine seltsame Frage, mein Bruder, sagte der König lächelnd. Durch welches Wunder sollten die Federn des Herzogs von Lauzun sich jetzt auf dem Haupte der Königin befinden?

Sire, ich stand in der Nähe, als die Frau von Guéménée im Auftrage des Herzogs von Lauzun die Königin ersuchte, dem Herzoge die Gnade zu gewähren, daß er ihr die seltenen Federn, welche die Königin bewundert hatte, zum Geschenk anbieten dürfe.

Und die Königin? fragte der König hastig.

Ich nahm das Geschenk an, mein Gemahl, sagte Marie Antoinette vollkommen ruhig. Das Anerbieten war etwas übereilt und nicht ganz passend, aber es wäre eine allzugroße Beschämung gewesen, es zurückzuweisen.*) Uebrigens mag sich der Graf von Provence beruhigen, dies hier sind nicht die Federn des Herzogs von Lauzun, sondern ein Geschenk meiner Schwester, der Königin von Neapel.

Das ist also ein noch größeres Wunder, als der Garten selbst, rief der Kaiser lachend, indem er der Königin den Arm bot, um sie zur Tafel zu führen. Unsere Schwester Caroline liebt es sonst nicht, Geschenke zu machen, sie empfängt lieber deren, und jeder Cavalier des Hofes hat das Recht, ihr so viele Geschenke zu machen, als nur möglich.

---

*) Campan, I. 196.

Das beweist, daß die Etiquette am Hofe von Neapel von der unsrigen sehr verschieden ist, sagte der König, auf der anderen Seite der Königin an der runden Tafel Platz nehmend. Bei uns in Frankreich gestattet die Etiquette eigentlich keinem unserer Unterthanen, der Königin ein Geschenk anzubieten, und wenn es geschieht, so gehört die besondere Bewilligung des Königs dazu, daß die Königin es annehmen kann.

Nun, rief der Graf von Provence lächelnd, jetzt bekümmern wir uns Gott sei Dank nur noch wenig um diese Tyrannin Etiquette! Seit Madame Etiquette, die Gräfin von Noailles, ihre Oberhofmeisterstelle niedergelegt und sich vom Hof zurückgezogen hat, sind auch die Ketten, mit welchen die Etiquette uns einschnürte, zerrissen und wir bewegen uns so zwanglos und frei, als nur irgend möglich. Diese Freiheit verdanken wir aber allein unserer schönen königlichen Schwägerin, denn sie allein hat den edlen Muth gehabt, den Vorurtheilen zu trotzen, und diese Ketten zu sprengen, welche die Königinnen von Frankreich seit Jahrhunderten mit so viel Geduld getragen haben!

Die Königin dankte ihrem Schwager für dies zweifelhafte Compliment nur mit einem finstern Blick und beschäftigte sich damit, die Suppe zu essen, welche ihre erste Kammerdame ihr auf einem Kissen knieend und eine seidene Serviette über den Arm gelegt, soeben dargeboten hatte.*)

Sie haben in der That Grund, meiner Schwester dankbar zu sein, daß sie diese Kette gebrochen hat, sagte der Kaiser lebhaft. Aber ich

*) Wenn der König und die Königin in den kleinen Gemächern ohne Ceremoniell speiseten, ward der Dienst bei Tafel immer nur von den Frauen der Königin versehen, weil die Königin von Frankreich nach den Anordnungen der Etiquette in ihrer unmittelbaren Umgebung immer nur Frauen haben durfte. Die erste Ehrendame und vier Kammerfrauen im großen Hofkleide waren alsdann mit der Aufwartung bei Tafel beschäftigt, und auch wenn fremde gekrönte Häupter an der Familientafel Theil nahmen, behielten die Frauen den Dienst. Wenn aber nur Mitglieder der königlichen Familie an der Tafel Theil nahmen, zogen sich die Frauen der Königin zurück und die Controleurs und diensthabenden Kammerherren des Königs übernahmen den Tafeldienst. Die Königin beseitigte später auch dies Ceremoniell und übertrug dem männlichen Personal ein für alle Mal die Aufwartung bei der Tafel. Campan. I. 177.

finde, daß doch noch ein gutes Stückchen der Kette zurückgeblieben ist, und sie klirrt Einem bei jeder Stufe nach, die man über die Treppen von Versailles und Fontainebleau hinauf schreitet. Denn ohne Zweifel ist es doch auch die Etiquette, welche gestattet, daß die Treppen, Corridore und Gallerien dieser Schlösser den Krämern und Handelsleuten als bequemer Platz dienen, wo sie ihre Buden aufschlagen und ihre Waaren feil bieten können.*)

Das ist eine alte, von der Gewohnheit geheiligte Sitte, sagte der König lächelnd.

Doch sie entheiligt das Schloß der Könige und macht es zu einer großen Marktbude, rief der Kaiser lebhaft. Das Schloß der Könige aber soll heilig sein, denn es ist der Tempel der Liebe, welchen das Volk seinen Fürsten errichtet hat, und die Fürsten müssen es daher ehren und hoch halten und es nicht durch solche profane Krämerbuden entweihen lassen. Der Messias, welcher einst die Krämer und Wucherer aus dem Tempel des Herrn austrieb, würde, wenn er dies Schloß, diesen Tempel des Königthums beträte, gewiß auch hier die Krämer und Wucherer austreiben!

Niemand antwortet ihm. Alle schienen sie nur damit beschäftigt zu essen und mit finsteren Mienen schaute Jeder auf seinen Teller nieder.

Eine Pause trat ein; eine verlegene, angstvolle Pause, welche die Königin endlich unterbrach, indem sie sich an den Kaiser wandte und ihn fragte, ob er noch immer viel Sehenswerthes und Merkwürdiges in Paris fände?

Sie fragen das, meine Schwester, und wissen ja selber, daß Paris überreich ist an Sehenswürdigkeiten, sagte Joseph lebhaft. Ich habe gestern die herrlichsten Dinge gesehen und mein Herz ist noch ganz erfüllt von den großen Anstalten, Instituten und Sammlungen, welche ich gestern besichtigt habe.

Wo waren Sie denn gestern, Herr Graf? fragte Ludwig, dessen

---

*) Dieser Gebrauch existirte damals noch, und als Marie Antoinette ihn endlich abstellte, erwarb sie sich dadurch die Feindschaft aller Krämer und Handelsleute von Paris, die sich darüber beklagten, daß ihnen willkürlich ein Privilegium und ein Verdienst entzogen worden.

Gesicht sich bei den lebhaften und schmeichelhaften Worten des Kaisers aufzuklären begann.

Ich war zuerst im Invalidenhause, Sire, und ich gestehe Ihnen, dieses großartige Asyl der im Kriege erprobten Tapferkeit hat mein Herz zugleich mit Rührung und mit Neid erfüllt, denn ich habe in Wien nichts, was ich diesem herrlichen Denkmale des Erbarmens und der Dankbarkeit einer ganzen Nation gegen seine tapferen Vertheidiger an die Seite stellen dürfte. Eine tiefe Rührung ergriff mich, als ich diese Säle durchschritt, in denen die alten Helden Frankreichs ausruhen auf den Lorbeern, welche das französische Volk ihnen dargebracht hat. Geht es Ihnen nicht auch so, mein Bruder, wenn Sie das Invalidenhaus besuchen?

Ich habe das Invalidenhaus noch niemals besucht, sagte der König fast beschämt.

Wie? rief Joseph heftig, der König von Frankreich kennt nicht einmal das Haus, in welchem die alten tapferen Krieger wohnen, die für ihre Könige ihr Blut vergossen haben? Ah, Sire, dies ist eine heilige Pflicht, welche Sie eilen müssen zu erfüllen!

Und was sahen Sie noch außerdem? fragte die Königin, welche die finstere Wolke auf der Stirn des Königs und das spöttische Lächeln auf den Lippen des Grafen von Provence bemerkte.

Außerdem sah ich das Findelhaus, das schöne und würdige Gegenstück des Invalidenhauses, denn hier beginnen die kleinen Erdenbürger das Leben, das sie dort beschließen. Das Findelhaus muß besonders für Sie, meine Schwester, von großem Interesse sein, und ich bin von Ihnen überzeugt, daß Sie ihm die thätigste Unterstützung angedeihen lassen.

Es wird jährlich eine Summe aus meiner Chatoulle an das Findelhaus gezahlt, sagte die Königin.

Aber Sie gehen ohne Zweifel Selbst dahin und überzeugen Sich durch den Augenschein von der Vortrefflichkeit der Anstalt und belohnen die edlen, frommen Schwestern durch Ihre freundliche Theilnahme für die Mühseligkeit ihres Dienstes?

Nein, ich war niemals dort, sagte die Königin verlegen. Es ist nicht Sitte, daß die Königin von Frankreich öffentliche Institute der Wohlthätigkeit besucht.

Nun, rief der Kaiser rauh und heftig, wenn es die Sitte erlaubt, daß die Königin von Frankreich die öffentlichen Opernbälle besucht, so darf es ihr auch wohl gestattet sein, die Sitte zu Gunsten einer öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalt zu verletzen!

Marie Antoinette erblaßte, und jetzt senkte sich auch auf ihre Stirn eine Wolke des Unmuths nieder.

Abermals folgte diesen heftigen Worten des Kaisers eine lange Pause, aber diesmal war es der Kaiser selber, welcher sie unterbrach.

Außerdem habe ich gestern die herrliche Anstalt des edlen und würdigen Abbé de l'Epée gesehen, sagte er. Das ist ein erhabenes Denkmal, welches sich da die edle Menschenliebe eines Einzelnen gesetzt hat, denn man hat mir gesagt, daß dieser große Mann sein Institut ganz ohne jede öffentliche Unterstützung vom Staat oder dem Königshause aus eigenen Mitteln erhalte. Meine Schwester, ich wage es, an Ihr Herz und Ihre Chatoulle zu klopfen, und für das Taubstummen-Institut des Abbé de l'Epée zu bitten. Das ist ein großer, ein bewunderungswürdiger Mann! Mit welcher Liebe hat er sich in die Seelen und die Empfindungen seiner unglücklichen Zöglinge hineinstudirt, und das trostlose, öde Dunkel ihrer Seele mit dem Strahle des Verständnisses erleuchtet. Diese armen Taubstummen, welche sonst dazu verurtheilt waren, als gedankenlose, zweibeinige Thiere zu existiren, sind jetzt, Dank dem Abbé de l'Epée, zu Menschen geworden, welche die Welt genießen und der Welt nützen können! Es wird meine erste Sorge sein, in Wien ein Taubstummen-Institut nach dem Muster dieses Instituts hier anzulegen, und der würdige Abbé de l'Epée hat versprochen, mir einen Schüler zu erziehen, der fähig ist, den Unterricht in Wien zu leiten.*)

Es freut mich, Herr Graf, sagte Ludwig, daß wir in Frankreich also im Stande sind, Ihnen etwas Interessantes und Sehenswürdiges zu zeigen.

Oh, Frankreich und besonders Ihr Paris ist ja überreich an Sehenswürdigkeiten, rief der Kaiser, und Sie Selber, mein Bruder, besitzen die herrlichsten Schätze, deren Existenz Sie kaum ahnen.

---

*) Der Kaiser ließ in der That in Wien ein Taubstummen-Institut nach dem Muster dessen zu Paris anlegen. Ramshorn. S. 140.

Wahrhaftig, mein Bruder, sagte der Graf von Artois lächelnd, wenn Sie, Dank der gütigen Andeutung des Herrn Grafen, noch einige Ihnen unbekannte Schätze entdecken, so bitte ich Sie, dabei auch meiner Cassette zu gedenken, welche immer eine merkwürdige Sehnsucht nach Schätzen empfindet.

Zuerst muß der Herr Graf aber die Güte haben, mir diese Schätze näher zu erörtern, sagte der König lächelnd. Darf ich Sie darum bitten? —

Ich meine diese herrlichen Kunstschätze, welche Sie besitzen, Sire, und welche im Stande wären, Ihr Paris, wenn es bis jetzt ein unbekanntes kleines Dorf gewesen, zu einem berühmten Wallfahrtsort für alle Künstler und Kunstliebhaber der Welt zu machen! Ich war in Ihren Bildermagazinen, mein Bruder, uud ich gestehe Ihnen, daß ich es nicht begreifen kann, wie man solche herrliche Schätze in dem Staub dieser ungeheuren Magazine vergraben kann. Ein Glück für Sie, daß die Etiquette es so mit sich bringt, daß immer, wie man mir gesagt hat, einige dieser herrlichen Bilder in den Appartemens von Versailles aufgehängt, und von Zeit zu Zeit durch neue ersetzt werden, sonst würden Sie vielleicht nicht einmal die Meisterwerke ersten Ranges, welche Sie besitzen, kennen lernen! Man sieht also, die Etiquette hat doch auch ihr Gutes und Nützliches!*)

Gewiß hat sie das, sagte der König ernst, die Etiquette ist sehr oft die einzige Schutzmauer, welche die Könige vor aufdringlicher Weisheit und voreiligen Bemerkungen behüten kann.

Vorausgesetzt, daß diese aufdringliche Weisheit sich nicht jenseits der Schutzmauer neben dem Könige befindet, fügte der Graf von Provence mit seinem spöttischen Lächeln hinzu.

Ich meine, die Weisheit kann niemals aufdringlich gefunden werden, sagte Joseph mit einem sanften Lächeln, man muß lange und viel suchen, ehe man ihr begegnet. Aber es ist wahr, heute bin ich ihr begegnet, und zwar in einem der herrlichsten Institute Ihres Paris, in der Kriegsschule. Ah, mein Bruder, das ist eine großartige und erhabene Anstalt, und wenn man diese durchwandelt, fühlt man, daß man hier in der würdigen Schule der Helden ist, welche Frankreich berühmt und groß gemacht

---

*) Des Kaisers eigene Worte. S. Campan. Vol I. p. 178.

haben. Ich war drei Stunden in der Kriegsschule, und verließ sie voll Bewunderung und Freude über Alles, was ich dort gesehen und gelernt hatte. Ich gestehe Ihnen, Sire, daß ich Sie beneide, die Kriegsschule oft besuchen zu können, und ich bin gewiß, daß Sie es thun!

Sie irren Sich, Herr Graf, sagte Ludwig rauh, ich besuche die Kriegsschule nicht oft, ich habe sie sogar noch niemals besucht!

Aber dies ist ja unmöglich, Sire, rief Joseph heftig, Sie kennen auch die Kriegsschule nicht? Sie kennen alle die großartigen Institute nicht, welche der königliche Geist Ihrer Vorfahren gestiftet hat? Aber wie kann man denn hoffen, seinem Volk ein guter und brauchbarer Herrscher zu werden, wenn man nicht einmal das kennt, was das Volk besitzt, und darnach ermessen kann, was ihm fehlt? Es ist Ihre Pflicht, Sire, Alles zu kennen und zu prüfen, nicht das allein, was in Paris existirt, sondern Sie müßten Frankreich alle Jahre durchreisen, in jeder der großen Städte einige Tage residiren, und genaue Kenntnisse sammeln von den Wünschen und Bedürfnissen jeder Provinz und jeder Stadt.*)

Ich finde doch, daß die Weisheit sehr aufdringlich sein kann, sagte Ludwig heftig und mit finsterm Angesicht, indem er die Tafel aufhob, und mit einer kurzen und hastigen Verbeugung von dem Kaiser zurücktrat.

Marie Antoinette wandte ihre Augen mit einem ängstlichen Ausdruck auf das Antlitz des Kaisers, um in seinen Mienen zu lesen, welchen Eindruck die barschen Worte des Königs auf ihn gemacht hätten. Aber Joseph's Gesicht war heiter und klar, und mit vollkommener Unbefangenheit wandte er sich jetzt an den Grafen von Artois und begann mit diesem eine lebhafte Unterhaltung, denn der Prinz, welcher ein großer Freund der Malerei war, hatte heute zum ersten Mal mit Erstaunen von den Schätzen vernommen, welche der König in seinen Magazinen besäße, und bat den Kaiser jetzt um nähere Auskunft über dieselben.**)

---

*) Des Kaisers eigene Worte. Campan. I. 79.

**) Diese Unterredung des Grafen von Artois mit Kaiser Joseph trug ihre guten Früchte. Schon wenige Wochen nach der Abreise des Kaisers legte der Graf von Artois dem König einen Plan vor zu dem Bau eines neuen Museums, in welchem die Gemälde aufgestellt werden sollten, und der Bau dieses Museums ward sofort begonnen.

Die Königin kehrte in ihre Gemächer zurück, innerlich froh, dieses Diner en famille beendigt zu haben, ganz entschlossen, den König zu bitten, daß man dem guten, neugierigen Volke von Paris einmal wieder das Vergnügen vergönne, die königliche Familie speisen zu sehen, und also einige Male öffentlich wieder in den großen Sälen dinire.

Die Königin, wie gesagt, kehrte in ihre Gemächer zurück, und trat in ihr Kabinet, um dort mit Herrn von Augeard, ihrem Geheimsecretair und Trésorier zu arbeiten, wie dies täglich nach dem Diner zu geschehen pflegte. Marie Antoinette also arbeitete, das heißt, sie nahm vor ihrem Schreibtische Platz, und unterzeichnete eines nach dem andern die Papiere, welche Herr von Augeard ihr darreichte, und unterhielt sich dabei, während sie unterzeichnete, ganz unbefangen und heiter mit diesem Herrn.

Auf einmal öffnete sich die Thür ihres Kabinets und der Kaiser trat ein. Die Königin wollte aufstehen und ihm entgegen gehen, aber Joseph eilte zu ihr hin und drückte sie mit liebevoller Gewalt wieder in ihren Fauteuil nieder.

Bleiben Sie, ich beschwöre Sie, meine Schwester, sagte er, bleiben Sie. Gönnen Sie mir doch den reizenden Anblick, Sie arbeiten zu sehen, und vertreiben Sie mich nicht von hier, indem Sie mir zeigen, daß ich Sie störe. Wenn Sie Sich unterbrechen lassen durch meine Gegenwart, so muß ich sogleich fortgehen, und ich wollte Sie doch um die Gunst bitten, Sie heute in das Theater begleiten zu dürfen.

Nun denn, ich werde gehorchen, mein Bruder, ich werde weiter arbeiten, sagte die Königin lächelnd.

Und von mir gar keine Notiz nehmen, sondern ganz vergessen, daß ich mich hier befinde! Arbeiten Sie, und lassen Sie mich auf und niedergehen.

Er grüßte seine Schwester mit einem freundlichen Lächeln und die Arme in einander legend, ging er langsam in dem Kabinet auf und ab.

Marie Antoinette arbeitete weiter, das heißt, indem Sie ihre Unterhaltung mit Herrn von Augeard fortsetzte, unterzeichnete sie die Papiere, welche er ihr vorlegte, und alsdann wieder in seinem Portefeuille aufbewahrte.

Der Kaiser hatte auf- und abwandelnd eine Zeitlang dieser „Arbeit“

zugeschaut, und allmälig hatte seine Stirn sich bewölkt, und sein vorher so heiteres Antlitz eine ernste und zürnende Miene angenommen. Jetzt, als die Königin wieder unterzeichnete, blieb Joseph neben ihrem Schreibtisch stehen.

Meine Schwester, sagte er, seit einer Viertelstunde sehe ich Sie Papiere unterschreiben, ohne dieselben nur anzusehen, ja, sie nur eines Blickes zu würdigen, und ich gestehe Ihnen, daß ich wahrhaft erschrocken bin darüber.

Und weshalb sind Sie erschrocken, mein Bruder? fragte Marie Antoinette.

Weil es gewissenlos uud pflichtwidrig gehandelt heißt, seinen Namen unter Papiere zu setzen, deren Inhalt man nicht zuvor geprüft hat, weil es sehr wenig Interesse und sehr wenig Sachkenntniß verräth, wenn man sich so sehr auf seine Diener verläßt, daß man nur eigentlich die ausübende Hand ihres Willens wird. Sie sollten das wohl bedenken, meine Schwester, und erst nach reiflicher Ueberlegung und nicht so gedankenlos und mechanisch Ihre Unterschrift geben. Nichts ist gefährlicher für einen Fürsten, als wenn er leichtsinnig und ohne zu prüfen seine Unterschrift giebt.*)

Marie Antoinette erröthete tief und ihre Stirn legte sich in Falten. Sie fühlte sich gedemüthigt und beschämt von der rücksichtslosen Weise, in welcher Joseph ihr in Gegenwart ihres Untergebenen eine so herbe Lehre ertheilte, und der Zorn gab ihr den Muth, diese sofort zu erwidern. Mein Bruder, sagte sie gereizt, ich bewundere in der That, mit welcher Aufrichtigkeit und Leichtigkeit Sie Andern gute Lehren ertheilen, und Ihre herrlichen Principien entwickeln. Aber es will mir scheinen, als ob man auch die richtigsten Principien falsch anwendeu könne, und ich fürchte, das ist zuweilen bei Ihnen der Fall. Mein Geheimsecretair, Herr von Augeard, welcher mein volles Vertrauen verdient, präsentirte mir in diesem Augenblick nur die Ordonnanzen für die Zahlungen des Trimesters der Ausgaben für mein Haus, und diese Ordonnanzen sind vorher von der Rechenkammer geprüft; Sie sehen also, daß ich durchaus nicht riskirte, unbedachtsamer Weise meine Unterschrift zu geben!

---

*) Des Kaisers eigene Worte.

Und ich sehe ferner, daß Sie der Ansicht Ihres Gemahls sind, sagte Joseph mit einem sanften Lächeln, indem er der Königin seine Hand darreichte, ich sehe, daß Sie gleich ihm der Meinung sind, daß die Weisheit sehr lästig und aufdringlich sein kann. Vergeben Sie mir meine allzugroße Aufrichtigkeit, meine Schwester, und lassen Sie uns gute Freunde sein, denn ich glaube, daß Sie der Freunde hier sehr bedürfen!

Die Königin winkte Herrn von Augeard seine Entlassung zu, und als dieser sich zurückgezogen hatte, erhob sie sich, und trat dicht zu dem Kaiser hin.

Sie sehen es also auch, daß ich von Feinden umgeben bin? flüsterte sie.

Ich sehe es und fürchte für Sie, Antoinette, Ihre Feinde sind mächtig, und Sie, Sie sind ein wenig unbedacht.

Aber was ist es denn, das man mir zum Vorwurfe macht? fragte die Königin schmerzlich. Was habe ich gethan, daß Sie mich tadeln müssen?

Ich werde Ihnen das ein andermal und ausführlicher beantworten, sagte Joseph ernst. Noch bin ich es nicht im Stande. Ich sehe, daß es hier schwül ist, daß ein Gewitter in der Luft hängt, und bereit ist, Ihren Himmel zu umdüstern, aber ich weiß noch nicht, von welcher Seite es kommt, und ob der Haß Ihrer Feinde oder Ihr Jugendübermuth allein es heraufbeschworen hat. Sobald ich das ergründet habe, werde ich Sie um eine geheime Unterredung bitten, und nicht wahr, meine Schwester, Sie erlauben es mir, daß ich vor meiner Abreise einmal recht offenherzig und vertraulich mich mit Ihnen ausspreche, daß wir einmal wieder beisammen sind, nicht als Königin und Kaiser, sondern als zwei Geschwister, welche sich von ganzem Herzen lieben und Alles dazu thun möchten, um einander glücklich und zufrieden zu sehen. Wollen Sie mir ein solches Zusammensein gewähren, Antoinette?

Die Königin nickte ihm zu, und ihre großen Augen füllten sich mit Thränen. Sie lehnte ihr Haupt an des Kaisers Schulter und flüsterte: ach, mein Bruder, ich wollte, wir wären noch Kinder, und spielten im Garten zu Schönbrunn. Damals waren wir glücklich!

XVI.

Ein Besuch bei Jean Jacques Rousseau.

Vor einem kleinen niedrigen Hause im Dorfe Montmorency, unweit Paris hielt ein Fiacre an, ein großer, schlanker Herr, in einfacher, schlichter Kleidung, sprang heraus, und näherte sich der Thür, in welcher eine Frau stand, die Arme auf die Hüften aufgestützt, und mit großen, trotzigen Augen den Fremden anstarrend.

Wohnt hier Herr Rousseau? fragte der Herr, indem er leicht mit seiner Hand seinen Hut berührte.

Ja, mein Mann wohnt hier, sagte die Frau verdrießlich.

Der Herr lächelte. Ah, Sie sind also Therese Levasseur, des großen Philosophen Lebensgefährtin? fragte er.

Das bin ich, und Gott weiß, daß es ein trauriges Leben ist, welches wir führen, rief Therese heftig.

Sie beklagen Sich, Madame, und sind die Gattin eines edlen, guten und berühmten Mannes?

Mein Herr, von der Berühmtheit kann man nicht leben, und daß Jean Jacques edel und gut ist, das ist gerade unser Unglück. Er giebt so lange er hat und vertraut den Menschen, bis sie ihm Alles gestohlen haben, das ist es, was wir von seiner Güte und seinem Edelmuth haben. Man kann dabei verhungern und zu Grunde gehen!

Der Fremde warf einen langen, traurigen Blick auf diese Frau, deren starke, rohe Züge, deren geröthete Wangen etwas unendlich Gemeines und Niedriges hatten.

Ich bitte Sie, mich zu Herrn Rousseau zu führen, sagte er in ziemlich gebieterischem Tone.

Ich werde das nicht thun, erwiederte Therese Levasseur trotzig. Leute, welche wie Sie, ohne Bediente und im Fiacre kommen, sollten wenigstens bescheiden bitten. Herr Rousseau ist nicht für Jedermann zu sprechen!

Ah, das sind ja seltsame Grundsätze, welche ich da vor der Thür des großen Philosophen vernehme, rief der Fremde lachend. Man sieht also auch hier nicht bloß auf den Menschen, sondern auf sein Kleid.

Ich bitte, haben Sie Nachsicht mit meinem Kleid und lassen Sie mich diese Schwelle überschreiten!

Erst sagen Sie mir, was Sie bei ihm wollen! Bringen Sie ihm vielleicht Noten, welche er abschreiben soll, oder irgend eine andere Arbeit, womit er Geld verdienen kann?

Ich komme einfach, um Herrn Rousseau zu besuchen, Madame.

Dann werde ich nicht eine solche Thörin sein, Sie zu ihm zu lassen, rief Therese mit einem spöttischen Lachen. Mein Mann ist kein wildes Thier, welches man als Merkwürdigkeit anstieren kann und wofür man wie im Jardin des plantes nicht einmal nöthig hat Entrée zu zahlen. Wenn wir jedem Neugierigen, welcher hierher kommt, um Jean Jacques zu sehen, Einlaß gewähren wollten, so würden wir bald verhungern müssen, denn mein Mann würde alsdann nichts mehr verdienen können und wir müssen doch von seiner Arbeit leben. Gott weiß, daß es nur eine kümmerliche und abscheuliche Art zu leben ist, welche wir von seiner Arbeit gewinnen, aber wir müssen's uns gefallen lassen und es wäre also närrisch, wenn wir uns nun noch die Arbeit durch müßiges Geschwätz verkümmern lassen sollten.

Der Herr senkte seine rechte Hand in die Tasche seines Kleides und als er sie wieder hervorzog, legte er sie schnell in die braune, schmutzige Hand Theresens.

Meine gute Madame, sagte er, ich bitte, lassen Sie mich mit Herrn Rousseau sprechen.

Therese warf einen schnellen Blick in ihre Hand, der gelbe Strahl des Goldstücks, welches der Herr in derselben zurückgelassen, warf einen hellen Widerschein auf ihr Angesicht.

Nun ja, ich will Ihnen erlauben, zu Jean zu gehen, sagte sie freundlich. Aber Sie müssen mir Eines versprechen!

Was denn?

Daß Sie ihm nichts verrathen wollen von Dem, was zwischen uns vorgefallen ist, weder, daß ich Sie nicht gleich zu ihm lassen wollte, noch auch dies hier! Er würde wieder den ganzen Tag mit mir maulen und grollen und ganz gewiß verlangen, daß ich Ihnen das Geld zurück gebe. Er ist ja ein so wunderlicher Narr, der lieber hungert, friert und arbeitet, als die Unterstützung seiner Freunde annimmt!

Sein Sie unbesorgt, ich werde Herrn Rousseau gar nicht sagen, daß ich das Glück gehabt, Sie zu sehen, Madame!

Dann, mein Herr, treten Sie in's Haus ein und gehen Sie die Treppe hinauf, nur hüten Sie sich zu fallen, oder mit den Stufen einzubrechen, denn die Treppe ist alt und halb verfault. Oben geradezu an der Thür klopfen Sie nur an, da drin ist mein Mann! Während Sie mit ihm plaudern, werde ich schnell hinlaufen und für Ihr Geld einige Sachen für Jean kaufen, welche er dringend braucht. Glauben Sie nur, es that Noth, daß ein großmüthiger Freund, wie Sie, gerade heute kam, und ich will sogleich gehen und für meinen Mann ein Paar Schuhe und ein Halstuch kaufen! Leben Sie wohl und nur immer die Treppe hinauf.

Sie nickte freundlich und trat eilig aus dem Hause. Mit hastigen Schritten ging sie die Straße hinunter, still vor sich hin murmelnd: Werd' nicht solche Närrin sein, ihm Schuhe und Tücher zu kaufen. Wenn er Sachen gebraucht, mag er mehr verdienen, dann kann er sich etwas kaufen. Dies Geld hier ist mein und ich werd' mir dafür sogleich das seidene Tuch kaufen, das ich mir schon so lange gewünscht habe, und wenn ich dann noch einige Francs zu einer Flasche Wein und ein paar Fischen erobern kann, desto besser für mich.

Während Therese Levasseur rüstig die Straße hinab eilte, war der Fremde in das Haus eingetreten, und die unter seinen Tritten wankende, dunkle und unsaubere Treppe hinaufschreitend, klopfte er an die niedrige Thür, welche sich der Treppe gegenüber befand.

Eine sanfte Stimme rief von innen: Herein! und der Fremde öffnete die Thür. — Das Gemach, in welches er jetzt eintrat, war klein, düster und unsauber, wie das ganze Haus. Einige wenige Stühle mit Strohgeflecht, und ein großer, einfacher Holztisch waren das einzige Ameublement desselben. An den Wänden hingen eins über dem andern kleine und große Vogelbauer, in denen die verschiedenartigsten Vögel auf- und niederflatterten, und ihr lustiges und melodisches Gezwitscher zu einem harmonischen Chor vereinigten. Vor den dunklen, trüben Fenstern, an welche außen ein großer Wallnußbaum seine frischen und duftigen Blätter anlehnte, standen große mit Wasser angefüllte Glaskugeln, in denen allerlei Gewürm und Fische sich bewegten, andere mit grünem

Blätterwerk versehene Schaalen, oben mit Papier geschlossen, das vielfach durchstochen war.

Der Fremde hatte mit einem schnellen, forschenden Blick das Zimmer beschaut, und ließ seine Augen jetzt auf der Gestalt verweilen, welche da drüben vor dem großen, mit Papieren und Schreibgeräth bedeckten Tische saß. — Dies war ein Mann in einem einfachen, grauen Rock von grobem Tuche, wie es die Arbeiter und die Bauern vielleicht an Sonntagen zu tragen pflegten; der Kragen seines Hemdes, von grober Leinwand, das auf der Brust zwischen einer einfachen Weste sichtbar ward, war über ein buntes Baumwollentuch zurückgeschlagen, welches vorn am Halse zu einem leichten Knoten geschürzt war. — Das Antlitz dieses Mannes war bleich, traurig und erschöpft, und die Falten und Runzeln desselben, wie das graue Haar, das in wenigen leichten Streifen seinen Scheitel umgab, ließ erkennen, daß er schon mehr als sechszig Jahre viel von der Last, und wenig von dem Genusse des Lebens erfahren hatte. Nur aus seinen großen Augen und einem dunkeln Grau, strahlten noch das Feuer der Jugend und der Schwärmerei, und das sanfte, milde Lächeln, das seine schmalen Lippen umspielte, zeugte von seiner Herzensgüte und Geduld. Er schien so eben mit Schreiben beschäftigt gewesen zu sein, denn seine Hand ruhte noch auf dem Papier, das da vor ihm lag, und seine Finger hielten noch die Feder über dem Papier, von welchem er nur seine Augen emporgehoben hatte, um den eintretenden Fremden anzuschauen.

Verzeihen Sie, mein Herr, sagte dieser, daß ich so unangemeldet hier einzutreten wage. Indeß ich fand Niemand zu Hause, der mich hätte melden können.

Das geht sehr natürlich zu, mein Herr, erwiederte der Andere mit einem Lächeln. Wir sind zu arm, um uns eine Dienerin zu halten, und meine gute Therese ist vielleicht ausgegangen, etwas einzuholen. Womit kann ich Ihnen dienen?

Ich kam nur, um Jean Jacques Rousseau, den Dichter, den Philosophen und den Weltweisen zu begrüßen.

Jean Jacques Rousseau bin ich, aber ich fürchte, alle ihre Epitheta sind falsch. Das Leben ist so rauh mit mir umgegangen, daß es den Dichter, der ich vielleicht einst war, in einen alten, mürrischen, entnüch-

terten Mann umgewandelt hat. Die Menschen haben mich so vielfach betrogen und getäuscht, daß ich vor ihnen geflohen bin; aber an den Schmerzen und dem Kummer, den mir diese Schlechtigkeit der Menschen bereitet, erkenne ich nur zu deutlich, daß ich weder ein Philosoph noch ein Weltweiser bin.

Und das sagt Jean Jacques, der große Menschenfreund, welcher behauptet hat, daß die Menschen von Natur gut sind?

Ich habe das gesagt, und ich sage es noch, rief Rousseau mit einem begeisterten Ausdruck. Ja, der Mensch ist von Natur gut, er ist die höchste Blüthe der Schöpfung, und ein Duft von Schönheit, Poesie und Unschuld strömt aus seiner Seele, wenn er zuerst seine Augen öffnet. Aber die Welt, mein Herr, die Welt ist nicht gut und edel, zwei Teufel schleichen durch dieselbe hin, das sind der Eigennutz und die Lüge. Diese beiden vergiften die guten Menschen, und machen sie zu bösen, hartherzigen, gefühllosen Geschöpfen, welche immer nur ihren Vortheil und den Nachtheil der Andern zum Zweck haben. Oh, wer im Stande wäre, diese beiden Teufel aus der Welt zu verbannen, der würde in Wahrheit der zweite Erlöser der Menschen sein!

Aber ich fürchte, diese beiden Teufel waren in der Welt, so lange sie besteht.

Sie waren nicht im Paradiese, rief Rousseau lebhaft. Und was ist denn unter dem Paradies anders gemeint, als der selige Urzustand der Menschen, wo sie im sanften Einklange mit der Natur an den Brüsten ihrer Mutter Erde lagen und von ihr Nahrung, Gesundheit und Frieden empfingen. Das Paradies ist die Zeit der Unschuld, wo die Erde noch keine einzelnen Herren hatte, sondern Gottes war, wo die Menschen noch gar keinen Besitz kannten und daher Besitzer der ganzen Erde waren. Seit der Besitz unter die Menschen gekommen, und sie zertheilt und zerklüftet hat in Stände und Kasten, ist auch das Unglück auf die Welt gekommen, und nur, wenn die Menschen den Besitz aufgeben, und wieder zurückkehren zur Natur, werden sie auch das Paradies wiederfinden.

Sie können es aber nicht, rief der Fremde lebhaft, sie haben einmal gekostet vom Baume der Erkenntniß, und sind auf immer aus dem Paradiese verbannt!

Wehe mir, und wehe uns allen, wenn Sie Recht haben, mein Herr,

sagte Rousseau seufzend, denn alsdann ist die Welt ein elendes Jammerthal, und wenn man wirklich weise wäre, sollte man eilen, sie zu verlassen! Aber verzeihen Sie, mein Herr, ich habe im Eifer des Gesprächs sogar vergessen, Ihnen einen Stuhl anzubieten, und Sie stehen noch immer, während ich sitze.

Er entlastete, hastig aufstehend, einen Strohstuhl, der neben dem seinen stand, von allerlei Büchern und Papieren, und lud den Fremden mit einem Winke seiner Hand ein, neben ihm Platz zu nehmen.

Sie waren mit Schreiben beschäftigt? fragte der Fremde, indem er sich setzte. Ohne Zweifel darf die Welt bald wieder hoffen, ein neues Werk des großen Jean Jacques zu erhalten?

Die Welt darf nichts mehr von mir hoffen, sagte Rousseau traurig. Ich bin erschöpft, alt und unglücklich, ich schreibe nicht mehr.

Aber Sie schrieben ja so eben!

Ja, aber ich schrieb keine Gedanken nieder! Ich schrieb nur Noten ab, und Gott weiß, daß in diesen Noten oft sehr wenig Gedanken sind!

Wie, rief der Fremde lebhaft, Sie schreiben Noten ab?

Ja, um davon zu leben, mein Herr. Es verlohnt sich wirklich nicht der Mühe, etwas Besseres und Edleres thun zu wollen, und den Menschen, welche einander nicht einmal die Früchte auf den Bäumen gönnen, die Gott hat wachsen lassen, diesen Menschen die Früchte unseres Geistes, welche der Gedanke hat wachsen lassen, darzubringen. Ich habe viele Bücher geschrieben, ich habe den Franzosen lange Gelegenheit gegeben, zu denken, aber es war umsonst, sie dachten nicht! Jetzt gebe ich ihnen Gelegenheit zu singen, und sie singen!*)

Aber es will mich bedünken, als ob die Franzosen zuweilen eine ziemlich rauhe unmelodische Musik machten, rief der Fremde lebhaft, als ob ihnen die rechte und wahre Harmonie verloren gegangen wäre, und eine große, ungeheure Dissonanz bald unsere Ohren zerreißen sollte. Sie, welcher zugleich ein großer Musiker, und ein großer Philosoph sind, Sie werden mir sagen können, ob ich irre, oder ob meine Befürchtungen Wahrheit sind!

Nein, Sie irren nicht, mein Herr, sagte Rousseau leise, diese Dissonanz ist da, sie durchklingt schon die Luft von ganz Frankreich, und

*) Rousseau's eigene Worte. S. Ramshorn, S. 140.

eines Tages wird sie sich auflösen zu einem fürchterlichen Accord und sich zu einem Liede gestalten, welches die Armen und Geächteten, die Verstoßenen und von der Noth des Daseins Gebrandmarkten, welches alle Diejenigen singen werden, die jetzt in dem Schmutz ihrer Lumpen und dem Staub ihrer Niedrigkeit außerhalb der Schranken der Gesellschaft stehen, die keinem Stande angehören, und keine Rechte haben. Mit diesem Liede des Hasses und der Rache werden sie eines Tages kommen, ihre Rechte des Menschen einzufordern, und wehe dann Denen, welche sie ihnen bisher verweigert hatten. Sie werden eine fürchterliche Rache an ihnen nehmen!

Und wer sind Diejenigen, welche dem Menschen die Rechte des Menschen verweigern können? fragte der Fremde hastig.

Es sind die Bevorzugten und Besitzenden, sagte Rousseau feierlich, es sind die Stände, welche Diejenigen hinausweisen, die zu arm sind, die Abgaben zu zahlen, welche vermeinen, daß das Volk, welches auf der Straße wohnt, von der Arbeit seiner Hände lebt, von dem Schweiße jedes Tages jeden Tag fristet, daß dieses Volk keinem Stand angehöre, und daher keine Rechte, sondern nur Pflichten habe. Es sind die Priester und die Aristokraten, welche den Sturm heraufbeschwören, der eines Tages ausbrechen wird, und an ihrer Spitze steht der König!

Der König? fragte der Fremde erstaunt. Was verschuldet der König? Was hat er Uebles gethan?

Er hat das Ueble gethan, daß er geboren worden ist als der Sohn seiner Väter, als der Enkel Ludwig des Funfzehnten, dessen böses Beispiel die französische Nation demoralisirt hat, dessen schmachvolles Leben auf der Stirn des französischen Volkes als ein dunkler Fleck steht, den es eines Tages mit Blut von seiner Stirn wegwischen wird!

Das ist ein fürchterliches Wort, mein Herr! Sind Sie ein Prophet, welcher in die Zukunft zu schauen vermag?

Nicht in die Zukunft, sondern in die Vergangenheit, und aus dieser prophezeihe ich die Zukunft, wie die Auguren es thaten aus dem Fluge der Vögel, und die Zeichendeuter aus allerlei Zeichen und Andeutungen, die ihr Auge zu verstehen wußte.

Haben auch Sie solche Zeichen und Andeutungen beobachtet? fragte der Fremde leise und fast ängstlich.

Rousseau wiegte leise sinnend sein Haupt. Ich habe sie gesehen, sagte er, und Jedermann, der nicht blind ist, oder sein Auge nicht absichtlich schließen will, muß sie sehen. Das Schicksal hat das Leben dieses unglücklichen Königs gezeichnet, und wieder und immer wieder hat es auf ihn mit drohendem Finger hingezeigt. Aber Niemand hat auf diese Warnung geachtet, damit das Wort des großen Griechen sich erfülle, das geheimnißvoll fürchterliche Wort: „Diejenigen, welche die Götter verderben wollen, strafen sie zuerst mit Blindheit, auf daß sie den Abgrund nicht bemerken, vor welchen sie stehen!"

Ich beschwöre Sie, öffnen Sie meine Augen, lassen Sie mich ihn sehen! rief der Fremde dringend. Was sind das für Zeichen, von welchen Sie reden? Was für böse Omen, die Bezug haben auf König Ludwig, haben Sie bemerkt?

Nicht ich allein, Jedermann kennt diese bösen Omen, mein Herr! Sollten Sie allein nicht von Ihnen gehört haben? Wissen Sie nicht, was Alles sich zutrug schon bei der Geburt Ludwigs des Sechszehnten?

Nein, ich weiß nichts davon, und ich bitte Sie, sagen Sie es mir!

Es ist wenig in den Augen der Kurzsichtigen, viel in den Augen der Sehenden! Dieser König ward nicht geboren, wie die Könige, seine Vorgänger, es waren, und darum fürchte ich fast, er wird nicht sterben, wie sie. Sonst versammelt sich die königliche Familie in dem Zimmer der königlichen Prinzessin, welche der Natur ihren Tribut abtragen und der Welt ihre heiligste Pflicht erfüllen wird, indem sie ihr einen Bürger gebiert. Sonst werden die Kinder der Prinzessinnen geboren unter dem Segensruf der Könige, und das Haus Frankreich umsteht seine Wiege und giebt ihm die ersten Grüße. Die Dauphine aber war ganz allein in Versailles, als ihre Niederkunft sie überraschte, Niemand von der königlichen Familie war neben ihr; von Fremden umgeben gebar sie den Sohn, und Fremde nahmen ihn in ihre Arme. Man sandte einen Courier ab, um die Geburt des Prinzen in Paris zu verkünden; vor der Barrière von Paris stürzte er mit seinem Pferde und starb auf der Stelle, und seine Botschaft verhauchte auf den Lippen eines Sterbenden. — Der Abbé von Saujon sollte dem Neugebornen die gebräuchliche Nothtaufe geben; im Begriff sich nach der Kapelle zu begeben, sank er auf der großen Treppe von Versailles nieder, von einem Schlagfluß ge-

troffen, der seinen Arm und seine Zunge lähmte.*) — Der Leibarzt des Dauphins hatte für den neugebornen Prinzen drei Ammen von Hunderten als die gesundesten, kräftigsten und jüngsten ausgewählt. Aber zwei von ihnen starben, nachdem sie den Prinzen kaum acht Tage an ihren Brüsten genährt, und seine dritte Amme, die Madame Guillotin, ward nach sechs Wochen von den Pocken hinweggerafft. Selbst der leichtsinnige König Ludwig erschrak vor diesen bösen Anzeichen, und als man ihm den Tod der dritten Amme meldete, rief er: das sind sehr schlimme Vorbedeutungen! Und ich weiß nicht, weshalb ich dem Prinzen eigentlich den Titel eines Herzogs von Berry gegeben habe? Das ist ein Name, welcher Unglück bringt!**) — Sie sehen wohl, mein Herr, der Tod betrachtete den Prinzen immer noch als sein Eigenthum, das Unglück schwebte über ihm, und es erfaßte mit seinen blutigen Krallen Diejenigen, welche den einstigen König umgaben!

Aber das Leben und das Glück, welche mit dem Tod und dem Unglück einen so erbitterten Kampf über dem Haupte des Prinzen geführt, haben doch, wie es scheint, den Sieg davon getragen, rief der Fremde. Der kleine Herzog von Berry hat längst diesen unheilvollen Namen abgelegt, er nennt sich jetzt König und trägt auf seinem Haupte die Krone Frankreichs!

Wissen Sie, was er sagte, als er die Krone zum ersten Mal auf sein Haupt setzte? fragte Rousseau sinnend.

Nein, erzählen Sie es mir!

Es war zu Rheims am Tage seiner Krönung. Ludwig stand inmitten des hohen Chors der Cathedrale und der Erzbischof von Rheims hatte soeben die Krone auf des Königs Haupt gesetzt. Der König legte seine Hand an die Krone und sagte: „Sie thut mir weh!“ — Nur einmal hatte ein König von Frankreich in diesem feierlichen Moment ein solches Wort gesprochen, und dieser König war Heinrich der Dritte gewesen, welcher auch bei der Krönung die Hand an seine Krone legte und sagte: „Sie sticht mich!***) — Die dem König Ludwig nahestehen-

*) Mémoires de Madame Créqui. Vol. III. 179.

**) Créqui. III. 180.

***) Heinrich III. ward bekanntlich ermordet.

den Personen wurden frappirt von der Aehnlichkeit dieser beiden Ausrufe, und selbst der Cardinal von Rheims erbleichte und schaute mit einem Blicke voll Trauer und Entsetzen auf den König hin.*)

Seltsam, flüsterte der Fremde. Ein Schauder, den ich mir selber nicht erklären kann, erfaßt mich bei dem, was Sie da sagen, und doch muß ich mir gestehen, daß dieses Alles thöricht und müßig ist.

Junger Mann, sagte Rousseau ernst, thöricht ist es nur, die wunderbaren Zusammenhänge zwischen den Schicksalen der Menschen und den kleinen Ereignissen, welche sie andeuten, leugnen zu wollen. Die Geheimnisse der Welten sind unergründlich, und wehe Denen, welche nur glauben, was sie begreifen. Auch über den Schicksalen der Menschen schweben Geheimnisse, und vielleicht, wenn wir diese enträthseln könnten, würden wir unser Schicksal lenken können. Es hat seine Phasen und seine Verpuppungen, und wenn wir sie kennten, würden wir daraus auf die Weiterbildung schließen und unsere Vorkehrungen treffen können. Man soll also die Zeichen, welche uns gegeben werden, und sich an große Begebenheiten in dem Leben der Menschen knüpfen, nicht gering achten, sondern ihnen nachspüren, um zu erforschen, worauf sie hindeuten.

Giebt es noch mehr solcher Zeichen im Leben des Königs?

Wollen Sie dieselben noch weiter verfolgen, so denken Sie doch an all' das, was sich zutrug bei der Vermählung des Dauphins mit der Erzherzogin von Oesterreich. An der Grenze von Frankreich betrat Marie Antoinette, nachdem sie ihre deutschen Begleiterinnen entlassen hatte, das Zelt, in welchem sie, der Etiquette gemäß, ihre Kleider wechseln und in Frankreich gewebte Stoffe anlegen sollte. Die Wände dieses Zeltes waren mit den kostbarsten Gobelins verhangen, aber die Gobelins stellten alle Scenen voll Blut und Greuel vor und man sah da das Massacre der unschuldigen bethlehemitischen Kinder, die Niedermachung der Maccabäer in furchtbar lebendigen Gruppen dargestellt. Marie Antoinette bemerkte es; sie sprach kein Wort, aber ihre Wangen erbleichten und ihre Hand erhebend, deutete sie mit Thränen in den Augen auf diese Bilder hin.**)

*) Campan. I. 115.

**) Créqui. IV. 104.

An demselben Abend und unter demselben Zelt starben zwei von den Frauen, welche bei der Toilette der Dauphine beschäftigt gewesen. Freilich sagte man, sie seien am Genuß von Champignons gestorben, aber sie starben doch! — Und nun denken Sie an den furchtbaren Sturm, welcher in der Hochzeitsnacht des Dauphins in Versailles wüthete und Bäume entwurzelte und brach, die den Stürmen von Jahrhunderten getrotzt hatten; denken Sie an das Gewitter, das mit seinen rollenden Donnern das Schloß von Versailles in seinen Grundvesten erbeben machte, und endlich denken Sie an das fürchterliche Unglück, welches den Einzug der Dauphine in Paris begleitete, und Hunderten von Menschen das Leben kostete, und dann sagen Sie mir, ob es nicht erlaubt ist, an Vorzeichen zu glauben?

Und wenn man auch daran glaubte, was nützen uns diese Vorzeichen? Was können sie verhindern? Sie haben meine ganze Seele mit Furcht und Schrecken erfüllt, durch das, was Sie mir mittheilten, aber wozu nützt es, was wird dadurch erreicht, wenn wir die Zeichen kennen, aber die Anwendung nicht verstehen?

Wozu es nützt, daß ich Ihnen das Alles sagte? fragte Rousseau, indem er mit einem sanften Lächeln in das bewegte Antlitz des Fragenden schauete. Es nützt dazu, daß Kaiser Joseph, der Mann mit dem warmen Herzen und dem hellen Verstand, hingehen kann, um seinen Schwager und seine Schwester zu warnen, um ihnen zu sagen, was ihnen Noth thut, um sie aufmerksam zu machen, daß sie am Rande eines Abgrundes stehen, und in ihm versinken werden, wenn sie die drohenden Zeichen nicht verstehen wollen, die das Schicksal mit schwarzem Finger über ihrem Haupte in die Luft malt. Thun Sie das, Sire, gehen Sie zu Ihrer Schwester, und warnen Sie dieselbe!

Wie! rief Joseph erstaunt, Sie haben mich erkannt?

Wenn ich das nicht gethan hätte, sagte Rousseau lächelnd, würde ich dann so ausführlich und offen zu Ihnen gesprochen haben? Ich bin nicht immer so mittheilsam, und ich liebe die Menschen nicht mehr genug, um vor Fremden mein Herz aufzudecken, und sie meine Gedanken sehen zu lassen. Ich habe Sie in Paris gesehen, Sire, und ich habe Sie beobachtet im Theater, als das Publikum Ihnen huldigte. Ich habe auf Ihrer Stirn große Gedanken, und in Ihren Augen ein warmes,

edles Herz gelesen, und darum habe ich zu Ihnen gesprochen wie ein warmer, aufrichtiger Freund.

Und so lassen Sie mich jetzt auch zu Ihnen sprechen, sagte Joseph, dem Philosophen seine Hand darreichend. Gönnen Sie es mir, Ihnen nützlich sein zu können! Sie sind hier in einer Umgebung und einer Lage, die sich nicht für einen Dichter und Philosophen geziemt, welchen ganz Europa liebt und bewundert. Sie verlieren Ihre Zeit und Ihre Kräfte mit elenden Brod-Arbeiten, während Sie es der Menschheit schuldig wären, ihr ferner mit dem Licht und der Kraft Ihres Geistes zu nützen und zu dienen, wie Sie es sonst gethan. Gönnen Sie mir die Freude, Sie Ihren Studien, Ihren Phantasien und Dichtungen zurückzugeben, indem ich Ihre Existenz sichere, und Sie vor Noth und Mangel bewahre! Sagen Sie mir, nicht mir dem Kaiser, sondern mir dem Freunde, was kann ich für Sie thun?

Was Sie für mich thun können? fragte Rousseau leise. Nichts! Ich bin ein alter Mann mit geknickten Wünschen, mit vernichteten Hoffnungen, mit zerstörten Illusionen. Ich bedarf nichts mehr, als ein wenig Sonnenschein um meinen kahlen Scheitel zu wärmen, und ein Stück Brod, um meinen Hunger zu stillen. Das bedarf ich für mich und meine Frau, weiter nichts, und das muß ich mir mit meiner eigenen Arbeit und Kraft verdienen können, dafür darf ich Niemand auf der Welt dankbar und verpflichtet sein, denn ein Sonnenstrahl und ein Stück Brod zu haben, ist das natürliche Recht des Menschen, und es wäre zerschmetternd, wenn der Mensch auch das nicht einmal von sich selber haben könnte!

So kann ich also nichts für Sie thun, fragte der Kaiser schmerzlich. So wollen Sie mir also nicht die Freude gönnen, Ihnen —

Der Kaiser verstummte, denn draußen vernahm man jetzt eine laute, kreischende Stimme, welche sagte: warten Sie nur hier! Ich werd' sogleich hinauf gehen, und die Noten holen. Sie sind fertig und sie müssen fertig sein, denn wir brauchen das Geld! Zählen Sie es also nur immer da auf dem Tisch auf, während ich zu meinem Manne gehe, und Ihnen die Noten hole.

Mein Gott, murmelte Rousseau angstvoll und erschrocken, mein Gott, und ich bin noch nicht fertig! Und ich hatte Theresen so fest

versprochen, nicht eher aufzustehen von meinem Stuhl, als bis ich die Abschrift fertig hätte, denn sie braucht das Geld so nothwendig. Was soll ich ihr nun sagen? Womit mich entschuldigen? — Und indem Rousseau sich lebhaft dem Kaiser zuwandte, fuhr er fort: Sie fragten mich eben, was Sie für mich thun könnten, Sire? Nun, Sie können mir einen großen Gefallen erzeigen, mein Herr. Therese wird kommen! Ich höre schon ihren Schritt auf der Treppe. Wenn sie einen Fremden bei mir findet, während ich ihr versprochen hatte, Niemand zu empfangen, und meine Arbeit fertig zu machen, wird sie mit vollem Rechte sehr böse auf mich werden. Wenn sie aber erzürnt ist, pflegt die arme gute Therese sehr laut zu sprechen, und das greift meine schwachen Nerven an. Gehen Sie also, ich beschwöre Sie um diesen Dienst, gehen Sie!

Aber wenn ich da hinaus gehe, werde ich ihr doch ohne Zweifel begegnen, und außerdem, wenn sie mich auch nicht sieht, wird sie doch sehen, daß Ihre Arbeit nicht fertig ist?

Ich werde ihr sagen, daß ich mich ein wenig ausgeruht habe, daß ich mich matt fühlte, und dann wird sie mir schon eher vergeben, denn sie hat ein gutes und großmüthiges Herz. Nein, fuhr Rousseau erröthend fort, ich werde nicht lügen, ich werde ihr die Wahrheit sagen, aber ich will nicht, daß Sie dabei sind, es würde mich zu sehr beschämen, wenn Sie Zeuge wären wie ich gescholten werde. Sie kommt! Ich bitte Sie um den Liebesdienst, Sire, gehen Sie fort! Da hinaus, durch diese kleine Thür. Sie führt in meine Schlafkammer. Durch die entgegengesetzte Thür kommen Sie zur Treppe, und können ungefährdet hinabsteigen!

Und zitternd vor Aufregung drängte Rousseau den Kaiser nach der kleinen Thür hin, die er öffnete. Treten Sie ein, Sire, sie ist schon vor der Thür, flüsterte er.

Der Kaiser nickte ihm lächelnd einen Abschiedsgruß zu, und trat in die Kammer, deren Thür er hinter sich schloß.

Bald darauf vernahm man von der Straße her das Fortrollen des Wagens, in welchem der Kaiser von dannen fuhr, und von Rousseau's Studirstube her die laute, keifende Stimme der Therese Levasseur, welche dem Philosophen eine Scene machte, weil er mit seiner Abschrift nicht fertig geworden.

XVII.

Der Abschied.

Die sechs Wochen, welche der Kaiser für seinen Aufenthalt in Paris bestimmt hatte, waren zu Ende gegangen, und Joseph wollte jetzt auf einem Umwege durch Frankreich und die Schweiz seine Heimreise antreten. Paris hatte ihm nichts Neues mehr zu bieten, denn er hatte Alles gesehen, Alles studirt, und in rastlosem Eifer vom Morgen bis zum Abend thätig, hatte er alle Institute, alle Sammlungen, alle Fabriken und Kunstschätze mit Aufmerksamkeit betrachtet. Auch der Genuß und die Triumphe seines Pariser Aufenthaltes waren jetzt erschöpft. Ganz Paris hatte dem Kaiser gehuldigt, in den höchsten Gesellschaften, wie im Volk sprach man mit Enthusiasmus von dem Kaiser, erzählte man sich Züge von seiner Leutseligkeit, seinem Witz und seiner Geistesschärfe. Selbst die berühmten Fischweiber von Paris, die Damen der Halle, waren von dem allgemeinen Enthusiasmus mit fortgerissen worden, und hatten sich in feierlicher Procession zum Kaiser begeben, um ihre Huldigung darzubringen.*)

Nur am Hofe des Königs war die Verstimmung gegen den Kaiser mit

*) Mehr denn hundert Fischweiber in ihrem glänzendsten Putz begaben sich in das Hôtel Treville, angeführt von den Aeltesten von ihnen, der Madame Trigodin, um dem Kaiser einen Beweis ihrer Achtung zu geben. Joseph nahm ihren Besuch an, und Madame Trigodin richtete an ihn, im Namen ihrer Schwestern, und indem sie dem Kaiser einen riesengroßen Blumenstrauß überreichte, folgende Anrede: „Gnädigster Herr Kaiser! Nehmen Sie es nicht übel, wir wissen es wohl, daß Sie es sind, obwohl ihr Kammerdiener es verboten hat, daß wir es Ihnen sagen. Der König und die Königin und wir Alle sind recht froh Sie zu sehen. Ihre Schwester ist unsere Mutter, und Sie sind unser Vetter, und wir sind Ihre Dienerinnen. Das Volk ist sehr glücklich, daß Dero Kleider bezahlt, und wir sind sehr glücklich einen erhabenen Herrn zu sehen, der Gold und Silber ganze Hände voll verschenkt! Ade!" — Der Kaiser vertheilte in Erwiederung auf den schmeichelhaften Schluß der Anrede wirklich Hände voll Gold und Silber unter den Damen der Halle, welche alsdann wieder laut singend und jubelnd von dannen gingen, und die Luft von Paris mit dem Lobliede des großmüthigen Kaisers erfüllten. (Hübener, I. S. 151.)

jedem Tage düsterer geworden, und sein aufrichtiger Freimuth, sein oft scharfer und beißender Tadel über das, was er sah und hörte, seine Sarcasmen und sein Spott hatten ihm dort immer mehr die Herzen entfremdet. Der König verzieh es ihm nicht, daß er sich täglich von dem Kaiser beschämt fühlte, weil dieser besser mit den Einrichtungen, Instituten und Anstalten von Paris Bescheid wußte, wie Ludwig selber, und sich deshalb oft erlaubte, dem Könige Rath zu ertheilen. Die Königin verzieh es ihm nicht, daß der Kaiser nicht blos im stillen, vertraulichen Beisammensein, sondern sogar öffentlich vor dem Hofe die neuen von der Königin eingeführten Moden verspottete, und sie an die Einfachheit erinnerte, an welche sie als Erzherzogin in Wien gewöhnt worden; sie verzieh es ihm nicht, daß er über sie ein Bonmot gemacht, welches man sich lachend in allen Gesellschaften von Paris wiederholte. Die Königin liebte es sehr, Schminke aufzulegen, und der Kaiser quälte sie um dieser ihm verhaßten Mode willen mit beständigen Neckereien. Eines Tages, als sie in Begleitung des Kaisers in's Theater gehen wollte, hatte Marie Antoinette sich ungewöhnlich stark geschminkt. Der Kaiser lachte, als er die Königin, gefolgt von ihren Ehrendamen, auf sich zuschreiten sah, und auf eine der Damen ihres Gefolges hindeutend, welche noch stärker geschminkt war, sagte der Kaiser zu Marie Antoinette: „Noch ein wenig mehr Schminke, Madame, hier unter den Augen ist noch eine Stelle leer. Sie müssen noch ein bischen mehr Roth auflegen, damit Sie wie eine Furie, und wie diese Dame hier aussehen!"*)

Die Königin hatte ihm diesen beißenden Scherz nicht verziehen, sie fürchtete täglich in ähnlicher Weise von Joseph gekränkt zu werden und war daher gleich dem Könige, gleich den Prinzen und ihren Gemahlinnen froh, als dieser so sehnlich erhoffte und so froh begrüßte Besuch des Kaisers seinem Ende nahte. Aber dennoch, als die Stunde des Abschieds kam, als der Kaiser sie umarmte, um von ihr zu scheiden, überkam sie ein tiefes Schmerzgefühl, und mit aufrichtigen Thränen, nicht achtend der düstern Blicke des Königs und des spöttischen Lächelns des Grafen von Provence, warf sie sich an das Herz ihres Bruders und küßte ihn mit zärtlicher Schwesterliebe.

---

*) Campan. I. 180.

Der Kaiser zog Marie Antoinette sanft an sein Herz, und indem er das that, flüsterte er leise in ihr Ohr: Sie haben mir versprochen, mir vor meinem Scheiden eine geheime Zusammenkunft zu gewähren. Ich bitte Sie jetzt darum. Senden Sie Jemand zu mir, der mich in Ihr Asyl führt.

Die Königin blickte erstaunt zu ihm auf, und ihre Thränen versiegten. In mein Asyl? fragte sie leise. Wer sagt Ihnen davon?

Still, meine Schwester, sehen Sie denn nicht, daß Aller Augen auf uns ruhen, daß der König argwöhnisch wird? Wollen Sie mich dort empfangen?

Ich werde heute Abend Weber senden, um Sie abzuholen, flüsterte die Königin, indem sie sich aus den Armen des Kaisers emporrichtete und mit einem Lächeln zu dem Könige hinschritt.

Die Königin hielt Wort. Während alle Welt glaubte, daß der Kaiser schon abgereist sei, während die Equipagen und das Gefolge des Kaisers schon Paris verlassen hatten, begab sich der Kaiser, begleitet von Weber, dem treuen Kammerdiener der Königin, noch einmal nach den Tuilerien, um ein letztes, vertrauliches Abschiedswort mit seiner Schwester zu wechseln. Durch eine kleine Seitenpforte trat er in das Schloß ein, und schritt durch die Gänge und Corridore, immer Weber folgend, welcher in einiger Entfernung vor ihm herschritt, und ihm als Wegweiser diente. Ueber dunkle Corridore und enge, düstere Treppen stiegen sie eine Zeitlang empor, bis endlich Weber vor einer kleinen Thür still stand, die er mit einem Schlüssel, den er aus seiner Tasche zog, aufschloß. Dann, bevor er die Thür öffnete, klopfte er dreimal in die Hände, und als das Zeichen von innen erwiedert ward, wandte er sich mit einer ehrerbietigen Verneigung zu dem Kaiser hin.

Sie können eintreten, Herr Graf, flüsterte er leise. Die Königin erwartet Sie!

Joseph drückte die Thür auf und trat ein. Es war ein kleines, einfach meublirtes Gemach, in welchem er sich jetzt befand. Meubles von weißem Holze, mit buntem Zitz bezogen, standen umher, ein Schrank mit Büchern nahm die eine Wand ein, ihm gegenüber befand sich ein offenes Clavier mit einem aufgeschlagenen Notenbuch auf dem Pult, und in dem einzigen Fenster stand ein Tisch mit allerlei Papieren und Bildern bedeckt. Der Kaiser warf einen raschen, prüfenden Blick durch

dies Gemach, und da er Niemand in demselben fand, durchschritt er es hastig, und trat in das nächste Gemach ein.

In diesem Gemache befand sich die Königin. Aber nicht die Königin, wie Joseph sie sonst gesehen, nicht die Dame in dem ungeheuren Reifrock, über welchem die goldgestickten, langschleppigen Sammetgewänder niederrauschten, nicht die Königin der Mode, auf deren Haupt die phantastische Frisur Léonards sich erhob, und deren Wangen hochroth geschminkt waren, sondern eine junge Frau voll Jugend, Anmuth und Schönheit, angethan mit einem weiten, gestickten Faltenkleide von indischem Mousselin, das nur lose durch einen Gürtel von Lilaband zusammengefaßt war, ihr schönes Angesicht ungeschminkt, die Wangen nur angehaucht von einem zarten rosigen Schimmer, das schöne, ungepuderte Haar in langen, schweren Locken niederfallend über ihre Schultern und ihren Nacken.

Marie Antoinette schritt ihrem Bruder entgegen, und reichte ihm ihre beiden Hände dar. Ich wollte Sie genau so empfangen, wie ich hier zuweilen meine Freunde empfange, sagte sie mit einem traurigen Lächeln. Sie sollten mich sehen, so wie ich hier bin, hier in diesem Asyl, wo ich zuweilen vergessen darf, daß ich die Königin von Frankreich bin!

Sie dürfen das niemals vergessen, meine Schwester, sagte Joseph ernst, und um Sie daran noch einmal zu mahnen, bat ich Sie um diese Zusammenkunft.

Sie wollten mein Asyl sehen? fragte die Königin heftig. Man hatte Ihnen davon erzählt, nicht wahr? Man hatte mich auch bei Ihnen verläumdet, wie man mich bei dem Könige, bei dem Volke, bei aller Welt verläumdet! Oh, ich weiß es ja, man will mich verhaßt machen, und man erzählt sich, daß ich mir hier eine Art petite maison eingerichtet habe; man macht sogar unzüchtige Lieder darüber, welche man auf dem Pont-neuf singt, und welche den Grafen von Provence weinen machen vor Lachen!

Ja, meine Schwester, ich habe alle Anklagen gehört, welche man gegen Sie schleudert, und Sie haben Recht, ich kam hieher, um Ihr Asyl zu prüfen.

Nun, Sie sehen es jetzt, Joseph. Diese beiden Zimmer, das ist mein Asyl! Dort jene Thür führt in die Zimmer der Prinzessin von Lamballe, und niemals bin ich hier ohne sie.

Aber Sie sollen niemals hier sein, rief Joseph. Diese Zurückgezogenheit ziemt Ihnen nicht, und wehe Ihnen, wenn jemals ein Mann außer mir Sie in diesen Zimmern aufsuchen dürfte. Das würde heißen, den schlimmen Gerüchten, welche Ihre Feinde über Sie verbreiten, eine Bestätigung geben!

Mein Gott, rief die Königin mit dem Ausdrucke wahren Entsetzens, was sagt man denn von mir? Ich bitte, ich beschwöre Sie darum, mein Bruder, sagen Sie mir die Wahrheit!

Was würde es nützen, meine Schwester, Ihnen die albernen Mährchen, die elenden Anekdoten zu wiederholen, welche Ihre Feinde über Sie verbreiten? Nicht dazu kam ich hieher, sondern nur um Sie zu warnen, Antoinette! Es hängt ein Gewitter über dem Himmel Frankreichs, und wehe Ihnen, wenn es nicht vorüberzieht, denn es wird mit seinen Blitzen den König und Sie zerschmettern!

Ich fühle das, wie Sie, mein Bruder, und gerade deshalb, gerade um der Angst zu entfliehen, welche mich in den vergoldeten Sälen, und unter dem Prunk meines Königthums zuweilen erfaßt, fliehe ich hieher in mein Asyl, wo ich vergesse, daß ich die Königin bin, daß ich umgeben bin von einem Hof, den ich nicht liebe, und der mich haßt und verleumdet; wo ich vergesse, daß ich die Gemahlin bin eines Königs, der mich flieht gleich allen Uebrigen, und mir niemals ein Zeichen seines Vertrauens, seines innersten Verständnisses gegeben hat. Hier, mein Bruder, hier vergesse ich das Alles, hier lege ich den Prunk meines elenden Glückes ab, hier ruhe ich aus, und umgeben von einigen wenigen vertrauten Freunden, suche ich mir hier eine Stunde der Ruhe, des behaglichen Sichgehenlassens zu erhaschen!

Aber Sie dürfen das nicht, meine Schwester! Sie dürfen niemals vergessen, daß Sie Königin von Frankreich sind, und, verzeihen Sie es mir, Sie haben es zuweilen vergessen, Sie haben mit verwegener Hand einen Strich durch die Gesetze der Etiquette gezogen, welche die Königinnen von Frankreich seit Jahrhunderten ertragen haben!

Mein Gott, rief die Königin mit einem spöttischen Lachen, das wollen Sie mir zum Vorwurf machen, Sie, welcher die Etiquette stets mit Spott verfolgt, und sich ihr selber niemals unterwirft?

Ich darf das thun, denn ich bin ein Mann, und Vieles ist dem

Manne erlaubt, was man der Frau niemals verzeihen wird. Ein Mann darf wohl unter der Maske die öffentlichen Opernbälle besuchen, und wäre er immerhin ein König oder Kaiser. Aber eine Frau, eine Königin darf das nicht, und verzeihen Sie, Sie haben es gethan.

Ich that es mit Einwilligung des Königs, sagte sie rasch, und niemals war ich auf einem Opernball ohne meine Ehrendamen, und ohne die Prinzen!

Ein Mann, und sei er auch der größte Fürst, darf auch im Fiacre fahren, aber eine Königin nicht, und, meine Schwester, Sie haben auch das gethan!

Es war ein Zufall, mein Bruder! Ich wollte mit der Herzogin von Duras auf den Opernball fahren, unser Wagen brach, und Weber mußte uns einen Fiacre holen, damit wir weiter fahren konnten.*)

Ein Mann, ein König oder Kaiser, darf sich auch wohl im Uebermuthe der Jugend erlauben, solche leichtfertige und kindische Spiele, wie Colin-Maillard, und dies berüchtigte Descamptivados, dies verliebte Versteckspiel, mit seinem Hofe zu treiben, aber wenn eine Königin das thut, so vergiebt sie dadurch ihrer eigenen Würde und erlaubt ihrem Hofe eine Vertraulichkeit, die eines Tages in Mißachtung umschlagen kann. Und dennoch, meine Schwester, haben Sie diese Spiele gespielt, nicht einmal, sondern oft, haben Sie nicht bloß in Ihren Gemächern gespielt, sondern sogar in den Häusern Ihrer Freunde in später Abendzeit, während der König, Ihr Gemahl, längst schon zur Ruhe gegangen war.

Der König geht stets so früh zu Bett, sagte Marie Antoinette verlegen.

Und doch geht er Ihnen noch nicht früh genug zu Bett, wenn Sie zu einer Soirée bei irgend einem Ihrer Freunde gehen wollen. Eines Abends, als Sie mit Ihren Damen zum Herzoge von Duras gehen wollten, und nicht warten mochten, bis der König Sie wie gewöhnlich um elf Uhr verlassen hatte, haben Sie selbst geschickter Weise Ihre Pendule um eine halbe Stunde vorgerückt. Der König ließ sich täuschen, und im Wahne, die Stunde des Zubettgehens sei gekommen, verließ er Sie, und ging in seine Gemächer, wo er indeß Niemand fand, um ihn auszu-

*) Campan I. p. 195.

kleiden.*) Ganz Paris hat damals gelacht über diesen muthwilligen Streich der Königin. Können Sie ihn ableugnen, meine Schwester?

Ich verleugne niemals die Wahrheit, sagte Marie Antoinette stolz. Aber ich bin erstaunt, mein Bruder, mit welchem Behagen Sie den kleinsten und unschuldigsten Begebenheiten meines Privatlebens nachgespürt haben.

Eine Königin hat kein Privatleben, kein Kabinet, wo sie unbemerkt ist, keine Freundin, der sie vertrauen darf. Ihr Leben gehört der Oeffentlichkeit und dem Volk an, und wehe ihr, wenn sie auch nur über Einen Tag, oder Eine Stunde ihres Lebens einen verhüllenden Schleier decken möchte. Der erste beste Kammerdiener oder Lakay kann ihn wegziehen, kann über die Königin Gerüchte verbreiten, kann das Unschuldige zu einem Verbrechen stempeln!

Mein Gott, rief die Königin, Sie reden zu mir mit einer Feierlichkeit, mein Bruder, als wäre ich eine Angeklagte und stände hier vor meinem Richter!

Sie sind eine Angeklagte, meine arme Schwester! Die öffentliche Meinung klagt Sie an, und das ist oft noch schlimmer, als die Anklage vor Gericht! Von dieser kann man sich reinigen, und seine Unschuld beweisen, aber gegen jene giebt es keine Waffen; die öffentliche Meinung richtet ohne zu prüfen, und verdammt oft, ohne gerecht zu sein. Dies ist Ihr Fall, meine Schwester, und darum bin ich zu Ihnen gekommen, nicht, wie Sie sagen, als Ihr Richter, sondern als Ihr zärtlicher und treuer Freund, welcher zittert für Ihre Zukunft, für Ihren Frieden, als Ihr Bruder, welcher zu Ihnen sprechen darf im Namen unserer gemeinschaftlichen Mutter! Im Namen der edlen und hochherzigen Maria Theresia beschwöre ich Sie, meine Schwester, seien Sie vorsichtig und besonnen, geben Sie Ihren Feinden keine Gelegenheit, über Sie böse Gedanken zu verbreiten. Entwaffnen Sie die Verleumdung, welche im Dunkeln schleicht, indem Sie immer Sorge tragen, im vollen Lichte der Wahrheit dahin zu wandeln. Nehmen Sie die Last Ihrer Krone mit heiterer Stirn und einem stolzen Herzen auf sich, und wenn sie Ihnen zu schwer deucht, so denken Sie, daß Sie eine Königin sind,

---

*) Campan. I. 29.

nicht um glücklich zu sein, sondern um glücklich zu machen, um ein ganzes Volk, welches auf Sie hofft, welches Ihnen entgegen jauchzt, und jetzt noch nicht den Verleumdungen Ihrer Feinde glaubt, um ein Volk, welches Sie liebt, glücklich zu machen! Geben Sie diesem Volk Ihr Herz, Marie Antoinette, entsagen Sie allen egoistischen Wünschen, allem persönlichen Glück, und eines Tages, wenn Sie Ihre Feinde besiegt haben durch Ihre Tugend, wenn Sie glänzend und herrlich dastehen, gesegnet von einem glücklichen Volk, eines Tages wird die Königin Marie Antoinette alsdann gleich mir, gleich allen Fürsten sagen: Man kann glücklich sein auch ohne Glück!

Nein, mein Bruder, sagte die Königin sanft, und zwei große Thränen rollten über ihre Wangen nieder, nein, eine Frau kann nicht glücklich sein ohne Glück! Ihr Herz bedarf des Glückes, um glücklich machen zu können. Und mein Herz ist einsam, mein Bruder. Es sehnt sich nach Liebe, nach Verständniß, es möchte sich hingeben in Demuth und Gehorsam, hingeben an den Gemahl, den das Schicksal an meine Seite gestellt hat, und den ich liebe! Ja, mein Bruder, ich sage es Ihnen aus der Fülle meiner Seele, und ich sage es, ohne zu erröthen, ich liebe den König, mein Herz gehört ihm, obwohl er es verstoßen und verworfen hat. Ich schmachte nach seiner Gegenliebe, denn erst dann werde ich mich fühlen als Königin! Alles, was ich thue, und was Sie vielleicht mit Recht tadeln, alles dies geschieht ja nur, um mein armes krankes Herz zu betäuben. Ich stürze mich in Zerstreuung, ich suche mein Herz anzuklammern an eine Freundin, um mich nur täuschen zu können über meine trostlose Einsamkeit. O, glauben Sie mir, mein Bruder, Alles würde besser sein, Alles wäre gut, wenn mich der König lieben könnte!

Alsdann, Marie Antoinette, wird Alles gut werden, rief eine helle Stimme hinter ihr, und als die Königin mit einem lauten Schrei sich umwandte, sah sie da in der geöffneten Thür, welche zu den Zimmern der Prinzessin Lamballe führte, den König, ihren Gemahl.

Ich war da, und ich hörte Alles! sagte der König, indem er die Thür hinter sich zudrückte, und zu den Beiden hinschritt. Mit einem schönen und heitern Lächeln, wie er es ihm lange nicht gezeigt, reichte er dem Kaiser die Hand dar. Verzeihung, mein Bruder, daß ich wider

Ihren Willen hierher komme. Aber lassen Sie mich auch meinen Theil haben an dieser schönen Stunde! Da unten in unsern vergoldeten Sälen hat der König von Ihnen Abschied genommen, hier oben will Ihnen der Bruder den letzten Scheidekuß geben.

Der Bruder! sagte Joseph düster. Sie sagten, Sire, Sie hätten Alles gehört! Nun wohl, alsdann haben Sie auch gehört, wie meine Schwester Marie Antoinette klagt und trauert über ihre Einsamkeit und Verlassenheit. Wenn Sie meine Schwester nicht lieben und ihr kein Glück bereiten, so dürfen Sie sich nicht meinen Bruder nennen, denn sie allein ist das Band, welches uns Beide verbindet. O sehen Sie sie an, Sire, sehen Sie dieses schöne, unschuldige, junge Weib mit dem von Thränen bethaueten Angesicht. Was that sie Ihnen, daß Sie sie nicht lieben können? Sie ist reinen Herzens, und keine Schuld haftet an ihr. Ich sage Ihnen das, ich, welcher mit ängstlicher Genauigkeit, wie ein bezahlter Spion, ihrem Leben nachgespürt habe. Hätte ich sie schuldig gefunden, bei Gott, ich wäre der Erste gewesen, der sie angeklagt und verurtheilt hätte. Aber Marie Antoinette ist unschuldig, und was sie gefehlt hat in Leichtsinn, das haben Sie allein verschuldet, Sire. Ihre Pflicht war es, das unerfahrene junge Wesen, das Ihnen vertraute, zu leiten und sie zu warnen, wo es Noth that! Was hat Antoinette verschuldet, daß Sie sie von sich stoßen?

Fragen Sie lieber, mein Bruder, was ich verschuldet habe, daß man mich von ihr so fern hielt? fragte Ludwig sanft. Fragen Sie die Menschen, welche ewig mein Ohr vergifteten mit ihrem Argwohn und ihren Verleumdungen, was ich ihnen gethan habe, daß sie mich des einzigen Glückes berauben konnten, welches einen König für die Last und Qual seines Standes entschädigen kann, des Glückes, an seiner Seite eine Gattin zu haben, welche Eins ist mit ihm in Liebe und Treue! — Wollen wir in dieser Stunde des Verständnisses Niemand anklagen! Nur Eins sage ich Ihnen: man hatte es erspäht, daß Sie hier mit der Königin eine letzte Zusammenkunft haben wollten, und man sagte mir, daß der Kaiser von Oesterreich diese Zusammenkunft benutzen werde, um Marie Antoinette vergessen zu machen, daß sie Königin von Frankreich sei, und sie nur daran zu erinnern, daß sie die Tochter Maria Theresia's sei, und ihren Befehlen gehorchen müsse. Ich faßte einen raschen Entschluß, ich wollte

Zeuge sein Ihrer Unterredung, und ich danke es meinem Geschicke, daß ich es ward. Von heute an, Herr Graf, werde ich keinen Verleumdungen mehr glauben, und wie verschieden auch unsere Wege seien, und wie sehr sie auseinander gehen mögen, in meinem Herzen werde ich Ihnen immer angehören in treuester und vertrauensvollster Gesinnung!

Und immer werden Sie bei mir dieselbe treue Gesinnung finden, sagte Joseph ernst, vorausgesetzt, daß Sie meine Schwester glücklich machen!

Der König wandte sich mit einem sanften Lächeln zu Marie Antoinette hin, welche, ganz überwältigt von Rührung, auf einen Stuhl niedergesunken war und still weinte.

Ludwig schritt zu ihr hin, und ihre Hände, welche in ihrem Schooße ruhten, sanft ergreifend und sie an seine Lippen drückend, sagte er leise: Antoinette, Sie sagten, daß ich Sie nicht liebe! Sie haben also nicht in mein Herz geschaut, Sie haben nicht gesehen, daß ich Sie grenzenlos liebe, daß ich vor Ihnen zurückbebte, weil man mir gesagt, daß Sie — doch nein, wozu jetzt der Verleumdungen gedenken, welche uns einander fern gehalten, jetzt, wo Sie es wissen sollen, daß ich Sie unaussprechlich liebe, daß ich Sie ewig lieben werde! Antoinette, wollen Sie mein Herz annehmen! Wollen Sie mein Weib sein?

Er breitete ihr seine Arme entgegen, und schaute sie an mit einem strahlenden Liebesblick. Die Königin sah diesen Blick und mit einem Schrei des Entzückens sprang sie empor und warf sich an des Königs Brust. Er umschlang sie fest mit seinen beiden Armen, und zum ersten Male brannten seine Lippen in einem glühenden Kuß der Liebe auf den ihren. Meine Geliebte, mein Weib, flüsterte er ihr leise zu, Dich werde ich lieben, so lange ich lebe, und keine Gewalt der Erde soll Dich von meiner Seite trennen!

Marie Antoinette erwiederte nichts. Sie schlang nur ihre beiden Arme um des Königs Hals, und ihr Haupt an seine Brust legend, weinte sie vor seliger Lust. Der König neigte sich über sie und küßte ihr duftiges Haar, und auch in seinen Augen standen Thränen. Mit einem flehenden Blicke wandte er sich jetzt zu Joseph hin, der stumm und lächelnd ihnen zugeschaut hatte.

Mein Bruder, sagte der König sanft, denn nicht wahr, jetzt darf ich Sie so nennen? Mein Bruder, vor sieben Jahren haben die Priester

uns eingesegnet, aber die Politik hatte unsere Ehe geschlossen. Heute sind die sieben schlimmen Jahre vorüber, und die guten sollen beginnen. Heute vermählen wir uns zum zweiten Mal, und diesmal ist es die Liebe, welche unsere Ehe schließt. Geben Sie jetzt unserm Bunde Ihren Segen, mein Bruder, seien Sie der Priester, welcher ein glückliches Liebespaar vereinigt!

Der Kaiser trat zu ihnen hin, und sein Wesen war gehoben und feierlich. Mit edler Würde legte er seine beiden Hände auf die Häupter des Königs und der Königin. Ich segne Euch, mein Bruder, meine Schwester, sagte er mit vor Rührung zitternder Stimme, segne Euch zu dem Bunde der Liebe und der heiligen Ehe! Tragt mit einander die guten und die bösen Stunden! Liebt Euch, vertragt Euch, und vergebt Euch! Nichts darf Euch hinfort scheiden, als der Tod allein! Möge auch die Liebe nicht eher von Euch scheiden, als der Tod Euch scheidet. — Und dies sei mein Lebewohl! Bleibt so in dieser Umarmung! Laßt mich dies schöne Bild mitnehmen nach Deutschland, damit ich Maria Theresia sagen kann, daß ihre Tochter glücklich ist, damit ich mit diesem Bilde mich trösten kann, wenn ich selber nicht glücklich bin. Bleibt so! Lebt wohl! Der Graf von Falkenstein verläßt Frankreich, denn Deutschland bedarf seines Kaisers!



Inhalt des ersten Bandes.

Inhalt des zweiten Bandes.

Inhalt des dritten Bandes.

Inhalt des vierten Bandes.





